Digitized by Google

94699

R.G.

~A D 2898

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

Digitized by Google

[illegible]

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

[redacted]
Stack
MAY 19 1971

AP30
N46
n.f. v.1 pt.2
1787

[redacted] STACKS

Digitized by Google

Neue Litteratur

und

Völkerkunde,

Iter Jahrgang 2ter Band.

No. VII.

Julius, 1787.

Deſſau und Leipzig, bey G. J. Göſchen.

Digitized by Google

Die Cruſiußiſche Buchhandlung in Leipzig hat in der Oſtermeſſe 1787 folgende neue Bücher verlegt:

Annales litterarii Cura H. Ph. C. Henke. & P. J. Bruns 1787. Jan. Febr. Mart. April à 8 Gr. 1 Rthlr. 16 gr. Anthologie, kleine homeriſche, zum Nutzen der ſtudirenden Jugend herausgegeben, 8. 5 Gr. Beantwortungen der von der Erziehungsanſtalt zu Schnepfenthal aufgegebenen Preisfrage: Ob es recht ſey, die Erklärungen der Lehre Jeſu und ſeiner Apoſtel zu Glaubensartikeln zu machen? Herausgegeben, und mit einer Vorrede begleitet von C. G. Salzmann. 8. 1 Rthlr. Beyers, Joh. Rud. Gottl., Handbuch für Kinder und Kinderlehrer über den Katechismus Lutheri 7 und letztes Bändchen, 8. 10 Gr. Ebendaſſelbe in kleinerm Druck, 1 Band, welcher die erſten 3 Theile der größern Ausgabe enthält, 8. 18 Gr. Beyträge, wöchentliche, zur Beförderung ächter Gottſeligkeit, 16s Bändchen. 8. 6 Gr. Briefwechſel der Familie des Kinderfreundes 7r Theil, auf Schreibpapier mit Kupfern. 8. Pränumerationspreis. 20 Gr. — auf Druckpapier ohne Kupfer, 8. Pränumerationspreis. 12 Gr. Bröder, Chriſt. Gottl., praktiſche Grammatik der lateiniſchen Sprache, mit Anhang gr. 8. Pränumerationspreiß 16 Gr. Demachy's, des Herrn, Kunſt des Eſſigfabrikanten, mit einigen Anmerkungen des Herrn Struve's. Herausgegeben mit Bemerkungen und einem Anhange von D. Sam. Hahnemann. Mit einer Kupfertafel, gr. 8. 12 Gr. Fragmente, hiſtoriſch, philoſophiſche und ſtatiſtiſche, die öſterreichiſche Monarchie betreffend, 8. 16 Gr. Genlis, der Gräfin von, Abendſtunden auf dem Lande, oder moraliſche Erzählungen für die Jugend, 4r Theil, 8. 18 Gr. Gedichte eines Mädchens zur Unterhaltung für gute Menſchen von Wilhelmine B. 8. 8 Gr. Geſchichte der Römer zur Erklärung ihrer claſſiſchen Schriftſteller, 1r Theil mit einer Karte, 8. 1 Rthlr. Gmelin, J. Fr. Abhandlung über die Wurmtrokniß gr. 8 20 Gr. Göze, J. A. E., Verſuch einer Naturgeſchichte der Eingeweidewürmer thieriſcher Körper mit 44 Kupfern, gr. 4. 6 Rthlr. Grundlinien oder Reviſion der ganzen praktiſchen Arzneykunde zum Handbuch praktiſcher Aerzte und Wundärzte, 2 Theile, 8. 1 Rthlr. Hennike, M. Joh. Aug. Phil. von den Urſachen und einigen Folgen des jugendlichen Undanks in Abſicht auf ihre Erziehung, gr. 8. 2 Gr. Hofmanni, G. E. hiſtoria ſalicum iconibus illuſtrata Faſc. IV. Fol. maj. 1 Rthlr. 12 Gr. Kupfer zu Herrn Profeſſor Salzmanns Elementarwerk, 2s Heft. 3 Rthlr. Locke's, John, Abhandlung über die Erziehung der Jugend in den höheren Volksklaſſen, mit verſchiedenen Zuſätzen und Anmerkungen des deutſchen Herausgebers, 8. 1 Rthlr. 4 Gr. Magazin, deutſches gemeinnüzziges, 1ſter Jahrgang 1. Qu. 20 gr. Millots, des Herrn Abt, Univerſalhiſtorie alter, mittler und neuerer Zeiten. Aus dem Franzöſiſchen. Mit Zuſätzen und Berichtigungen von W. E. Chriſtiani, 9. Theil, gr. 8 Rthlr.

Digitized by Google

4 Gr. Monatsſchrift, philoſophiſche und litterariſche, für Menſchen in allen Ständen und Verhältniſſen zur Bildung des Verſtandes und Herzens, herausgegeben von J. F. Knüppeln und C. C. Nenke. 2 Bandes 1., 2., 3. Stück 8. geheft. à 6 Gr. Müller, M. Johann Auguſt, Verſuch einer vollſtändigeren Geſchichte der Churſächſiſchen Fürſten- und Landſchule zu Meißen, aus Urkunden und glaubwürdigen Nachrichten, 1. Band, gr. 8. 1 Rthlr. Mund, S. G. F, Von Unkraute. Eine Abhandlung, welche von der Königl. Preuß. Akademie der Wiſſenſchaften und ſchönen Künſte zu Berlin 1785. das Acceſſit erhalten, gr. 8. 6 Gr. la Navigazione oſſia diſcorſi filoſofico-fiſico-morali da Pietro Gaetani. 8. 10 Gr. Neuendorf, C. G. Rede bey der Jahresfeier der Hauptſchule in Deſſau gehalten, 8. 2 Gr. Reiſen der Salzmanniſchen Zöglinge 3. und 4. Bändchen, 8. Mit Kupfern. 1 Rthlr. 8 Gr. Romilli, des Herrn von, ehemaliger Prediger der franzöſiſchen Gemeinde zu London, Predigten über verſchiedene Gegenſtände der Religion und Sittenlehre. 1. Theil, aus dem Franzöſiſchen, gr. 8. 20 Gr. Rößigs, D. C. G., Sächſ. Staatskunde nach ihren erſten Grundſätzen, gr. 8. 1 Rthlr. Salzmann, über die wirkſamſten Mittel, Kindern Religion beyzubringen, neue verbeſſerte Auflage, gr. 8. 12 Gr. Deſſelben, Carl von Carlsberg, oder über das menſchliche Elend. 5. Theil, 8. 20 Gr. — Nachrichten für Kinder aus Schnepfenthal, mit K., 8. 18 Gr. Anhang zu den Salzmanniſchen Gottesverehrungen in vier Vorträgen der Jugend zu Schnepfenthal gehalten, 8. 3 Gr. Schmahlings Nachrichten aus dem Blumenreiche, 5tes Stück. gr. 8. 6 Gr. Schriften, das öſterreichiſche Militair betreffende. 3. Band: enthält das Stand- und Verpflegungs-Reglement der ganzen K. K. Armee gr. 8. 1 Rthlr. 4 Gr. Sintenis, C. F, Predigt bey Einführung der allgemeinen Beichte in Zerbſt, nebſt drey hernach gehaltenen öffentlichen Vorbereitungsreden, 8. 5 Gr. Streithorſt, Joh. Wern., pſychologiſche Vorleſungen in der litterariſchen Geſellſchaft zu Halberſtadt, 8 14 Gr. Trakimor oder das goldene Land, 1. Theil, 8. 1 Rthlr. 16 Gr. Villaume von dem Urſprung und den Abſichten des Uebels, 3ter Band, 8. 18 Gr. Wolke, Chr. Heinr. Beſchreibung der zum Baſedowiſchen Elementarwerk gehörigen und von Herrn Dan. Chodowiecki bis auf 18 gezeichneten hundert Kupfertafeln, enthaltend die Methoden, durch welche der Jugend auf eine leichte und angenehme Weiſe Kenntniſſe der Sachen und Sprachen zugleich können mitgetheilt werden, 2te Lieferung in 47 Kupfertafeln, gr. 8. 12 Gr. Deſſelben, Buch für Anfänger im Leſen und Denken, gr. 8. 1 Rthlr. Zeitungen, deutſche, für die Jugend, auf das Jahr 1787 1. Quartal, 4. 12 Gr. Ziegler, D. C. J. A., Beobachtungen aus der Arzneywiſſenſchaft, Chirurgie, und gerichtlichen Arzneykunde. Nebſt einer Unterſuchung und Beſchreibung des Quedlinburgiſchen Geſundbrunnens, gr 8. 16 Gr.

Digitized by Google

Neue Litteratur und Völkerkunde.

1. Jahrgang. 2. Band.

No. VII. Julius. 1787.

Inhalt.

I. Franz Pyrard's Reiſen und Abentheuer S. 3
II. Epiſtel an den Herausgeber des Journals, nebſt einem Gedicht an den Schatten Friedrichs, von Madame Karſchin 36
III. Anzeige einiger Schriften über die Verbindung der Rechtsgelehrſamkeit mit den ſchönen Wiſſenſchaften, von Hrn. D. Chriſt. Heinrich Schmid zu Gießen 42
IV. Salgar, von Herrn Cramer 61
V. Brittiſche Parlaments Debatten, die Toleranz der Diſſenters betreffend. Eine Ueberſetzung aus dem British Mercury 72
VI. Antrittslied des Geſellſchafts-Nachtwächters in Dölitz. Mit einer Zuſchrift von Herrn Anton Wall 96
VII. Blanchard in Frankfurth, von Herrn Auſſprung 101
VIII. Weltkenntniß eines Bauers, von Herrn Auſſprung 101
IX. Der Löwe und der Elephant. Eine Fabel von Herrn Schinck 102
X. An den Wuchrer Flapp, von Herrn Schinck 103
XI. Verläumdung von Herrn Schinck 103
XII. Mercantiliſch-litterariſche Merkwürdigkeit 103
XIII. Brittiſche Litteratur. 106

Digitized by Google

Neue Litteratur
und
Völkerkunde.

Erſter Jahrgang.
Zweyter Band.

Ein periodiſches Werk.

Herausgegeben
von
J. W. v. Archenholtz,
vormahls Hauptmann in königlich-preuſſiſchen Dienſten.

Deſſau und Leipzig,
bey G. J. Göſchen. 1787.

Digitized by Google

Digitized by Google

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

VII.
Julius. 1787.

I.

Franz Pyrard's Reiſen *) und Abentheuer.

Schon längſt hatten die Portugieſen den Weg nach Oſtindien um das Vorgebirge der guten Hofnung entdeckt. Columbus hatte eine neue Welt gefunden, und dem raſt-

loſen

*) Franz Pyrard's Reiſebeſchreibung wurde 1679 zu Paris in 4to gedruckt. Auch ſoll noch eine ältere Ausgabe derſelben von 1615 exiſtiren, die aber ſehr ſelten geworden iſt. Nach obenerwähnter Edition von 1679 iſt gegenwärtiger Auszug, mit Zuziehung desjenigen, den der bekannte Abbe Prevot d'Exiles in der Hiſtoire génerale des Voyages einrückte, doch nach Weglaſſung alles Unerheblichen, und ſo enge zuſammengezogen, als man es, ohne den Hauptbegebenheiten zu ſchaden, nur vermochte, verfertigt worden. Pyrard liefert auſſer der Erzählung ſeiner wundervollen Abentheuer, die ſchon an und für ſich Intereſſe genug haben, auch noch ſehr genaue Nachrichten von allen Ländern, die er während ſeinen zehnjährigen Reiſen ſahe. Beſonders

loſen Fleiß und unerſchütterlichem Muth eines Cortez und Pizarro verdankte Spanien die Schätze von Mexico und Peru. Auch die Holländer und Engländer hatten bereits verſucht, ſich eben ſo wie jene beyde Nationen, einen Weg zu den Schätzen entfernter Welttheile zu bahnen; nur Frankreich allein, von innerlichen Bürgerkriegen verheert, fühlte ſich zu ſchwach zu ähnlichen Unternehmungen. Zwar hatten die Franzoſen bereits einige Reiſen nach America unternommen, aber nach Oſtindien war noch nie eins ihrer Schiffe gekommen. Endlich vereinigten ſich aber doch einige bretagniſche Kaufleute gleich im Anfang des ſiebzehnten Jahrhunderts, auf gemeinſchaftliche Koſten zu St. Malo zwey Schiffe zu einer Fahrt nach Oſtindien auszurüſten. Das eine von 400 Tonnen führte den Namen der zunehmende Mond, und wurde dem Hauptmann de la Bardeliere anvertraut, der zugleich die Oberbefehlshaberſtelle über beyde Schiffe

ders giebt er eine weitläuftige Beſchreibung von den maldiviſchen Inſeln und dem damaligen glänzenden Zuſtande der Stadt Goa. Dieſe beyden Epiſoden ſind die umſtändlichſten in ſeinem Reiſewerk. Sie würden aber die Gränzen eines Aufſatzes, der für ein Journal beſtimmt iſt, zu ſehr überſchreiten, und dieſer Auszug zu oft abgebrochen werden müſſen, als daß man ſie auf eine gute Art hier hätte aufnehmen können. Ueberdem hat man jetzt auch ſchon von den maldiviſchen Inſeln mehrere und neuere Nachrichten, und Goa iſt, ſeitdem die Portugieſen die Herrſchaft über Indien verlohren haben, ſo tief herabgeſunken, daß man heut zu Tage nur noch ſehr geringe Spuren von dem Glanze dieſer ehemaligen Hauptſtadt Indiens in derſelben antrift.

Schiffe erhielt. Das andre hieß der Rabe, führte 200 Tonnen, und ſtand unter dem Commando des Hauptmanns Franz Grout du Clos-Neuf. Auf dieſes leztere begab ſich auch unter andern unſer Abentheurer Franz Pyrard, aus Laval gebürtig, nach ſeinem eignen Geſtändniß, bloß von Begierde angereizt, neue unbekannte Länder zu ſehen, und Reichthümer zu erwerben.

Beyde Schiffe giengen den 18ten May 1601 von St. Malo unter Segel. Aber gleich im Anfang ereignete ſich ſchon ein unglücklicher Zufall. Sie hatten nur erſt wenig Meilen zurückgelegt, als der Fockmaſt auf dem Raben brach, ſo daß man zur ſchleunigen Wiederherſtellung deſſelben, die Zimmerleute von beyden Schiffen zugleich daran arbeiten zu laſſen ſich genöthiget ſahe. Das Schifsvolk gerieth hierüber in eine ſolche Beſtürzung, daß es beynahe allen Muth verlohr, und dieſen Unfall für eine ſehr üble Vorbedeutung hielt. Es drohte daher ganz laut, die Schiffe zu verlaſſen, ſobald man nur in irgend einem franzöſiſchen Hafen, um ſich zu erfriſchen, einlaufen würde. Pyrard leugnet nicht, daß er ſelbſt, von dem erſten Augenblick der Fahrt an, keine gute Meynung von dem glücklichen Erfolg derſelben hatte; die Gründe aber, worauf er ſeine Muthmaßung ſtützt, ſind weit vernünftiger. Das Volk auf beyden Schiffen kannte, ſeinem Bericht zufolge, weder Ordnung noch Gehorſam; nichts als Schwüre und gottesläſterliche Flüche entſtrömten ihren Lippen. Ein ewiger Zank herrſchte unter ihnen, und die beyden Befehlshaber hatten nicht Anſehen genug, um die unnützen Streitigkeiten ihrer Leute friedlich, oder

auch durch einen Machtſpruch beylegen zu können. Mit einem Wort, die beyden Schiffe waren wahre Sammelplätze aller nur erſinnlichen Unordnung.

Um Raum zu wichtigern Begebenheiten zu erſparen, findet man für nöthig, alle kleine, unbedeutende Vorfälle, die ſich auf dieſer Reiſe zutrugen, ſo enge als nur möglich, zuſammenzuziehen. Den 21ſten begegneten ſie neun großen holländiſchen Schiffen, die zwar die franzöſiſche Flagge mit ihrem Geſchütz ſalutirten, auf deren Viceadmiralſchif aber aus Verſehen ein ſcharf geladenes Stück abgebrannt wurde, deſſen Kugel die Segel des Raben durchlöcherte. Die Franzoſen, welche ſich feindlich behandelt glaubten, oder es doch wenigſtens für eine vorſetzliche Beleidigung anſahen, machten ſogleich alle Anſtalten zum Gefecht; doch wurde es noch glücklicherweiſe vermittelt. Der holländiſche Befehlshaber ſchob alle Schuld auf einen beſoffenen Canonier, den er dafür nicht allein zu beſtrafen, ſondern ſogar auch auszuliefern ſich anerbot. Dieſe Entſchuldigung beſänftigte den La Bardeliere, der zugleich bat, dem Schuldigen Gnade widerfahren zu laſſen; und ſo ſchieden denn beyde Theile friedlich von einander.

Den 3ten Juny ſegelten ſie die canariſchen Inſeln, und den 12ten und 13ten die Inſeln des grünen Vorgebirges vorbey. Von widrigen Strömen aufgehalten, kamen ſie erſt den 24ſten Auguſt unter der Linie an. Pyrard entwirft eine ſehr naive Beſchreibung von den Ungemächlichkeiten, die ſie hier ausſtehen mußten. Sie iſt zu in-

ter-

tereſſant, als daß man ſie unſern Leſern vorenthalten könnte.

„Wenn man ſich, ſowohl von der Nord-als Südſeite „der Linie um ſieben bis acht Grade nähert, ſo findet man „ſich von der unbeſtändigen Witterung und der übeln Luft „ſehr beſchwert. Die Hitze iſt ſo heftig und ſo erſtickend, „daß nichts darüber geht, daher denn auch der größte Theil „der Lebensmittel verdirbt. Das Waſſer wird ſtinkend und „voll großer Würmer. Alles Fleiſch und alle Fiſche verder„ben, ſelbſt die, ſo am beſten eingeſalzen worden ſind. Die „Butter, die wir mitgenommen hatten, zerſchmolz ganz zu „Oehl, und die Lichte zerließen ebenfalls. Die Schiffe ga„ben ſich an den Orten, die nicht die See berührten, weit „voneinander. Pech und Theer zerſchmolz überall, und in „dem Schiffsraum war es eben ſo unmöglich zu bleiben, als „in einem geheizten Ofen. Es iſt zwar nichts ſo unbeſtän„dig wie die Luft, aber hier iſt ſie die Unbeſtändigkeit ſelbſt. „In einem Augenblick iſt ſie ſo ruhig, daß man ſich dar„über verwundern muß, und eine halbe Stunde nachher „ſieht und hört man von allen Seiten nichts als Blitze und „die fürchterlichſten Donnerſchläge und Wetterſtrahlen, die „man ſich nur denken kann, vornehmlich wenn die Sonne „nahe am Aequinoctium iſt; denn alsdenn bemerkt man ſie „weit heftiger und gewaltſamer wie ſonſt. In einem Au„genblick wird es wieder ruhig, gleich darauf entſteht ein „neues Ungewitter, und ſo geht es unaufhörlich fort. Plötz„lich erhebt ſich ein ſo ungeſtümer Wind, daß alles, was man „dabey thun kann, dieſes iſt, hurtig die Segel einzuziehen.

„Es ſcheint nicht anders, als ob Maſten und Segelſtangen „zerbrechen und das Schif zertrümmern ſolte. Oft ſieht „man von ferne dicke Waſſerwirbel ſich nähern, welche die „See ahrer Drachen (heut zu Tage heißt man ſie Waſſerho„ſen) nennen, und die, wenn ſie über die Schiffe gehen „ſolten, ſie zertrümmern und verſenken würden. Wenn man „ſie ankommen ſieht, nehmen die Seeleute bloße Degen, „ſchlagen ſie am Vordertheil des Schifs, oder auf der Sei„te, wo ſie ſich nähern, kreuzweiſe zuſammen, und halten „dafür, daß dieſes den Meerwirbel abhält, über das Schif „zu gehen und ihn ſeitwärts abwendet. Uebrigens ſind die „Regengüſſe unter dieſen Luftſtrich ſehr gefährlich, denn „wenn jemand davon benezt wird, und nicht ſogleich die „Kleider wechſelt, ſo wird er nicht lange hernach am ganzen „Leibe mit Beulen und Blattern bedeckt, und in den Klei„dern erzeugen ſich Würmer. Wir waren genöthiget, unſre „Schiffe mit Wachsleinwand zu überziehen, und uns durch „Gezelte und Pavillons, ſowohl gegen den Regen als die „Sonne zu ſchützen. Es würde mir unmöglich fallen, wenn „ich alle Noth und Beſchwerden, die wir ausſtehen mußten, „bis auf den geringſten Umſtand erzählen wolte, beſonders „wegen jener Windſtillen und Travaden — denn ſo nennt „man jene Windſtöße. — Man leidet dabey weit mehr „als durch den größten Wind oder heftigſten Sturm; auch „nützen ſich die Schiffe bald ab. Das Schif ſchwankt bald „auf eine, bald auf die andre Seite. Sobald aber der „Wind auf das Hintertheil bläßt, ſo halten die Segel das „Schif aufrecht, und wenn er ſeitwärts weht, ſo ſenkt es „ſich nur auf der einen Seite. Auch jene Windſtillen er„ſchüttern

„ſchüttern ein Schif ſehr, und fügen demſelben viel Scha„den zu, beſonders den großen und ſchwerbeladenen Schif„fen. Gemeinhin wird es dadurch ſo leck und bekömmt ſo „ſtarke Riße, daß, wenn nachher ein Sturm aufſteigt, es „demſelben nicht lange widerſtehen kann.“ —

Den 29ſten Auguſt entdeckten ſie Land, und erkannten es für die Inſel Annoboa. Die Freude hierüber war ſehr groß, weil ſie nach einer ſo langen und beſchwerlichen Schiffahrt gerne wieder einmal an Land zu kommen wünſchten, auch überdem großen Mangel an friſchem Waſſer litten. Den folgenden Tag ſtiegen ſie auf das gegebene Wort der Portugieſen, die damals dieſe Inſel beſaßen, an Land, bereueten aber bald, obgleich zu ſpät, daß ſie ihren Verſprechungen zu viel Glauben beygemeſſen hatten. Ihr Zutrauen koſtete dem Lieutenant vom Raben das Leben, und verſchiedenen Matroſen ihre Freyheit, die mit Geld wieder ausgelöſt werden mußten. Demohngeachtet blieben ſie ſechs Wochen lang auf dieſer Rhede, doch ohne fernern Umgang mit den treuloſen Einwohnern der Inſel. Um Waſſer zu holen mußte man immer die Nachtzeit wählen, und lief doch noch Gefahr dabey, entweder mit Steinen geworfen oder gar erſchoſſen zu werden. Eine unweit Annoboa gelegene kleine Inſel lieferte ihnen eine große Menge Penguinen, (die Pyrard Pinguy nennt) eine Art von Tauben, die aber etwas größer als die europäiſchen ſind. Ihr Fleiſch iſt zwar ſchwarz, aber nahrhaft und wohlſchmeckend. Sie gereichten dem Schifsvolk zu einer großen Erquickung.

Digitized by Google

Die Nothwendigkeit, andre Erfriſchungen gegen den Scharbock aufzuſuchen, deſſen Wirkungen man bereits zu ſpüren anfieng, bewog endlich beyde Schiffe unter Segel zu gehen. Den 16ten October nahmen ſie ihren Weg nach der Inſel St. Helena, und langten den 17ten November daſelbſt an. Die reine Luft und das vortrefliche Waſſer, welches man auf dieſem Eylande antrift, ſtellten die Kranken bald wieder her. Den 26ſten ſegelte man wieder ab, und richtete den Lauf dem Vorgebirge der guten Hofnung zu. Man hofte es bald zu erreichen, ſegelte aber in einer fürchterlichen und ſtürmiſchen Nacht vorüber, und wurde gewahr, daß man bereits das ſogenannte Cap das Agullas vor Augen hatte. In eben dieſer Nacht wurde der Rabe ſo nahe gegen das Land getrieben, daß er unfehlbar an den aus der See hervorragenden Klippen geſcheitert ſeyn würde, wenn man nicht noch bey Zeiten die bevorſtehende Gefahr wahrgenommen hätte. Man eilte ſoviel als möglich, die offene See wieder zu gewinnen, und warnete den Befehlshaber durch einen Canonenſchuß, ſich für einen ähnlichen Unfall zu hüten.

Die Abſicht des la Bardeliere war, ſeinen Weg ohne Madagaſcar zu berühren, fortzuſetzen; allein die Unwiſſenheit ſeines Steuermanns hinderte ihn daran. Ein fürchterlicher Sturm, der vier ganze Tage lang anhielt, trennte beyde Schiffe voneinander. Ein herumſchwimmender großer Maſt brachte Pyrard und ſeine Gefährten ſogar auf die Gedanken, daß der Oberbefehlshaber verunglückt ſeyn mußte. Weil viele Leute, und ſogar auch der Hauptmann ſelbſt, auf dem Raben krank waren, ſo ſahen ſie ſich doch genöthiget

an der Inſel Madagaſcar zu landen, wo ſie endlich auch den 19ten Februar 1602 glücklich vor Anker gingen.

Noch an dem nämlichen Tage kam auch zu ihrer nicht geringen Freude der für verlohren geſchätzte zunehmende Mond bey ihnen an. Dies Schif war noch übler zugerichtet, und hatte nur wenig geſunde Leute an Bord. Man bemühte ſich nun ernſtlich, alle Kranke ans Land zu ſchaffen und beyde Schiffe auszubeſſern. Zur Sicherheit der erſtern wurde am Fuß eines hohen Berges und am Geſtade eines Flußes, der ſich in die Bay St. Auguſtin ergießt, ein bequemer Platz ausgeſucht, den man mit dicken dicht neben einander geſteckten Pfählen umgab, die noch überdem mit ſtarken Zweigen durchflochten waren. Dieſe kleine Art von Feſtung wurde mit Segeltuch bedeckt, und einige Canonen hineingepflanzt, bey welchen man täglich eine Wache von geſunden, mit Feuergewehr bewafneten Leuten ſtellte.

Während der Ausbeſſerung der Schiffe war es leicht, mit den Einwohnern einen Handel zu ſtiften, und ſich dadurch mit Lebensmitteln zu verſorgen. Nach einigen Zweifeln, welches von ihrem Mißtrauen herrührte, gaben ſie zu verſtehen, ſie wären bereit, Alles zum Lebensunterhalt benöthigte herbeyzuſchaffen, und gegen Scheeren, Meſſer und andre Kleinigkeiten dieſer Art, woraus ſie viel zu machen ſchienen, umzutauſchen. Auf dieſe Weiſe erhielt man bald einen großen Vorrath an Vieh, Vögeln, Milch, Honig und Früchten. Für ein paar Zahlpfennige, oder für einen kupfernen oder zinnernen Löffel, tauſchte man oft eine Kuh oder einen

Stier ein. Aber auf Ochſen- und Hammelfleiſch mußte man Verzicht thun, weil ſich die Induſtrie der Inſulaner noch nicht ſo weit erſtreckte, Thiere zu verſtümmeln, um ihr Fleiſch wohlſchmeckender zu machen. Hingegen lag dichte am Ufer ein großes, angenehmes Gehölze, welches denen, die ſo viel Kräfte hatten, daß ſie gehen konnten, den Tag über zum Spaziergang diente. Sie trafen in demſelben viele Affen und Vögel aller Arten, ſonderlich Papagayen von verſchiedenen Farben an; desgleichen mancherley wohlſchmeckende Früchte.

Ungeachtet aller dieſer Hülfe aber hatten ſie doch mit einer ſo unmäßigen Hitze zu kämpfen, daß ſowohl ihre Beine als Füße verbrannten, ob ſie gleich mit Strümpfen und Schuhen gut verſehen waren; ein Uebel, welches ſie nicht allein am Gehen hinderte, ſondern auch oft ſchwer zu heilende Geſchwüre verurſachte. Die Mücken und andre fliegende Inſecten quälten ſie Tag und Nacht. Auſſerdem überlieſſen ſich auch die ausgehungerten Franzoſen ihrer Eßbegierde ſo ſehr, daß ein und vierzig Mann, theils von den Folgen ihrer Unmäßigkeit, theils auch am Scharbock ſtarben. Um dieſen Abgang zu erſetzen, ſuchte der Oberbefehlshaber einige Inſulaner mit Gewalt oder durch Liſt zu entführen; es gelang ihm aber nicht. Auch ſchätzte man ſich nachher auf dem Raben glücklich, daß dieſes ungerechte Unternehmen fehlſchlug, weil ſonſt ihr Loos in der Folge noch weit trauriger geweſen ſeyn würde.

Endlich wurde man nach einer ſechswöchentlichen Arbeit und beynahe dreymonatlichen Aufenthalt mit dem Calfatern

ſatern der Schiffe fertig. Den 15ten May lichteten ſie die Anker, doch mit ſo wenig Vertrauen auf den Zuſtand der beyden Schiffe, daß man, ſtatt an baldige Beendigung der Reiſe zu gedenken, vielmehr den Vorſchlag that, nach den komorriſchen Inſeln zu gehen, wo man weit beſſere Erfriſchungen für die Kranken antreffen würde. Den 23ſten entdeckte man ſie, und ankerte an der Inſel Malailli,*) die mitten zwiſchen den vier übrigen liegt. Die Einwohner überbrachten den neuen Ankömmlingen freywillig die Reichthümer ihrer Inſel. Sie beſtanden in Reiß, der, wenn er gekocht wird, eine Veilchenfarbe bekömmt, in Honig, in verſchiedenen Arten von ſüßen und herben Pomeranzen, in zweyerley Gattungen Citronen, und in allerley andern Früchten, als Ananas und Cocusnüſſen, die ſie gegen europäiſche Kleinigkeiten vertauſchten. Zwar mangelten ihnen weder vierfüßiges Vieh noch Vögel, ſie wolten ſolche aber nicht anders als gegen baares Geld verkaufen. Während einem halben Monat, den man hier zubrachte, wurden alle Kranken vollkommen wieder hergeſtellt. Der Oberbefehlshaber wurde zu einem Beſuch bey dem Könige des Landes eingeladen; er hatte aber ſeine Gründe es abzuſchlagen, beſonders da ihm die Begegnung auf der Inſel Annoboa noch zu ſehr im friſchen Andenken war.

Bis

*) Dieſe Inſel wird von andern Reiſebeſchreibern auch Mohilla, Moalli und Moellia genannt. Sie liegt auf der Südſeite der Inſel Komorra, von welcher die übrigen alle ihre Benennung erhalten haben, und iſt etwas über eine deutſche Meile von ihr entfernt.

Bis hieher unterſcheiden ſich Pyrard's Abentheuer noch nicht ſonderlich von den Begebenheiten andrer Seefahrer; von nun an aber fangen ſie an, weit intereſſanter zu werden, wie man es bald ſehen wird. Der Hauptmann vom Raben war noch lange nicht von ſeiner Krankheit wieder hergeſtellt, als ſie die komorriſchen Inſeln verließen. Er verfiel daher bald nach ihrer Abfahrt wieder in eine Kraftloſigkeit, die ihm an nichts, auſſer ihm ſelbſt, Theil nehmen ließ; ein Umſtand, der für die Sicherheit ſeines Schifs gefährlich war. Nachdem ſie den 21ſten Juny wieder über die Linie gegangen waren, und eine Zeitlang gut Wetter gehabt hatten, entdeckten ſie am 2ten July in der Ferne einige große Sandbänke, die eine Menge kleiner Inſeln umgaben.

De la Bardeliere und ſein Steuermann glaubten, es wären die Inſeln Diego de Reys, ob man ſie gleich weit gegen Weſten hatte liegen laſſen. Dahingegen behauptete man auf dem Raben, es wären die maldiviſchen Inſeln, daher man ſich denn ſehr vorzuſehen hätte. Mit dieſem Streit wurde der ganze Tag zugebracht, worüber man verſäumte, die kleinen Barken abzuwarten, die, wie man nachher erfuhr herbeykamen, um ihnen den Weg zu zeigen. Der Oberbefehlshaber hatte ſich vorgeſetzt, an der nordlichen Seite der maldiviſchen Inſeln, zwiſchen den vorderſten derſelben und der indiſchen Küſte hinzuſegeln; indem man aber ſeine Befehle zu befolgen ſuchte, lief man blindlings in die Gefahr, die man doch ſo gerne vermeiden wolte.

Hiezu kam noch, daß alle, ſogar diejenigen, welche Wache halten ſolten, ſich während der Nacht unbeſorgt dem Schlaf über-

überließen, oder ſich gar von Sinnen geſoffen hatten. In dieſem letzten Fall befand ſich auf dem Raben ſelbſt der Steuermann und ſein Gehülfe. Das Feuer, welches gewöhnlich den Compaß zu erleuchten pflegt, erloſch, weil niemand Achtung darauf gab, und derjenige, der ſich ans Steuerruder geſetzt hatte, gleichfalls unglücklicherweiſe eingeſchlafen war. Während dem nun alles in dieſer unſeligen Unempfindlichkeit ſo zu ſagen lebendig begraben lag, ſties der Rabe mit der äuſſerſten Heftigkeit zweymal gleich hintereinander an eine verborgene Klippe. Der Lerm erweckte die ſorgloſen Unbeſonnenen, und bey einem dritten Stoß, der bald darauf erfolgte, ſchlug das Schif auf der einen Seite um.

Wer vermag das Elend dieſer Unglücklichen zu ſchildern, die ſich nun jeden Augenblick gewärtig ſeyn mußten, vom Meer vollends verſchlungen zu werden. Die dicke Finſterniß der Nacht vermehrte nur noch ihre Angſt. Ueberall hörte man nichts als Geſchrey und Wehklagen. Ihr Hauptmann, den ſeine Krankheit bereits einen ganzen Monat im Bette zu bleiben gezwungen hatte, wurde jetzt von der Furcht für dem Tode, herausgetrieben. Zu ſchwach ihnen zu helfen, vereinigte er bloß ſeine Klagen mit den ibrigen. Indeß kappten einige der Entſchloſſenſten die Maſten, damit das Schif nicht noch mehr umſchlagen mögte. Auch löſeten ſie eine Canone, um den zunehmenden Mond von ihrem Unglück zu benachrichtigen. In beſtändiger Furcht einen Augenblick wie den andern zu ſinken, brachte man nun den ganzen übrigen Theil der Nacht zu. Mit Anbruch des Tages erblickte man jenſeit der Sandbänke verſchiedene, nicht weit

von

von einander entfernte Inſeln; auch ſah man das Schif des de la Bardeliere, nahe bey ihnen vorbeyfahren, ohne daß es ihnen die geringſte Hülfe leiſten konnte. *)

Indeß blieb das Schif immer auf der Seite liegen, wobey man bemerkte, daß die Klippe, an der man geſcheitert war, ein Felſen ſey. Dieſer Umſtand ſchien zu verſprechen, daß ſie in ihrer Lage noch eine Zeitlang den Wellen widerſtehen würden. Pyrard und alle übrigen fiengen nun zu hoffen an, daß ſie wenigſtens ihr Leben würden retten können. In dieſer Abſicht baueten ſie ein Floß, welches nicht allein groß genug war, ſie alle aufzunehmen, ſondern auf welchem ſie auch noch einen Theil von ihrem Geräthe und von den Kaufmannsgütern dem unvermeidlichen Untergang zu entreiſſen gedachten. Ein jeder ſteckte zugleich von dem vorräthigen baarem Gelde ſoviel zu ſich, als er nur fortbringen konnte. Nachdem man ſich den halben Tag mit dieſer Arbeit beſchäftigt hatte, wurde das Floß endlich fertig. Zu gleicher Zeit ward man aber auch mit nicht geringer Beſtürzung von der Unmöglichkeit überzeugt, es über die Sandbänke zu bringen und flott zu machen.

In dieſer neuen Verzweifelung erblickten ſie eine von den Inſeln kommende Barke, die gerade auf das Schif zufuhr, und dem Anſchein nach die Lage deſſelben genauer unterſuchen wolte, aber zu allem Unglück in einer Entfernung von

*) Nachrichten von den fernern Schickſalen dieſes Schiff's wird man gegen das Ende von Pyrard's Abentheuern finden.

von einer halben franzöſiſchen Meile von ihnen blieb. Dieſer Anblick gieng einem von ihren Matroſen ſo ſehr zu Herzen, daß er in die See ſprang, gegen die Barke zuſchwamm, und durch Geſchrey und Zeichen den darin befindlichen Leuten zu verſtehen gab, daß ſie verunglückten Fremdlingen zur Hülfe kommen möchten, deren Erkenntlichkeit ihnen ihren Beyſtand reichlich erſetzen würde. Weil ſie aber gar nicht auf ihn merkten, ſah er ſich gezwungen, mit vieler Mühe und Gefahr wieder zurückzuſchwimmen. Pyrard erfuhr in der Folge, daß es allen Einwohnern dieſer Inſeln auf das ſtrengſte unterſagt wäre, den geſcheiterten Schiffen ſich ganz zu nähern, woferne ſie nicht von ihrem König ausdrücklichen Befehl dazu empfangen hätten. Obgleich unſer Abentheurer dieſen Befehl *für höchſt barbariſch hält*, ſo findet er ihn doch *bey weitem nicht ſo abſcheulich*, als das Betragen einiger ſeiner Gefährten, die, ungeachtet ſie den Tod jede Minute vor Augen ſahen, nicht unterließen, unaufhörlich zu freſſen und zu ſaufen, unter dem Vorwand, daß da ſie ſich doch einmal am Ende ihres Lebens befänden, ſie entſchloſſen wären, ſich lieber zu Tode zu ſaufen, als in der See zu ertrinken. Nachdem ſie ſich alſo voll geſoffen hatten, fiengen ſie untereinander Händel an, und ſtießen die gräßlichſten Flüche dabey aus. Einige plünderten ſogar die Kiſten der Wenigen, die ſie beten, und ſich zum Tode bereiten ſahen, und ſagten zu dem Hauptmann, deſſen Autorität nicht im geringſten mehr anerkannt wurde, daß ſie ſich, weil ihre Reiſe nun doch einmal zu Ende wäre, auch nicht länger für verbunden hielten, ihm zu gehorchen.

Kein einziger hatte ſich bisher geſchmeichelt, daß man ſich mit Hülfe der Galion würde retten können, nicht allein weil die Maſten abgekappt waren, und man keine Winde anbringen konnte, um ſie über das zweyte Verdeck zu heben, unter welchem ſie ſeit ihrer Abreiſe von den komorriſchen Inſeln beſtändig gelegen hatte, ſondern vielmehr, weil die Wellen unaufhörlich eine Pike hoch über das Schif giengen, und die See zwey Meilen um die Sandbänke herum ſo ungeſtüm war, daß man ſich von einer ſo ſchwachen Hülfe nichts großes verſprechen durfte. Indeß nahm man bey ſo verzweifelten Umſtänden am Ende doch noch ſeine Zuflucht zu dieſem letzten Gegenſtand der Hofnung, und bemühte ſich eifrigſt mit unglaublicher Mühe, die Galion heraufzubringen. Da ſie an verſchiedenen Orten leck und von den Seeſtößen zerbrochen war, ſo ſparte man nichts, ſie wieder in brauchbaren Stand zu ſetzen. Weil nun aber über dieſe Arbeit die Nacht einbrach, mußte man ſie, noch ehe ſie ganz ausgebeſſert war, über Bord bringen. Doch dieſes konnte nur mit viel Beſchwerlichkeit und Gefahr geſchehen, weil ſie nicht nur inwendig bereits faſt ganz mit Waſſer angefüllt war, ſondern man ſich auch dabey dem Ungeſtüm der Wellen gänzlich ausſetzen mußte, die unaufhörlich darüber weggiengen.

Erſt mit Anbruch des folgenden Tages fing man an dieſes Fahrzeug ſchwimmend über die Sandbänke wegzuziehen; ein Unternehmen, welches nicht weniger gefährlich als mühſam war. Indeß gelang es doch, und einem jeden ſtand nun frey, mit Feuergewehr, Degen und Spießen bewafnet, hineinzuſteigen. So ſtieß man mit dieſem übermäßig beladenen

nen und faſt durchgehends lecken Fahrzeuge zitternd in die See, und fuhr gegen die Inſeln zu, wobey man mehr als einmal Gefahr lief, zu Grunde zu gehen. Demohngeachtet landete die Galion endlich doch glücklich an die Inſel Pulodu, deren Einwohner ſich bereits haufenweiſe am Ufer verſammlet hatten.

Obgleich ihr Aeuſſerliches nichts widriges ankündigte, ſo gaben ſie doch den Franzoſen durch Zeichen zu verſtehen, daß ſie Niemand erlauben würden, bewafnet das Land zu betreten. Ihre traurige Lage erlaubte keine langen Bedenklichkeiten, ſie waren daher gezwungen, ſich dieſes Gebot gefallen zu laſſen. Nachdem die Inſulaner ihre Waffen in Empfang genommen hatten, halfen ſie die Galion auf das Trockne ziehen, nahmen das Steuerruder, den Maſt und das übrige Takelwerk ab, und ſchickten dieſes alles, ſo wie auch ihre eignen Fahrzeuge nach den benachbarten Inſeln. Pyrard und ſeine Unglückskammeraden merkten nun zu ſpät, wie übereilt ihre Unterwerfung geweſen war. Die Inſel mochte kaum eine Meile *) im Umfang halten, und die Anzahl ihrer Bewohner erſtreckte ſich nicht über fünf und zwanzig. Vierzig nach europäiſcher Art bewafneten Leuten würde es alſo ſehr leicht geweſen ſeyn dieſer Hand voll Wilden Geſetze vorzuſchreiben, und ſich ſogar ihrer eignen Fahrzeuge zu bemeiſtern.

*) Man findet nöthig, ein für allemal zu bemerken, daß in dieſem Aufſatz immer die Rede von gewöhnlichen franzöſiſchen Lieues iſt, deren eine ungefähr drey fünftel von einer deutſchen Meile ausmacht.

Die Gefangenen wurden in einen mitten auf der Inſel gelegenen Wohnplatz geführt, wo ſie Erfriſchungen erhielten, die aus Cocusnüſſen und Limonen beſtanden. Hier kam Ibrahim, das Oberhaupt der Inſel zu ihnen. Es war ein bereits ältlicher Mann, der ein wenig portugieſiſch ſprechen konnte, in welcher Sprache er auch verſchiedene Fragen an ſie that. Hierauf wurden ſie von ſeinen Leuten durchſucht, die ihnen alles, was ſie bey ſich hatten, wegnahmen, unter dem Vorwand, es gehöre dem König der maldiviſchen Inſeln, weil ihr Schif an den ihm zugehörigen Küſten geſcheitert wäre. Der Hauptmann hatte ein Stück Scharlach gerettet, und gab vor, es ſey ein Geſchenk für den König, welches er aus dem Schif mitgenommen hätte, um es unbeſchädigt vom Seewaſſer überliefern zu können. Dieſe Erklärung flößte den raublüſtigen Inſulanern ſo viel Ehrfurcht ein, daß kein einziger ſich unterſtand, Hand daran zu legen, oder es auch nur anzuſehen. Dem ohngeachtet wagten es die Franzoſen doch, ein paar Ellen davon abzuſchneiden, und ſolche dem Ibrahim anzubieten. Als aber dieſer bald darauf vernahm, daß königliche Abgeordnete ankämen, gab er es zurück, und bat den Hauptmann ja nicht zu ſagen, daß er es angerührt hätte.

Die Abgeordneten des Königs nahmen den Steuermann und zwey Matroſen, und führten ſie nach Male, der vornehmſten von den maldiviſchen Inſeln, und dem gewöhnlichen Aufenthalt des Königs und ſeines Hofes. Der Steuermann, der dieſem Fürſten das Stück Scharlach überreichte, wurde dafür ſehr gut aufgenommen, und ihm ſogar eine Wohnung

in-

innerhalb des Palaſtes angewieſen. Auf königlichem Befehl wurden nun die Trümmer des geſcheiterten Schiffes ſorgfältig durchſucht, aus welchem man nicht allein die Kaufmannsgüter, ſondern auch ſogar die Canonen und ſchwerſten Sachen rettete. Alsdenn wurde auch der Hauptmann nebſt noch fünf bis ſechs andern nach Male gebracht, und dort eben ſo gut behandelt wie die Erſten. Der König verſprach ihnen eine Barke auszurüſten, und ſie nach der Inſel Sumatra bringen zu laſſen, wo ſie den zunehmenden Mond ohne Zweifel antreffen, oder doch wenigſtens Nachrichten von ihm erhalten würden. Pyrard zweifelt nicht, daß der König Wort gehalten haben würde; aber unglücklicher Weiſe ſtarb der Hauptmann ſechs Wochen nachher, und mit ihm auch faſt alle ihre Hofnung.

Die übrigen Gefangenen waren indeß auf verſchiedenen Inſeln vertheilt worden. Pyrard uud zwey andre kamen nach Pandua, einer kleinen unweit Pulodu gelegenen Inſel. Um ihr gerettetes Geld für der Raubbegierde der Einwohner zu ſichern, hatten ſie es gleich in der erſten Nacht nach ihrer Gefangennehmung heimlich vergraben, und Pyrard ſowohl wie ſeine beyden Cammeraden mußten Pulodu ſo ſchnell verlaſſen, daß ſie nicht Zeit genug übrig behielten, das ihnen zugehörige wieder hervorzuſuchen. Anfänglich verſahen die Einwohner ihre europäiſchen Gäſte mit allem Nothdürftigen unentgeltlich; nach und nach aber fiengen ſie an dieſe freywilligen Gaben ſparſamer auszuſpenden, und wolten nichts mehr umſonſt geben. Die Zurückgebliebenen wurden daher vom Mangel, den ſie zu leiden anfiengen, bald

bewogen, ihre Zuflucht zu ihren der Erde anvertrauten Schä- tzen zu nehmen. Aber kaum entdeckten die Inſulaner bey ihren Gefangenen dieſe Hülfsquelle, als ſie ſogleich einmüthig den Entſchluß faßten, ihnen auch nicht die allergeringſte Unterſtützung mehr ohne baare Bezahlung zuzugeſtehen. Der Ruf von ihren bisher heimlich gehaltenen Reichthümern verbreitete ſich bald in den übrigen Inſeln, und diejenigen, die wie Pyrard, ohne vorher ihr Geld mitzunehmen, abgereiſet waren, ſahen ſich nun dadurch in das äuſſerſte Elend verſetzt. Viele, die den in Indien üblichen Brauch nicht kannten, das geprägte Geld in kleine Stücke zu ſchneiden, und nach dem Gewicht das Benöthigte dafür einzuhandeln, gaben den Inſulanern ihre Piaſter hin, ohne jemals etwas darauf heraus zu bekommen. Auf dieſe Weiſe koſtete immer die geringſte Kleinigkeit ein ganzes hartes Stück Geld, und in kurzer Zeit ſahen ſie ſich alle der äuſſerſten Dürftigkeit ausgeſetzt.

Pyrard ſchildert bey dieſer Gelegenheit ſeinen Zuſtand mit ſehr traurigen Farben. Er und ſeine beyden Cammeraden mußten von Meerſchnecken und todten Fiſchen leben, die ſie mit unbekannten Kräutern, aus Mangel des Salzes in Seewaſſer kochten. Waren ſie ja dann und wann ſo glücklich eine Citrone zu finden, ſo miſchten ſie den Saft derſelben in ihre unſchmackhafte Brühe. In dieſer Noth befanden ſie ſich lange Zeit. Da aber die Inſulaner endlich einzuſehen anfiengen, daß ſie in der That kein Geld haben müßten, ſo wurden ſie auch allmählig wieder mitleidiger. Man brauchte ſie bey Fiſchereyen und zu andern Arbeiten, wo-

wofür ſie Cocosnüſſe, Honig und Hirſe erhielten. Im Julius und Auguſt, den beyden Wintermonaten dieſes Landes, wohnte Pyrard unter einen dicht am Ufer eines Flußes erbaueten Schoppen, der zwar oben bedeckt, aber von den Seiten ganz offen war. Hier ſah er ſich bey Nachtzeiten jedem Ungeſtüm der Witterung, und oft ſogar der Gefahr zu erſaufen, ausgeſezt. Ein wahres Wunder war es, daß dem allen ohngeachtet ſeine Geſundheit dauerhaft blieb, dahingegen die beyden Gefährten ſeines Jammers, die doch als Matroſen an Beſchwerlichkeiten mehr wie er hätten gewohnt ſeyn ſollen, in gefährliche Krankheiten fielen.

Indeß zog er doch aus ſeinem Unglück einen großen Vortheil, den ſeine Cammeraden zu ihrem nachherigen größten Leidweſen gänzlich verabſäumten. Während der Arbeit bemühte er ſich, jederzeit einige Worte der Landesſprache zu erlernen, wodurch er denn auch bald in den Stand geſetzt ward, mit den Inſulanern zu reden. Aly Pandio Atakuru, das Oberhaupt der Inſel, der mit einer nahen Anverwandtin des Königes vermählt war, wurde ihm geneigt, und fand viel Vergnügen in ſeiner Unterhaltung. Er beſaß Verſtand, und ſogar einige wiſſenſchaftliche Kenntniſſe, daher er auch aus dem geſcheiterten Schif die Compäße und Seekarten zu ſeinem Antheil erhalten hatte. Weil dieſe von den im Lande üblichen ſehr verſchieden waren, ſo wünſchte er eine deutliche Erklärung derſelben zu wiſſen. Mit eben ſo vieler Begierde erkundigte er ſich auch nach den europäiſchen Sitten und Gewohnheiten. Pyrard befriedigte ſeine Neugierde ſo gut wie er konnte, und erwarb ſich dadurch vollends ſeine ganze

Achtung. Auch machte er dabey große Fortſchritte in der maldiviſchen Sprache. Von dieſem Augenblick an erhielt er Lebensmittel und andre Nothwendigkeiten reichlich, wodurch denn ſein Zuſtand weit erträglicher wurde.

Aly Pandio war ein Blutsverwandter, und zugleich der wärmſte Freund des Oberherrn von Pulodu, Ibrahim, den er daher auch oft zu beſuchen pflegte. Um ſeinen Günſtling Pyrard das Vergnügen zu machen, ſeine dortigen Landsleute wieder zu ſehen, nahm er ihn einſt mit dahin, wodurch er ihn, obgleich ganz unſchuldiger Weiſe, in die äuſſerſte Lebensgefahr ſtürtzte. Da ſeine Unglücksgefährten ihm nichts erfriſchendes vorſetzen konnten, nahmen ſie ihn mit ſich ans Ufer, wo ſie nach einigem Suchen auch endlich eine Schildkröte fanden, die auf den Rücken lag, und 5 bis 600 Eyer hatte, die ſo groß wie Hünereyer waren. Voll Freuden ſchnitten ſie ſolche klein, und kochten ſie in ſüßen Waſſer. Weil aber dieſes Gericht entweder eine andre Zurichtung erforderte, oder auch, weil ſie vielleicht zu gierig gegeſſen und ſich überfüllt hatten, ſo wurden ſie alle bis zum Sterben krank. Pyrard ward noch mit genauer Noth wieder hergeſtellt, von ſeinen Cammeraden aber ſtarb immer einer nach dem andern. Der Hauptmann, der erſte Factor, der Unterbootsmann und viele Matroſen waren bereits todt.

Ihr Unglück wurde noch durch die Flucht des Oberbootsmanns vermehrt. Dieſer, der nach Pulodu zurückgekommen war, und einſah, daß der König ſeit dem Tode des Hauptmanns nicht mehr an die Ausrüſtung einer Barke zu

ihrer

ihrer Ueberfahrt nach Sumatra gedachte, faßte den Entſchluß zu entfliehen. Er vertraute ſich zwölf ſeiner Gefährten an, und gieng mit ihnen ſo vorſichtig zu Werk, daß ſie endlich glücklich die Barke des Aly Pandio erhaſchten, als dieſer beym Ibrahim zum Beſuch war. Mit ſüßem Waſſer und Cocusnüſſen hinlänglich verſorgt, giengen ſie am hellen Mittag in die See, folglich zu einer Zeit, da man ein Unternehmen dieſer Art am wenigſten argwohnte. Die Inſulaner wurden ihre Flucht zwar bald gewahr, da ſie aber keine Fahrzeuge zum Nachſetzen hatten, ſo kehrten ſie ihre Wuth gegen die Unglücklichen, die ſich noch in ihren Händen befanden. Ihre Anzahl belief ſich auf acht Perſonen, von welchen die Hälfte krank war. Sie mißhandelten ſie ſo ſehr, daß die Kranken alle darüber ſtarben, worauf ſie ins Meer geworfen wurden, ohne daß man ihren Cammeraden erlaubte ſie zu beerdigen. Unter dieſen Schlachtopfern befand ſich auch der Schifslieutenant.

Viertehalb Monate nach ihrem Schifbruch langte Haſſan Kaunas Kalogue, einer der vornehmſten Hofbeamten in der Inſel Pandua an. Er hatte den Auftrag, das geſcheiterte Schif nochmals durchſuchen zu laſſen, und zugleich wegen des Geldes, welches die Inſulaner von Pulodu den Europäern abgenommen hatten, Unterſuchungen anzuſtellen. Er wurde mit großen Ceremonien empfangen, und auf das Beſte bewirthet, welches alles Pyrard in ſeinem Reiſewerk ſehr umſtändlich erzählt, hier aber nur zuviel Raum füllen möchte. Nachdem er den Wrak vom Raben auf das genaueſte durchſuchen laſſen, zwang er die Einwohner

 von

von Pulodu, wenigſtens einen Theil des franzöſiſchen Geldes herauszugeben, denn es war äuſſerſt ſchwer die wahre Summe, die ſie erhalten hatten zu erfahren. Dieſe Unterſuchung währte ein ganzes Jahr, und täglich wurden neue Entdeckungen gemacht.

Pyrard, der dem Abgeſandten durch den Aly Pandio vorgeſtellt wurde, hatte das Glück ihm zu gefallen, beſonders weil er ihm wegen ſeiner guten Bildung und Anſtand für eine europäiſche Standesperſon hielt. Dieſer Wahn war für unſern Abentheurer viel zu vortheilhaft, als daß er ihn ſeinem neuen Beſchützer hätte benehmen ſollen. Jetzt kam ihm die Kenntniß der Landesſprache ſehr zuſtatten. Der Abgeſandte fand an ſeiner Unterhaltung ſo viel Geſchmack, daß er immer um ihn ſeyn mußte. Er nahm ihn mit nach Tuladu, einer zehn Meilen von Pandua entlegenen Inſel, wo ſich damals eine ſeiner Gemahlinnen aufhielt. Als er nachher an den Hof zurückgieng, mußte ihn Pyrard nicht allein dahin begleiten, ſondern er erhielt auch noch Erlaubniß, einen von ſeinen Cammeraden, der ſein beſter Freund war, mitzunehmen. Selbſt die traurige Lage der übrigen, wurde durch die Hofnung eines beſſern Schickſals, die ihnen der Abgeſandte gab, ſehr gemildert.

Den Abend nach ihrer Abreiſe landeten ſie an Makonnodu, einer kleinen Inſel, wo ſie die Nacht blieben, denn die Maldivier pflegen keine Nacht auf der See zuzubringen. Nach ihrer Ankunft zu Malé verfügte ſich der Abgeſandte ſogleich zum Könige, während dem er Pyrard nach ſeinen

Palaſt

Palaſt bringen ließ. Haſſan Kaunas unterließ nicht, mit dem König von ſeinem europäiſchen Günſtling zu ſprechen, und erweckte dadurch in dieſem Fürſten Begierde, den Fremdling ebenfalls kennen zu lernen. Er wurde ſogleich herbeygeholt, mußte aber einige Stunden lang warten, ehe er vorgelaſſen wurde, weil der König zuvor alles, was man aus dem geſcheiterten Schif mitgebracht hatte, in Augenſchein nehmen wolte. Sobald dieſes aber geſchehen war, näherte ſich Pyrard, und bezeigte dem Könige nicht allein in der Sprache, ſondern auch nach den Sitten des Landes ſeine Ehrerbietung. Der Fürſt fand viel Wohlgefallen an ihm und verlangte verſchiedene Erläuterungen über einige Ueberbleibſel des Schiffes, von deren Nutzen er ſich keine Vorſtellung machen konnte. Hierauf befahl er ihm, ſich täglich eben ſo wie die übrigen Höflinge in dem königlichen Palaſt einzufinden, wobey er zugleich dem Geſandten auftrug, ihn mit einem bequemen Quartier und allen Nothwendigkeiten zu verſorgen.

Die folgenden Tage hatte Pyrard genug zu thun, dem Könige alle Fragen zu beantworten, die er wegen der franzöſiſchen Sitten und Gebräuche an ihn ergehen ließ. Dieſer Fürſt konnte nicht begreifen, daß Frankreich, welches, wie er hörte, doch weit mächtiger wie Portugall wäre, dieſem Volke die Beſitzung Indiens bisher ſo ruhig hätte überlaſſen können, und wie die Portugieſen ſo unverſchämt ſeyn konnten, ihren Beherrſcher für den mächtigſten aller chriſtlichen Potentaten auszugeben. — Pyrard wurde auch den Gemahlinnen des Königs vorgeſtellt, deren Neugierde er gleichfalls befriedigen mußte. Sie thaten tauſend Fragen an ihn,

wegen

wegen der Geſtalt, Kleidung, Verheyrathung und den characteriſtiſchen Eigenſchaften der franzöſiſchen Damen. Oft ließen ſie ihn auch rufen, ohne daß der König zugegen war, und dieſe Zuſammenkünfte wurden zu mehrerenmalen wiederholt.

Auſſer Pyrard und ſeinem Gefährten, waren von funfzehn oder ſechszehn Europäern, die vor ihm nach Malé kamen, nur noch zwey Fläminger übrig geblieben. Der Reſt war durch Krankheiten oder andre traurige Zufälle ums Leben gekommen. Ihre Schickſale verdienen indeß in jedem Betracht einer etwas umſtändlichern Erwähnung.

Die erſten Europäer, welche nach Malé kamen, fanden daſelbſt bey ihrer Ankunft ein mit Reiß beladenes portugieſiſches Schif, und der König war anfänglich wirklich geſonnen, ſie mit dieſer Gelegenheit nach Cochin zu ſchicken. Weil aber Grout du Clos Neuf den Portugieſen nicht traute, ſo ſuchte er dem König dieſes Vorhaben aus dem Sinn zu reden; worauf ſich denn dieſer Fürſt, wie bereits oben erwähnt worden, entſchloß, zu ihrer Ueberfahrt nach Sumatra eine eigne Barke ausrüſten zu laſſen. Bald nachher ſtarben der Hauptmann, der erſte Factor, und noch verſchiedene andre, die theils unter ihren ausgeſtandenen Beſchwerlichkeiten erlagen, theils auch durch das den Fremden höchſtſchädliche Clima des Landes aufgerieben wurden. Hiezu kam noch die Flucht des Oberbootsmanns und ſeiner zwölf Begleiter aus Pulodu, wodurch der König ganz auf andre Gedanken gebracht wurde, ſo daß er ſchwur, keinen Einzigen mehr fortzulaſſen. Der Steuermann gerieth hierüber in

Ver-

Verzweifelung, und faßte mit noch drey Matroſen den Entſchluß, ſich einer Barke zu bemächtigen, um alles zu wagen, aus einer ewigen Sclaverey zu entfliehen. Zu ihrem größten Unglück aber wurde ihr Vorhaben entdeckt und verrathen. In der nämlichen Nacht da ſie Anſtalt zu ihrer Abfahrt machten, wurden ſie von einigen königlichen Soldaten bey der Arbeit überfallen, die ſie in Feſſeln legten, und ihnen nachher die Köpfe abſchlugen. Pyrard erfuhr dieſe traurige Zeitung erſt bey ſeiner Ankunft in Malé, hörte aber auch zu gleicher Zeit, daß die mit dem Oberbootsmann aus Pulodu entwichenen zwölf Europäer glücklich auf dem feſten Lande angelangt wären. Doch auch dieſe kleine Freude wurde ihm verbittert, weil der dies erzählende maldiviſche Schiffer hinzuſetzte: *Er hätte ſie auf einer portugieſiſchen Galeere in Ketten geſehen, und gehört, daß ſie als Sclaven nach Goa gebracht werden ſolten.*

So blieben von vierzig Mann, die der Wuth der Wellen entkommen waren, auf den übrigen Inſeln nur noch fünf, und in Male viere übrig: Nämlich vier Franzoſen und fünf Fläminger, die auf Pyrard's Vorſprache alle zuſammen nach Male gebracht und ſehr wohl gehalten wurden. Allein ihr gutes Vernehmen untereinander dauerte nicht lange. Die auſſerordentliche Gnade des Königs gegen Pyrard erſtreckte ſich zugleich ſehr merklich auf alle ſeine Landsleute, und erweckte den Neid der übrigen, die ſich weniger vorzüglich behandelt zu ſeyn dünkten. Sie geriethen daher auf den Gedanken, daß Pyrard ſie beym König verleumden müſſe, und alle ſeine ihnen bisher erwieſenen

Dienſte

ein heftiger Sturm, und ihr kleines Fahrzeug ſcheiterte zwiſchen den Klippen und Sandbänken. Man ſah den folgenden Tag noch einige Trümmer der Barke herumſchwimmen, woraus man ſchloß, daß dieſe Unglücklichen ihren Tod in den Wellen gefunden haben müßten.

Zwey Tage nachher ſtarb auch Pyrard's Buſenfreund, der eben ſo wie er aus Bretagne gebürtig war, an einer Krankheit, die ſchon ſeit langer Zeit alle Kräfte bey ihm erſchöpft hatte. Pyrard's Betrübniß über dieſen Verluſt war ſo heftig, daß dadurch ſeine Geneſung noch um zwey Monate verzögert wurde. Ueberdem erfuhr er auch, daß der König die Flucht der vier Fläminger den übrigen Schuld gab, und ſogar von ihm ſelbſt argwohnte, daß er durch ſeine Rathſchläge nicht wenig dazu beygetragen haben müßte. Die beyden Franzoſen und der eine noch übrige Fläminger wurden deshalb mit vieler Strenge examinirt. Ob man ihnen gleich nichts überführen konnte, ſo wurden ihnen doch von dieſem Augenblick an keine Lebensmittel mehr vom Hofe gereicht, und man geſtattete ihnen blos, daß ſie mildthätige Leute deshalben als um eine freywillige Gabe anſprechen dürften.

Pyrard entſchloß ſich, nach wieder erlangter Geſundheit in Bandos zu bleiben; theils um ſeiner Traurigkeit ungeſtört nachhängen zu können, theils auch um dem erzürnten König nicht ſobald wieder vor Augen zu kommen. Man rieth ihm aber wieder nach Hofe zu gehen, weil er ſich dadurch am leichteſten würde rechtfertigen können. Er folgte

dieſen

dieſem guten Rath, und begab ſich gleich nach ſeiner Ankunft zu Malé in den königlichen Palaſt, wo er durch ein glückliches Ohngefehr eben den König bey ſeinem Eintrit fand, der aus einem der Höfe des Palaſtes kam. Pyrard grüßte ihn, ohne dabey die geringſte Unruhe zu verrathen. Der Fürſt, welcher aus dieſer Freymüthigkeit einen günſtigen Schluß für Pyrard's Unſchuld zog, fragte, ob er völlig wieder geſund wäre, und ſah ſogar nach den Narben ſeiner Wunden. Indeß war er doch weit entfernt, ihm ſeine vorige Gunſt wieder zu ſchenken, ſondern befahl vielmehr, ihn nicht beſſer wie ſeine übrigen drey Cammeraden zu halten, welches für ihn als einen bekannten Günſtling des Königs um ſoviel demüthigender war, da die Größten des Königreichs ſich's für eine Ehre ſchätzten, Reiß und andern Mundvorrath vom Hofe zu erhalten, und es alſo für eine Art von Entehrung gehalten wurde, wenn der Hof irgend jemand dieſe Gunſtbezeigung entzog. Demohngeachtet fand Pyrard auf Zurathen ſeiner Freunde ſich täglich im Palaſt ein, nach dem Beyſpiel aller in Ungnade gefallenen Großen dieſes Landes, die ſich ohne Unterlaß vor dem König zeigten, und ſehnſuchtsvoll ſeiner Anrede entgegen ſahen.

Während ſeiner Ungnade breitete ſich das Gerücht aus, als ob er den Anſchlag gefaßt hätte, mit ſeinen noch übrigen Cammeraden die Flucht zu ergreifen. Er wurde deshalb auf königlichen Befehl verhört, und ihm ernſtlich unterſagt, keinen Umgang mit ſeinen drey Gefährten zu haben; vornehmlich aber wurde ihm verboten, kein Wort in franzöſiſcher Sprache mit ihnen zu reden. Dies zu unterlaſſen,

mußte ihnen um ſoviel ſchwerer werden, da ſie dicht neben einander wohnten. Zwey von ihnen, die wirklich dieſem Verbot zuwider handelten, mußten dafür ihre Strafe leiden. Sie wurden auf die achtzig Meilen von Malé gegen Süden gelegene Inſel Suadu verbannt. Der dritte würde ein gleiches Schickſal gehabt haben, wenn die Dienſte, die er einigen vornehmen Hofbeamten als Schneider und Trompeter leiſtete, ſie nicht bewogen hätten, die dringendſte Fürbitte einzulegen. Was Pyrard ſelbſt betraf, ſo machte ihm der König ſehr lebhafte Vorwürfe wegen ſeines Ungehorſams, ſetzte aber zugleich mit mehrerer Sanftmuth hinzu: Es würde ihn betrübt haben, wenn er hätte hören ſollen, daß Pyrard ſo wie die letzten vier Flüchtlinge ertrunken wäre. Unſer Abentheurer nützte dieſe günſtige Gelegenheit zu ſeiner Rechtfertigung, und führte ſo bündige Beweiſe ſeiner Unſchuld an, daß er ſich dadurch beym Könige völlig wieder in Gunſt ſetzte.

Von dieſem Augenblick an erhielt er wieder ſeine vorige Wohnung im Palaſt, wo er bis zum Ueberfluß mit allen Bedürfniſſen verſorgt wurde. Der König ſchenkte ihm einen Sclaven zu ſeiner Bedienung, ließ ihm eine anſehnliche Summe Geld auszahlen, und verſchafte ihm noch überdem verſchiedene andre Vortheile und Bequemlichkeiten. Bald nachher erhielt er auch die Zurückberufung der beyden Verwieſenen bey Gelegenheit einer künſtlichen Arbeit, welche der eine von ihnen, ein Fläminger, bloß mit der Spitze eines Meſſers verfertiget hatte. Es war ein kleines Schif nach flandriſcher Bauart, das nur eine Elle in der Länge betrug,

aber mit Segeln, Tauen und allem übrigen Zubehör eben ſo gut verſehen war, wie ein Schif von fünfhundert Tonnen. Der König bewunderte den Fleiß des Künſtlers, und willigte nicht allein in ſeine Zurückkunft, ſondern ließ auch ſeinem Cammeraden eben dieſe Gnade wiederfahren.

Pyrard brachte in ſeinem gegenwärtigen behaglichen Zuſtande noch einige Jahre zu, während welchen er nach ſeinem eignen Geſtändniß nichts vermißte, als die öffentliche Ausübung ſeiner Religion. Er hatte täglich Gelegenheit, den König zu ſehen, der unabläßig fortfuhr, ihn mit Wohlthaten zu überhäufen. Die Großen ſchmeichelten ihm als den Günſtling ihres Herrn, und verſchiedene unter ihnen liebten ihn in der That mit wahrer Aufrichtigkeit. Nach und nach brachte er eine Menge Cocosbäume an ſich, die einen großen Theil der Reichthümer des Landes ausmachen. Auch unterließ er nicht mit fremden Schiffen, die in Handlungsangelegenheiten oft nach Malé kamen, Geſchäfte zu machen, wodurch er ſich denn in kurzer Zeit in einem ſehr wohlhabenden Zuſtande befand. Die auswärtigen Kaufleute ſetzten ſo viel Vertrauen in ſeine Rechtſchaffenheit, daß ſie ihm oft ihre Güter während ihrer Abweſenheit zum Verkauf in Commißion gaben. Ueberdem richtete er ſich ganz nach den Sitten und Gebräuchen der Eingebohrnen. Seine Abſicht dabey war aber, nicht allein ſich dieſem Volk dadurch gefällig zu machen, ſondern ſich auch dereinſt in den Stand zu ſetzen, eine getreue Nachricht von den maldiviſchen Inſeln liefern zu können, ſobald es nur dem Himmel gefallen würde, ihn wieder nach Europa zu bringen. Dieſer ſein einziger

und brünſtigſter Wunſch gieng zwar im Anfang des Jahrs 1607 in ſoweit in Erfüllung, daß er aus den maldiviſchen Inſeln erlöſt wurde, in deren Verderben er ſeine Freyheit wieder fand; aber ein weit grauſameres Schickſal und eine Dienſtbarkeit, weit härter als die bisherige, war das Loos, welches ihm ſein feindſeliges Verhängniß zubereitete.

(Der Beſchluß nächſtens.)

II.

Epiſtel an den Herausgeber des Journals, nebſt einem Gedicht an den Schatten Friedrichs.

Im Aprilſtück dieſes Jahrs der Litteratur und Völkerkunde iſt ein kleiner Aufſatz befindlich, der ſich auf den Häuſerbau der Madame Karſchin bezieht, und worin einige Verſe von ihr unrecht angeführt werden. Die Dichterin iſt ſo gefällig geweſen, mir in nachſtehender ſchönen Epiſtel eine Berichtigung zuzuſenden, die hier erſcheint, nebſt einem Gedicht an den Schatten Friedrichs, das bey nichtempfangenen Wohlthaten Dichtertugenden anzeigt. Das ſonderbare Schickſal dieſer würdigen Frau und ihre ſeltenen Talente, fangen jetzt an, auch im Auslande als ein merkwürdiger Gegenſtand betrachtet zu werden. Kürzlich hat ein franzöſiſcher Schriftſteller ſeinen Landsleuten vieles von Madame Carſch erzählt; ja noch im Monat April dieſes Jahres trat ein Engländer auf, der mit ihrer Geſchichte, es verſteht ſich etwas entſtellt, das Publicum in den Londoner Zeitungen unterhielt, und dabey

bey verſicherte, daß Augenzeugen, glaubwürdige Männer vorhanden wären, die dieſe merkwürdige Perſon in Berlin, wo ſie ehmals lebte, wirklich gekannt hätten. Man fand die Nachricht in England ſo intereßant, daß ſie in allen großen Zeitungsblättern der Hauptſtadt wörtlich nachgedruckt wurde.

v. A.

An den Herausgeber des Journals.

Wer hat ſo übel dich berichtet?
Das heiſt gereimt nach platter Art;
Heiſt nicht gedichtet;
Doch weil der Mann belogen ward
Aus purem Mißverſtande,
So wol'n wir's Ihm verzeyhn,
Du aber laß in manchem Lande
Nicht meinem Saitenſpiel zur Schande
Die Kenner länger irrig ſeyn:
Rück die Berichtigung, ſobald als möglich ein.

Und auch den Nachruf an den Schatten
Des Königes, in deſſen Ohr
Die Lieder keinen Einklang hatten
Vom deutſchen Muſenchor.
Vielleicht, vielleicht tönt Ihm dort oben
Vernehmlich was Er nicht verſtand,
Hier unterm Mond, wo Ihn zu loben
Ein jeder ſich berufen fand.

Dort werd' auch ich verſtehn die Sprachen
Die mich kein Lehrer hier gelehrt,
Bey Bauern, die den Acker brachen
Und meinen kleinen Kopf geſtöhrt

Mit trunknen Lärm, wenn ich geſeſſen
Das A, B, C=Buch in der Hand,
Und meine Lection vergeſſen,
Weil unter ihnen Zanck entſtand,
Vom Geiſt des Gerſt= und Hopfentrankes
Der ſtark und lieblich ſchmeckend war
Und wie Burgunderwein ſo klar
Und immer werth des lauten Dankes,
Der meinem Vater ward getönt.
Zur Zeit wenn ſich beym Erndtefeſte
Das Chor der Schnitter bunt gekrönt,
Und bunt die jungen Kirmesgäſte. —
Jedoch zu was ſoll dies Geſchwätz?
Nur kurz und gut ſich auszudrücken,
Iſt ein Geſetz
Für alle die Dir Briefe ſchicken,
Du brauchſt die Zahl von Augenblicken
Brauchſt Deine Zeit, und kaufſt ſie aus
Mit Wucher für die Welt, mit Ehre
Für dich durch manchen Ohrenſchmauß,
Durch manche Sittenlehre,
Und manche feine Schilderey
Der Zeiten alt und neu. —

den 20ſten April
1787.

A. L. Karſchin.

Be=

Berichtigung.

Anno drey und ſiebzig ſchrieb
Ich an König, der aus eignem Trieb,
Vor zehn Jahren, Sorgfalt mir verheiſſen
Sagte, daß Ihm durch Weſtpreuſſen
Ohne Schwerdzug neues Land
Von der Vorſicht ſey gegeben,
Bat aus königlicher Hand
Sorgfalt für mein ältres Leben
Und erinnerte dabey,
Was ein Philoſoph geſchrieben,
Daß ein König ſchuldig ſey
Sein gegebnes Wort zu lieben. —

Darauf nun kam auf der Poſt ein Brief vom Hofſtaatsamte aus Pozdam, mit der Aufſchrift: *An Madame A. L. Karſchin, berühmte deutſche Dichterin,* nebſt Inlage eines königlichen Gnadengeſchenks von 2 Thalern. —

Die Aufſchrift war eben ſo erniedrigend als das Geſchenck; dies nun ward wieder eingeſiegelt, mit dem Inhalt folgender vier Zeilen: —

Zwey Thaler giebt kein großer König,
Denn die vergröſſern nicht mein Glück;
Nein, ſie erniedern mich ein wenig,
Drum geb ich ſie zurück. —

Wirkung des Vaterſegens.

Dem verewigten König Friedrich

nachgerufen im Frühlinge 1787.

von A. L. Karſchin.

Vaterſeegen bauet Kindern Häuſer,
Sagt die Bibel, welche Du
Auch ſtudierteſt großer Weiſer
Friedrich, dem wir Himmel zu
Klagelieder nachgeſungen. —

Vaterſeegen hatteſt Du für mich,
Als zum letztenmal die Zungen
Und die Herzen grüßten Dich
Hier am Thron bey neuen Zeitbeginnen.
Als der erſte Tag im Jahr
Fünf und achtzig flog von hinnen,
Kam aus Deiner Bothenſchaar
Einer der beflügelt war,
Grüßte mich von Deinetwegen,
Gab mir ein verſiegelt Blatt
Voller Landesvaterſeegen,
Der mich froh durchdrungen hat
Mit dem Vorgefühl des Glückes —
Siehe, wenn Du deines Blickes
Würdig findeſt noch die Welt,
Die dich vor den größten hält; —
Siehe meine Freudenthräne fließet
Dankbar Deinem Erbeſohn,

Dem

Dem ſein Volk im Wonneton
Vielgeliebter König, grüßet.
Er befahl durch Wölnern ſeinen Rath
Deinen Segen zu erfüllen;
Was ich Dich vergebens bat,
Was ich oft gewünſcht im ſtillen
Mitternachtsgebete mir,
Ward beſchloſſen, wird geſchehen.
Einziger, gefällt es Dir
Noch in Deine Thronenſtadt zu ſehen?

O dann ſiehe Du mein Hauß
Auf dem Haakſchen Markt gebauet,
Eh' die Flur im Herbſt vergrünet.
Muſenbilder ſchmückens aus,
Und der Wandrer kömmt und ſchauet
Lange beym Vorübergehn
Dieſes Denkmaal an, und preiſet,
Wenn er wieder heimgereiſet,
Es den Auslandsbürgern faſt ſo ſchön,
Als der Helden Steingebilde
Die auf Wilhelms Platze ſtehn. — —

Nicke Du nun Deines Erbſohns Milde
Beyfall, unterm Heldenheer
Ueber dieſer Sonne, der
Ich ein bittend Lied geſungen habe,
Daß Sie heiter blieb, bis Er
Wiederkam von Deinem Grabe. —

A. L. Karſchin.

das Studium der Politic vorzüglich zuzueignen pflegen, ſo könnte man von demjenigen Juriſten, der in der Politic dieſe Frage richtig entſcheiden will, allerdings fordern, daß er ſich vor allen Dingen einen genauen Begrif von dem wahren Werthe der Dichtkunſt mache. Viele, wenn ſie auch nicht wie Plato, die Poeſie ganz aus dem Staate verbannen wollen, reden doch ſo verächtlich von ihr, als von einer Kinderey, deren ſich ein ſolider Mann ſchämen müßte. Eine allgemeine Betrachtung über den Nutzen der ſchönen Wiſſenſchaften für einen Rechtsgelehrten, findet man in einer Rede von Gerhard Schröder, de iurisprudentiae et politioris litteraturae connubio, die ſeinen Obſervationibus iuris, Harderwyck, 1755 beygedruckt iſt. In einer deutſchen Rede hat dieſes Sujet der Herr von Eckartshauſen zu München behandelt: Vom Einfluß der ſchönen Wiſſenſchaften auf die Rechtsgelehrſamkeit 1781. Einen überzeugenden Beweis von den mancherley Nebenkenntniſſen, die ein Rechtsgelehrter mit ſeinem Hauptſtudium zu verbinden hat, führte Johann Heumann in ſeinem Apparatu litterario iuris, wo er die Schriften über alle dieſe Nebendinge, und alſo auch über Beredſamkeit und Dichtkunſt verzeichnet, in ſofern ſie einem Juriſten nöthig ſind. Da Herr Prof. Siebenkees 1780 das Werk durch eine neue Ausgabe brauchbarer gemacht, ſo findet man nun auch die neuern dahin einſchlagenden Schriften darinnen angezeigt. Schott fand es für gut, in ſeinem Buche auch die Philoſophie mit unter die ſchönen Wiſſenſchaften zu zählen, die er einem Rechtsgelehrten als nothwendig empfiehlt, indem er nämlich das Wort ſchöne Wiſſenſchaften in dem weiten Sinne nimmt, in welchem

man

man ſonſt den Ausdruck Humaniora zu nehmen pflegte. Wie ſehr ein philoſophiſcher Kopf ſich in der Rechtsgelehrſamkeit auszeichnen könne, wenn er in Feſtſetzung der Begriffe, in Erklärung und Anwendung der Geſetze, und im ſyſtematiſchen Vortrag der Rechtswahrheiten Gebrauch von einer aufgeklärten Philoſophie macht, leuchtet einem jeden von ſelbſt ein. Das Natur- und Völkerrecht und das allgemeine Staatsrecht nebſt ihren verſchiedenen Zweigen, die mancherley Theile der politiſchen Wiſſenſchaften, worunter die *Nomologie*, und beſonders die peinliche, in unſern Tagen mit vorzüglichem Eifer bearbeitet wird, ſind eben ſo viele Theile der Philoſophie ſelbſt, in welchen man ohne Kenntniß der Seelenlehre und der allgemeinen practiſchen Philoſophie keine Fortſchritte machen kann. Man ſchrieb ſchon frühzeitig vom *Nutzen der Philoſophie für den Rechtsgelehrten*; allein man blieb faſt nur bey Definitionen, Diviſionen und der Syllogiſtic, oder bey der beſondern Methode dieſer oder jener philoſophiſchen Secte ſtehen. Beſonders hätte **Schott** die Frage berühren ſollen, in wiefern **Heineccius** wohl gethan, **Wolfs** mathematiſche Methode in ſeinen Lehrbüchern zu adoptiren. Alle die, welche den Werth und Unwerth der Juſtinianeiſchen Geſetzgebung beſtimmen, ihre Mängel angeben, und die Frage beantworten wollen: Ob es rathſam ſey, ſie in Deutſchland beyzubehalten oder nicht, reden in den Wind, wenn ſie nicht philoſophiſche Grundſätze zur Richtſchnur nehmen. **Lipenius** unter dem Wort Philoſophia hat mehrere hieher gehörige Schriften namhaft gemacht. **Struv** in ſeiner Bibliotheca iuris führt folgende Werke der ehmaligen Zeiten an: **Laur. Arnoldi** collatio philoſophiae moralis cum

iure

iure ſcripto, Frankfurth 1606. Joh. Brandes de vera et ſimulata ICtorum philoſophia, Frankf. 1668. Lud. Malquit, de vera ICtorum philoſophia. Unter Gottſched's Reden befindet ſich eine, welche den Satz ausführt, daß ein Juriſt ein Philoſoph ſeyn müſſe. Joh. Hartung entwarf ſchon, Jena 1701, eine Metaphyſicam iuris, und noch weitläuftiger, nur zu weitläuftig iſt des, durch die Erklärung des Grotius bekannten, Valentin Veltheim Metaphyſica per exempla iuridica deducta. Andr. Simſon Biechling gab 1714 eine Notitiam terminorum philoſophicarum ad uſum iuris hodiernum heraus, die als Erklärung der damaligen Terminologie brauchbar iſt. Von Wisling hat man eine Ontologiam iuris methodo ſcientifica tractatam 1741. Hedler ſchrieb ein Programm de Metaphyſica a legum cultore non contemnenda. Einige gute Bemerkungen enthalten die zwey ſpecimina einer Pſychologiae iuridicae, die 1756 herauskamen. Die bekannte iurisprudentiam definitivam von Würfel, hat Herr von Selchow noch 1768 einer neuen Ausgabe gewürdigt. De dialectica veterum ICtorum ſchrieb Joh. Wilh. Hofmann. Der Aſſeſſor von Cramer, der ſchon 1740 dreyzehn Specimina de vſu philoſophiae Wolfianae in iure geſchrieben hatte, gab 1767 eine eigne Logicam iuris aus. Adr. Beier's Logica iuris, die 1696 erſchien, war nur ein Fragment, das unvollendet blieb. Ich erinnere mich, daß der ſel. Breuning zu Leipzig Vorleſungen über die juriſtiſche Logic zu halten pflegte. Dialecticas iuris von Joh. Thomas Freig 1587, Peter Corn. Brederod 1593, Mart. Schickard 1615, Dan. Otto 1669, und Heinrich Pott

1688

1688 führt Struv an. Andre nannten es Topica iuris, z. B. Nic. Everhard 1596, aus deſſen Werke Marionet 1655, und G. A. Brunner 1671 Auszüge machten. Bey andern hieß es Analytica iuris, wie in den Werken von Joh. Schilter 1687, und Nicol. Harres 1691. Ueber den juriſtiſchen Schluß (de ſyllogismo iuridico) ſchrieb Strauß insbeſondere. Vornemlich iſt die Logica probabilium dem practiſchen Rechtsgelehrten wichtig; wie viel Scharfſinn dazu erfodert werde, bey manchen praktiſchen Fällen die Gründe der Wahrſcheinlichkeit abzuwägen, kann man ſich aus des Marquis von Condorcet franzöſiſchem Werke, über die Wahrſcheinlichkeit der richterlichen Entſcheidungen belehren. Da Rechtsregeln (regulae iuris) nichts anders als abſtrahirte allgemeine Sätze ſind, ſo wird zu ihrer richtigen Abfaſſung allerdings Philoſophie erfodert. Den Nutzen der Moralphiloſophie für den Juriſten erweiſt Manzel in der Abhandlung de uſu doctrinae de temperamentis in iurisprudentia. Mit eben dem Rechte, wie die Philoſophie, hätte auch die Mathematic unter die ſchönen Wiſſenſchaften gerechnet werden können, die einem Juriſten zur Zierde dienen. Die Schriften, die die Matheſin forenſem betreffen, ſind zu bekannt, als daß ich ſie hier anführen ſolte. Selbſt auch phyſicaliſche Kenntniſſe können dem Juriſten wichtig werden, wenn er Fragen über ſolche Dinge, wie Deichrecht, Waſſerbau u. ſ. w. ſind, entſcheiden ſoll, ja ſie ſind zu einem großen Theil der, vom Herrn von Beneckendorf zu einer eignen Wiſſenſchaft ausgebildeten Oeconomiae forenſis unentbehrlich. Von dem berühmten Herrn Hofrath Käſtner hat man Specimina phyſices iurisprudentiam illuſtrantis, Lipſ.

1748 Da Schott in ſeiner Schrift auch von der Wichtigkeit der hiſtoriſchen Wiſſenſchaften für den Rechtsgelehrten redet, ſo muß ich auch eine dahin ſich beziehende Abhandlung nachholen. Vor allen nämlich hätte hier Franc. Balduini Schrift de inſtitutione hiſtoriae univerſae eiusque cum iurisprudentia coniunctione, Par. 1655 nicht übergangen werden ſollen. Wenn es eine Hiſtoriam iuris giebt, ſo kann man dieſe ohne vorläufige Kenntniß der allgemeinen, und ſodann der römiſchen und deutſchen Geſchichte gar nicht mit Nutzen ſtudieren. Die Unentbehrlichkeit der Reichsgeſchichte für den Staatsrechtslehrer hätte Schott nicht übergehen ſollen. Pertſch und Krauſe haben Kirchenhiſtorien für Rechtsgelehrte geſchrieben, und in der That muß man ohne die Fackel der Geſchichte im canoniſchen Recht überhaupt, und im Kirchenſtaatsrecht des deutſchen Reichs insbeſondre im Finſtern tappen. Die Hülfswiſſenſchaft der Geſchichte, die Diplomatic iſt zum deutſchen und zum Lehnrecht unumgänglich nothwendig. Die Anwendung der Alterthumskunde, der Sprachkenntniß, der Critic und der Auslegungskunſt auf das Studium der Geſetze, beſonders der römiſchen, pflegt man die elegante Jurisprudenz zu nennen, und in der Gelehrtengeſchichte der Rechtsgelehrſamkeit wird von den vier Schulen der Italiener, Franzoſen, Holländer und Deutſchen gehandelt, die ſich darum verdient gemacht haben. Der ehemalige Wittenberger Rechtsgelehrte Ernſt Martin Chladenius, ſchilderte 1747 in einem Programm den ambitum iurisprudentiae elegantioris. Manche von den vielen Schriftſtellern, die vom Methodo iurisprudentiae gehandelt, haben auch von den philologiſchen Vorkenntniſſen geredet, die man zum Studium der

Digitized by Google

der Rechtsgelehrſamkeit mitbringen muß. Sieben Abhandlungen, de ratione et methodo ſtudii iuris hat, wie bekannt, Buder geſammelt. Pütter, Schott, Nettelbladt, Gildemeiſter und Reitemeier in ihren Encyclopädien haben dieſe Sache nicht mit Stillſchweigen übergangen. Val Forſter in ſeinem Interpres im zweyten Theile von Otto's Theſauro iuris, ſagt viel Schönes über die humaniſtiſchen Kenntniſſe, mit denen ein Ausleger der Geſetze ausgerüſtet ſeyn muß. Bey den Rechtsantiquitäten fehlen *Briſſonii* ſelectae ex iure civili antiquitates, deſſen Werke de formulis ſolennibus populi Romani und de verborum ſignificatione in dieſem Fache claßiſch ſind. Der kleine Abriß vom Herrn Geheimetribunalrath Höpfner: Ius antiquum populi Romani muß *nicht* vergeſſen werden. Ein *Haupttheil* der römiſchen Rechtsalterthümer ſind die Betrachtungen über das Staatsrecht der Römer, wozu vornemlich die Werke des gelehrten Italieners Sigonius, und die verſchiedenen Abhandlungen gehören, welche Clauſing zu Lemgo 1726 in drey Bänden, unter dem Titel: Ius publicum Romanorum, zuſammendrucken ließ, der Werke von Beaufort und Ferguſon über die römiſche Republic nicht zu gedenken. Wenn man ſolche Puncte des römiſchen Rechts auswählt, welche mit Alterthümern, Geſchichte und Philologie in Verbindung ſtehen, ſo wird niemand leugnen, daß Unterſuchungen darüber etwas angenehmes und unterhaltendes haben. Als daher der witzige Menage dergleichen Unterſuchungen anſtellte, nennte er ſein Werk mit Recht Ergötzlichkeiten Amoenitates juris civilis, welcher Titel vielfältig nachgeahmt worden, ſo daß man auch Amoenitates iuris

canonici, oblectamenta iuris feudalis u. ſ. w. hat. Freylich aber war es ziemlich unſchicklich, als einer Amoenitates Iuſtinianeas cum rationibus dubitandi et decidendi herausgab. Pagenſtecher nannte eines ſeiner Werke zur Nachahmung des alten römiſchen Rechtsgelehrten, Liber Benedictorum. Ich wundre mich, daß Schott S. 17. Hommel's iurisprudentiam numismatibus illuſtratam 1763 nicht genannt hat, worinnen manche Rechtsgebräuche der Römer, manche Theile der Rechtsgeſchichte aus Münzen erläutert ſind. Man muß damit das Auctarium verbinden, das Kloß zu dieſer iurisprudentia numismatica 1765 herausgab. Schott zeigt in einem angenehmen Beyſpiel S. 18, daß dem juriſtiſchen Liebhaber römiſcher Alterthümer die Lectüre von Winkelmann's Schriften, und alſo die Bekanntſchaft mit den Kunſtwerken der Alten nützlich ſeyn könne. Herr D. Wolle in Leipzig hat dieſe Idee in ſeiner Archaeologia iuridica 1780 weiter ausgeführt. Wie ſehr grammatiſche Kenntniſſe dem Ausleger der Rechte zuſtatten kommen, davon findet man Beyſpiele in K. F. Hommel's grammaticis obſervationibus ius civile illuſtrantibus 1749. Die bekannte Lexica iuridica von Pratejus, Schardius und Calvinus, des Vicat Vocabularium iuris, des Joh. Strauch Lexicon particularum iuris, Jena, 1685 hätten von Schott als Beyſpiele angeführt werden ſollen, wie das juriſtiſche Latein ein eignes Sprachſtudium erfordere. Die beſte Apologie für die Latinität der Juriſten in den Pandecten ſind Carl Andr. Ducker's opuſcula de Latinitate veterum ICtorum, die Joh. Peter Schmid 1773 neu herausgab. Zum Studium der alten Sprachen überhaupt, ermun-

munterte die Juriſten J. C. Clodius in einer Schrift: De Icto philologo, ſeu, de ſtudio iuris et linguarum iungendo, Wittenberg, 1673. Sogar die Orthographie und die Quantität der Sylben müſſen von dem Rechtslehrer nicht verachtet werden, wie Adr. Beier in der Abhandlung de orthographia et proſodia iuris gezeigt hat. Bey der Empfehlung der griechiſchen Geſetze, als den Quellen der römiſchen hätte *Prateii* iurisprudentia vetus, die die Geſetze des Draco und Solon enthält, die Leges Atticae vom Sam. Petitus, die Leges Atticae vom Joh. Meurſius, Engelbrecht de Legibus Locrenſium, *Iani* de Dracone, *Heineccii* Themis Attica, und vor allen andern die vortreflichen Abhandlungen des Herrn Hofrath Heyne, de Thuriorum republica et legibus, de civitatibus magnae Graeciae, quae inſtitutis et iuris Achaeorum vſi ſunt, de inſtitutis et legibus Tarentinorum, und de legibus Heraclienſium angeführt werden ſollen. Der Nutzen der griechiſchen Sprache für den Juriſten iſt im folgenden Programm des Herrn Rector Heynatz erwieſen: Beantwortung der Frage, ob es unnütz ſey, einen künftigen Rechtsgelehrten zur Erlernung der griechiſchen Sprache anzuhalten, 1782. Hombergk zu Vach ſchrieb 1725 eine Abhandlung de Themide. Einen Nachtrag zu der Notiz der griechiſchen Geſetzgebungen, in *Fabricii* Bibliotheca graeca, kündigte vor kurzem Herr Prof. Richter zu Leipzig an. Eine Geſchichte der juriſtiſchen Hermeneutic findet man in Joh. Heumann's Exercitationibus iuris univerſi, Vol. III. Des Eccard Hermeneuticam iuris nach des Herrn Geh. Juſtizr. Walch Ausgabe, und des Beſt rationem emendandi

dandi leges, wie ſie Neuhaus herausgegeben, hätte Schott als zwey Hauptwerke anführen ſollen, die jeden Ungläubigen überzeugen können, daß man das römiſche Geſetzbuch nach eben den critiſchen Regeln behandeln ſolte, wie die Claßiker. Die Vorrede, die Heineccius ſeiner Ausgabe von Bynkershoeck Obſervationibus iuris Romani, Halle 1739 voranſetzte, handelt de artis criticae utilitate in iurisprudentia et boni critici officio. So ſchrieb auch J. H. Böhmer zu des Briſſonii Werke de verborum ſignificatione, eine Vorrede, die die fata interpretationis grammaticae in iure erzählte. Ueber das Emendiren der Geſetze hat man folgende kleinere Abhandlungen: Meier de arte critica ICtis neceſſaria, Majus de iurisprudentia critica, Schröder de ſobria iuris critica. Herr Prof Püttmann handelte 1762 in einer Proluſion de caeca et illiberali ſine arte critica et humanioribus litteris iurisprudentia, 1762 Joh. Broous erläuterte den Nutzen der Philologie in der Rechtswiſſenſchaft mit ſchönen Beyſpielen, in den Nuptiis Philologiae et Iurisprudentiae, Par. 1651, die nun in dem vierten Bande von Meermann's Theſauro iuris ſtehen. Bey dem Gellius, deſſen attiſcher Nächte Schott S. 21. gedenkt, verdient bemerkt zu werden, daß der Juriſt Joh. Ludw. Conradi, der dieſen Schriftſteller, Leipzig 1762 herausgab, Excurſus ſtehen, die ſich auf die Rechtsgelehrſamkeit beziehen. Iſt die Frage, welchen Gebrauch der Juriſt von der Rhetoric machen könne? ſo ſchrieb ſchon Joh. Bellon (de figuris iuris) von den Figuren, die in dem lateiniſchen Geſetzbuch vorkommen. Dieſe Materie berührt auch Peter de Touilleu, in der Triade diſſertationum iuridicarum, 1706.

Die

Die Macht der Beredſamkeit vor römiſchen Gerichten, ſchildert Mich. Schreiber in der Abhandlung de artis oratoriae in foro fatis. Als der große Redner Muretus einſt ſeinen Zuhörern die Pandecten zu erklären anfieng, ſchickte er eine Rede, de toto ſtudiorum ſuorum curſu deque eloquentia ac caeteris diſciplinis cum iurisprudentia coniungendis voraus, die die funfzehnte unter ſeinen geſammelten Reden iſt. Eine rhetoricam legalem ſchrieben Camerarius, Zaſius und Hegendorf. Eine rhetoricam civilem hat man vom Rubenius. Waldenberg ſammelte die metaphoras, ſententias et proverbia iuris. Ueber das Anſehn, in welchem Demoſthenes bey den römiſchen Juriſten ſtand, findet man in des Ev. Otto Papiniano eine artige Digreßion. Ein ſonderbarer Einfall war es freylich von einem gewiſſen Föhrl, das Zwölftafelgeſetz zu verſificiren: Ueberſetzung der vorzüglichſten Geſetze aus den zwölf Tafeln in deutſchen Verſen, 1774. Vielleicht verſtand er es zu buchſtäblich, wenn Cicero ſagt, die Kinder hätten die zwölf Tafeln als ein carmen neceſſarium auswendig gelernt, und wolte durch ſeine Verſification auch deutſchen Kindern ihre Erlernung erleichtern. Gleich ſonderbar war der Gedanke von Joh. Honor. Draco, der 1556 die Inſtitutionen in Verſe brachte. Draconis Elementa iuris, ſeu Inſtitutiones in carmen contractae. Noch 1785 hat ein Herr Falkner zu Baſel eine neue Ausgabe davon beſorgt. In der erſten Sammlung von den Beyträgen zur preußiſchen juriſtiſchen Litteratur, die der ſel. von Hymmen 1775 herauszugeben anfieng, ſteht eine Abhandlung vom juriſtiſchen Werthe der Dichtkunſt. Daß der Juriſt ſich nicht

zu ſehr in die Poeſie vertiefen ſolte, warnte ſehr eifrig Thomaſius in einer Abhandlung de cautelis circa ſtudium poeſeos. Weil es im L. 3. Cod. de prof. et med. heißt: Poetae nulla immunitatis praerogativa iuvantur, (d. i. ſie machen keinen eignen Stand aus, ſie gehören nicht zu den öffentlich angeſtellten Lehrern, wie Philoſophen und Aerzte, und können alſo auch nicht die Privilegien von dieſen genießen) ſo ſchrieb Herr Prof. Püttmann 1777 ein Programm de poetis privilegiorum exſortibus, und Herr Prof. Stockmann 1779 eine Abhandlung, de poetis non immanibus. Carl Friedr. Triller ſchrieb zu Wittenberg 1781 eine Abhandlung de iurisprudentia poetarum, worinnen er folgende Gegenſtände ausführte. Er macht darinnen mit dem Titel der Pandecten de iuſtitia et iure einen Verſuch, um zu zeigen, was man aus Dichtern zur Erläuterung der Sätze des römiſchen Rechts entlehnen könne. Er erklärt die Bedeutung des Wortes carmen, das zuerſt jede feyerliche Formel bedeutet, und daher auch von Geſetzen und Verträgen gebraucht wird. Er erläutert die alte Gewohnheit, Geſetze in Verſe einzukleiden. Zur Erklärung des Wortes ius, ingleichen über den eigentlichen Zweck der Geſetze bringt er verſchiedene Dichterſtellen bey. Die Definitionen des Ulpian von der Gerechtigkeit, vergleicht er mit Beſchreibungen, die alle Dichter von ihr gemacht haben. Er beſtätigt die Gründe von der Liebe, der Religion, des Vaterlandes und der Aeltern mit Stellen aus Dichtern. Daß es im fernen Alterthum Dichter gegeben, die zugleich Geſetzgeber waren, und durch Verſe die Menſchen zu guten Bürgern bilden wolten, beweiſt Chriſt. Ludw. Crell in der Abhandlung de pri-

primitiis legum poeticis, antiquiſſimo genere carminum. Vom Corn. van Eck hat man zwey ſchöne Reden, de ſtudio poetices coniungendo cum ſtudio iuris Romani. In den Opuſculis des berühmten Brunquell, ſo wie ſie Herr Prof. König geſammelt, findet man p. 1082. eine Schrift, de methodo iuris, deren drittes Capitel de poetices et poetarum uſu in iurisprudentia handelt. Scip. Gentilis, in ſeinen Parergis im vierten Theil von Otto Theſauro iuris, zeigt den Gebrauch, den die alten Juriſten von den Dichtern gemacht. Hommel giebt in der Litteratura iuris einen Vorſchmack von einer iurisprudentia poetica, und hat in dieſem Buch ein ganzes Capitel, das von Gelehrten handelt, die zugleich Dichter und Rechtsgelehrte geweſen ſind, das in Anſehung derer, die in deutſcher Sprache gedichtet, mit den Beyſpielen von Lichtwehr, Uz, von Soden, von Döring, von Seckendorf, von Gemmingen, Huber, von Halem, von Göthe, Katzner, Leiſewitz, Weppen vermehrt werden kann, und das noch mehr vermehrt werden könnte, wenn man auch alle die anführen wollte, die als brauchbare Juriſten ſchlechte oder mittelmäßige Verſe gemacht haben. Die Verträglichkeit der Poeſie mit der Rechtsgelehrſamkeit hat der Italiener Peter Franz Minozzi, in folgender Schrift dargethan: Elegantia iurisprudentiae collectanea, et Aſtraea cum Muſis imperans, ſive, poeſis amica iuris, Themiſticum Paradoxum, et fuſtigatio forenſis leguleiorum et ſaperdarum. Geiſtliche Lieder können ein Gegenſtand einer rechtlichen Unterſuchung werden, wenn dem, der die Oberaufſicht über die Liturgie hat, die Einführung neuer Geſänge ſtreitig ge-

macht wird. So ſchrieb Joh. Heinr. Fricke 1773 eine Abhandlung zum proteſtantiſchen Kirchenrecht bey Gelegenheit des Streites über das neue meklenburgiſche Geſangbuch. Heinr. Ernſt Keſtner, wolte ehedem ſogar die Tonkunſt den Rechtsgelehrten in einer Schrift, de ICto muſico empfehlen. Schott nennt S. 36 bey Gelegenheit des Cicero blos die Schrift des Schulting de iurisprudentia Ciceroniana; aber man hat über dieſen Gegenſtand auch drey Diſſertationen von Heinrich Brokes, de Cicerone iuris civilis teſte et interprete, 1738 — 1741, den Aufſatz des Bynkershöck, in den Opuſculis varii argumenti, und vornämlich des Joh. Lucas Obſervationes nonnullas apologeticas pro ICtis Romanis ad locum Ciceronis in oratione pro Murena, Cap. I — XIII. LB. 1768. Die ſtreitige Frage, ob Cicero unter die Juriſten zu rechnen ſey? hätte Schott kürzlich alſo entſcheiden ſollen: Man muß iuris peritos und ICtos unterſcheiden. Wer in Rom etwas in der gerichtlichen Beredſamkeit leiſten wolte, mußte ſich allerdings mit den Geſetzen bekannt machen. So genoß Cicero den Unterricht berühmter Juriſten, erwarb ſich ganz artige Kenntniſſe in dieſem Fache, und der Juriſt kann manches zur Erläuterung des damaligen römiſchen Rechts aus Cicero's Schriften benutzen. Aber darum braucht man den Cicero eben ſo wenig zu einem Juriſten zu erheben, als man ihn deswegen unter die Aerzte zu zählen braucht, weil man in Schriften de Cicerone medico gezeigt hat, daß manche Stellen ſeiner Werke Aerzten intereſſant ſind. Allerdings haben Heineccius und Bach darinnen gefehlt, daß ſie in ihren Rechtsgeſchichten auſſer den

den Cicero, auch noch mehrere römiſche Gelehrte aufgeſtellt, die eigentlich nur Dilettanten in dieſem Fache waren. Wie die controverſiae, die wir noch unter dem Namen Seneca des Rhetor übrig haben, von einem Rechtsgelehrten benutzt werden können, hätte Schott bey dieſer Gelegenheit zeigen ſollen. Herr Prof. Malblanc wolte in ſeinem Werke: Doctrina de iureiurando e genuinis legum et antiquitatum fontibus illuſtrata 1781 ſich auf die Autorität des Quintilian berufen, allein Herr Geheimderath Koch hat dies zur Gnüge widerlegt. Bey dem Homer hat Schott die ſchönen Abhandlungen von Fermat und Strunz de autoritate Homeri apud ICtos übergangen. Was die lateiniſchen Dichter betrift, ſo zeigte Herr Heinr. Theod. Künzel den Nutzen derſelben für das Studium des römiſchen Rechtes in der Schrift, de praeſidiis poetarum veterum in explicando iure Romano. Was ſich aus dem Ennius zur Erklärung des Zwölftafelgeſetzes und alter Rechtsformeln benutzen laſſe, zeigt Käſtner in der Chreſtomathia iuris Enniana 1762. Insgemein legt man dem Juriſten Herennius Modeſtinus, der unter dem Kaiſer Alexander Severus lebte, die Summarien von den einzelnen Büchern der Aeneide bey, aber Heineccius in der Hiſtoria iuris erweiſt, daß dieſe von einem ſpätern Grammatiker herrühren. Auch den Virgil hat jemand zum Juriſten machen wollen, nämlich Erhard Reuſch, in der diſquiſitione de Virgilio ICto ex Ecl. III, 17 — 24, 1728. Etwas de Virgilio iuris perito findet man auch in Joh. Reinhardt's codice critico, T. I. p. 275, Lemgo, 1617. Bey dem Horaz, dem Schott S. 52. einen eignen Paragraphen widmet, hätte

 Eſtor's

Eſtor's Abhandlung de iurisprudentia Q. Horatii Flacci, die vor deſſen Ausgabe von L. A. Hamberger's opuſculis ad elegantiorem iurisprudentiam pertinentibus 1740 ſteht nicht übergangen werden ſollen. Bey den alten Dichtern fehlt auch noch der Beweis, den Argelati in ſeiner vita del Fedro führt, daß der Fabeldichter Phädrus ein Juriſt geweſen ſey. Sein Beweis gründet ſich auf die zehnte, ſechszehnte, ſechs und zwanzigſte, neun und vierzigſte, zwey und funfzigſte und drey und ſechzigſte Fabel dieſes Dichters. Bey den Gründen, die Schott angiebt, warum man, um alte deutſche Geſetze zu erklären, und dem Urſprung deutſcher Rechtsgewohnheiten nachzuſpüren, der deutſchen Sprache in allen ihren Epochen mächtig ſeyn müße, hätte auch der alten Sprichwörter gedacht werden ſollen. So wie es gewiß iſt, daß viele derſelben alte deutſche Rechtsregeln enthalten, ſo iſt es auch ausgemacht, daß man ſie oft ohne große Sprachkenntniß nicht gründlich erklären kann. Die vornehmſten Schriften über dieſen Gegenſtand ſind: Hert de paroemiis iuris Germanici in den Opuſculis, Piſtorius theſaurus paroemiarum germanicarum iuridicarum centuriae quinque, Heineccius in den vermiſchten Abhandlungen, Eiſenhart, Grundſätze der deutſchen Rechte in Sprichwörtern; und des Herrn Prof. Kind Abhandlung de iurisprudentia Germanorum paroemica 1776, derer nicht zu gedenken, welche einzle ſolche Sprichwörter: z. B. So viel Mund, ſo viel Pfund; Längſt Leib, längſt Gut; Hut bey Schleier, und Schleier bey Hut u. ſ. w. in beſondern Schriften erläutert haben. Daß wir vom Heineccius Antiquitates iuris Germanici haben, hätte hier erwähnt

wähnt werden ſollen. Die Lectüre der alten Minneſinger kann auch dem Juriſten nützlich ſeyn. Dies iſt ſchon bewieſen in dem Aufſatz: Juriſterey aus den Minneſingern geſogen, in den neueſten Mannigfaltigkeiten, meiſtens juriſtiſchen Inhalts, die zu Nördlingen 1776 erſchienen. In Joh. Jac. Moſer's vermiſchten Schriften findet man einen Aufſatz vom Recht der deutſchen Sprache. Auſſer den Rechtshändeln von Pittaval, hätte Schott, wenn er ſich auf die gerichtliche Beredſamkeit (Eloquence du burreau) der Franzoſen hätte einlaſſen wollen, den Canzler Dagueßeau und andre berühmte Redner, ſeit den Zeiten der Patru namhaft machen, beſonders auch den Loiſeau und Linguet, und die Sammlung, die Paalzow ſeit 1777 überſetzt hat, anführen müſſen. Aber vornemlich ſolten Eiſenharts Rechtshändel nicht fehlen. In ſofern deutſche Reden politiſchen Inhalts von Männern gehalten zu werden pflegen, die in juriſtiſchen Aemtern ſtehen, ſo hätten auch davon einige Muſter genannt werden ſollen. z. B. Politiſche und moraliſche Reden von Baſedow 1771, geſammelte republicaniſche Reden, Chur, 1770; patriotiſche Reden, gehalten von dem äuſſern Stand der Stadt Bern, 1773. Daß auch in Rechtshändeln manche Gelegenheit vorkomme, Witz an den Tag zu legen, beweiſt die artige Sammlung des Herrn Prof. Cramer: Salz und Scherz vor Gericht. Wolte man alle die Erzählungen der neuern ſchönen Geiſter anführen, die ſie entwerfen, um die ehmaligen Mängel der peinlichen Unterſuchungen mit lebhaften Farben zu ſchildern, ſo könnte man ein großes Verzeichniß machen. Ich nenne der Kürze wegen nur die Criminalgeſchichten, die in des Herrn Prof. Meißners Skitzen ſtehen. So

hat

hat man eine eigne Sammlung von Erzählungen, die dazu beſtimmt ſind, einem künftigen Richter einen Spiegel vorzuhalten, nämlich: von Eckartshauſen Erzählungen zur Bildung junger Leute, die ſich richterlichen Geſchäften weihen, 1783. Die Verbeſſerung der deutſchen Schreibart in juriſtiſchen Aufſätzen, deren Schott nur ganz kurz gedenkt, iſt neuerlich eine Hauptbemühung einiger aufgeklärteren Schriftſteller geweſen. Was Juſti ehedem in ſeiner Anweiſung zu einer guten deutſchen Schreibart und allen in Geſchäften und Rechtsſachen vorfallenden ſchriftlichen Ausarbeitungen 1755 zu bewirken ſuchte, das haben in der Folge Pütter in der Einleitung zur juriſtiſchen Praxi, und in den Bemerkungen über Richtigkeit und Rechtſchreibung der deutſchen Sprache Joh. Jac. Moſer, in der Abhandlung von Schreib- und Druckfehlern, die in ſeiner Abhandlung verſchiedener beſonderer Rechtsmaterien ſteht, Eiſenhart in ſeiner Abhandlung von der Schreibart der Rechtsgelehrten, in ſeinen kleinen Schriften, der jüngere Herr von Moſer in ſeiner Staatsgrammatik, und durch das Beyſpiel ſeiner eignen Schriften, Herr D. Böſchen in der Abhandlung über die juriſtiſche Schreibart 1777, (in den oben angeführten neueſten Mannigfaltigkeiten 1776 befindet ſich eine Schutzſchrift für die juriſtiſche Schreibart) Herr Kriegsrath Göckingk in einigen Aufſätzen über den Kanzleyſtyl im deutſchen Muſeum, ein Ungenannter in dem Sendſchreiben über die ſchönere Rechtsgelehrſamkeit, in den vermiſchten Abhandlungen über Gegenſtände der Geſetzgebung und Rechtsgelehrſamkeit 1779 eifrig befördert. Nachdem man von der Nothwendigkeit der Sache ſich immer mehr überzeugte, ſo erhielt man auch neuerlich einige geſchmack-

Digitized by Google

ſchmackvolle Anweiſungen zum juriſtiſchen Styl. Z. B. Herrn D. Elſaßers, Leitfaden zu Vorleſungen über die Theorie der Kanzleypraxis, 1783; de Luca Leitfaden zu dem Geſchichtsſtyl, 1783; von Sonnenfels, über den Geſchäftsſtyl, 1785; de Lugo, ſyſtematiſches Handbuch für jedermann, der Geſchäftsaufſätze zu entwerfen hat, wovon ſeit 1783 ſchon drey Auflagen erſchienen ſind, und vom ſel. Schott ſelbſt 1784 eine Vorbereitung zur juriſtiſchen Praxis, beſonders in Rückſicht auf die Schreibart in rechtlichen Geſchäften. Zu Wien werden beſondre Vorleſungen zu dieſem Behuf gehalten. Eine Ermunterung, ſich im Styl zu bilden, iſt der Aufſatz des Herrn Lic. Plitt, über den Geſchäftsſtyl, der Frankfurth am Mayn 1785 herauskam.

IV.

Salgar, der Flüchtling.

Wo flieh' ich hin? Haſt du, geprieſnes Eden,
Kein Plätzgen Ruh'? Ich ſeh den Tag ſich röthen,
Seh deine Pracht,
O ſchöne Mayennacht!

Und irre, wie der Raab' in Ungewittern,
Daß mir das Herz bebt und die Knie zittern,
Im Wonnemeer
Der ſchönen Welt umher.

Und leide Durſt, wo mancher durſtge Zecher,
An meiner Seite, den bekränzten Becher

Der

Der Freude ſchwang,
Und taumelnd nieder ſank.

Wo flieh' ich hin? Schon trieſt von meiner Locke
Der Thau der Nacht, und Hahn und Seigerglocke
Ruft ſüße Ruh
Der müden Erde zu;

Für mich allein weht keiner Ruhe Flügel!
Das ſcheue Reh erſchrickt am Eichenhügel
Vor meinem Schritt',
Und ich erſchrecke mit;

Und fliehe doch vor keiner Feinde Dolchen
Kein gelber Löwe brüllt, mich zu verfolgen,
Mit blutgem Zahn'
Aus ſeiner Kluft mich an.

Ich ſelbſt! Ich ſelbſt bin Himmel mir und Hölle!
Mein Herz iſt ſeiner Leiden eigne Quelle,
Und, Bianka, du
Der heiße Durſt nach Ruh!

Wo flieh' ich hin, daß ich mir ſelbſt entfliehe?
O, daß die Nacht mir ihre Flügel liehe!
Zu Dir! zu Dir!
Da bin ich auſſer mir.

Cramer.

Salgar

Salgar an ſeinen Knaben; vor einer Reiſe zu Bianka.

Sattle! Mags doch immer regnen,
Mögen brauſend mir begegnen
Ströme von geſchmolznem Eis!
Meinem Fuchs' iſts deſto lieber
Gehts recht drunter oder drüber;
Dieſer alte brave Greis

Trug bereits vor zwanzig Jahren
Einen ziethenſchen Huſaren,
Als der edle Ferdinand
Hier der Bauern Thränen rächte
Und des Reichs erkaufte Knechte
Jagte durchs befreyte Land;

Kannt' in Ungarn und in Schwaben
Alle Brücken alle Graben,
Eh dem ſtolzen General',
Auf der Flucht von Hoyerswerde,
Ihn und zwey Paradepferde
Künſtlich der Huſare ſtahl.

Sattle! Sattle; dein Beſorgen
Klingt ſo ängſtlich; übermorgen
Iſt mir und dem Fuchſe wohl.
Sattle! Sieh wie prächtig blitzen
Dort der Berge weiſe Spitzen,
Horch! Noch knarrt der feſte Pol.

Und eh Pol und Berge weichen
Und die ſtolzen Häupter neigen

 Hält

Hält mich keine Macht zurück;
Sattle! Sattl', indem wir ſchwatzen
Und uns hintern Ohren kratzen
Flieht ein theurer Augenblick!

Cramer.

Salgar, als er zwiſchen aufſchwellenden Seewaſſern auf einem Berge hielt.

Welch ein Brauſen! Iſt mir doch
Wie im fremden Lande,
Wo ich hier vor kurzen noch
Jede Blume kannte;

Wo ich manchen ſchönen Tag
Glücklicher erwachte,
Unter dieſen Eichen lag
Und Bianka dachte.

Graue Wogen wälzen da
Sich von weiſen Hügeln,
Wo ich oft die Sonne ſah
Sich im Thaue ſpiegeln.

Iſt dies noch das ſchöne Thal
Mit den Blüthenbäumen?
Wo in Wogen ohne Zahl
Schneegebirge ſchäumen?

Dies der Bach, der rein wie Gold
Ueber Kieſel rolte?
Den der traute Leopold
Nie vergeſſen wolte?

Hu!

Hu! Wie grauß die Winde dort
Mit den Wellen ſpielen,
Und ſich unter ihnen fort
In die Tiefe wühlen!

Wie ſie da ſo fürchterlich
Sich einander jagen,
Wo ich um die Klippe mich
Muß hinunter ſchlagen!

Und wer ſagt nach welcher Höh'
Ich am beſten reite?
Daß ich nicht, in Eiß und Schnee,
Von der Klippe gleite.

Oder halt' ich eben hier
Nicht auf einem Schachte?
Und, wie? wenn er unter mir
Jetzt zuſammen krachte!

Wilſt du deinen Freund, Natur,
Hier zu Grunde richten?
Und der Menſchenſchritte Spur
Vor ihm her vernichten?

Daß in dieſer Wüſteney
Ihn die Nacht ereile,
Und der Eulen Angſtgeſchrey
Ihm das Grablied heule?

Feiger! Iſt die Grille fort
Die dich wolte narren?
Und wie lange ſolte dort
Bianka meiner harren?

Flattert nicht ihr braunes Haar
Schon im Abendrothe?
O, ihr ahndet, daß Gefahr
Ihrem Wandrer drohte!

Hört der Berge Klageton
Bänger angeſchwommen,
Und in jeder Welle ſchon
Meine Leiche kommen.

Und ich Feiger harre da
Wie von Gott verlaſſen?
Mag wer keine Bianka ſah
In Gefahr erblaſſen!

Raſch, hinab ins enge Thal,
Drüber oder drunter!
Denn der letzte Sonnenſtrahl
Iſt bereits hinunter.

Ha! Wer liebt und überlegt
Hört ſchon auf zu lieben;
Warlich, jede Welle trägt!
Und ich lande drüben.

Cramer.

Ryno der Barde, auf Furas Hügel.

Grauß iſt dein Athem, o Geiſt der Verwüſtung,
Auf den Flügeln der Nacht!
Schauerlich ächzt ihn der Felſenſohn
Um die zitternde Klippe.

Willſt

Willſt du drängen aus ſeiner Angel den Nordpol?
Schrecken den ewig ruhigen Hüter des alten
Bärs? Daß du ſo ſträupſt mit ſiedender Woge
Meiner Urväter Heymath;

Jage dein ungezognes Heer in ſeine Schlünde!
Jag' und tritt aus deiner Wolke, den Hohn
Meines trotzenden Felſen zu ſehn, indeß es
Hütten ſtürzt und die Winde knickt.

Aber, weß iſt dort die Stimm' am Hügel Arindals?
Traurig und ſanft, wie des ſcheidenden
Weſts ſanftklagender Hauch im letzten
Blatte der Roſe.

Schweige, Brauſer! Hör auf, Woge, zu peitſchen der
Felſen Hüfte! So ſüß iſt
Nur die Stimme der Tochter Aniras;
Bianka, du weinſt?

Bianka.

Ruhig ſchwimmen deine grauen Locken
In des Brauſers Wog', o Barde! Ruhig
Blickt dein Aug' in die Verwüſtung
Aus der Felſen Heymath;

Feſt iſt dein Haus, ein Bette des Adlers,
Aber fahrvoll die Bahn meines Salgar!
Einſt ſah dort um die Klipp' ich
Oft ihn wandeln im Mondlicht,

Kannte von fern ſchon ſeinen Fußtritt, und hüpfte
Durch die funkelnde Nacht;
Aber Wellen umlagern die Klipp', und mein Aug' iſt
Dunkel von Thränen!

Ryno.

Selten blickt durch die zerriſſne
Wolke der Mond;
Aber ich ſeh dort auf der Woge reiten
Einen kühnlichen Mann.

Bianka.

Flammt wie Nordlicht auf ſeinem Helme der goldne
Drache? Spiegelt der Mond in der Narbe
Seiner Stirn ſich? O Barde! Barde, mein Aug' iſt
Dunkel von Thränen!

Barde.

Wild wie der Sturm iſt ſein Gaul,
Schnaubend wirft es die ſchäumende Woge
Uebern ſtolzen Nacken, daß ſie ziſchend
Von der flatternden Mähne rinnt.

Bianka.

Gleicht ſein Auge dem Heſperus?
Oder weiden um die bleiche Wange
Dämmernde Nebel? O rede
Barde, mein Herz ſchlägt!

Ryno.

Ruhig ſchaut durch die Nacht er, wie Fingals
Geiſt aus ſeiner Wolke, wenn Schwaran der Stolze
Kam, und Oſkar, auf Ardwens Hügeln, an
Trennmors hallenden Schild ſchlug.

Bianka.

Das iſt Salgar, o Barde! So kalt in Gefahr iſt
Kein Verfolger der Reh' auf den Hügeln;
Aber im Arme des Mädchens ſo warm, wie der erſten
Liebe bebende Seufzer.

Ryno.

Ryno.

Schwimme, Schwimmer! In Wurzeln am Ufer
Kämpſt mit ſinkender Kraft der Gaul,
Schüttelt ſein naſſes Haupt und hebt es brauſend
Ueber die brauſende Fluth;

Aber, wie Blitze der Nacht, flammt
Hoch das Schwerd des Mannes, und haut ſich,
Pfeiſend im weiſen Barte der Woge,
Durch die ſträubende Tanne.

Ruhig ſtreicht er die trieſende Locke,
Blickt nach Juras Hügel, und — eile, Bianka!
Eile, ſchon klingt des müden Gauls Huf
Von den Kieſeln Arindals!

Cramer.

Salgars Mitternachtsſeufzerlein an den Mond.

O Mond! Du mein Getreuer
In dieſer Wüſte, geh
Hervor aus deinem Schleier,
Daß ich, Ihr Auge ſeh'

In deinem Strahle funkeln;
O möcht' ihr Angeſicht
Die ganze Welt verdunkeln!
Nur dieſes Auge nicht.

Wenn ich von Ihr daheime,
An meiner Saale Strand,
Mit ofnem Auge träume:
Wie Sie da vor mir ſtand

Auf dieſer Felſenklippe,
Mich bang' Ihr Arm umſchlang,
Und ich von Ihrer Lippe
Der Liebe Thräne trank;

O dann verweile immer,
In Wolken tief verſteckt,
Daß mich dein reger Schimmer
Nicht aus dem Traume weckt.

Cramer.

Die Schaale der Vergeſſenheit.

Grauer Wandrer der Nacht! Der du mein Vaterland
Mit ſo ſchmeichelnden Dunſt aus der elyſiſchen
Schlummerquelle beduft haſt,
Daß der ſtolze Gigantenſohn

Seinen Hermann vergaß, ritten zum Himmel auf
Seifenblaſen die unbärtgen Bellerophons,
Und die Maale der Edeln,
Die das ſchöne Germanien

Auf unſterblichen Ruhms ehernen Fittigen
Einſt erhoben, noch im Schooße der Erde ruhn;
Welcher Dämon entriß dich
Dem Geſtade des Erebus?

Daß du Schmeichler ſo ſtolz auch der Vergeſſenheit
Schlummerſchaale mir reichſt, als die bewährteſten
Labetropfen im Elend,
Die ein Sterblicher je gekannt.

Flieh!

Flieh! Schon heult der Cocyt, lachender Schmeichler, ich
Mag nicht trinken! Es ächzt aber ein Erdengott
Dort im Saale von Gold, vor
Deſſen Winke die Erde bebt;

Eil' und banne den Schlaf ihm auf die zitternden
Augenlide, daß er mit der erlauchten Hand
Nicht ſo bange mehr peitſche
Seine purpurne Polſter; ich

Mag nicht trinken! Was oft, wenn ich will lachen, die
Stirn mir pflüget, und in Nebel das Auge hüllt, —
Lehrtſt du das mich vergeſſen,
O wie ſolte ſo wohl mir ſeyn!

Aber müßt' ich dann auch, ſchöne Bianka, nicht
Dich vergeſſen? O dich, ſchöne Bianka! Dich?
Und das Auge voll Himmel,
Und die bebende Lippe, vom

Hauch der Liebe bethaut, wie ſie von Kuße zu
Kuß ſich windet; des Haars ſchattige Locke, die
Auf den ſilbernen Wellen
Des elaſtiſchen Buſens ſchwimmt?

Und die Thräne, die dir über die Wange rann,
Und die Thräne, die mir über die Wange rann,
Als den Hügel herüber
Jener traurige Morgen kam?

Cramer.

V.

Brittiſche Parlamentsdebatten, die Toleranz der Diſſenters betreffend.

Eine Ueberſetzung aus dem British Mercury.

Zu einer Zeit, wo die Toleranz ſo ſehr Staatsmänner und Philoſophen, Finanzminiſter und Prieſter, Schriftſteller und Schmierer bey ſo vielen Völkern beſchäftigt, muß es intereßant ſeyn zu leſen, was über dieſen Gegenſtand, und über die Gränzen der Duldung im Senat einer ſo aufgeklärten Nation wie die Engliſche, ganz neuerlich geſagt worden iſt. Nachſtehende Parlamentsdebatten ſind eine Ueberſetzung aus dem in Hamburg herauskommenden British Mercury Nr. 4. Sie entſtanden durch einen Antrag des Herrn Beaufoy, Mitglied des Unterhauſes, der die Widerrufung der Geſetze verlangte, die man zum Nachtheil aller nicht zur engliſchen Kirche gehörigen Britten ehedem gemacht hat. Dieſe überaus wichtige Sache, die das Schickſal von mehr als einer Million Menſchen entſchied, beſchäftigte das Unterhaus am 28ſten März 1787.

d. H.

Herr Beaufoy ſtand auf, und gab Nachricht, daß die proteſtantiſchen Diſſenters es ſeinen ſchwachen Fähigkeiten übertragen hätten, ihr Anſuchen dem Parlament vorzulegen, wobey ſie ſich mehr auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, und auf

auf die Grosmuth des Unterhauſes, als auf die Beredſamkeit verließen, womit ihre Forderungen dargeſtellt werden würden. Sie vertrauten gänzlich auf die Gerechtigkeitsliebe dieſes Parlaments, deren Glieder ſie als Männer betrachteten, die es nicht zugeben würden, daß irgend jemand ſeiner angebohrnen Rechte beraubt, lebte, ohne ein Verbrechen begangen zu haben, das eine ſolche Entziehung rechtfertigte. Die Diſſenters, ſagte er, ſind durch die ſogenannten Corporation- und Teſtacten ihrer natürlichen Rechte wirklich beraubt; ſie ſind verſchmäht und ſo herabgewürdigt, daß ſie weder Civil- noch Militärämter bekleiden können, wenn ſie nicht ihrer Religion entſagen. Die Volksclaſſen, die durch dieſe Geſetze gekränkt ſind, und zu deren Beſten er ſie widerrufen wünſchte, ſind: 1) Die proteſtantiſchen Diſſenters, die von der engliſchen Kirche abgeſondert, in drey Secten begriffen werden können; nämlich die Presbyterianer, die Independenten und die Baptiſten. 2.) Die Calviniſten von der ſchottiſchen Kirche; und 3.) die Geiſtlichen der engliſchen Kirche, die gegen ihren eignen Willen der Nothwendigkeit unterworfen ſind, das Sacrament vielen Perſonen auszutheilen, die ſie für unwürdig halten, es zu empfangen.

Die erſte Claſſe, für welche er ſpräche, wünſche, ihre bürgerlichen Rechte wieder zu erhalten; alles, was ſie verlangen iſt, daß man den Schandfleck von ihnen nähme, nämlich das Verbot, Aemter zu bekleiden; ſie verlangen keine geiſtlichen Beneficien, und wünſchen keine Abänderungen in den Privilegien der engliſchen Kirche. Dieſes vorausgeſetzt, ſolte man den nicht ſo viel tauſend, die Regierung liebenden

Digitized by Google

Unterthanen von der niedrigen Stufe erheben, worauf ſie durch dieſe Acten geſetzt ſind? In Anſehung der vielen Nachrichten, die man von den Wünſchen der Diſſenters verbreitet hat, und daß es ihnen an Einmüthigkeit fehle, ſo müßte er melden, daß von jedem diſſentirenden Bethauſe zwey Deputirte zu einer Generalverſammlung ernannt worden wären, um über die Methode zu berathſchlagen, wie ihren Beſchwerden abzuhelfen ſey; die Verſammlung gieng vor ſich, und ihre einſtimmige Meynung war, das Parlament um Hülfe anzuflehn.

Herr Beaufoy las nun die Reſolution der beym Doctor Williams gehaltenen Verſammlung, deren Gegenſtand war, das Parlament zu erſuchen, die Teſt- und Corporations-acten in ſoferne abzuändern, als die proteſtantiſchen Diſſenters dabey litten. Am Ende der Reſolution war die Bitte an Herrn Beaufoy, auf dieſe Abänderung anzutragen. Er ſagte, es wäre ihm ſehr angenehm, daß ihre Reſolution nicht weiter gienge, denn nur um ihre bürgerlichen Rechte zu bitten, und daß ſie keine geiſtlichen Privilegien verlangten. Alles was zur engliſchen Kirche gehörte, ſey kein Gegenſtand ihres Geſuchs; ſie beneideten den Dienern der herrſchenden Kirche weder ihre Privilegien noch Ehrenſtellen; alles, warum ſie bäten wäre, die bürgerlichen Rechte zu erlangen, die ihnen unbezweifelt als Britten gehörten. Hätten ſie kirchliche Privilegien verlangt, ſo würden ſie ſich nicht an ihn gewandt haben, oder hätten ſie es auch gethan, ſo wären ſie von ihm nie unterſtützt worden. Man müßte die Zeit bedenken, wenn ſie dieſe Bitte machten; ſie haben es nicht gethan, bis die öf-

öffentliche Ruhe feſtgegründet war; ſie haben ſorgfältig die Bequemlichkeit des Parlaments erwogen, und ſich mehr auf die Gerechtigkeit ihrer Sache, als auf ihre Anzahl verlaſſen. Auf ihr Anſuchen hätte er ſich verbindlich gemacht, auf eine Widerrufung der Teſt- und Corporationsacte anzutragen, welche Widerrufung ſeiner Meynung nach, weit entfernt dem Staat nachtheilig zu ſeyn, vielmehr deſſen Sicherheit vermehren würde. Er lies ſich ſodann über die Clauſuln der Teſtacte heraus, wodurch allen Perſonen, die nicht das Sacrament des Abendmahls nähmen, unterſagt wäre, irgend ein Civil- oder Militäramt unter der Regierung zu bekleiden; ſolte es ja geſchehen, und ein ſolcher vernachläßigte in einer beſtimmten Zeit nach erhaltnen Poſten das beſagte Sacrament, ſo ſolte er eine beträchtliche Geldſtrafe erlegen, ferner, des Rechts beraubt werden, je Proceſſe zu führen, Vormund zu ſeyn, und Vermächtniſſe zu erhalten. Vermöge dieſes Geſetzes alſo, wenn jemand einen militäriſchen Poſten übernommen, und ſein Leben für ſein Vaterland gewagt hätte, und er käme nun nach verdienſtvollen Thaten in den Schooß ſeiner Familie zurück, ſo ruft ihm das Geſetz zu: „Wenn „du nicht deine Religionsgrundſätze aufopferſt, und den Teſt „leiſteſt, ſo ſolſt du keinen Schutz finden; du ſolſt kein Vermächtniß bekommen; dein Eigenthum ſoll allen Anſprüchen offen liegen, obgleich die Gerichtshöfe für deine Forderungen an andre unerbittlich verſchloſſen ſeyn werden.“ Wäre dieſes der Dank für ausgezeichnete Dienſte und Verdienſte, in einem Stande, den man für den ehrenvollſten hält? Ein Stand, der ehedem in manchen Ländern das Unterſcheidungszeichen zwiſchen einem Freyen und einen Sclaven war?

Dies

Dies Schickſal muß jedoch ein jeder Mann in dieſer Lage erwarten, deſſen Grundſätze ihm nicht geſtatten, das Sacrament zu nehmen. Der Kaufmann hat eben dieſes Loos, und er mag ſich noch ſo ſehr wie der beſte Bürger betragen haben, ſo iſt er doch von allen Rechten und Privilegien eines Bürgers ausgeſchloſſen; ſein Character mag noch ſo unbeſcholten, und ſeine Handlungen noch ſo verdienſtlich ſeyn, ſo muß er die Strafe eines Miſſethäters leiden, und die Menſchenrechte entbehren. Man kann vielleicht ſagen, dieſe Uebel wären zu vermeiden, wenn man das Sacrament nähme. Alſo ſolte er ein Abtrünniger werden? — Er hofte, niemand würde die Diſſenters ſo beleidigen. Darauf unterſuchte er weitläuftig die Grundurſachen, die dieſe Acten veranlaßten, und bewieß, daß die heutigen Diſſenters an dieſen Urſachen nicht mehr Schuld wären, als die engliſche Kirche an den Greueln der ſo berüchtigten Sternkammer. Er bemerkte in Anſehung der Corporationsacte, daß die den Magiſtratsperſonen darin ertheilte Gewalt, einem Menſchen ſein Amt zu entziehn, der nicht gewiſſe Eydſchwüre geleiſtet, und eine gewiſſe Declaration unterſchrieben hätte, allen Maximen der brittiſchen Staatsverfaſſung entgegen ſtehe, und ein Schandfleck in den Tagebüchern des Parlaments ſey.

Im Jahr 1672, als die Teſtacte gemacht wurde, hielte das Volk den König für einen Catholiken, und der Herzog von York zeigte ſich öffentlich der römiſchen Religion zugethan. Dennoch als dieſer Gegenſtand im Parlament unterſucht wurde, bemerkten die Miniſter des Königs, daß es unvernünftig ſey, die proteſtantiſchen Diſſenters mit den Papiſten

piſten in eine Claſſe zu ſetzen, und daß man daher eine Bill einbringen müßte, um ſie von dem Zwange zu befreyen. Es geſchah auch unter der Regierung Carls II, allein dieſer Monarch war mit den Diſſenters nicht zufrieden, weil ſie nicht gemeinſchaftliche Sache mit den Catholiken wider die herrſchende Kirche gemacht hatten, und prorogirte daher das Parlament, ehe die Bill zum Geſetz werden konnte. Eine andre Bill wurde in der nächſten Seßion ins Parlament gebracht, die auch einmüthig im Unterhauſe durchgieng, allein durch eine niederträchtige Handlung verhindert wurde, im Oberhauſe zu paßiren; denn der König vermochte den Parlamentsſecretär, die Bill zu ſtehlen. Da der König Wilhelm den Thron beſtieg, ſo zeigte er den edelmüthigen Wunſch, alle Proteſtanten zu vereinigen; allein da die Bill nun ins Parlament kam, war man dagegen, obgleich im Oberhauſe gegen die Teſtacte ein förmlicher Proteſt gemacht wurde, als dahin abzweckend, die Britten ihrer Geburtsrechte zu berauben. Die Teſtacte iſt in der That wider eins der wichtigſten Menſchenrechte gerichtet, da derjenige, der mit der engliſchen Kirche nicht einerley Meynung iſt, durch das Geſetz unfähig gemacht wird, ein Amt zu bekleiden. Eigentlich verordnen die Geſetze, daß Menſchen, die die gröbſten Verbrechen begangen haben, dieſes großen Vorrechts beraubt ſeyn ſollen, allein die Diſſenters wurden deſſen beraubt, blos weil ſie verſchiedene Meynungen hegen, die ſich einzig und allein auf die Religion beziehn. Nicht Geſinnungen, ſondern Handlungen ſind nach den Geſetzen ſtrafbar. Die Diſſenters ſolten ein Recht haben als Menſchen zu denken, und als Bürger alle Privilegien andrer Bürger zu genießen.

Man hat zwar geſagt, daß die ſogenannte Indemnity-acte das Verbot der Teſt- und Corporationsacten gleichſam aufgehoben hat. Wenn nun dieſes iſt, warum will man denn anſtehen, dieſe Acten förmlich zu widerrufen? Haben die Diſſenters ein Recht als Menſchen zu denken, und als Bürger ſich der Privilegien andrer Bürger zu erfreuen, ſo muß man ſie in ihre Rechte wieder einſetzen. Wenn die Widerrufung der beſagten Acten der Kirche und dem Staat nicht nachtheilig wäre, ſo müßte man ſie widerrufen; allein wenn er beweiſen könnte, daß weit entfernt ſchädlich zu ſeyn, es vielmehr dem Staat neue Kräfte, und der Kirche mehr Feſtigkeit geben würde, ſo dürfte ein noch ſtärkerer Grund vorhanden ſeyn, ſie zu widerrufen. Er ſagte, daß es ein Vorurtheil ſey, zu behaupten, es wäre etwas antimonarchiſches in den Grundſätzen der Presbyterianer; denn ſo könnte er fragen, ob die Schottländer der monarchiſchen Regierungsform abgeneigt wären? Er hätte oft Klagen über ihre Partheylichkeit gegen die monarchiſche, aber nie gegen die republicaniſche Regierungsform gehört. Könnte wohl irgend jemand leugnen, daß die Diſſenters der proteſtantiſchen Regierung von jeher ſehr ergeben geweſen wären? Und iſt es alſo Recht ſie von den Aemtern auszuſchließen, die für die Sicherheit der Kirche und des Staats nöthig ſind? Durch ihre Theilnehmung würde der Staat mehr Stärke erhalten, und die Kirche, anſtatt Gefahr zu laufen, würde einen Grundpfeiler mehr haben. Jetzo hätte ſie eher die Diſſenters zu fürchten, weil ſie vereinigt wären in einer gemeinſchaftlichen Sache, wo ſie ſich ihrer Rechte beraubt, und unverdient entehrt ſähen. Kein Grundſatz wird bey den Diſſenters ge-

genauer beobachtet, als die Unterſtützung ihrer geiſtlichen Lehrer.

Bey der Widerrufung der Teſt- und Corporationsacten dürfte man nicht fürchten, daß Catholiken oder Menſchen von andern Religionen, die keine Chriſten ſind, in England Aemter bekommen könnten. Er glaubte nicht, daß dadurch ein Catholic Präſident des geheimen Staatsrathes, oder ein Jude königlicher Gewiſſensrath werden würde. Es gäbe Männer von vortreflicher Denkungsart und großen Fähigkeiten, die, weil ſie ſich zur römiſchen Kirche bekennen, keinen Sitz im Parlament haben könnten, wenn gleich die oft erwähnten Acten widerrufen würden; denn die Erklärung wider die Tranſubſtantiation würde ein Damm gegen ſie ſeyn. Er ſagte, *die Kirche hätte ein unbezweifeltes Recht zu beſtimmten Einkünften, ſo wie die Diſſenters zu einer allgemeinen Toleranz*; wenn dieſe etwa künftig Entwürfe machen ſolten, die Kirche einzuſchränken, ſo würde man leicht Mittel finden, eine ſolche Neuerung zu verhindern. In Holland, in Rußland, in Preuſſen und in Deutſchland hat man keine Teſtacten, und die herrſchende Kirche leidet nicht dabey. In Irrland, zur Ehre dieſes Landes ſey es geſagt, hat man die Teſtacte bereits vor ſieben Jahren widerrufen. Auch in Frankreich ſind Verordnungen aufgehoben worden, die die Unterdrückung ſolcher Perſonen befahlen, die in ihren Meynungen von der herrſchenden Kirche abgiengen. Soll denn England allein ein allenthalben verworfnes Syſtem beybehalten? Soll dies Reich ſeine Sicherheit fremden Truppen, dem heßiſchen Schwerd überlaſſen, während der Zeit, daß es

 tau=

tauſenden geſetzehrenden Britten unterſagt iſt, ihre Kräfte dem Dienſt des Staats zu widmen? Soll man Männern von anerkanntem Werth den Schutz ihres Vaterlandes entziehn? Soll ein Howard, ein Mann von allen Menſchen hochgeſchätzt, den jede Nation auf Erden ſtolz ſeyn würde, ihren Mitbürger zu nennen; ſoll er, der die Elenden in unterirrdiſchen Kerkern aufgeſucht hat, um ihnen Troſt und Hülfe zu geben; er, der fremde Länder bereiſt hat, nicht Trümmer zu meſſen und alte Münzen zu ſammlen, ſondern das Maaß des menſchlichen Elends zu beſtimmen, ſoll er in dieſem Lande der bürgerlichen Rechte beraubt werden? Ja er iſt deren beraubt? Er unternahm Dinge für das Wohl der Menſchheit, und handelte wider die Teſtacte; nun iſt er unter einem allgemeinen Freudenzuruf ſeiner Mitbürger zurückgekommen, und die Folgen der Acte ſchweben über ſein Haupt.

Nach dieſen Grundſätzen der Politic, die von der Gerechtigkeit unterſtützt wären, hofte er von der Grosmuth des Hauſes, daß man der erſten Claſſe der flehenden Diſſenters ihr Geſuch bewilligen würde. Es wären aber noch zwey andre Claſſen: Die erſte, die gebohrnen Schottländer, denen alle Civil- oder Militärchargen unterſagt wären, es ſey dann, daß ſie wider ihre Ueberzeugung einen Eyd ablegten. Dies, behauptete er, ſey ganz gegen die Grundſätze der zwiſchen beyden Ländern gemachten Union. Man fände zwar eine Menge Schottländer die in Aemtern ſtänden, und die man folglich als ein Argument gegen ihn anführen könnte; allein er vermuthete, daß diejenigen, die im königlichen Dienſt ge-

getreten wären, dieſes als ihre erſte Pflicht betrachtet, und alles andre dieſem Dienſt aufgeopfert hätten. Wenn man ihn fragen ſolte, ob ſich die Diſſenters über Verfolgung zu beſchweren hätten, ſo würde er ſagen, daß das Schlafen der Geſetze keine Sicherheit für dieſe Unterdrückten ſey, da es von ſo vielen Menſchen abhienge, das fortbeſtehende Geſetz in Erfüllung zu bringen. Er bemerkte dabey, wie ſehr es die Politic und die Billigkeit erforderte, daß alle Unterſcheidungszeichen zwiſchen den beyden Königreichen auf die Seite geſetzt werden müßten. Die dritte und letzte Volksclaſſe wären die Geiſtlichen der engliſchen Kirche. Das nämliche Geſetz, das einen Officier zwingt das Sacrament zu nehmen, zwingt jene es auszutheilen; und wenn ſie Gewiſſenshalber es einem Menſchen verweigerten, den ſie für unwürdig hielten es zu empfangen, ſo ſetzten ſie ſich einer Verfolgung aus, die ſie entweder zu Grunde richten, oder zu einem lebenswierigen Gefängniß bringen würde. Er ließ ſich ſodann über die Methode heraus, womit das Sacrament nach kirchlichem Gebrauch ausgetheilt würde, und über die Worte des Geiſtlichen, wodurch die Communicanten zum Abendmahl gerufen werden. Dieſe Worte ſind: „Ihr, die ihr ernſtlich „und wahrhaft eure Sünden bereut, und euren Nächſten „mit Liebe und Bamherzigkeit behandelt, und willens ſeyd „ein neues Leben zu führen, die Gebote Gottes zu befol„gen, und hinfort in ſeinen heiligen Wegen zu wandeln, „nähert euch mit Zuverſicht, u. ſ. w.“ Seiner Meynung nach ſolte man eine neue Formel für diejenigen einführen, die nur allein das Sacrament nehmen, wenn ſie Aemter erhalten. Dieſe müßte ſo lauten: „Ihr, die Ihr kürtzlich

„Aemter bekommen, Ihr alle, die Ihr zu den ehrenvollen „Poſten der Zoll- und Acciſebeamten befördert worden, und „Vorhabens ſeyd, euch durch Raub zu bereichern, nähert euch, „u. ſ. w.“ Sodann ließ er ſich auf ſehr ernſtliche Art über den Communioneyd heraus, wobey der Prieſter die Communicanten in folgenden Worten ermahnet: „Denn, da die „Wohlthat groß iſt, ſo müßen wir das heilige Sacrament „mit reuevollem Herzen und lebendigem Glauben empfangen, „weil ſonſt die Gefahr groß iſt, wenn wir unwürdig dabey „erſcheinen. In dieſem Fall ſind wir an dem Leib und „Blut Chriſti unſers Heylandes ſchuldig; wir eſſen und „trinken unſre eigne Verdammniß, und nicht den Leib Got„tes; wir laden den Zorn Gottes auf uns, und reizen ihn „uns zu quälen, mit Krankheiten und mancherley Todes„arten.“

Er ſagte: „Sind dieſe Worte ernſtlich gemeynt, ſind „ſie nicht ein Geſpötte aller Dinge, die unter Chriſten für „heilig gehalten werden, ſo kann kein Vorwand von Staats„politic eine ſo große Schändung rechtfertigen, als Prieſter „zu vermögen, das Sacrament ſo feyerlich Menſchen zu er„theilen, deren Unwürdigkeit ſie kennen, ja von welchen ſie „bisweilen wiſſen, daß ſie wirklich Gotteslăſterer ſind.“ Nachdem er nochmals bewieſen, wie ſehr es die Pflicht der Regierung ſey, ein ſo großes Uebel wegzuräumen, ſo ſchloß er ſeine Rede mit den Worten, daß er es nun der Weisheit des Parlaments und dem Gefühl der Mitglieder als Menſchen überließ, ob ſie dieſe Acten, die ſo ſehr dem Vortheil des Landes entgegen wären, widerrufen wolten. Worauf er

förm-

förmlich den Antrag that, daß die unter Carl II. gemachten Statuten, die die proteſtantiſchen Diſſenters beträfen, widerrufen werden möchten.

Der Ritter Harry Hougthon unterſtützte den Antrag, und ſagte, er wäre überzeugt, daß die Einſchränkung unſchicklich ſey. Die Kirche, meynte er, habe keine Urſache zur Eiferſucht; denn die Wünſche der Diſſenters giengen nicht weiter, denn auf den alten Genuß ihrer Rechte und Privilegien. Sie wären befugt, alle Gunſtbezeugungen von der Regierung zu erwarten, weil ſie beſtändig die proteſtantiſche Erbfolge unterſtützt, und bey allen Gelegenheiten ſich für das Wohl ihres Vaterlandes vereinigt hätten.

Lord North ſtand auf, und beſtritt den Antrag mit großem Eifer. Er wünſchte, daß niemand ſeinen Widerſpruch übel auslegen, und ihn als einen Feind der religiöſen Toleranz betrachten möchte. Wenn der gegenwärtige Antrag ſich blos auf die freye Ausübung der Gewiſſensrechte erſtreckte, ſo würde er der letzte Menſch auf Erden ſeyn, der etwas dagegen einwendete; allein der Bewegungsgrund ſeines Widerſpruchs wäre, die Pflicht eines guten Bürgers zu erfüllen, ohne das Gewiſſen irgend eines Menſchen zu belaſten. Er habe vernommen, daß die Diſſenters mehr als bürgerliche Privilegien wünſchten; da dieſem Gerücht aber von den beyden ehrwürdigen Mitgliedern, die über dieſen Gegenſtand geredet, widerſprochen worden, ſo wäre ſeine Beſorgniß deshalb gehoben. Er wünſchte, die Diſſenters wären mehr regelmäßig zu Werke gegangen, und hätten ihre

Beſchwerden dem Hauſe in einer Bittſchrift vorgelegt. Die Thore des Parlaments wären jederzeit allen Bittenden offen geweſen, und es ſey kein Zweifel, daß die Gerechtigkeit des Hauſes den ſo vorgelegten Beſchwerden, wenn man ſie gegründet befunden, abgeholfen haben würde. Man hätte jedoch ein ander Mittel erwählt, die Klagen ins Parlament zu bringen, und es ſchien, daß ſie ſich mehr auf das Anſehn und die Fähigkeiten der ehrwürdigen Mitglieder, die den Antrag gethan, als auf die Gerechtigkeit ihrer Sache verließen. Er wünſchte, daß das Haus vor allen Dingen die Gründe dieſes Antrags prüfen möchte. Man wolte eine Acte widerrufen haben, die das große Bollwerk der brittiſchen Staatsverfaſſung ſey, und welcher wir die unſchätzbare Wohlthat der Freyheit zu verdanken hätten, die wir jetzt ſo glücklich genößen. Man wolte gegen die glücklichen Grundſätze handeln, die eine hundertjährige Erfahrung bewährt hätte. Sie wünſchten, daß man ihnen dieſe und jene Privilegien geſtatten, und ſodann eine Linie ziehen möchte, die ſie nicht überſchreiten wolten. Dieſe Linie aber ſey bereits gezogen. Was ihren Gottesdienſt beträfe, nach welcher Art ſie ihn auch immer halten wolten, ſo wären ſie völlig uneingeſchränkt; auch führten ſie darüber keine Beſchwerden, ſondern blos über den Punct des Geſetzes, der ihnen die Bekleidung der Aemter unterſagte. Im Jahr 1778 wurden alle Schranken über den Haufen geriſſen, und eine allgemeine Toleranz bewilligt. Iſt noch etwas übrig, wodurch das Gewiſſen eines Mannes beſchwert werden kann, ſo nehme man es in Gottes Namen weg; nur vermenge man nicht die Aufnahme von Perſonen, die verſchiedenen Glaubens ſind, zu Staatsämtern

mit

mit dem Gewiſſenszwange. Wenn die Regierung es nöthig und wohlgethan findet, die Aemter nur Menſchen von gewiſſen religiöſen Grundſätzen zu geben, ſo hat ſie ein Recht dazu; ein Recht, das alle Staaten beſitzen. Alle haben es ausgeübt, üben es noch aus, und werden fortfahren es auszuüben.

Wenn die Diſſenters die Theilnehmung an Aemtern als ihr unbezweifeltes, ihr natürliches Recht verlangen, und dieſer Anſpruch bewilligt wird, ſo würde ein ſolches Argument ſich über alle Menſchen erſtrecken. Die Stimme, die ein Freeholder bey Parlamentswahlen giebt, iſt nur auf diejenigen eingeſchränkt, die ein Freygut von vierzig Schillingen und darüber beſitzen. Alle andre, die dergleichen Beſitzthum nicht haben, mögen es ebenmäßig eine Beraubung ihres Rechts nennen, und die Freeholder zu ſtimmen verhindern. Man ſagt uns, daß andre Länder keine Teſtacten haben, und daß ihre herrſchenden Kirchen wegen dieſem Mangel doch keine Gefahr laufen. Frankreich hat Proteſtanten an der Spitze ſeiner Heere und ſeiner Finanzen, und Preußen nimmt Catholiken in ſeinen Dienſt auf; allein man muß bedenken, daß dieſes unumſchränkte Regierungen ſind, daß in dieſen Ländern dem König nur allein gedienet wird, und daher nach Wohlgefallen jemanden ein Amt geben und nehmen kann. Der König von England aber als ein eingeſchränkter Monarch kann dergleichen nicht thun; er iſt durch die Geſetze ſo ſehr wie ſeine Unterthanen gebunden. Die Republic Holland nimmt Menſchen von allen Religionen bey ihren Truppen auf; weil ſie nicht eigene Unterthanen genug hat, ſo muß ſie ihre Zu-

Digitized by Google

flucht zu fremden Soldaten nehmen; allein nirgends werden Civilbeamten mehr durch die feſtgeſetzten Landesgrundſätze eingeſchränkt, als eben in ihren ſieben Provinzen. Ein gleiches kann man von Schweden ſagen. Es iſt angeführt worden, daß vermöge der Corporations- und Teſtacten ein Menſch, der ſich weigert ſie zu befolgen, der nämlichen Strafe unterworfen iſt, wie die größten Verbrecher. Dies aber ſey falſch; keine Strafe iſt auf den Nichtgebrauch des Abendmahls geſetzt. Die Acte drohet nur denjenigen mit Strafen, die Aemter bekleiden, und vorſetzlich ein Landesgeſetz übertreten. Wenn die Acte beföhle, daß jederman das Sacrament nehmen ſolte, ſo würde es in der That ein Gegenſtand von Beſchwerden ſeyn, und er würde zu deſſen Widerrufung beyde Hände bieten.

Der Lord beſtritt ſodann die Meynung, daß es eine Schande für die Diſſenters ſey, von Aemtern ausgeſchloſſen zu werden, wenn ſie nicht die beſagten Sacramentsceremonien befolgen wolten. Iſt es nicht ein Landesgeſetz, daß kein König oder Königin auf dem brittiſchen Throne ſitzen ſoll, der ſich nicht der Teſtacte unterwirft? Wenn nun Brittanniens Crone einem Prinzen angetragen würde, der Gewiſſenshalber ſich dawider ſetzte, ſo würde der ihm ſodann verſagte Thron nicht als eine zugefügte Beleidigung können angeſehn werden. Man müßte daher nicht übereilt von Schandflecken und zuflieſſender Unehre in Anſehung ſolcher Menſchen reden, denen es nicht gefällt, gewiſſe Formalitäten zu beobachten. Wenn jederman auf die Grundſätze des Nationalrechts geſtützt, Anſprüche machen könnte, ſo hätten alle

Regeln,

Regeln, Ordnung und Geſetze ein Ende. Alle Vorkehrungen und Verordnungen, die von der geſetzgebenden Gewalt nur immer gemacht werden dürften, würden verachtet werden. Die Veranlaſſung zur Corporationsacte gaben die groſſen Verwirrungen, die die Diſſenters erregten. Alle, denen der Friede und die Erhaltung der Kirche und des Staats theuer war, wünſchten dieſe Verordnung, die man damals als weiſe und politiſch betrachtete, welches auch noch jetzt alle Unbefangene thun. Es war und iſt nöthig, Corporationsämter blos denen zu ertheilen, die der herrſchenden Kirche wohl wünſchen. Der ehrenvolle *) Gentleman (Herr Beaufoy) ruft uns auf, ſo wie Frankreich zu handeln. Seine Meynung (Lord North's) hingegen ſey der Erfahrung zu folgen, die England gemacht, da dies Reich durch eben dieſe Acte Friede und Eintracht in der Kirche bewirkt hat. Man ſagt uns, daß als die Teſtacte gemacht wurde, der König ſelbſt für einen Catholiken gehalten ward, ja daß der Kronerbe ſich öffentlich zu dieſer Religion bekannte; daß das Geſetz nicht gegen die Diſſenters, ſondern nur gegen die Papiſten gerichtet war. Er aber (North) behaupte, daß das Parlament, das dies Geſetz machte, beyde Religionsclaſſen darunter begrif. Die Corporationsacte bezog ſich allein auf die Sectirer, ohne im geringſten der Catholiken zu erwähnen, die ohnehin ausgeſchloſſen waren.

*) Es iſt Parlamentsſitte, wenn Mitglieder voneinander reden, nie den Namen zu nennen. Es heißt daher immer der honorable oder right honorable Gentleman, und wenn es ein Lord iſt: The noble Lord.

Man ſagt uns, daß Carl II. durch ſchändliche Mittel den Widerruf dieſer Acten vereitelte; er aber glaube, daß man weislich und patriotiſch die Aufhebung der beſagten Geſetze verweigert habe. Es iſt immer der Gebrauch von Fürſten geweſen, die gewiſſe Abſichten ausführen wolten, wobey ihnen dieſe oder jene Secte zuwider war, alle Secten zu verwirren, damit wenn das Neuerungsthor einmal geöfnet wäre, alles durchdringen könnte, bis die Abſicht erreicht ſey. Was war die Meynung des Parlaments zur Zeit der Revolution über dieſen Gegenſtand? Jenes berühmte Parlament war durch das erfahrne Unglück, und durch die Furcht vor künftigen Gefahren geleitet; man gieng ſorgfältig alle neuere Geſetze durch, und hob ſie ſämtlich auf, die Teſtacte allein ausgenommen, die man als eine blos politiſche Verordnung betrachtete, deren Zweck die Sicherheit der Kirche und der Staatsverfaſſung ſey. Dieſes Parlament zog eine genaue Linie, um auf der einen Seite die Gewiſſensfreyheit, und auf der andern die Kirche zu beſchirmen. Er (North) betrachtete die Teſtacte als den Grundſtein der Staatsverfaſſung, den man daher nicht berühren müßte. Als der König Jacob II. den Prinzen und die Prinzeßin von Oranien zu ſeinen Abſichten gewinnen wolte, frug er um ihre Meynung wegen Widerrufung der beſagten beyden Acten. Die Antwort des Prinzen war, daß er wohl die Corporationsacte, aber nicht die Teſtacte aufgehoben wünſchte; dabey führte er den holländiſchen Gebrauch an, alle bürgerliche Aemter blos denen zu geben, die mit den Staaten einerley Religionsgrundſätze hätten; daß aber wegen Mangel an einheimiſchen Soldaten der Armee in Holland nicht ſolche

Schran-

Schranken geſetzt werden könnten. Nichts beſchleunigte den Thronſturz dieſes Monarchen ſo ſehr, als die Teſtacte, die ihm in Wege ſtand, und es unmöglich machte, alle Civil- und Militärbedienungen mit Catholiken anzufüllen. Dieſen Wunſch war er gewis, durch die Aufhebung der Teſtacte zu erreichen, und ſodann hätte alle Freyheit aufgehört. Der Saame der Tyranney würde in kurzer Zeit ſo tiefe Wurzel geſchlagen haben, daß alle Bemühungen ſie zu hemmen, vergebens geweſen wären. Er hielt es daher für die Pflicht eines Parlamentsgliedes, allen vorzubeugen, was in künftigen Zeiten die Nation den nämlichen Gefahren ausſetzen könnte, die ſie bereits erprobt hätte. Im Fall die Schottländer im geringſten Urſache zu Beſchwerden hätten, ſo würden ſie ſie längſt dem Parlament vorgelegt haben, da ſo viele ſchottländiſche Herren im Unterhauſe ſäßen.

Der Lord lies ſich ſodann über die ſogenannte Union mit Schottland heraus, die er als ein ſehr heiliges Bündniß betrachtete, das man nicht mit raſcher Hand berühren müſſe. Er behauptete, daß die herrſchende Kirche auf einem eben ſo heiligen Grundſtein ruhe, daher die Neuerungsfreunde ſich wohl vorſehen ſolten, ihn anzutaſten. Sodann kam er zu dem Argument, daß die Prieſter gezwungen wären, das Sacrament allen zu geben, die es verlangten. Er ſagte, daß die Cleriſey weit entfernt, die Aufhebung der Teſtacte zu wünſchen, vielmehr über den vorgeſagten Auftrag beunruhigt wäre, und entſchloſſen ſey alle Kräfte anzuwenden, dieſes zu verhindern. Ein jeder Prieſter iſt durch ſein heiliges Amt verbunden, unwürdigen Perſonen das Sacrament zu

verweigern. Thut er dieſes geſetzmäßig, ſo wird ihn das Geſetz rechtfertigen. Die Furcht vor einer gerichtlichen Klage, muß niemand von ſeiner Pflicht abhalten. Handelt er recht, wovor ſoll er ſich denn fürchten? Es erwartet ihn vielmehr Ehre, und ſeinen Kläger große Geldkoſten und Schande. Die Cleriſey wäre jetzo in eben der Lage wie vor der Teſtacte; ſie konnte damals ſowohl wie nun, auf Beweiſe geſtützt, das Abendmahl allen unwürdigen Menſchen verſagen. Das Sacrament iſt eine Art Probe, wie man gegen die Kirche geſinnt ſey; denn eine Probe iſt durchaus nöthig. Angenommen, daß ſehr oft das Sacrament unwürdig empfangen wird, ſo würde wohl niemand leugnen, daß falſche Eydſchwüre auch ſehr häufig ſtatt fänden; könnte dieſes aber wohl die Abſchaffung der Eydſchwüre rechtfertigen, die in vielen Fällen durchaus nöthig ſind? Die geſetzgebende Gewalt kann für den Mißbrauch nicht verantwortlich ſeyn. Wolte man eine andre Probe (Teſt) ausfinden, wodurch eben dieſer Zweck erreicht würde, ſo ſolte ſeine Zuſtimmung mit Vergnügen erfolgen. Wenn man auf das Geburtsrecht ein großes Gewicht legen wolte, ſo könnten die Catholiken ähnliche Anſprüche machen. Zwar würde angeführt, daß die Zeiten ſich geändert hätten, und daß damals ein Papiſt auf dem Throne war. Gott ſey Dank, daß dieſes geſchehen iſt. Können ſie ſich aber nicht wieder ändern? Man ſagt: Es hat jetzo keine Gefahr mit dem Jacobiſmus; die Familie der verjagten Jacobiten beſteht nur aus zwey Brüdern, von denen der eine als ein geweihter Prieſter keine rechtmäßige Erben haben kann, und der andre iſt ſehr alt. Wollen wir aber deswegen die Schranken niederreiſſen, die

bis

bis jetzt unſre Verfaſſung beſchirmt haben. Wir alle kennen die Gefahr des Volksgeſchreys: „Die Kirche iſt in Gefahr!“ Ein Mordbrenner darf nur dieſe Gelegenheit erwarten, und ſodann gröſſeres Unheil durch dieſes Geſchrey anrichten, als vormals durch das Geſchrey: „Kein Pabſtthum! Kein Pabſtthum!“ Obgleich wir der braunſchweigiſchen Familie wegen der wohlthätigen Freyheit, die wir genieſſen, vielen Dank ſchuldig ſind, ſo ſind wir auch der Kirche Dank ſchuldig, wegen ihrer Beförderung der Harmonie, wegen der der Regierung bezeigten Unterwürfigkeit und grosmüthigen Grundſätze; Grundſätze, die, weil man ſie kannte, den gegenwärtigen Antrag erzeugt haben.

Der Lord ſchloß ſeine Rede mit dieſen Worten: „Ihr „Diſſenters könnt keine Klagen führen über geiſtliche Tyranney, noch Verfolgung von Seiten der Kirche; laßt uns „daher nicht die Toleranz religiöſer Grundſätze mit Civil- „und Militärämtern vermiſchen. Eine allgemeine Duldung „iſt feſt gegründet; laßt uns denn gegen alle Neuerungen „in der Kirche auf unſerer Huth ſeyn. Die Staatsverfaſſung „iſt immer in Gefahr, wenn die Kirche ihrer Rechte be„raubt wird.“

Lord Beauchamp ſtand auf den Antrag zu unterſtützen, und bezeichnete die Teſt- und Corporationsacten als verfolgend und unterdrückend. Eine jede Toleranzacte würde die Andächteley ſchwächen, da hingegen verfolgende Geſetze blos dienten, die Sectirer zu vermehren. Durch die Widerrufung dieſer Acten würden weder Kirche noch Staat in Gefahr

fahr kommen. Man hat noch nie eine presbyterianiſche Faction geſehn, mit der Gewalt der Regierung in ihren Händen; auch iſt nicht zu befürchten, daß ſie eine ſolche Macht erlangen werden. Die Diſſenters wären ein Haufen verdienſtlicher Menſchen, die ihr Vaterland eifrig liebten, und daher alle Rechte ihrer andern Mitbürger gemeinſchaftlich genießen ſolten.

Herr Smith war ebenfalls für den Antrag ſowohl wie der Ritter Johnſon, welcher ſeines Theils wünſchte, auf der wohlfeilſten Landſtraße zum Himmel zu kommen, welches die Landſtraße von Schottland ſey.

Herr Pitt ſagte, daß nach einer ſo durchdachten Rede, die ein edler Lord (Lord North) gegen den Antrag gehalten hätte, es für ihn unnöthig ſey, ſich über dieſen Gegenſtand ausführlich auszulaſſen. Er betrachtete es als eine weiſe Politic der Regierung, gewiſſe Einſchränkungen zu machen, wobey er ſich über die geſetzmäßigen Erforderniſſe erklärte, um bey den Parlamentswahlen ſtimmen zu können, und behauptete, daß diejenigen, die ausgeſchloſſen wären, weil ſie weder als Freeholder noch als Mitglieder von Corporationen auftreten könnten, ſich mit eben ſo viel Recht über eine Herabwürdigung beklagen dürften, als die Diſſenters darüber, daß ſie keine Aemter bekleideten. Er könne nicht einſehen, daß einer dieſer Theile herabgewürdigt wäre. Die Regierung hätte für rathſam gefunden, die Stimmen der Repräſentanten einzuſchränken; es wäre erſchrecklich, wenn deshalb alle andre, die einen ſo großen Theil des

brit-

brittiſchen Volks ausmachten, als entehrt betrachtet werden ſolten. Die engliſche Kirche, als die herrſchende, müßte ſowohl für gegenwärtige als für zukünftige Gefahren beſchirmt werden. Wenn die Widerrufung der oft gedachten Acten geſchieht, wo will Sicherheit für die Kirche ſeyn? Man ſagt, die Diſſenters wünſchen nicht, die Vorrechte der Kirche zu ſchwächen; allein wird nicht ihre Aufnahme in angeſehene Civilämter ihnen Gelegenheit geben, Neuerungen einzuführen, und nach und nach die Grundſätze der Kirche übern Haufen zu werfen? Er glaubte, daß die Wohlfahrt des Staats eine herrſchende Kirche erfoderte, und wenn eine in einem Reiche gegründet wäre, ſo wäre es die Pflicht eines jeden Menſchen, dem die Verfaſſung ſeines Vaterlandes theuer ſey, die Kirche, als einen damit verbundenen Theil, für Gefahr zu ſichern. Er wolle nicht zweifeln, daß man etwas weiteres wünſche, als eine Einſetzung in alle Bürgerrechte; was wäre aber zu erwarten, wenn diejenigen, die ſich dazu verbinden, nicht mehr ſeyn werden, und andre von nicht ſo ruhigen Geſinnungen, die Vorrechte genießen, die man jetzo verlangt? Was das Argument beträfe, das Anſuchen deswegen zu genehmigen, weil man dadurch die Wünſche einer großen Menge rechtſchafner Unterthanen erfüllen würde, ſo müßte er ſagen, daß, ſo verdienſtvoll auch das Betragen dieſer reſpectabeln Volksclaſſe immer ſeyn mag, dennoch eine andre Volksclaſſe vorhanden ſey, die eben ſo patriotiſch geſinnt, eben ſo verdienſtvoll und weit zahlreicher iſt. Er bemerkte dabey, daß, obgleich der große Hauſe der Diſſenters viel Mäßigung zeige, dennoch viele unter ihnen wären, die durch ihre Schriften ſich gegen die herrſchende

Kirche höchſt feindlich erklärt hätten, die ſie, ſo wie alle religiöſeStiftungen, als ſündlich betrachteten. Er wolle glauben, die Diſſenters wären durch Grundſätze des Gewiſſens und der Klugheit geleitet worden, dieſes Anſuchen zu thun; der erſte Bewegungsgrund wäre verdienſtlich, und der letzte könnte nicht getadelt werden; allein ſey es nicht ſehr wahrſcheinlich, daß wenn ſie ſich einmal in Beſitz der Aemter befänden, ihr Gewiſſen ſie anreizen würde ihre Gewalt zu brauchen, und ihre religiöſen Rechte auszudehnen. Müßte man nicht erwarten, daß ſie als gewiſſenhafte Männer, das vernichten würden, was ſie als ſündlich betrachteten? Wäre nicht zu vermuthen, daß ſie alles anwenden dürften, der Kirche, von welcher ſie keine Mitglieder wären, die Unterſtützung zu entziehn? Er ſagte, daß die Widerrufung weit entfernt die Eiferſucht und Zwiſtigkeiten zu vernichten, ſie vielmehr vermehren würde.

Herr Fox erklärte ſich ganz für den Antrag, und war hierin völlig andrer Meynung, als ſein großer Bundsgenoſſe, Lord North. Er behauptete, daß die Acten ohne alle Gefahr widerrufen werden könnten, daß ſie zwar kein Schandflecken für die Diſſenters, aber dennoch ein Neiderregendes Unterſcheidungszeichen wären, weil ſie offenbar zu erkennen gäben, daß man ihnen die Angelegenheiten des Landes nicht anvertrauen könne. Zu einem ſolchen Mißtrauen wären keine gerechten Gründe vorhanden; denn die Grundſätze der Presbyterianer würden von den meiſten Menſchen als die reineſten von allen nur möglichen politiſchen Grundſätzen gehalten. Er beſtritt aus allen Kräften, die gegen den Antrag

trag

trag vorgebrachten Gründe, und ſchloß mit ſeinem herzlichen Beyfall zur Widerrufung der Acten.

Herr Pitt ſtand nochmals auf, ihn zu widerlegen. Ein gleiches thaten der Ritter Dolben und Herr Younge. Nach ihnen redete Herr Cournet, der des Ritters Gründe lächerlich machte. Endlich ſtand Herr Beaufoy auf, um alle Argumente zu widerlegen, die wider ſeinen Antrag vorgebracht waren; und hiemit hatten die Debatten ein Ende.

Es kam zum Stimmen, da denn acht und neunzig Parlamentsglieder für, und hundert ſechs und ſiebenzig wider den Antrag waren, der alſo mit einer Majorität von acht und ſiebenzig Stimmen verworfen wurde.

VI. An-

VI.
Antrittslied
des Geſellſchaftsnachtwächters
in Döliz.

Mit einer Zuſchrift
von
Anton Wall.

Der
klugen, beſonnenen und treuen Dienerin
einer guten Herrſchaft in Döliz
bey Leipzig zugeeignet.

Zueignung.

Meine liebe unbekannte Freundin!

Man ehrt ſich ſelbſt, wenn man Perſonen ehrt, welche gut denken und ſchön handeln. Erlaube Sie mir alſo, daß ich als einer von denen, die in ſolchen Fällen das Recht und die Pflicht haben, im Namen der bürgerlichen Geſellſchaft das Wort zu führen, Ihr hiermit öffentlich und feyerlich die Verſicherung von der gerechten Achtung ertheile, welche Sie ſich bey Hohen und Niedrigen in der Nähe und in der Ferne, durch die ſeltne Klugheit, Standhaftigkeit und Treue

Treue erworben hat, mit welcher von Ihr dem nächtlichen Ueberfalle von vier bewafneten Räubern, und deren Anſchlage auf das Eigenthum, und wenigſtens auch auf die Geſundheit Ihrer ſchlafenden Herrſchaft unter Umſtänden widerſtanden worden iſt, unter welchen nicht etwa blos ein ſchwaches, von einem Fieber abgemattetes Frauenzimmer, ſondern wohl ſelbſt ein ſtarker und geſunder junger Mann ſeine Beſonnenheit ohne Schimpf hätte verliehren dürfen.

Als ein kleines Denkmaal, ſo gut es Dichter geben können, habe Sie die Güte, gegenwärtiges unſchuldige Lied anzunehmen, das durch Ihre Ehrenſache veranlaßt worden iſt, und das zugleich einigen falſchen Begriffen begegnen ſoll, welche die Fremden, unter denen wir jetzt leben, von dem guten Döliz mit ſich nach Hauſe nehmen könnten.

Gott ſtärke Ihre Kräfte, ſegne die Bemühungen Ihres Arztes, und verleihe Ihr ein frommes, ruhiges und beneidungswürdiges Alter! Werde Sie von Ihren vielen rühmlichen Wunden recht bald wieder vollkommen hergeſtellt, und bleibe Sie der verehrungswürdigen Herrſchaft, die in Ihrem Schutze geweſen und Ihrer ſo werth iſt, noch ferner getreu und gewogen.

In der Jubilatemeſſe zu Leipzig 1787.

Anton Wall.

Nachſchrift.

Solte Sie erfahren, wer in gewiſſen Stunden jenen Namen führt; ſo wird Sie zugleich mit erfahren, daß er es für Freundſchaft und für Wohlgewogenheit nimmt,

wenn man es dabey bewenden läßt. Auch verdienen weder Fürſten noch Dichter, wenn ſie, jeder nach ſeiner Art, rühmliche Handlungen auszeichnen, dafür irgend einen beſondern Ruhm oder Dank. Denn deswegen ſind wir beyde da, und darin beſteht der ſchönſte und für uns ſelbſt wohlthätigſte Theil unſers angebohrnen Amtes.

Nachtwächterlied.

Ihr Herrn und Frauen laßt Euch ſagen,
Die Glocke hat zehn Uhr geſchlagen,
Und ich bin nunmehr Wächter hier,
Und Eure Reih' iſt mein Revier.

Schlaft ruhig! Was vor wenig Tagen
Sich hier am Heerweg zugetragen,
Das ſoll, wofern wir was verſtehn,
Zum zweytenmale — anders gehn.

Der Reiſende zu Roß und Wagen
Soll uns, wills Gott, nicht mehr beklagen,
Und der zu Fuß ſoll nicht mehr ſtehn,
Und nach den neuen Fenſtern ſehn.

Auch ſoll kein Hofhund plötzlich ſchweigen,
Wenn fremde Männer überſteigen,
Und jener Graben ſoll ſo rein
Als wie ein gut Gewiſſen ſeyn,

Die Perlen und die Hochzeitkleider,
Nebſt Staatsdiscurſen und ſo weiter,
Kurz was man hier nicht nöthig hat,
Laßt Ihr nur ferner in der Stadt.

Ihr

Ihr bringt, wie in den andern Jahren,
Nur Sachen, die ſich bald verwahren,
Leicht Kleid, leicht Herz und leichten Schritt,
Und einen Stab zum Wandern mit.

Denn um Euch jeden Tag vom neuen
Der Jahrszeit bey uns zu erfreuen,
Iſt dieſes und ein reiner Krug
Wahrhaftig Handwerkszeug genug.

Ihr werdet freylich manchen Graben
Den lieben Tag zu meſſen haben:
Denn wenn ſie in der Stadt noch ruhn,
Iſt hier ſchon längſt vollauf zu thun.

Da hat die Sonne aufzugehen,
Ein Rudel Spaze hat zu krähen,
Die Bienen ziehn Gregorius,
Und wer noch nicht ſehn will, der muß.

Kaum habt Ihr Zeit geſchwind zu zählen,
Wie viel etwa noch Blüthen fehlen,
So müßt Ihr ohn' Euch umzuſehn
Schon fort in die Concerte gehn.

In jedem Buſche lauern Banden
Von Schreyern und von Muſicanten,
Und wers nicht weiß, denkt im Gewühl,
Er kommt in Euern Judenbrühl.

Rechts muſicirt man lockre Lieder,
Links ruft man junges Völckchen wieder,
Dort ſetzt es einen tollen Schmauß,
Und da ſchreyt man den Stöſer aus.

Und wäre in der Stadt befohlen
Sich keine Nachtigall zu hohlen,
So hörte man im Wäldchen dort
Jetzt vollends nicht ſein eignes Wort.

Kurz, hier bey uns, Ihr Herrn und Frauen,
Iſt jede Stunde was zu ſchauen,
Auch macht Euch bald ein Regen naß,
Bald ſtiehlt Euch Nachbar Sperling was —

Bald wird geſä't und bald geſchnitten,
Bald wird ins Feld, bald heim geritten,
Und wolt Ihr alles ſelbſt begehn,
So dürft Ihr wenig ſtille ſtehn.

Das Laufen nun nach dieſen Sachen
Muß Euch des Abends müde machen;
Fühlt Ihr alsdenn, es ſey genug,
So ſprecht erſt leiſe meinen Spruch:

„Der Schutz von Kleinen, die uns lieben,
„Auch wenn ſie kaum noch ſelber ſchrieben,
„Verdient ſich oft mehr Gotteslohn,
„Als großer Herrn Protection.

Dann ſprecht von ganzem Herzen: Amen!
Und legt Euch hin in Gottes Namen,
Und ſchlaft ſo raſch und ſo geſchwind,
Als Feldherrn, die im Lager ſind.

Für Eure Thüren will ich wachen,
Und könnt' ich, was ich wolte, machen,
Ich blieſ' Euch durch mein Wächterhorn
Die Mücken all' in einen Born.

Nun

Nun gute Nacht, bleibt fromme Leute,
Und morgen ſchwärmt ſo gut, wie heute:
Denn meine Bibel hat zum Kern:
„Seyd fromm, ſeyd froh und lobt den Herrn!“

VII.
Blanchard in Frankfurt.

Kaum ließ der Dädalus der Franzen aus den Wogen
Des Wolkenmeers ſich nieder auf die Erde,
So tönt' ihm Hoſianna — und es zogen
Des Lüftlings Wagen Eſel ſtatt der Pferde!

Affſprung.

VIII.
Weltkenntniß eines Bauers.

Die Rechte ſoll mein einz'ger Sohn ſtudiren,
Da wend' ich mit Vergnügen etlich Tauſend dran;
Was ſaget ihr dazu, Freund und Gevattersmann?
Ich ſag, das hieße Zeit und Geld und Müh verliehren;
Wo ſaht ihr denn, Gevatter Willibald,
Wohl nach den Rechten Land und Leut regieren;
Und wo nach ihnen je den kleinſten Handel führen?
Anſtatt der Rechte braucht man heut zu Tag Gewalt. —
Darum, wenn ich an eurer Stelle wär,
So thät ich noch ein wenig mehr,
Und ließe meinen Sohn auch die Gewalt ſtudiren! —

Affſprung.

IX.

Der Löwe und der Elephant.

Eine Fabel.

Ein Löw' voll Blutdurſt, bis zum Ueberdruß
Geſättigt mit dem Fleiſch der Thiere, gierte
Nach Menſchenſpur. Da ſtieß im tiefſten Forſt
Auf einen armen Wandersmann das Raubthier,
Der, nichts beſorgend einſam ſeinen Weg
Dahergieng. Grauſam fiel der Löw' ihn an,
Und ſchmaußte wild in ſeinem Blute. Das ſah
Ein Elephant, und ſchüttelte den Kopf.
Pfuy, ſprach er, iſt das eines Löwen That,
Des großen Schöpfers edelſtes Geſchöpf
So zu vernichten? Dich im Menſchenblut
Zu baden? Sind der Thiere nicht genug
Für deinen Blutdurſt? Dem gemeinen Wolfe,
Dem faulen Bären, wär ſo eine That
Noch zu verzeyhn, aber dir, der du
Der Thiere König seyn willſt? Pfuy! Nie hätt'
Ich dir das zugetrauet, König Löwe.

Man merkt es wohl, dir fehlt's an Weltkenntniß,
Erwiederte der Mörder kalt und ſtolz
Sonſt wüßteſt du gewiß, daß Menſchenblut
Ganz eigentlich ein Königsfreſſen iſt.

Schink.

X.

An den Wuchrer Flapp.

Daß du beym dicken Gaſtwirth Stich
Haſt Raben jüngſt ſtatt Tauben müſſen eſſen:
Das ärgert mich ſo ſehr, wie dich;
Viel beſſer wärs, ſie hätten dich gefreſſen.

Schink.

XI.

Verläumdung.

Unwahr von jemand reden, iſt
Verläumdung; und verläumden ein Verbrechen;
Und doch verlangt das Fräulein Zwiſt,
Daß ich ſoll Gutes von ihr ſprechen.

Schink.

XII.

Mercantiliſch-litterariſche Merkwürdigkeit.

Nachſtehender Brief, von dem gleichlautende Abſchriften an eine Menge Buchhändler geſchickt worden ſind, iſt dem Herausgeber dieſes Journals von mehreren Oertern als Beytrag zugeſandt worden, und zwar die Originale des Briefſtellers ſelbſt. Ohne ſo überzeugende Beweiſe würde man es

es kaum glauben, wie weit der Unfug der Buchmacher und ihrer Gehülfen in unſern Tagen getrieben wird. Dieſer hier war an den Buchhändler Herrn Himburg in Berlin gerichtet, mit der Aufſchrift: An Sr. des Herrn Himburg vornehmen Buchhändler aus Berlin Hochedelgeb. in Leipzig auf der Grimſchen Straße.

S. T.

Leipzig, den 5. May 1787.

Hochzuehrender Herr!

Ew. Hochedelgeb. werden gütigſt verzeihen, daß ich dieſen Brief an Sie ſende. Meine Geſchäfte laſſen mir keinen andern Weg übrig. Da es Ihnen noch nicht bekannt ſeyn wird, ſo melde es denenſelben hiedurch. Seit 2 Jahren wendet ſich eine große Anzahl von Gelehrten, die ſich ſchon durch Schriften bekannt gemacht haben, an mich, und ſchickt mir Manuſcripte zu, die ich den Buchhandlungen zum Verlag anbieten ſoll.

Unter denſelben befinden ſich berühmte Aebte, geheime Räthe, geheime Kirchenräthe, Hofräthe, Doctores und Profeſſores mehrerer Univerſitäten, Conſiſtorialräthe, Superintendente, und andre privatiſirende Gelehrte, ſowohl in Deutſchland und der Schweiz, als auch in Frankreich und andern Orten. Ew. Hochedelgeb. können daher aus allen Wiſſenſchaften, aus allen Fächern derſelben Manuſcript von mir bekommen; belieben Sie nur nach irgend einem zu fragen, ſo werden Sie befriedigende Antwort erhalten. Ich mache Ihnen hiedurch bekannt, was ich in die Zeitungen ſetzen laſſen wolte.

Meh-

Mehrere Handlungen pflegen, wenn ſie ein Manuſcript in irgend einem Fache ſuchen, an mich zu ſchreiben, und ich muß alsdenn einige Bogen oder das ganze Manuſcript beyſchlagen, wenn ſie Bücherballen bekommen. Jetzt ſind ein paar mediciniſche, die wegen der in der Erfahrung erprobten Arzneymittel wichtig ſind, wie auch eine Sittengeſchichte fremder Völker, ein ebräiſches, eine wahre Lebensgeſchichte eines Kirchenraths, der jetzt noch lebt, ſehr wunderbar und auffallend, aber wirklich in der Wahrheit gegründet, zu mir gekommen, andre erwarte ich noch. Ein berühmter Abt hat neuerlich auch an mich geſchrieben, und von ſehr ſchönen Manuſcripten Meldung gethan, die ich auf Verlangen verſchreiben kann: Abſonderlich ſollen ſich ſehr ſchöne franzöſiſche darunter befinden. Ich darf dem Liebhaber einige Bogen oder auch nach Beſchaffenheit der Umſtände wohl gar das ganze Manuſcript zur Beurtheilung übergeben: Solten ferner die Meßgeſchäfte es nicht erlauben, ſolches in Leipzig anzuſehn, ſo kann ich einige Bogen zur Probe mit nach Hauſe geben. Ich muß aber jedweden erſuchen, daß er keinen Mißbrauch von meinem Anerbieten machen wolle; denn in einem ſolchen Falle werde ich mich nicht mit ihm einlaſſen. Manuſcripte von keinem Belang ſchicke ich ſogleich wieder fort, ohne ſie irgend jemand anzubieten.

Da ich auf mehreren Univerſitäten ſtudieret habe, und mit unſäglichen Gelehrten bekannt worden bin; da ich ſeit 2 Jahren mit den berühmteſten Buchhandlungen darüber Briefe wechſele; da mich endlich einer dem andern empfohlen hat, ſo iſt es leicht begreiflich, daß ich in einen

ſolchen Zuſammenhang kommen konnte, als in welchen ich gekommen bin.

Uebrigens verharre ich hochachtungsvoll

Ew. Hochedelgeb.

gehorſamſter Diener

M. Friedrich Wilhelm Fiſcher,

in der Reichsſtraße im Küſteriſchen Hauſe 4 Treppen rechts.

XIII.

Brittiſche Litteratur.

Es iſt eine Eigenheit der Deutſchen, ſich um alles, was fremde Nationen betrift, zu bekümmern, deren Geſchichte, Geſetzgebung und Statiſtic zu unterſuchen, Litteratur- und Kunſtzuſtand zu erfahren, u. ſ. w. Dieſe Eigenheit hat noch nie zur Characteriſtic irgend eines Volks gehört. Sie erzeugt Vortheile und Nachtheile. Wenn ſie auf der einen Seite durch eine große Theilnehmung an ausländiſchen Gegenſtänden die Vaterlandsliebe ſchwächt, und verhindert, daß der deutſche Patriotismus, auf dem ſo ausgedehnten Intereſſen-Terrain, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nicht tiefe Wurzel ſchlagen kann, ſo erweitert ſie auf der andern Seite den Umfang der menſchlichen Kenntniſſe. Nie hat eine Nation einen ſo großen wiſſenſchaftlichen Cirkel umſpannt, als die deutſche, und wenn uns unſre Nachbarn jenſeits des Rheins und der Alpen alle andre Gerechtigkeit verſagten, Kunſt, Witz und Genie gänzlich abſprachen, ſo räumten ſie doch jederzeit den Deutſchen eine weit umfaſſende Gelehrſamkeit ein. Dieſer Ruhm beſteht noch, und erhält ſich immer fort neben den großen Progreſſen, die wir in

in Werken des Genies und der ſchönen Künſte gemacht haben. Während daß Deutſche von ungeheurer Gelehrſamkeit in ſo vielen Fächern die Orakel des jetzigen Zeitalters und der Nachwelt ſind, erregen andre durch vortrefliche Werke des Geiſtes die Bewunderung aller Ausländer, die die deutſche Sprache verſtehn, und erzeugen das Nachlaſſen derer, die ſie nicht verſtehn.

Der Wunſch, dieſe deutſche Wiſſensmaſſe durch kleine engliſche Producte zu vermehren, die voll Originalität, reich an Laune, und manchmal bey auffallender Vortreflichkeit nur Ephemeriden des Tages ſind, erzeugte den British Mercury, worinn aus einer groſſen Menge engliſcher Zeitungen und fliegender Blätter Auszüge gemacht werden. Die Auswahl beſteht theils in ganzen Aufſätzen, theils in Fragmenten, theils in Paragraphen für alle Claſſen von Leſern. Es ſind intereſſante und gröſtentheils authentiſche Materialien für Staatsmänner, Philoſophen, Dichter und Geſchichtſchreiber; ein Repertorium der brittiſchen Geſetzgebung, des Geiſtes und der Sitten der engliſchen Nation, der Künſte des Kriegs und des Friedens; ein hiſtoriſches Document ihrer Fort- oder Rückſchritte in jeder Eigenſchaft, die zur hohen Cultur eines Volks in einem aufgeklärten Jahrhundert gehört. Die Unterſtützung des Publicums iſt zwar noch zur Zeit nicht groß, allein doch ſo, daß ſie mich zu gröſſern Hofnungen berechtigt; daher ich entſchloſſen bin, Koſten und Bemühungen bey dieſer Unternehmung zu verdoppeln, damit der Endzweck des Entwurfes deſto beſſer erreicht werde. Vermehrt ſich dieſe Unterſtützung, ſo werde ich im Stande ſeyn, den Preis des Werks künftiges Jahr herabzuſetzen.

Da

Da ſo viele Deutſche die Litteratur der Britten lieben, ohne ihre Sprache zu verſtehn, und ich von Freunden und Unbekannten angegangen worden bin, meine Unternehmung gemeinnütziger zu machen, und ich auch überdem das unbefugte Einmiſchen allzeit rüſtiger Ueberſetzer erwarten muß, ſo ſoll von einem ſprachkundigen Gelehrten eine Ueberſetzung dieſes brittiſchen Mercurs hier unter meinen Augen gemacht, und wöchentlich, ſo wie das Original, ausgegeben werden, allein drey Tage ſpäter. Jede Nummer enthält 2 Bogen in groß Octav, und 13 Nummern, oder 26 Bogen, machen einen Band aus, wozu ein Titelblatt und ein kurzes Regiſter kommt. Am Ende eines jeden Jahrgangs aber wird ein ausführliches zweckmäßig geordnetes Regiſter aller 4 Bände hinzugefügt werden, damit das Werk als ein Magazin gemeinnütziger Materialien für die mannigfaltigen Zweige der darin berührten Wiſſenſchaften und Künſte betrachtet werden könne. Der Preis dieſer auf Schreibpapier gedruckten deutſchen Blätter iſt jährlich 6 Rthlr. in Louisd'or, wofür ſie poſtfrey ſpedirt werden. Die Liebhaber melden ſich bey den Poſtämtern ihres Wohnorts, wenn ſie wöchentlich bedient ſeyn wollen; denn nur allein durch den Weg der Poſtämter können wöchentlich ihre Speditionen geſchehn; die monatliche aber übernimmt die Hofmannſche Buchhandlung allhier.

Mit dem Anfange des Julius dieſes Jahrs, werden die erſten deutſchen Blätter dieſes brittiſchen Mercurs ausgegeben; da mit dieſem Monat aber der zweyte Band des British Mercury anfängt, ſo hat man auch für diejenigen geſorgt, die das Werk gerne complet zu haben wünſchen. Es iſt daher dieſer erſte Theil bereits unter der Preſſe, und

wird

wird den Liebhabern für einen Reichsthaler in Louisd'or überlaſſen werden. Er enthält folgendes:

Miſcellanien.

1) Skizze des jetzigen Zeitalters; von Nord- und Südamerica, Oſtindien, des türkiſchen Reichs, Italien u. ſ. w.
2) Die Schwierigkeit Charactere zu beurtheilen, und über den Character des Prinzen von Wallis.
3) Catechiſmus über die engliſche Nationalſchuld.
4) Schreiben an Madame Mara, im Namen der Anſtändigkeit.
5) Sechs ungedruckte Briefe des berühmten Sterne, Verfaſſers der empfindſamen Reiſen.
6) Ueber die Wirkungen des anglogalliſchen Handelstractats auf Irrland.
7) Johnſoniana.
8) Erinnerungen an die Künſtler, die jetzt zur Ehre Shakeſpears arbeiten.
9) Morgengebet eines armen Hauſirers in einer Scheune.
10) Der Kerkermeiſter in Norwich; eine rührende Geſchichte der neueſten Zeit.
11) Fragment einer Handelschronic vom Jahr 1852.
12) Galliard, Bewohner der Inſel Guernſay, oder die Allgewalt der Liebe; eine Begebenheit, die den Stof zu dem neuen engliſchen Trauerſpiel, Julia, gegeben hat.
13) Freymäurernachrichten aus Madras.
14) Brief ans Publicum des holländiſchen Admiral Dedel, der ſein Vaterland verlaſſen hat, und jetzt in England lebt.
15) Jahresfeyer der Teufelsclub in Irrland; u. a. m.

Parlamentsdebatten über die brittiſche Toleranzacte; über die oſtindiſche Tribunalseinrichtung u. ſ. w., desgleichen parlamentariſche Nachrichten mancherley Art.

Die andern Materien dieſes Werks ſind in folgende Rubriken abgetheilt:

Hiſtoriſche Neuigkeiten aus den britanniſchen Inſeln, aus America und aus Indien.

Staatsſchriften; Fragmente aus dem Protocoll des geheimen Conſeils in Calcutta; Staatsresolutionen in den vereinigten americaniſchen Provinzen; königliche Botſchaft ans Parlament u. ſ. w.

Briefe aus der Honduras-Bay, aus Virginien, aus Boſton, aus Lauſanne, aus Philadelphia u. ſ. w.

Politiſche und hiſtoriſche Urtheile, Bemerkungen und Vorſchläge über mannigfaltige Gegenſtände.

Litteratur- und Kunſtneuigkeiten.

Anecdoten, größtentheils der neueſten Zeit, zur Kenntniß der Britten und des menſchlichen Herzens.

Satyren.

Kleine Gedichte.

Theaterneuigkeiten.

Merkwürdige Anzeigen.

Neue Bücher.

Den Werth dieſer Blätter mögen ſachkundige Kunſtrichter beurtheilen; allein es wird mir erlaubt ſeyn, zu ſagen, daß ſie Intereſſe haben, und es fernerhin haben werden, ſo lange die Britten fortfahren ſich durch große Thaten, bizarre Handlungen und Sottiſen auszuzeichnen. Dies Intereſſe, und überhaupt den Werth des Werks zu erhöhn, werde ich äuſſerſt bemüht ſeyn, und daher die Winke einſichtsvoller Männer, wo möglich, befolgen. Daß aber bey dem beſten Willen und den zweckmäßigſten Maaßregeln dennoch nicht alle

alle Leſer zu befriedigen ſind, weis ich aus Erfahrung, da ich 5 Jahr Journaliſt bin. Obgleich hier für jede Gattung von Leſern geſorgt iſt, ſo wird doch natürlich ein jeder ſein Lieblingsfach zu kurz behandelt finden. Einige haben mich dringend um Parlamentsnachrichten gebeten, andere eben ſo dringend erſucht, ſie wegzulaſſen. Daß die Debatten des brittiſchen Senats in manchen deutſchen Zeitungen berührt werden, konnte für mich kein Bewegungsgrund ſeyn, die Verhandlungen ſelbſt auszuſchließen, die jedem Denker, beſonders bey großen Gegenſtänden, wichtig ſeyn müſſen; allein der Raum der Blätter und das nöthige Mancherley, ſetzte den parlamentariſchen Neuigkeiten Gränzen. Für ſeine Satyren hat das deutſche Publicum noch keinen Sinn. Dies iſt eine Entdeckung, die Wieland vor einigen Jahren bey einer beſondern Gelegenheit machte. Er hatte in den Mercur einen Brief zum Vortheil des Büchernachdrucks geſchrieben, der ein Meiſterſtück von Perſiflage war. Weil nun nicht die Worte ausdrücklich darunter ſtanden: Dies iſt Satyre, ſo nahm man es durchaus als Wahrheit an, und noch heut zu Tage hört man deutſche Rechtsgelehrte, die Wielands Laune als juriſtiſche Waffen brauchen, mit denen ſie ganz treuherzig die Nachdrucker vertheidigen. Der brittiſche Mercur hat dieſe Erfahrung beſtätigt. Manche Artikel, die engliſche unrichtige Anzeigen oder originelle Bemerkungen über deutſche Vorfälle enthielten, und wegen des Sonderbaren eingerückt waren, hat man für alte Nachrichten gehalten, und nicht begreifen können, warum ſie da ſtunden. Andre haben unbedeutende Hofneuigkeiten, Anzeigen von Conferenzen, Promotionen u. ſ. w. erwartet. Wer ſich durch ſolche Urtheile irre machen läßt,

 ver-

verdient nicht fürs Publicum zu ſchreiben. Genug, daß kein Vorfall von einiger Erheblichkeit unangezeigt bleibt.

Ich habe jedoch der Materjalien zu viel, und beſitze jetzo ſchon einen Vorrath von neun und ſechszig höchſt mannigfaltigen Aufſätzen, die ſich poſttäglich mehren, und für die ich im brittiſchen Mercur keinen Raum weis. Die wenigſten dürften wohl je in Deutſchland bekannt werden, wenn man nicht bedacht wäre, ſie zu ſammlen. Die intereſſanteſten ſind oft die längſten. Ich bin daher entſchloſſen, für die größern Aufſätze eine engliſche Monatsſchrift, unter dem Titel: The Engliſh Lyceum, herauszugeben. Das erſte Stück deſſelben wird ſchon hinreichend das Ueberdachte dieſer Unternehmung beweiſen, und da das Magazin, woraus geſchöpft wird, ungeheuer iſt, und beſtändig vermehrt wird, ſo iſt bey der Fortſetzung keine Verminderung an Intereſſe und Nutzbarkeit zu beſorgen. Alle Monat wird von dieſem Lyceum ein Heft von 8 Bogen groß Octav, auf fein Papier gedruckt und brochirt, erſcheinen. Der Preiß des Jahrgangs iſt 6 Rthlr. in Louisd'or, wofür es franco ſpedirt wird. Die Liebhaber wenden ſich entweder an die Poſtämter ihres Wohnorts, oder durch Buchhändler an die hieſige Bohnſche Buchhandlung, die die Spedition übernommen hat.

Hamburg, den 9. Jun. 1787.

v. Archenholtz.

VII.

Anhang.

No. 1.

Die Frommanniſche Buchhandlung in Züllichau hat in der vergangenen Oſtermeſſe folgende neue Schriften verlegt.

Betrachtungen und Geſänge für Chriſten, vom Hrn. Hofrath v. Teubern in Dresden, mit einem Titelkupfer. 8. 12 gr.
Iſt eine zweyte ganz veränderte und ſehr vermehrte Auflage der lange gefehlten täglichen Betrachtungen eines Chriſten.

Die Brüder. Ein Roman aus dem Engliſchen, vom Hrn. Prof. Schreiter überſetzt. 1ſter Theil. 8. 22 gr.

Materialien für Maurer. 1ſtes Stück. 8. 6 gr.

Metzgers Handbuch der Staatsarzneikunde, enthaltend die mediziniſche Polizey und gerichtliche Arzneiwiſſenſchaft. 8. 14 gr.

Paſtoralbriefe oder Anleitung zur praktiſchen Führung des Predigtamts 1ſter Heft. Für den Feldprediger. 8. 10 gr.

Steinbarts Dr. G. S. Logik oder gemeinnützige Anleitung des Verſtandes zum regelmäßigen Selbſtdenken. Zweyte durchaus verbeſſerte und vermehrte Auflage. gr. 8. 1 rthl. 8 gr.

Ueber Preßfreiheit und deren Gränzen. Zur Beherzigung für Regenten, Cenſoren und Schriftſteller. Von Hrn. Dr. C. F. Bahrdt. ächte Ausgabe. 8. 10 gr.

In Commiſſion: Aufſchluß, vollendeter, des Jeſuitismus und des wahren Geheimniſſes der Freimaurer. Ans Licht geſtellt von dem Herausgeber der Enthüllung der Weltbürgerrepublik. Aus den Papieren ſeines verſtorbenen Vetters. 8. Rom. 10 gr.

Noch vor der Michaelismeſſe wird bey uns fertig: Ueber Kinderunzucht und Selbſtbefleckung. Ein Buch blos für Eltern, Erzieher und Jugendfreunde, von einem Schulmanne.

manne. Herausgegeben, und mit einer Vorrede und Anmerkungen begleitet von Schl. gr. 8. Ohngeachtet ſeit kurzen über dieſe Materie mehrere Schriften erſchienen ſind, ſo hoffen wir doch, daß das Publikum auch dies Buch — eines unſerer erſten Pädagogen, der in demſelben die Reſultate ſeiner 15 jährigen Beobachtungen und ſeines Nachdenkens über dieſe Materie mittheilt, — nicht überflüſſig finden wird.

No. 2.

Verzeichniß der von Artaria Compagnie, Kunſthändlern in Wien, auf eigene Koſten verlegten Kupferſtiche.

Sammlung der ſchönſten, angenehmſten Ausſichten von Wien, ſowohl in, als vor der Stadt, dann umliegenden ſchönſten Oertern, nach der Natur genau aufgenommen, gezeichnet, geſtochen, und fein kolorirt von den Herren Schütz, Ziegler und Jantſcha, wovon bereits folgende heraus ſind:

1. St. Peters Kirche und Platz. 2. Die Alſterkaſerne und Schwarzſpanier. 3. Waringergaſſe, Roſſau und Wieſen. 4. Stock am Eiſenplatz. 5. St. Karls Kirche, Schwarzenbergiſcher Garten und Belvedere. 6. Ausſicht des Schänzl an der Donau. 7. Die k. k. Hofkriegskanzley, und Garniſonkirche am Hof. 8. Ausſicht gegen der Landſtraße. 9. Die k. k Bibliothek. 10. Die Grenadier Kaſerne, und der k. k. Marſtall. 11. Gebäude der k. Ungariſchen Noble Garde, und Fürſt Auersbergiſcher Garten. 12. Ein Theil der Leopoldſtadt. 13. Die Pfarrkirche, und die beyden Collegien der Piariſten in der Joſephſtadt. 14. St. Veit ſamt umliegenden Gegenden. 15. Schloß und Dorf Dornbach. 16. Ausſicht gegen der Vorſtadt Wieden und Wien. 17. Ausſicht vom Prater gegen der Stadt. 18. Der Graben gegen den Kohlmarkt. 19. Das k. k. Luſtſchloß, und der Garten Schönbrunn, von der Hauptſtraße anzuſehen. 20. Das Schloß Schönbrunn gegen den Garten. 21. Feyerliche Begehung des Oſterfeſtes in der St. Stephans Domkirche, vom Pius VI. im Jahr 1782. 22. Vorſtellung, wie Pius VI. am Oſtertag dem Volk am Hofe den päbſtlichen Segen austheilt. 23. Das Luftfeuerwerk im Prater. 24. Ein Theil des Augartens.

25. Das Luſthaus im Prater. 26. Der Eingang in das Schloß Schönbrunn. 27. Zu- und Eingang in den Augarten. 28. Die Kirche und Kloſter zu Maria Hilf, und die ſogenannte Leimgruben. 29. Die ſogenannte Lindenallee im Augarten. 30. Die Pfarrkirche auf der Landſtraße. 31. Kloſter und Kirche der barmherzigen Brüder, in der Leopoldſtadt. 32. Ausſicht gegen die Seufzerallee, im Augarten. 33. Das adeliche Frauenkloſter der Saleſianerinnen, am Rennweg. 34. Der Michaelsplatz, gegen die k. k. Reitſchule. 35. Der Heumarkt. 36. Die Schlagbrücke in der Leopoldſtadt. 37. Anſicht der Stadt Wien und des größten Theils ihrer Vorſtädte, vom Belvedere anzuſehen. 38. Der Waſſerfall mit dem Obelisque im k. k. Luſtſchloß Schönbrunn. 39. Die Ruine in dem Garten des k. k. Schloß Schönbrun. 40. Das Schloß Belvedere gegen den Baſſin. 41. Gegend zwiſchen den Donaubrücken, nächſt Wien. 42. Das Schloß Belvedere gegen den Garten. 43. Die Stadt Wien von der Joſephſtadt anzuſehen. 44. Anſicht des Kohlmarkts. 45. Anſicht eines Theils des ſchönbrunner Gartens, gegen den Schloß. 46. 47. 48. 49. 50.

Das Stück koſtet einzeln 2 fl. wer aber die ganze Sammlung nimmt, zahlt nur 1 fl. 30 kr. auſſer die No. 37. 38. 39. und 45. welche größer ſind, und koſten noch ſo viel.

Sammlung verſchiedener Portraiten, alle in 8vo Größe, von den Herren Mansfeld und Adam geſtochen, beſtehet in folgenden:

Kaiſer Joſephus II Kaiſerinn Maria Thereſia. Friderich der II. König von Preuſſen. Catharina die II. Ruſſiſche Kaiſerin. Leopold, Grosherzog von Toſkana. Maria Ludovika, Grosherzoginn von Toſkana. Maria Chriſtina, Erzherzogin von Oeſtreich rc. Albert, Herzog von Sachſen - Teſchen. Pius VI. Maximilianus, Erzherzog von Oeſtreich, Kurfürſt von Cöln. Franz, Großprinz von Toſkana. Eliſabeth, Prinzeſſin von Würtemberg. Ferdinand IV König von Neapel. Maria Caroline Königin von Neapel. Guſtavus III. König von Schweden. Paul Petrowitz, Grosfürſt von Rußland. Großfürſtin von Rußland. Wenceslaus Fürſt von Kaunitz - Rittberg. Carl Fürſt von Lichtenſtein. Fürſt Thurn und Taxis. Fürſt Carl v. Ligne. Friderikus C. J. Kurfürſt von Maynz. Mauriz Graf Laſcy, Feldmarſchal. Andreas Graf Hadik, Feldmarſchal und Kriegspräſident. Gedeon Freyherr von Loudon, Feldmarſchal. Carl Graf Pellegrini

legrini, General Feldzeugmeiſter. Franz Graf von Nadaſt, Feldmarſchal. D. S. Graf Wurmſer, Feldmarſchal Lieutenant. Friedericus Graf und General Anhalt. General Elliot, Gouverneur von Gibraltar. Graf Franz v. Urſin und Roſenberg. Graf Anton v. Kollowrat. Freyherr Ignaz v. Born. Alexander v. Brambilla. Joſephus v. Jacquin. Joſephus Cardinal Garampi. Michael Denis. Joſephus Haydn. Raphael Mengs. Torquato Taſſo.

Der Preis für jedes der vorhergehenden Portraiten iſt 24 kr.

Collection de 24 Deſſeins des meilleurs Peintres des Pays-Bas, d'Allemagne & d'Italie, du Cabinet de Mr. Gerard Joachim Schmidt à Hambourg; gravés d'aprés les Originaux de meme Grandeur par I. T. Preſtel, Peintre. 36 fl.

Collection de 48 Deſſeins des meilleurs Peintres d'Italie, d'Allemagne & des Pays-Bas du Cabinet de Mr. Paul de Braun à Nuremberg, gravés d'aprés les Originaux de meme Grandeur, par I. T. Preſtel Peintre. 50 fl.

Recueil d'Eſtampes d'aprés les deſſeins Originaux qui ſe trouvent à la Biblioteque Imp. Roy. de Vienne, gravés par A. Bartſch, diviſés en 6 Cahiers, ſavoir: Premier Cahier contenant 6 Eſtampes d'aprés Rembrand. 2 fl. 24 kr.
Second Cahier contenant 6 Eſtampes d'aprés I. F. Barbieri dit Guercino. 2 fl. 24 kr.
Troiſieme Cahier contenant 9 Eſtampes d'aprés La Faje. 3 fl. 20 kr.
Quatrieme Cahier contenant 6 Eſtempes d'aprés Mazzuola dit le Parmeſan. 2 fl. 24 k.
Cinquieme Cahier contenant 6 Fſtampes d'aprés Albert Durer. 2 fl. 24 kr.
Sixieme Cahier contenant 6 Eſtampes d'aprés differens Maitres Italiens. 2 fl. 24 kr.

Jupiter & Jo. nach Correggio geſtochen von Bartolozzi. 5. fl. Cupidon Faiſant ſon Arc. nach Correggio geſtochen von Bartolozzi. 5. fl. Saint Ambroiſe & Theodoſe le Grand nach Rubens geſtochen von Schmutzer. 6 fl. 30 kr. Mucius Scevola & Porſena nach Rubens geſtochen von Schmutzer. 5 fl. Cleopatre qui montre à Auguſt le Buſt de Jules Ceſar nach Battoni geſtochen von Mark. 3 fl. Un Grand Payſage d'apres Nature, nach Dietrici geſtochen von Preſtel. 9 fl. 12 kr. Jeſus diſputant dans le Temple avec les Docteurs

Docteurs de la Loy nach Rembrant geſtochen von Heß. 4 fl. Recreation Flamande nach Teniers geſtochen von Schwab. 30 kr. Entretien des Villagois nach Monti geſtochen von Schwab. 30 kr. La Sainte Vierge nach Giordano geſtochen von Mark. 30 kr. La Circonciſion nach Dietrici geſtochen von Felner. 1 fl. Sainte Magdelaine nach Guido Rheni geſtochen von Morghen. 30 kr. Stubenmädchen von Wien nach Oelenhainz geſtochen von Jacobe. 1 fl. 30 kr. Proſpekt von Mariazell in Oberſteyermark geſtochen von Schütz. 2 fl. Portrait de S. M. L'Empereur Ioſeph II. geſtochen von Janota. 36 kr. Marie Chriſtine Archiducheſſe d'Autriche Gouvernante Generale des Pays - Bas. nach Roslin geſtochen von Bartolozzi. 8. fl. Metaſtaſius nach Steiner geſtochen von Mannsfeld. 1 fl. Pater M. Hell, Sternkundiger nach Pohl geſtochen von Hayd. 30 kr. Johanna Sacco, berühmte deutſche Schauſpielerin nach Tuſch geſtochen von Kohl. 1 fl. Franziſcus Ragoczy nach Kopezki geſt. von Weſtermeyer. 30 kr. Werther. illum. geſtochen von Benedikt. 30 kr. Lottchen. illum. geſtochen von Benedikt. 30 kr. Die Ungariſche Noble Garde illum. geſtochen von Schütz. 30 kr. Die Galiziſche Noble Garde illum. geſtochen von Schütz. 30 kr. Die Deutſche Noble Garde illum. geſtochen von Mansfeld 30 kr. Ein Heft von 6 Oefen, nach neueſten Geſchmack geſtochen von Schütz. 40 kr. Vier Vorſtellungen aus der Oper, die Bergknappen, geſtochen von Schütz 1 fl. Grundriß der k. k. Reſidenzſtadt Wien, mit allen Vorſtädten und der umliegenden Gegend, illuminirt. geſtochen von Grimm. 1 fl. 20 kr. Schema der Uniformen aller k. k. Regimenter, genau illuminirt. 5 fl. Verſchiedene artige Vignetten und Einfaſſungen zu Titelblättern, das Blatt à 7 kr. Silhouettes = Einfaſſungen, das Blatt à 2 kr. Linirte Unterlag = Bögen, verſchiedener Größe und Weite, das Blatt à 3 kr. Einfaſſungen für Gebetbücher zu ſchreiben, das Blatt à 3 kr. Viſitkarten von verſchiedenen Gattungen und beſten Geſchmack, auf feinen Karten abgedruckt.

Ferners ſind in dieſer Handlung zu haben: alle Gattungen von Kupferſtichen, Landkarten und Muſikalien, welche in England, Frankreich, Deutſchland, Italien und Holland erſcheinen.

No. 3.

In der Waltheriſchen Hofbuchhandlung zu Dresden ſind nachſtehende Bücher zu haben:

Abhandlungen der Böhmiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Prag, auf das Jahr 1786. oder 2ter Jahrgang, mit 10 Charten und Kupf. 4. 1787. 3 thlr. 8 gr.

Drey Abhandlungen über die phyſikaliſche Beſchaffenheit einiger Diſtrikte und Gegenden von Böhmen, 4. 12 gr.

Der Artilleriſt in Verlegenheit; oder Abhandlung von den mechaniſchen Handgriffen und Vortheilen bey der Artillerie; von einem Königl. Preuß. Offizier, Chevalier d'Obreuil, mit Kupfern, gr. 8. 18 gr.

Des Hrn. Grafen A. F. von Brühl, Schauſpiel: So zieht man dem Betrüger die Larve ab, in 5 Aufzügen, 8. 10 gr.

Bugge, Hrn. Thomas, Beſchreibung der Ausmeſſungs-Methode, welche bey den Däniſchen geographiſchen Karten angewendet worden; aus dem Däniſchen überſetzt und mit Anmerkungen und Zuſätzen herausgegeben vom Hrn. Ingenieur-Obriſtlieutenant Aſter, mit Kupfern, gr. 4. 1 thl. 12 gr.

Geſchichte des Oeſterreichiſchen Erbfolge-Kriegs, von 1740. bis 1748. vom Hrn. Generalmaj. und Ritter Fäſch, 2 Bände, gr. 8. 2 thlr.

Hrn. Abbe' Grubers phyſikaliſche Abhandlung über die Stralenbrechung und Abprellung auf erwärmten Flächen, mit Kupfern, 4. 5 gr.

Dr. Hahnemanns Abhandlung über die Vorurtheile gegen die Steinkohlenfeurung, die Verbeſſerungsarten dieſes Brennſtofs, und ſeine Anwendung zur Backofenheizung. Nebſt einem Anhange: Hrn. Lavoir und Brün's Preisſchriften über letztern Gegenſtand, mit Kupfern, gr. 8. 9 gr.

Des Ritter Hamilton's Bericht vom gegenwärtigen Zuſtande des Veſuvs und Beſchreibung einer Reiſe in die Provinz Abruzzo und nach der Inſel Ponza; aus dem Engl. überſetzt, 4. 4 gr.

Hermanns, Dr. J. G., Landtags-Predigt; am 7ten Januar 1787. vor denen Ständen des Churfürſtenthums Sachſen in der Evangel. Hofkirche zu Dresden gehalten, 4. 4 gr.

Heuns, J. C. Verſuch über Vererbungen und Vererbpachtungen, 8. 4 gr.

Dr.

Dr. Heydenreichs Erörterung der in des Hrn. Geh. Juſtizrath J. S. Pütters rechtlichen Bedenken d. d. Göttingen 1785. gegen die aufgeworfenen Zweifel: wegen Anwendung der Churſächſiſchen Landesgeſetze auf die beym Gräflich Stollberg-Stollbergiſchen Concurſe geforderte Apanage, 4. 4 gr.

Hungar über die Natur der Wahrheit, 8. 12 gr.

Krafts, Hrn. Juſtizrath, Lehrbuch der Mechanik; aus der lateiniſchen mit Zuſätzen vermehrten Ueberſetzung des Hrn. Prof. Tetens ins Deutſche überſetzt und verbeſſert von J. E. A. Steingruber, mit 15 Kupfertafeln, gr. 8. 2 thl. 16 gr.

Magazin für die Bergbaukunde; heraus gegeben von J. F. Lempe, 4ter Theil, mit Kupfern. gr. 8. 14 gr.

Mayers, Dr. Joh. Chemiſche Unterſuchungen der Liebwerder Sauerbrunnen in Böhmen, 2te verbeſſerte Auflage, 8. 3 gr.

Scherers, Dr. J. A. Beobachtungen und Verſuche über das pflanzenähnliche Weſen in den warmen Karlsbader und Töplitzer Wäſſern in Böhmen, 4. 2 gr.

Werners, A. G. kurze Klaſſifikation der verſchiedenen Gebirgsarten, 4. 4 gr.

Collection des Moraliſtes anciens, traduits en françois, ſavoir: Antonin, Epictete, Iſocrate, Phocylide, Pythagore, Menandre, Socrate, Ciceron, Seneque, Platon, les Auteurs Chinois, Confucius, Mahomet, &c. 10 Volumes, 8. 5 thl.

Encyclopédie enfantine, ou Magazin pour les petits Enfans, 2de Partie, contenant: l'Hiſtorie naturelle, 8. 8 gr.

Lettres ſur un Voyage, fait dans quelques Provinces meridionales de l'Angleterre par Mr. le Baron de R**, Auteur des Obſervations ſur l'Italie, 8. 3 gr.

la Republique de Platon; ou de Iuſte & de l'Injuſte, 2 Volumes, 8 1 thl. 12 gr.

Dramaturgie, ou Obſervations critiques ſur pluſieurs Pieces de Théatre, trad. de l'allemand de Mr. Leſſing, 2 Vol. gr. 8. Paris. 2 rthl.

Théatre allemand, ou Recueil des meilleurs Pieces dramatiques, qui ont paru en langue allemande; trad. par Mrs. Juncker & Liebaut, 4 Vol. 12. Paris. 3 thl. 16 gr.

Eſſai ſur l'Adminiſtration, 2 Vol. gr. 8. Paris. 1 thl. 12 gr.

No. 4.

Der ungetheilte Beyfall, welchen das Oratorium: Der Chriſt am Grabe des Erlöſers, ſowohl in der Kirche, als im Konzertſaale zu Dresden, von denkenden Kennern und erhabenen Dilettanten erhielt, und vorzüglich die Aufforderung der letztern, hat den Herrn Kantor und Muſikdirektor Weinlig zu dem Entſchluſſe gebracht, daſſelbe auf eigene Koſten in einem Klavierauszuge heraus zu geben. Es wird über ein Alphabet im Formate der Naumanniſchen Cora betragen, und zur Michaelismeſſe 1787 erſcheinen. Die Pränumeration iſt 1 Thlr. 20 gl. — in Louisd'or à 5 Thlr. — Conv. Geld, und wird nachher um ein Drittel beym Verkaufspreiſe erhöhet.

Man bittet alle Buchhandlungen, Zeitungs- und Intelligenz-Comtoirs, gegen gewöhnliche Proviſion, hierauf Pränumeration anzunehmen, und die Namen der Pränumeranten ſpätſtens mit Ende Auguſts d. J. an Herrn Kantor Weinlig in Dresden, oder an unterzeichnete Buchhandlung, welche die Hauptkommiſſion übernommen, einzuſenden. Dresden, im Monat April, 1787.

Breitkopfiſche Buchhandlung.

No. 5.

Bey Johann Jacob Stahel, Buchhändler in Würzburg, ſind, nebſt vielen andern franzöſiſchen und italiäniſchen Werken, folgende Bücher in Menge zu haben:

Alexandri (Nat.) Hiſtoria eccleſiaſtica v. & n. Teſtamenti XI. Tom. fol. maj. Venetiis, 778. 36 rthl. 54 fl.

S. Ambroſii Opera omnia, 8 Tom. 4 maj. Venet. 781. 16 rthl. 24 fl.

Anecdota litteraria ex MSS. Codicibus eruta, IV. Vol. 8. maj. Romæ, 778. 6 rthl. 16 gr. 10 fl.

Aſſemanni (J. S.) Kalendaria Eccleſiæ univerſæ, VI. Tom. 4. maj. Romæ 755. 20 rthl. 30 fl.

- - - Codex liturgicus Eccleſ. univerſæ in XV. libros diſtributus, XIII, Vol. 4. Romæ, 759. 25 rthl. 8 gr. 38 fl.

Benedicti XIV. de Sinodo diœceſiana, 3 Tom. 4. maj. Romæ, 783. 8 rthl. 12 fl.

Berti

Berti Theologia X. Tom. 4. maj. Neapoli, 776. 16 rthl. 24 fl.

Idem liber charta maxima 24 rthl. 36 fl.

Bonnanii rerum Naturalium hiſtoria, 2 Tom. cum fig. in fol. maj. Romæ. 773. 32 rthl. 48 fl.

du Cange Gloſſarium ad Scriptores mediæ & infimae latinitatis, VI. Vol. fol. maj. Baſileæ, 23 rthl. 34 fl. 30 kr.

Cellarii (C.) Geographie antiqua, cum fig. fol. Romæ, 774. 20 rthl. 30 fl.

Columnæ Trajani Orthographia 134 æneis tabulis inſculpta fol. max. Romæ, 773. 20 rthl. 30 fl.

Combefis (F. F.) Bibliotheca patrum concionatoria, VII. Tom. fol. maj. Venet. 749. 30 rthlr. 45 fl.

Galleria Giuſtiniana, 2 Vol. fol. maj. cum 330. figuris charta maxima, 76 rthl. 16 gr. 115 fl.

Gori (F.) Theſaurus veterum Diptichorum, 3 Tom. cum fig. fol. maj. Florentiæ, 759. 33 rthl. 8 gr. 50 fl.

- - Theſaurus Gemmarum antiquarum aſtriferarum, cum 200 tabulis, 3 Vol. fol. Florentiæ, 750. 26 rthl 16 gr. 40 fl.

Heineccii (Gottl.) Opera omnia, 8 Vol. 4. maj. Genevæ, 771. 22 rthl. 33 fl.

Hortus romanus juxta ſiſtema tournefortianum, VII Vol. cum multis fig. fol. max. Romæ, 772-84. 53 rthl. 8 gr. 80 fl.

Marca (Pet. de) de Concordia ſacerdotii & imperii, 6 Tom. 4. maj. Neapoli, 780. 12 rthl. 18 fl.

Idem liber charta maxima 17 rthl. 12 gr. 26 fl. 15 kr.

Paſſerii (J. B.) Picturae Etruſcorum, 3 Vol. fol. max. cum 300 fig. depictis Romæ 767. 133 rthl. 8 gr. 200 fl.

Patuzzi (P. F. J. v.) Ethica chriſtiana, VI. Tom. 4. maj. Mediolani, 781. 14 rthlr. 21 fl.

Ricatti (V.) Inſtitutiones Analiticæ cum multis figuris, 2 Tom. 4. maj. Bononiæ, 765. 16 rthl. 24 fl.

Saccarelli (C.) Hiſtoria Eccleſiaſtica. 12 Tom. 4. maj. Romæ, 771. 28 rthl. 42 fl.

- - - Pathologia methodico practica, 8. ibid. 776. 12 gr. 45 kr.

Terentii afri Comediae, 2 Tom. cum multis fig. fol. maj. Romæ, 767. 20 rthlr. 30 fl.

Toſcani (J.) Juris publici romani arcana, IV. Tom. 4. maj. Romæ, 767. 12 rthl. 18 fl.
Trombelli (J. C.) Tractatus de Sacramentis, XIII. Partes, 4. maj. Bononiae, 769 20 rthl. 30 fl.
Wolfii (C.) Opera omnia philoſophica, XV. Vol. 4. maj. Veronæ, 779. 37 rthl. 8 gr. 56 fl.
Zaccaria (F. A.) Bibliotheca ritualis, 3 Tom. 4. maj. Romæ, 776. 10 rthl. 15 fl.

Livres François.

Encyclopedie ou Dictionnaire raiſonné des ſciences, des arts & des métiers, 36 Tom. & 3 Tom. de Planches, gr. 8. à Lauſanne, 778. 80 rthl. 120 fl.
Hiſtoire philoſophique & politique des établiſſemens & du commerce des Européens dans les deux Indes, par Guil. Thomas Raynal, avec figures & Atlas, 14 Tom. edit. orig. gr. 8 à Geneve, 780. 30 rthlr. 45 fl.
Oeuvres completes de J. J. Rouſſeau, 12 Tom. gr. 4. à Geneve, 782. 56 rthl. 16. gr. 85 fl.
le meme livre gr. 8. 24 Tom. & 12 Tom. des Oeuvres poſthumes, à Geneve, 782. 43 rthl. 64 fl. 30 kr.
Oeuvres de Voltaire, nouvelle Edition, 52 Vol. 8. maj. à Geneve, 772. 40 rthl. 60 fl.

Libri italiani.

Annali del regno di Napoli di F. A. Grimaldi, XIV. Tom. 8. Napoli, 781. 10 rthl. 16. gr. 16 fl.
Architettura della baſilica di S. Petro in Vaticano, cum fig. fol. max. Romæ 784 11 rthl. 16 gr. 17 fl. 30 kr.
Libri poetici della Bibbia Tradotti dell' ebraico originale, XI. Tom. 8. maj. Napoli, 779. 17 rthl. 8 gr. 26 fl.
Vita de piu eccelenti pittori, ſcultori e architetti, ſcritte da Giorgio Viſari, VII. Tom. 4. con molte Rame, 767. 20 rthl. 30 fl.

No. 6.

Die verſprochne deutſche Ueberſetzung der kürzlich in meinem Verlage herausgekommenen Correſpondence de Frédéric II. avec le Cons. de Suhm wird nun in kurzer Zeit erſcheinen. Sie hat vor allen andern Ueberſetzungen, die von einem ſolchen Buche nicht ausbleiben, auch vielleicht früher als

als die meinige erſcheinen möchten, den groſsen Vorzug, daſs ſie auſser obigem Briefwechſel andere noch nie gedruckte Briefe des Königs enthält, welche allen übrigen Ueberſetzungen gänzlich mangeln müſſen, weil ich die franz. Originalien erſt nach der Erſcheinung der deutſchen Ueberſetzung ausgeben werde. Dies wird hoffentlich jeden Liebhaber beſtimmen meine Ausgabe abzuwarten, welche dieſes Zuſatzes ungeachtet nicht nur nicht theurer, ſondern auch in Abſicht der Ueberſetzung und Schönheit des Druckes keiner nachſtehen wird. Berlin im März 1787.

Friedrich Vieweg, der ältere.

No. 7.

Verzeichniſs der neuen Bücher, welche bey Johann Jacob Palm in Erlangen zu haben ſind:

Ammonius de adfinium vocabulorum differentia, graece, cum ſelectis L. C. Valkenarii notis, atque animadverſionibus edidit ſuasque obſervationes adjecit C. F. Ammon 8. maj. 1 Rthlr. 4 gr.

— — idem liber in charta ſcriptoria. 1 Rthlr. 12 gr.

Buittner (H. C.) obſervationes ex Iure matrimoniali, Sect. I. et II. 4. 4 gr.

Ellwert (I. C. P.) Faſciculus plantarum e Flora Baruthiana, 4. 3 gr.

Entwurf (tabellariſcher) von gerichtlichen Klagen, woher ſolche entſpringen, wider wen ſie gehen, und worauf ſie zu richten. Fol. 8 gr.

Gemeiner (A. T.) de vera febrium putridarum notione, 4. 3 gr.

Hirſchings (F. C. L.) Verſuch einer Beſchreibung ſehenswürdiger Bibliotheken Deutſchlands, 2ten Bandes 1ſte Abtheilung, gr. 8. 10 gr.

— — Nachrichten von ſehenswürdigen Gemählden und Kupferſtichſammlungen, Münz- und Naturalienkabinetten ꝛc. ꝛc. 2ter Band, gr. 8. 10 gr.

Hirths (F. C.) neueſter practiſcher Handlungsrechner, 8. in Commiſſ. netto 6 gr.

Hoffmann (G. F.) de vario lichenum uſu, Sect. I. 4 maj. 5 gr.

Hofmann

Hoffman, (G. F.) vegetabilia cryptogamica, cum VIII. Tabulis aen. 4 maj. auf Schrpr. netto 1 Rthlr. 8 gr. auf holländ. Realpapier netto 2 Rthlr. auf Schweizer Papier netto 1 Rthlr. 16 gr.

Hufnagel (D. W. Fr.) für Chriſtenthum, Aufklärung und Menſchenwohl, 3tes und 4tes Stück. 8. jedes à 4 gr. 8 gr.

— — deſſelben 5tes Stück. 8. 8 gr.

— — Predigt am Dreyeinigkeitsfeſt gehalten: Wie betrachtet der Chriſt die Lehre von Gott, Vater, Sohn und Geiſt, gr. 8. 2 gr.

Klüber (D. I. L.) de pictura contumelioſa, 4 maj. 5 gr.

— — kleine juriſtiſche Bibliothek, oder ausführliche Nachrichten von kleinen juriſtiſchen Schriften mit unpartheyiſchen Prüfungen, 4. 5. 6. 7. und 8tes Stück, à 6 gr.

Langs (G. H.) neues katechetiſches Magazin, 2ten Bandes 1ſte Abtheilung 8. 9 gr.

Linnaei (Car. a) Amoenitates academicae ſeu diſſert. variae phyſicae, medicae, botanicae, Voluminis I. Editio noviſſ. aucta et emendata; edidit I. C. D. Schreberus, cum XVII. Tabul. aen. 8. maj. 2 Rthlr. 8 gr.

— — ejusd. libri, Volum. 2di Editio noviſſima aucta et emend. cum IV. Tab. aen. 8. maj. 1 Rthl. 8 gr.

Maders (Joh.) Reichsritterſchaftliches Magazin, 7ter und 8ter Band, 8. 2 Rthl. 16 gr.

Mayer (I. F.) de aberrationibus ſtellarum fixarum computandis, 4. 3 gr.

Mèmoria S. G. Succovii, ſcripta T. C. Harles, 4. 2 gr.

Müller (I. A. T.) de clematide vitalba Linn. ejusque uſu medico, 4. 2 gr.

— — (I. I. C.) vitia quaedam circa infantum educationem phyſ. 4. 3 gr.

Parrotts (C. F.) ökonomiſch-kameraliſtiſche Abhandlung über die Frage: ob es Umſtände geben könne, da man um des gemeinen Beſten willen dieſen oder jenen Zweig einſchränken müſſe? gr. 8. 3 gr.

Rauens (D. J. W.) Predigt über einige Misbräuche des Gebets, gr. 8. 2 gr.

— — über die Beichtanſtalt der evangel. luther. Kirche, eine Predigt. gr. 8. 1 gr.

Schmidt, über die Sinnlichkeit in der Religion. Eine Predigt in der akadem. Kirche zu Erlang gehalten. 8. 1 gr.

Schoepff

Schoepff (I. D.) Materia medica Americana, 8. maj. 12 gr.

Seidels (C. F.) kurze Anweiſung den Spargel mit wenigen Koſten, und zugleich vorzüglich ſchön zu bauen, nach den neueſten Erfahrungen. 3te Auflage. 8. 4 gr.

Seilers (D. G. Fr.) Grundſätze zur Bildung künftiger Volkslehrer, Prediger, Catecheten und Pädagogen, 2te verbeſſerte Auflage, gr. 8. 1 Rthlr.

— — theologiſch-kritiſche Betrachtungen neuer Schriften, 8ter Band, 2tes, 3tes und 4tes Stück. 8. à 5 gr. 15 gr.

Seilers (D. G. Fr.) gemeinnützige Betrachtungen neuer Schriften, 1786. 2tes, 3tes und 4tes Stück, in Commiſsion.

— — derſelben 1787. 1ſtes Stück. 8. in Commiſſion.

— — Sammlung liturgiſcher Aufſätze, mit grober Schrift für den kirchlichen Gottesdienſt, 1ſter Theil, 4.

— — großes bibliſches Erbauungsbuch, N. T. 1ſter und 2ter Theil, gr. 8. in Commiſſion, jeder netto 10 gr.

Sermons des Iubilés de la revocation de l'edit de Nantes & de la fondation du temple françois et de la nouvelle Ville de Chriſt. Erlang, 2de Edition, grand 8. 10 gr.

Tagbuch (unſer) oder Bemerkungen und Erfahrungen eines Hofmeiſters und ſeiner Zöglinge durch einen großen Theil des Fränkiſchen Kreiſes nach Carlsbad und durch Baiern und Paſſau nach Linz. 1ſter Theil. 8. 16 gr.

Tribel (F. Ad.) de concrementis polypoſis Diſſ. med. 4. 4 gr.

Trukenmüller (I. P.) de hiſtoria affectus melancholici cum epicriſi Diſſ. med. 4. 2 gr.

Wendts (D. Fr.) Nachrichten von dem Krankeninſtitut zu Erlangen, 6 Stücke, gr. 8. 12 gr.

Wernhers (M. G.) Abhandlung von der Nothwendigkeit der Einwilligung des Domcapitels bey Innovationen geiſtlicher Stiftungen, gr. 8. in Commiſſion. netto 8 gr.

Winckler (S. R.) de variis aethiopum medicamentoſ. generibus, 4. 2 gr.

Ingleichen kann ich mit nachſtehenden fremden Artikeln dienen:

de Roſſi (I. B.) Apparatus hebraeo-biblicus ſeu Mſc. editique codices ſacri textus quos poſſidet novaeque var. lectionum collationi, 8. maj. Parmae. 1782. netto 10 gr.

de Roſſi Specimen ineditae et hexaplaris bibliorum verſionis eſtranghelae, cum ſimplici atque utriusque fontibus, graeco et hebraeo collatae 4 maj ibidem. 78. netto 7 gr.
— — de praecipuis cauſis, et momentis neglectae a nonnullis hebraicarum litterarum diſciplinae diſquiſitio elenchtica, 4. maj, ib. 79. netto 1 Rthlr.

Unter der Preſſe:

Aurelii (Sixti) Vict Hiſtoria romana, cum animadverſ. 8.
Häberlins Materialien und Beyträge zur Geſchichte der Rechte und deren Litteratur, 4tes Stück. 8.
Hirſchings Verſuch einer Beſchreibung ſehenswürdiger Bibliotheken, II. Band, 2te Abtheil. 8.
Hufnagels Handbuch der bibliſchen Theologie, 2ter Band, 8
— — Schriften des alten Teſt. 2ter Band, 8.
Langs katechetiſches Magazin 2ten Bandes 2te Abth. 8.
Linnaei Amoenitates, Volumen III. 8
Rebmanns Verſuch über die beſte Art und allgemeine brauchbare Methode im Rechnungsweſen. 4.
Schöpf Beyträge zur mineralogiſchen Kenntniß von Nordamerika. gr. 8.
— — Flora americana. 8. maj.
— — Beſchreibung ſeiner Reiſe durch Nordamerika. gr. 8.
Seilers Sammlung liturgiſcher Aufſätze, mit grober Schrift für den kirchlichen Gottesdienſt, 2ter Theil, enthaltend: die Paſſionsbetrachtungen. 4.
Tagebuch (unſer) oder Bemerkungen ꝛc. eines Hofmeiſters ꝛc. ꝛc. 2ter Theil.

No. 8.

Verlagsbücher der neuen Academiſchen Buchhandlung in Marburg.

Anleitung zur Kenntniß und Heilung der innern Pferde-Krankheiten, von Kerſting 8. 12 gr.
Brandau, C. H. unterhaltende Aufſätze aus mehrern Theilen der Arzneykunſt, für die welche Aerzte und nicht Aerzte ſind, 2 Theile, 8vo. 12 gr.
Blane über die Seekrankheiten der brittiſchen Flotte in Weſtindien gr. 8.
Buchhave, R. de Gei Urbani utilitate in febribus intermittentibus, 8. 4 gr.

Buſch

Buſch, J. D Anführung des Landvolks zur körperlichen Erziehung der Kinder, 8. 5 gr.
— — — Magazin für Geburtshelfer, 1ter Theil, gr. 8.
Charakteriſtik der alten Myſterien für Freymaurer und Fremde, gr. 8. 1 Rthlr.
Crede, Heinr., bibliſche Chreſtomathie in Kinder Latein, nebſt einem Wörterverzeichniß. 8.
Endemann, Sam. Inſtitutiones theologiae dogmaticae, 2 Tomi, gr. 8. 1 Rthlr. 8 gr.
Ephemeriden über Aufklärung, Litteratur und Kunſt, herausgegeben von Engelſchall, 2 Theile, 8. 1 Rthlr.
Hr. v. Eßſtruth, muſikaliſche Bibliothek mit Muſik, 8. 16 gr.
Gärtneri, B. A. Meditationum Digeſtorum, faſc. 1. & 2us, 8. 14 gr.
Gärtner, B. A. Tabellen zu Berechnung verſchiedener Münzſorten, 4.
Glaſer, Dr. J. F., Feuerlöſchproben oder ausführliche Beſchreibung und praktiſche Vorſchläge wie ein Brandfeuer leicht und am geſchwindeſten zu löſchen iſt, gr. 8. 5 gr.
Haas, E. F. L., Beyträge zur Geſchichte und Litteratur, 8. 16 gr.
Jacobs, J. B., praktiſcher Unterricht der Entbindungskunſt mit 21 Kupfertaf. gr. 8.
Kinderbibliothek, luſtige, ein Abendgeſchenk für ſolche Kinder die am Tage gut waren, 1ter Theil, 8. 16 gr.
Kleinſchmidt, was ſoll ich thun, daß ich ſelig werde, gr. 8. 4 gr.
Ledderhoſe, C. G., kleine Schriften, 1ter Band gr. 8. 20 gr.
— — — ditto 2ter Band, gr. 8. 20 gr.
— — — hiſtoria Abbatiae Hersfeldenſis 4. 1 Rthlr.
Pfeiffer, J. Jac., Anweiſung zu treuen Führung des Predigtamts gr. 8.
Ries. J. Ph., practiſche Abhandlung von Zubereitung des Alauns, 8. 5 gr.
Robert, C. W., Gedanken über die Ehe im proteſtantiſchen Teutſchland, gr. 8. 12 gr,
Schütz, Jacob, der Prediger am Krankenbette, 8. 6 gr.
Tiedeman, Dietr., de quaeſtione quae fuerit artium magicarum Origo, 4. maj.

Tiedeman, D. über die Magie, eine Abhandlung, welche den von der königl. Societät der Wiſſenſchaften zu Göttingen ausgeſetzten Preis erhalten hat, gr. 8.
Unterhaltungen einer Punſchgeſellſchaft, 1ſte Portion, 8. 3 gr.
Waldin, J. G. Grundſätze der natürlichen Theologie, 8. 8 gr.

No. 9

Von dem in vorigen Jahre herausgekommenen Nachrichten von adelichen Wappen ꝛc., von C. F. A. v. Meding, Erbherrn auf Schnellberg, Capitularen und Scholaſtiko zu Naumburg, K. Großbritt. Churfl. Braunſchw. Lüneb. Landcommiſſario, ſoll nunmehr der zweyte Theil, der circa etwas über 2 Alphabeth betragen wird, erſcheinen. Dieſer wird mit dem erſten Theil einerley Einrichtung haben, und iſt auch, wie jener, eben dem Endzweck, zum Beſten des freyheitiſchen Waiſenhauſes zu Naumburg, gewidmet. In der Vorrede dieſes zweyten Theils ſoll das vom Prof. Köhler zu Göttingen 1736 herausgegebene Progr. de inventoribus inciſurarum (von den Erfindern der Schraffirung) überſetzt erſcheinen, der Theil aber ſelbſt gleichfalls Ein tauſend Stück fürſtlicher, gräflicher und adelicher Wappen in alphabetiſcher Ordnung enthalten, und nicht nur eine umſtändliche genaue Beſchreibung jedes Wappens, wie es jetzt geführet wird, ſondern auch alle bekannte Abweichungen, auch wo es möglich zu erhalten geweſen alte Siegel, und wie ein Wappen ſich nach und nach verändert, in ſich faſſen. Die Beſchreibung iſt ſo eingerichtet, daß jeder Maler das Wappen darnach malen und von andern ähnlichen Wappen unterſcheiden kann. Auch iſt ein alphabetiſches Verzeichniß der in der Beſchreibung enthaltenen Wappenbilder beygefügt, aus welchem man beurtheilen kann, welchem Geſchlecht dieſes oder jenes Wappen zugehöre.

Die Pränumeration auf ein Exemplar auf weißes Papier iſt Ein Thlr. 4 gr. 6 pf. und auf Druckpapier Ein Thlr. in Golde; dafür wird ein und ein halbes Alphabet, alles (außer die zum zweyten Theile kommenden Kupferabdrücke von Wappen, als wofür etwas weniges nachbezahlt wird.) mit eingerechnet, geliefert. Auf jeden der 1 u. ein halb Alphabet überſteigenden Bogen wird 9 und 8 pf. Nachſchuß bezahlt.

Die Herren Collecteurs erhalten das eilfte Exemplar frey.

Für guten Druck und Papier ſoll geſorgt werden.

In Weißenfels wird in der Severinſchen Buchdruckerey hierauf Pränumeration angenommen; Briefe und Geld erbittet man ſich franko.

Digitized by Google

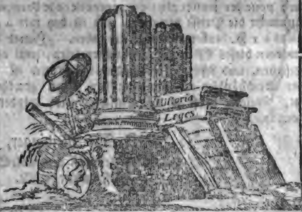
Neue Litteratur
und
Völkerkunde,

1ter Jahrgang 2ter Band.

No. VIII.

Auguſt, 1787.

Deſſau und Leipzig, bey G. J. Göſchen.



Dabid Schiebelers auserleſene Gedichte, heraus gegeben vom Herrn Profeſſor Eſchenburg, ſind in Rückſicht ihres Werthes nicht genugſam ins Publikum gekommen. Ich habe die ganze Auflage derſelben an mich gekauft, und biete ſie den Liebhabern für 8 Gg. bis zur Michaelismeſſe dieſes Jahres an. Die Gedichte beſtehen aus 20 Bogen, auf ſehr ſchönes Schreibpapier gedruckt, und das Leben und der Character des Dichters aus 3 Bogen.

Das nehmliche Schickſal haben des Herrn Abts J. F. Häſelers Betrachtungen über das menſchliche Auge, zur Bewunderung der großen Werke Gottes, und zur Erkenntniß derer, die keine Meßkunſtverſtändige und Naturkundige ſind. 8, mit Kupfern. Dieſes Buch iſt von nun an in allen Buchhandlungen für 12 Ggr. zu haben. „Ich habe die Abſicht, bey dieſen Betrachtungen“ ſagt der Herr Abt „ſo viel über das Auge des Menſchen zu ſagen als einem jeden Menſchen, der kein Arzt, Naturkündiger oder Mathematiker iſt, und der doch ſeine Erkenntniß durch die Betrachtungen der groſſen Werke Gottes zu erweitern wünſchet, davon zu wiſſen nöthig iſt. Sie werden zureichend ſeyn, bey meinen Leſern die erhabenen Begriffe von der unendlichen Weisheit des allmächtigen Schöpfers hervor zu bringen, und ſie zu der tiefſten Ehrfurcht gegen das höchſte Weſen zu bewegen.“

Georg Joachim Göſchen.

Die in der 2ten Auflage meiner practiſchen franzöſiſchen Grammatik angekündigte und ſchon ſo oft verlangte Lecture pour les jeunes gens qui apprennent le François, &c. hat nunmehr die Preſſe verlaſſen, und iſt bey mir à 48 Kr. roh, und à 1 Fl. ſauber gebunden zu haben. Junge Perſonen werden dieſes Werk mit Vergnügen leſen, weil es leicht zu verſtehen, und ſehr unterhaltend und lehrreich iſt. Die Herren Buchhändler erhalten den bey ihnen gewöhnlichen Rabat. Briefe, nebſt 4 Kr. Einſchreibgeld, werden frankirt erwartet.

J. W. Meidinger,
Lehrer der franzöſ. und ital. Sprache
zu Frankfurt a. M.

Bey den Buchhändlern Franzen und Groſſe zu Stendal hat in einer guten deutſchen Ueberſetzung die Preſſe verlaſſen, und iſt in den vornehmſten Buchhandlungen zu haben:

Metodo di allatare a mano il bambini del Dottor Filippo Baldini etc. Napoli. 1784. 8.

Bey Friedrich Severin in Weißenfels ſind in voriger Meſſe folgende Bücher fertig geworden und in den Buchhandlungen zu haben:

Erzehlungen aus den Ritterzeiten, 8. mit Muſik, 1787 8 Ggr.

Gruner, D. C. G., die veneriſche Anſteckung durch gemeinſchaftliche Trinkgeſchirre und durch den gemeinſchaftlichen Kelch; aus Theorie und Erfahrung bewieſen. Ein Beytrag zur wohlgemeinten Verketzerung des Herrn Doktor Tralles. 1787. gr. 8. 7 Ggr.

Mably, Abt von, Unterredungen über die Verbindlichkeiten des geſelligen Menſchen; aus dem Franz. überſetzt und mit Anmerkungen verſehen vom Prof. J. Mitbiller. 8. 1787. Neue Auflage. 18 Ggr.

Wolff, J. G. und J. F., praktiſche Rechenkunſt für den Rechnungsführer, Oekonom und Landmann, oder deutliche Anleitung I. die Churſächſiſchen Steuergefälle, desgleichen II. die alten ſächſiſchen, auch neuen ausländiſchen Münzen und Münzrechnungen, nach ſächſ. Conv. Münze, und das verſchiedene Scheffelmaas der ſächſ. und angränzende Lande, verhältnißmäßig zu berechnen und zu vergleichen, mit vielen für den geübten Rechner nützlichen Ausrechnungstabellen in zwey Theilen, 8. Der erſte Theil koſtet 10 Ggr.

Der 2te Theil erſcheint gleich nach der Michaelismeſſe, und wird auch, wie der erſte, unter einem beſondern Titel einzeln verkauft werden.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

1. Jahrgang. 2. Band.

No. VIII. Auguſt. 1787.

Inhalt.

I. Der Rheinfall. Schafhauſen, im Heumond 1786. Von Herrn Ratſchky S. 113

II. Franz Pyrard's Reiſen und Abentheuer. (Beſchluß) 117

III. Die Rechnung. Eine hiſtoriſche Anekdote 155

IV. Die Gebornen 157

V. Sie thut's nicht: eine Erzählung 157

VI. Ueber Neapel. Von dem neapolitaniſchen Adel, der Geiſtlichkeit ꝛc. 166

VII. Gedanken über Buchhandlung und Nachdruck ꝛc. 189

VIII. Friedrich der Zweyte 1777 von Herrn Schink 216

IX. Impromptu. Gräfinn Sophia Frieß am Tage ihrer Confirmation 1784, von Herrn Schink 217

X. An Tina von Hohenberg als ſie ſang 1786, von Herrn Schink 218

XI. An den Pfarrer Dumm während ſeiner Predigt 1776 von Herrn Schink 218

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

VIII.
Auguſt. 1787.

I.
Der Rheinfall.

Schafhauſen im Heumond, 1786.

Horch! Welch ein dumpfer Laut, wildmurrend, wie der träge
Geſchwächte Ton entfernter Donnerſchläge,
Dringt feyerlich an mein erſtauntes Ohr,
Und welch ein fremdes, banges Ziſchen
Steigt ſchauderhaft aus den Gebüſchen
Des ſteilen Abhangs dort empor!
Führt dieſer enge Pfad mich zu der Feuereſſe
Des Donnerſchmiedes Mulziber,
Und wälzt vielleicht nicht fern ſich über Stein' und Klöße
Der wilde Flammenſchwall des Phlegetons einher?
Beflügle deinen Schritt, o Führer! ſolch ein Feuer
Blies Neubegier noch nie in meinen Adern an.
Beflügle deinen Schritt! ein großes Abentheuer
Harrt unſer. Laß uns kühn der Tiefe Rand uns nahn!

Ha! wo bin ich? welche niegeſehne
Majeſtätiſch fürchterliche Scene
  Der Natur enthüllt ſich meinem Sinn!
Täuſchen mich die Augen? oder raſte
Zaubertrug mich in die fabelhafte
  Heimat wunderbarer Feen hin?

Sieh! ein Schneeſtrohm, aufgepflügt von Klippen,
Drängt durch kahlgenagter Berge Rippen,
  Sich heran an eine Felſenwand,
Und entſtürzt wildſchnaubend, gleich dem Winde,
Der dem Rachen engverſchloßner Schlünde
  Sich entreißt, dem ſchaudervollen Rand.

Wie erbebt die ſchwache bange Mühle,
Deren Wand im heftigſten Gewühle
  Dieſſeits die erboßte Flut beſchäumt!
Selbſt die Veſte Laufen ſcheint zu wanken,
Deren Giebel zwiſchen grünen Ranken
  Jenſeits einem ſchroffen Berg entkeimt.

Nur die Zwillingsfelſen, deren nackte
Scheiteln mitten in dem Cataracte
  Dort des Strohms vereinte Wuth beſtürmt,
Und von deren Häuptern Schaum in Flocken
Dick emporſtaubt, ragen unerſchrocken
  Aus der Fluth, die wolkenwärts ſich thürmt.

Beym Himmel! nicht umſonſt verhieß des Rufes Stimme
Mir große Wunder hier. Laß uns bergunter gehn,
O Führer, und beherzt in ſeinem vollen Grimme
Den Sturz der wilden Wogen ſehn!
Komm! laß uns hin zu jenem Nachen eilen,

Der

Der am Geſtade dort uns freundlich zu ſich winkt,
Und die beſchäumten Fluthen theilen,
Aus denen ſpiegelhell, die Sonne widerblinkt! . . .
Schon tanzt, vom Ufe fern, der kühne
Harmloſe Kahn mit uns durch den empörten Schwall:
Sieh! höher hebt ſich jetzt des Falles breite Bühne,
Und blanker Schaum verhüllt der Sonne Flammenball.

Wie ſauſet und braußt nun im ſchnellen
Gewirbel die Fülle der Wellen
Vom ſchäumenden Walle herab!
So rollen von Gletſchern Lauwinen
Mit donnerndem Schall auf die grünen
Gefilde des Thales hinab.

Wie ſprüht aus dem raſchen Gedränge
Der berſtenden Fluth das Gemenge
Des luftigen Schneeſtaubs empor!
Wie dampfet im ſonnigen Schimmer
Vom Wogenbeſtürmten Getrümmer
Des Felſen der Nebel hervor!

Wie balgt das Gewäſſer gespalten
Von Steinen, in hundert Geſtalten
Sich ringsum im wilden Turnier!
O herrlicher Anblick! du fülleſt
Mit Staunen den Sinn, und enthülleſt
Die Allmacht des Schöpfers vor mir.

Ermüde nicht, o Schiffer! ſchon beſchatten
Des feſten Landes Höhn das Ruder. Laß den Arm
So nah am Ziele nicht ermatten!
Vergebens ſtürmt der Fluthen frecher Schwarm

Mit Ungeſtüm die Wand des Kahnes: fruchtlos dräuen
Lautknirſchend unter uns verborgne Felſenreihen.
Der kleine ſchlaue Nachen bahnt
Geſchmeidig ſich den Weg, und wühlt ſich bald gerade,
Bald ſeitwärts durch den Strohm. . . Schon faß' ich an dem Rand
Des Ufers das Geſträuch: ſchon ſind wir am Geſtade.
Sieh! dieſe ſteile ſchmale Bahn
Am Fluße führt uns dicht zum Cataract hinan.

Ha! welch ein Wogengewimmel
Wallt auf mich los! Hat der Himmel
Sich mit dem Erdball entzweyt?
Stürzen die Wolken ſich wieder
Wüthend in Ströhmen hernieder,
Wie zu Deucalions Zeit?

Sieh! wie die Waſſerfluth, ſchäumend
Sich auf der Felſenwand bäumend,
Hoch wie ein Berg ſich erhebt,
Und, von dem Schwalle von oben
Abwärts geſchleudert, mit Toben
Sich in den Abgrund vergräbt!

Toſendes Krachen erſchüttert
Ringsum den Boden: es zittert
Bang auf den Bäumen das Reis.
Schwindel ergreifet die gähen
Häupter der Berge: ſie drehen
Magiſch herum ſich im Kreis.

Taumelblind wendet mein irres
Auge, des Wellengewirres

Satt,

Satt, ſich zur ſtilleren Fluth:
Sieh! da entſteiget den Wogen,
Iris! dein reizender Bogen
Röthlich, wie dämmernde Glut.

Erhabner Vater Rhein! von ſtaunendem Entzücken
Begeiſtert, trenn' ich mich mit wundertrunknen Blicken
Von dieſem Zauberort. Bald werd' ich fern von hier,
Wo meine Augen dich in deinem Grimme ſahen,
Ehrwürdigſter der deutſchen Flüße! dir
In Gegenden mich wieder nahen,
Wo ſich der Wiederſchein von rebenreichen Höhn
In deinem wirthlichen Gewäſſer ruhig badet,
Und dein beſcheidner Gang mich, froh dir nachzuſpähn,
An deine grünen Ufer ladet.

J. F. Ratſchky.

II.

Franz Pyrard's Reiſen und Abentheuer.

Beſchluß.

Schon waren fünf Jahre ſeit Pyrard's und ſeiner Gefährten Schifbruch verfloſſen, als ihm einſt träumte, daß er ſich ferne von den maldiviſchen Inſeln, in einem chriſtlichen Lande befände. Zwey Tage nachher (im Monat Februar 1607) erhielt der König Nachricht, daß ſich eine Flotte von ſechszehn Schiffen, die man gleich für bengaliſche Seeräuber erkannte, den Küſten nähere. Dieſe ganz unerwartete

Zeitung ſetzte die ganze Reſidenz in die auſſerordentlichſte Unruhe. Der König ließ unverzüglich ſieben Galeren, die immer auf jeden Fall in Bereitſchaft lagen, in die See laufen. Auſſer dieſen waren noch andre große und kleine Fahrzeuge in Menge vorhanden. Da ſich nun während dieſen Zubereitungen die feindliche Flotte ganz deutlich ſehen ließ, ſo befahl er, ſeine vornehmſten Koſtbarkeiten einzuſchiffen, mit welchen er und ſeine Gemahlinnen ſich nach den ſüdlichen Inſeln retten wolten, wo die Schwierigkeiten des Weges die Feinde gehindert haben würde, ſo leicht zu landen wie in Malé.

In dieſer Abſicht verließ der König wirklich den Palaſt, nebſt ſeinen drey Gemahlinnen, die in große taffetne Schleyer verhüllt, von einigen Hofbedienten auf den Armen getragen wurden. Pyrard, der ſich eben mit der Kriegsausrüſtung der Schiffe beſchäftigte, die den König und ſein Gefolge fortbringen ſolten, traf dieſen unglücklichen Fürſten unterwegens an, und beſorgte ſehr, daß er Befehl erhalten würde, ihm zu folgen. Aber der König war zu ſehr mit ſeiner eignen Rettung beſchäftigt, als daß er noch an ihn hätte denken ſollen. Indeß dankte er ihm doch für ſeinen Dienſteifer, nannte ihn einen rechtſchaffenen Mann, lobte ſeine Treue, und verließ ihn mit weinenden Augen. Voll Kummer, daß er den größten Theil ſeiner Reichthümer und ſein Geſchütz den Feinden zur Beute laſſen mußte, beſtieg er nun nebſt ſeinen Gemahlinnen und ſeinem Neffen die Hauptgalere welche ſogleich nach den ſüdlichen Inſeln ihren Weg nahm. Alle übrigen Galeren folgten ihr, bis auf die kleinſte,

die

die, um verſchiedene Koſtbarkeiten noch mitzunehmen, zurück-bleiben mußte.

Pyrard fürchtete noch immer, daß man ihn zwingen würde mitzugehen, und gab daher ſeinen Cameraden zu verſtehen, es wäre die höchſte Zeit, ſich in einem nahen Gehölz zu verbergen. Um dieſes Vorhaben deſto unbemerkter auszuführen, nahm er einen Umweg, welches zwey von den drey übrigen ebenfalls thaten. Der dritte, der langſamer und weniger vorſichtig war, wurde verfolgt, ergriffen, und auf die Galere zurückgebracht, die aber bald darauf in feindliche Hände fiel. Auf der Inſel waren nur wenig Menſchen zurückgeblieben. Pyrard begab ſich nun wieder in den Palaſt, wo der größte Theil der königlichen Reichthümer einem jeden Preiß gelaſſen war. Doch weit entfernt, ſich an dieſen Schätzen zu vergreifen, ſchenkte er ſogar ſein eignes Geld und überhaupt ſein ganzes dort erworbenes Vermögen, welches in einem Hauſe, einer Barke und vielen Cocosbäumen beſtand, dem Sohne des Haſſan, dem er ſoviel zu verdanken hatte. Seine weniger uneigennützigen Gefährten hingegen retteten noch verſchiedene Sachen von einigem Werth, die ſie bisher immer heimlich verborgen gehalten hatten.

Der feindliche Admiral hatte während der Zeit den flüchtigen König durch acht von ſeinen Galeren verfolgen laſſen, und landete nun mit dem Ueberreſt ſeiner Flotte. Pyrard ergab ſich ſogleich freywillig den erſten, die das Land betraten. Sie hielten ihn für einen Portugieſen, beſchloſſen daher ſeinen Tod auf der Stelle, und zogen ihn nackend aus.

Auf ſeine Betheurung aber, daß er nicht zu dieſem in Indien damals ſo gehäßigen Volk gehöre, begegneten ſie ihm leutſeliger, und führten ihn zu ihrem Befehlshaber, der ihn in Schutz nahm und Kleider reichen ließ. Den Ueberreſt des Tages ſowohl wie die ganze Nacht durch, mußte er auf der Galere bleiben, nachher aber erhielt er Erlaubniß, auf der Inſel frey herumzugehen. Den Morgen darauf kamen die bengaliſchen Galeren, die den flüchtigen König verfolgt, und weil ſie beſſer ruderten, bald eingeholt hatten, ſiegreich zurück. Nach einer ſehr ſtandhaften Gegenwehr hatten ſie ſich der königlichen Galere bemeiſtert. Der unglückliche Fürſt ſelbſt wurde im Gefecht getödtet, und ſein Neffe, der ſich durch Schwimmen retten wolte, ertrank in der See. Die Königinnen fielen in die Gewalt der Sieger, wurden ihrer Juwelen beraubt, für ihre Perſon aber mit aller Ehrfurcht behandelt. Von den ſieben Galeren, die der König bey ſich gehabt hatte, retteten ſich nur zwey, indem ſie auf den Strand lieſen.

Pyrard beweinte heimlich den unglücklichen Tod des ſo freundſchaftlich gegen ihn geſinnten Königs. Sein Kummer wurde noch vermehrt, da er die gefangenen Königinnen im Triumph zurückbringen ſah. Sie wurden nebſt einigen Aufwärterinnen in einem unweit dem großen gelegenen kleinen Palaſt eingeſchloſſen, während die Feinde alles plünderten und die Beute auf ihre Schiffe brachten. Unſer Abentheurer erhielt Erlaubniß, die Königinnen zu beſuchen; eine Vergünſtigung, die ſonſt niemand zugeſtanden wurde. Sie zerfloſſen in Thränen, doch nicht unempfindlich gegen ſeine

Auf-

Aufmerkſamkeit für ſie, fragten ſie ihn zu wiederholtenmalen: Ob er nicht auch den guten König bedauere, der ihn immer ſo zärtlich geliebt hätte? — Ihre traurige Unterredung endigte ſich bald, und er ſchied mit ſchwermuthsvollem Herzen von ihnen.

Bald nachher ereignete ſich eine ſehr glückliche Gelegenheit, wodurch Pyrard ſich völlig die Gunſt des bengaliſchen Admirals erwarb. Das beſte ſchwere Geſchütz auf der Inſel war dasjenige, welches man aus dem franzöſiſchen Schif geborgen hatte. Die Sieger waren ſehr vergnügt über dieſe Beute, aber auch zugleich eben ſo verlegen, wie ſie die Canonen auf ihren Schiffen anbringen ſolten. Pyrard gab ihnen dazu die nöthige Anweiſung. Auſſerdem hatten ſie auch vernommen, in welchem Anſehen er bisher ſowohl beym König als ſeinem ganzen Hof geweſen war, und ſchmeichelten ſich daher, manche Erläuterung zur genaueren Kenntniß dieſer Inſeln von ihm zu erhalten. Pyrard ſetzt noch hinzu: Daß alles Unglück, welches damals die maldiviſchen Inſeln betraf, von einem maldiviſchen Schiffer herrührte, der die Fahrt dahin genau kannte, und für eine groſe Geldſumme ſich erbot, den bengaliſchen Seeräubern den Weg zu zeigen.

Die Plünderung währte zehn Tage lang, und eine unſchätzbare Menge Koſtbarkeiten wurden auf die feindliche Flotte gebracht, ſo wie auch 120 Canonen, welche die Seeräuber für den beſten Theil ihrer Beute anſahen. Vor ihrem Abzug ſetzten ſie noch die Königinnen in Freyheit, und überließen es einigen Anverwandten des vorigen Königs und den Vornehm-

 ſten

ſten des Landes, ſich miteinander um die erledigte Krone zu zanken. Sie nahmen nur einen einzigen vornehmen Maldivier mit, nicht ſowohl, wie Pyrard anfänglich glaubte, um ein Löſegeld für ihn zu erpreſſen, ſondern vielmehr auf ſein eignes Bitten, ihm dadurch die Mittel zu erleichtern, ſich an den Hof von Cananor verfügen zu können, von wo er ſich ſchmeichelte, in kurzer Zeit mit einem ſtarken Kriegsheer zurückzukehren, und alsdenn ſeine Anſprüche auf die Erbſchaft des vorigen Königs ſeines Schwagers geltend zu machen. Er war ein leiblicher Bruder der vornehmſten Königin, und da der König keine Söhne noch nähere Anverwandten hinterlaſſen hatte, ſein nächſter männlicher Erbe. Pyrard erfuhr in der Folge, daß das Glück ſein Unternehmen auch wirklich begünſtigt, und er mit Hülfe des Königs von Cananor den maldiviſchen Thron beſtiegen hätte.

Die Hauptleute der Seeräuber hatten Pyrard und ſeine Cameraden ſo lieb gewonnen, daß ſie ſich ordentlich untereinander um den Vorzug ſtritten, wer ſie auf ſeiner Galere haben ſolte. Dies übermäßige Wohlwollen verurſachte ihnen viel Kummer, weil ſie fürchteten, wieder in eine neue Gefangenſchaft zu gerathen. Obgleich dieſe Beſorgniß ungegründet war, wie es die Folge lehrte, ſo ſahen ſie ſich doch zu ihrem äuſſerſten Mißvergnügen voneinander getrennt, und fanden ſich erſt lange Zeit nachher wieder. Pyrard wurde nach dem bengaliſchen Meerbuſen geführt. Unterwegens landeten die Seeräuber noch auf der letzten von den maldiviſchen Inſeln, die Uſtiene heißt, hieben alle Einwohner auf derſelben nieder, und ließen überall die gräßlichſten Spuren ihrer Barbarey zurück.

Nach

Nach einer vierwöchentlichen Schiffahrt gieng endlich das Schif auf welchem Pyrard war, im bengaliſchen Hafen Chattican vor Anker. Hier fand er ein Schif aus Calicut, deſſen Schiffer ihn verſicherte, daß oft holländiſche Schiffe nach Calicut kämen, mit welchen er leicht in ſein Vaterland würde wieder zurückkehren können. Pyrard, dem dieſer Vorſchlag gefiel, nahm von ſeinen Befreyern Abſchied, gieng mit dieſem Schif ab, und langte, nachdem er drey Wochen unterwegens geweſen war, glücklich im Hafen zu Mutinga an. Dieſer Ort liegt in dem Königreich gleichen Namens, zwiſchen Cananor und Calicut, und war damals der gewöhnliche Schlupfwinkel der bengaliſchen Seeräuber. Hier wurde er zu einem vornehmen Mann geführt, welcher von Religion ein Muhamedaner war, und ihn drey Tage lang auf das Beſte bey ſich bewirthete.

Während dieſer Zeit ſtattete der König bey Pyrard's Wirth einen Beſuch ab, ließ ſich mit unſerm Abentheurer in ein Geſpräch ein, und lud ihn zu ſich in ſeinen Palaſt ein. Er gieng den folgenden Tag wirklich hin, hatte aber genug zu thun, um die dringenden Anerbietungen dieſes Fürſten, der ihn gerne bey ſich behalten wolte, und ihn mit Wohlthaten zu überhäufen verſprach, auf eine gute Art von ſich abzulehnen. Aber die Begierde, ſein Vaterland ſobald als möglich wieder zu ſehen, trieb ihn fort; doch mußte er ſich unterwegens noch 14 Tage in dem Hafen zu Badora aufhalten, wo er nicht minder große Höflichkeitsbezeigungen genoß. Von da gieng er vollends zu Lande nach Calicut, auf welchem Wege er das Glück hatte, einen von ſeinen alten Cameraden wieder zu finden.

Beyde

Beyde kamen endlich glücklich in Calicut an, von wo ſie noch am nemlichen Abend durch ein Commando von der Leibwache, nach den eine halbe Meile von der Stadt entlegenen königlichen Palaſt geführt wurden. Der König, oder der Samorin, wie man ihn eigentlich nannte, ließ den beyden Franzoſen durch ſeinen Dolmetſcher verſchiedene Fragen wegen ihres Vaterlandes und der Macht deſſelben vorlegen. Ferner befragte man ſie um die Bewegungsgründe ihrer Reiſe, und als der Samorin aus Pyrard's Antworten vernahm, daß ſie in der Hofnung, ein holländiſches Schif anzutreffen, mit welchem ſie nach Europa zurückkehren könnten, hergekommen wären, ſo ließ er ihnen ſagen: Daß ſeit einem Monat dreyzehn holländiſche Schiffe zu Calicut geweſen wären, die daſelbſt Erfriſchungen eingenommen, und ſogar von ihm Erlaubniß erhalten hätten, ein Fort zu bauen, ſie wären aber abgeſegelt, mit dem Verſprechen, künftiges Jahr wieder zu kommen; indeß könnten ſie immer ungehindert dieſe Gelegenheit zu Calicut erwarten, und verſichert ſeyn, daß ſie an nichts Mangel leiden ſolten. Auch gab der Samorin dem Dolmetſcher, einem Banianen, der ſehr fertig portugieſiſch ſprach, Befehl, alle mögliche Sorge für ſie zu tragen, und ihnen eine bequeme Wohnung zu verſchaffen. Sie wurden auch wirklich ſehr gut einquartirt, und bekamen einen Sklaven zu ihrer Aufwartung. Auſſerdem erhielt ein jeder noch täglich zwey Ponanten, eine kleine Münze von ohngefehr zwey guten Groſchen an Werth, und nebenbey noch alle erforderliche Nahrung und Kleidung. Vier Wochen nachher hatten ſie das Vergnügen, ihre beyden noch übrigen Cameraden zu bewillkommen, die ihnen von Mu-

tinga

tinga aus gefolgt waren. Sie wurden nicht minder wohl aufgenommen, und mußten nach dem Willen des Samorins alle vier zuſammen wohnen und miteinander ſpeiſen.

Ihr Aufenthalt zu Calicut währte ungefähr acht Monate, in welcher Zeit Pyrard zwey Jeſuiten kennen lernte, die ſich als Mißionairs dort aufhielten und bey dem Samorin im großen Anſehen ſtanden. Sie erhielten von ihm eine jährliche Beſoldung, Erlaubniß eine Kirche zu bauen, und die Freyheit, die chriſtliche Religion öffentlich in ſeinen Staaten zu predigen, wodurch ſie denn auch ſchon damals eine große Menge Einwohner bekehrt hatten. Der eine von dieſen beyden Geiſtlichen, ein gebohrner Portugieſe, begegnete unſern Abentheurer ſehr liebreich, tröſtete ihn, und rieth ihm nach Cochin zu reiſen, wohin er ihm auch ein Empfehlungsſchreiben an den dortigen portugieſiſchen Stadthalter mitgeben wolte. Pyrard ſprach hierüber mit ſeinen Cameraden, und er nebſt ſeinen beyden Landsleuten entſchloſſen ſich dies Anerbieten anzunehmen. Nur der vierte, ein Fläminger, der reformirt war, blieb zurück, weil er ſich den Portugieſen nicht anvertrauen wolte, welche ihn ſchon ehemals wegen ſeiner Religion mehr als einmal übel begegnet hatten. Der König und die Großen des Landes bemühten ſich, den drey Franzoſen ein gleiches Mißtrauen einzuſtößen; ſie blieben aber ſtandhaft bey ihrem Vorſatz.

Gegen das Ende des Februarmonats 1608 ſchloß Pyrard einen Vergleich mit einigen Bootsknechten, die ihn und ſeine Cameraden in einer Almadia oder Fiſcherboot nach

Cochin bringen ſolten, welcher Ort nur zwanzig Meilen von Calicut entfernt iſt. Sie waren einig geworden, mit der Fluth abzufahren, und wunderten ſich alſo nicht, als ſie bereits um Mitternacht abgerufen wurden. Man ließ ihnen Zeit ſich fertig zu machen, und verſprach ſie am Ufer zu erwarten. Bey hellem Mondſchein, ohne im geringſten Verrätherey zu ahnden, begaben ſie ſich auf den Weg. Schon hatten ſie ihr Fahrzeug im Geſicht, als ſie ſich plötzlich von einem Haufen Chriſten des Landes, welche Freunde der Portugieſen waren, umringt ſahen, die mit dem Geſchrey: Schlagt todt! ſchlagt todt! über ſie herfielen. Pyrard rief ihnen zwar zu: Er wäre ein catholiſcher Chriſt, und bäte ſeinen Tod wenigſtens ſo lange aufzuſchieben, bis er gebeichtet haben würde. Sie ſchienen aber wenig darauf zu achten, ſchimpften ihn einen Lutheraner, banden ihm und ſeinen Cameraden die Hände auf den Rücken, und drohten ſie augenblicklich zu tödten, woferne ſie den geringſten Laut von ſich geben würden. Während dem Einige den portugieſiſchen Factoren Nachricht von dem Fortgang ihres Unternehmens gaben, hielten die übrigen ihren Gefangenen über eine Stunde lang den Degen an die Kehle. Der Anführer dieſer Menſchenräuber hieß Juan Furtado, und war ein indianiſcher Chriſt aus Cochin, der ſich eine Zeitlang zu Calicut aufgehalten hatte, um die Wiedererſtattung eines ihm von den Seeräubern weggenommenen Schifs vom Samorin zu erbitten. Sobald ſeine Abgeordnete zurückkamen, ließ er den Franzoſen alles was ſie hatten abnehmen, und ſie nackend und gebunden in eine Almadia werfen, die beynahe ganz voll Waſſer war. Ein Verfahren, welches dieſe Unglücklichen

na-

natürlicherweiſe auf den Gedanken bringen mußte, daß man ſie erſäufen wolte. Indeß beruhigte ſie Furtado doch einigermaßen wieder durch einen Eidſchwur, daß er nicht geſonnen ſey, ihnen irgend ein Leid zuzufügen. Hierauf wurde die Almadia in die See gelaſſen, und man fuhr bis an die Küſte von Chaly, wo man wieder ans Land ſtieg.

Von hieraus ſchrieb Furtado an ſeinen Correſpondenten nach Calicut, und erkundigte ſich, wie der dortige Hof die Entführung der drey Franzoſen aufgenommen hätte, Die Antwort, welche er wenig Tage nachher erhielt, war für ihn nichts weniger als angenehm. Der Samorin hatte kaum die Gewaltthätigkeit vernommen, die man gegen Leute ausgeübt, die unter ſeinem Schutz ſtanden, als er ſogleich die beyden Jeſuiten, den Factor und alle in Calicut anweſende Portugieſen vor ſich fordern ließ, und ſie mit ſeinem ganzen Zorn bedrohte. Die Jeſuiten entſchuldigten ſich, und ſie ſowohl wie die übrigen, ſchoben alle Schuld auf den Furtado, doch mußten ſie zuvor einen Eid auf das Evangelienbuch ſchwören, daß ſie keinen Antheil an dieſer Verrätherey genommen hätten. Nun kehrte ſich der ganze Zorn des Samorins gegen den Furtado; er befahl, daß das Schif welches er zurückbegehrt hatte, ſogleich verbrannt werden, und er auf ewig aus Calicut verbannt ſeyn ſolte. Ungeachtet Furtado nicht wenig Kummer über dieſe ſchlimme Nachricht empfand, ſo ließ er doch ſeinen Gefangenen portugieſiſche Kleider anziehen, und begab ſich mit ihnen zu Lande nach Cananor. Bevor er ſich aber in die Stadt verfügte, ließ er dem portugieſiſchen Factor ſeine Ankunft bekannt

kannt machen. Doch er vernahm bald mit Erſtaunen, daß der eine von den beyden Jeſuiten aus Calicut ſchon ſeit zwey Tagen daſelbſt angekommen wäre, und daß man, weit entfernt ſein Unternehmen zu billigen, ihm vielmehr den Vorwurf machte, den Samorin zur unrechten Zeit zum Zorn gereizt zu haben. Er entſchloß ſich daher, ſeine Gefangene gar nicht in dieſe Stadt zu bringen, ſondern ſie auf einer Almadia unter Bedeckung einiger Soldaten gerade nach Cochin zu ſchicken. Unterdeß gab er ihnen die Verſicherung, daß ſie gar nichts zu fürchten hätten, und er ihrethalben einen vortheilhaften Bericht dem dortigen Stadthalter zuſenden würde. Dies war eine neue Treuloſigkeit; denn in Hofnung ſeine That zu beſchönigen, und vielleicht gar noch eine Belohnung dafür zu erhalten, ſchrieb er dem Statthalter: Er habe ſie auf offener See zu Gefangenen gemacht, wo ſie viele Malabaren getödtet hätten; ihr Vorhaben aber wäre geweſen, die Feſtung Cognaly wieder zu bauen, welche der Samorin ſeinem Vorgeben nach, den Holländern verſprochen hatte.

Bey ihrer Ankunft zu Cochin wurden ſie unter dem Zulauf und Geſpötte einer Menge Volks zum Statthalter geführt, und daſelbſt ſcharf examinirt. Ihre Antworten und Rechtfertigung gegen Furtado's Beſchuldigungen wurden für nichts als Betrügereyen gehalten. Die Gemahlin und die Töchter des Statthalters, deren Schönheit Pyrard bewunderte, ſchienen in der That einiges Mitleid zu fühlen, und würden ihnen auch, wie er glaubt, gerne Gutes gethan und zu ihrem Beſten geredet haben, wenn ſie nicht die Furcht

davon

davon zurückgehalten hätte. Hierauf wurden ſie vor den Oydor de Cidade, oder Criminalrichter der Stadt geführt, der ihnen als Seeräubern ihr Endurtheil ſprechen ſolte. Aber glücklicherweiſe für ſie weigerte er ſich ihr Richter zu ſeyn, weil ſie Kriegsgefangene wären. Der Statthalter ließ ſie daher in ein öffentliches Gefängniß bringen, bis er Gelegenheit haben würde, ſie nach Goa vor das Gericht des Vicekönigs von Indien zu ſchicken.

Dies Gefängniß, welches man Tronco nannte, war ein dicker, hoher, viereckigter Thurm. Unter dem Dach war ein Boden mit einer Art von Fallthüre, durch welche man die Gefangenen auf einem an vier Stricken befeſtigten Bret in das untere Theil des Thurms herabließ. Die Tiefe dieſes Lochs machte ſechs bis ſieben Klafter aus. Unten war keine Thüre befindlich, und das Licht fiel nur durch eine Oefnung hinein, welche in die vier Ellen dicke Mauer gehauen, und mit ſtarken eiſernen Stangen verſehen war, durch die man den Gefangenen ein zweypfündiges Brod zulangen konnte. Der Kerkermeiſter bediente ſich dabey einer Schaufel mit einem langen Stiel. Das eiſerne Gegitter war dreyfach, und überhaupt das Ganze ſo beſchaffen, daß Pyrard den Ort ſeines jetzigen Aufenthalts für den fürchterlichſten Kerker von der Welt hielt. Sobald man ihn und ſeine Cameraden oben auf den Thurm geführt hatte, ſchrieb man ihre Namen ins gewöhnliche Verzeichniß ein. Sie bemerkten, daß dieſer Boden ein beſonderes Gefängniß war, und hoften Anfangs da zu bleiben, weil ſie verſchiedene Gefangene, und unter andern ſogar einen Holländer daſelbſt an-

trafen. Aber dieſe Hofnung ſcheiterte in wenig Augenblicken, da ſie in das untere Gefängniß hinabgelaſſen wurden, wo ſie mehr als hundert und dreyßig Gefangene, von verſchiedenen Religionen, Chriſten, Muhamedaner und Götzenanbeter untereinander fanden. Dieſe Unglücklichen hatten den Gebrauch, unter ſich einen Vorſteher zu wählen, dem ſie gehorchten. Ein jeder bezahlte ihm etwas für den Eintritt, wovon der Kerkermeiſter die Hälfte erhielt. Von der andern Hälfte war er verpflichtet, eine immer brennende Lampe vor einem Marienbild zu unterhalten. Da dieſes der unſauberſte Ort war, den man ſich nur denken kann, ſo mußte man auſſerordentlich ſtark ſeyn, um den vergifteten Dünſten in demſelben lange zu widerſtehen. Sogar die oben erwähnte Lampe erloſch oft aus Mangel der Luft. Auch mußte man von der übermäßigen Hitze gezwungen, Tag und Nacht nackend gehen. Zwar wehten immer einige von dem Vorſteher dafür bezahlte Sclaven den Gefangenen Kühlung mit Fächern zu; aber ihre vornehmſte Erquickung, ohne welche die meiſten in den erſten Tagen umgekommen ſeyn würden, rührte von der portugieſiſchen barmherzigen Brüderſchaft her. Dieſe gaben jedem chriſtlichen Gefangenen täglich eine halbe Tengue, die ungefähr dritthalb Groſchen beträgt. Die übrigen erhielten einmal des Tages gekochten Reiß und Fiſche; auch wurde ihnen Waſſer zum Waſchen gereicht. Pyrard und ſeine beyden unglücklichen Landsleute hatten kaum neun bis zehn Tage in dieſem abſcheulichen Kerker zugebracht, als ihnen ſchon der Leib angeſchwollen, und ſie überall an ihrem ganzen Körper ſehr ſchmerzhafte Beulen bekamen.

Einige

Einige gefangene Portugieſen gaben ihnen den Rath, ſich ſchriftlich an die Jeſuiten zu wenden, die in Cochin ein Collegium hatten. Mit Freuden folgten ſie dieſer Anweiſung, und der Erfolg zeigte zur Gnüge, wie gut ſie daran gethan hatten. Der Superior beſuchte ſie unverzüglich, und da er fand, daß ſie Franzoſen und Chriſten waren, ſo ſtand er keinen Augenblick an, ſich für ihre Befreyung zu verwenden. Der Statthalter aber antwortete: Ihre gänzliche Loslaſſung hieng nicht mehr von ihm ab, weil er bereits ihretwegen an den Vicekönig geſchrieben, an den er ſie auch mit nächſter Gelegenheit abſchicken wolte; indeß wäre er bereit, ſie derweilen ihres Kerkers zu entlaſſen, doch müßten die Jeſuiten für ſie Bürgſchaft leiſten. Auf dieſe Weiſe wurden ſie aus jenem ſcheußlichen Loche befreyt, und bis zu ihrer Abreiſe ziemlich gut gehalten. Pyrard benutzte dieſe Gelegenheit, um alle Merkwürdigkeiten in Cochin zu beſehen, von welchen er wie gewöhnlich umſtändlich Nachricht giebt.

Nach Verlauf von zwey Monaten erſchien im Hafen von Cochin eine Flotte von funfzig portugieſiſchen Schiffen, die vom Cap, Comorin und Ceylan kamen, hier Erfriſchungen einzunehmen, und alsdenn ſogleich nach Goa abſegeln wolten. Pyrard bat die Jeſuiten es zu vermitteln, daß er und ſeine Cameraden mit dieſer Flotte abgeſchickt werden möchten. Der Statthalter war zwar gleich willig dazu, ließ ihnen aber auch wieder Feſſeln an die Füße legen, und ſie ſo dem Oberbefehlshaber der Flotte überliefern. Unſerm Pyrard traf das Unglück, auf die Galiote des Pedro Poderoſo, eines barbariſchen Mannes, zu kommen, der ihn für

einen Holländer hielt, und unterwegens mit vieler Grauſamkeit behandelte. Hiezu kamen noch andre Zufälle, die ihn in eine tödtliche Krankheit ſtürzten, unter welcher er ſicher hätte erliegen müßen, wenn ihm nicht ein mitleidiger Dominicanermönch alle nur mögliche Hülfsleiſtung während derſelben erzeigt hätte.

Mit dem Anfang des Junymonats 1608 kamen ſie endlich zu Goa an. Aber Pyrard und noch einer von ſeinen Cameraden befanden ſich ſo ſchwach, daß als man ihnen die Feſſeln abnahm, um ſie zum Vicekönig zu führen, ihnen das Gehen ganz unmöglich war. Aus einem Ueberreſt von Mitleiden trug man ſie in das königliche Krankenhoſpital, wo man ſie vor der Thüre niederſetzte. Sie wurden bald nachher von den Aufſehern abgeholt und in eine große Halle geführt, wo die Aerzte ihren Geſundheitszuſtand unterſuchten. Von da trug man ſie eine große, ſteinerne Treppe hinauf in ein Zimmer, welches ſie bewohnen ſolten, und der Oberaufſeher, ein Jeſuite, verfügte ſogleich alles Benöthigte zu ihrer Bequemlichkeit und Verſorgung. Pyrard entwirft eine ſehr prächtige Beſchreibung von dieſem Hoſpital, und rühmt ausnehmend die gute Behandlung der Kranken, für die man die äuſſerſte Sorgfalt trug.

Innerhalb zwanzig Tagen befanden ſich unſere beyden Kranken vollkommen wieder hergeſtellt, und ſchmeichelten ſich nun mit ihrer nahen Befreyung. Man hatte auch noch ihren dritten Cameraden zu ihnen gebracht, der nicht minder mit der guten Behandlung die er genoſſen hatte, zufrieden

war,

war, obgleich ſeine Krankheit weit unbedeutender wie die ihrige, bloß von einer großen Ermattung herrührte. Alle drey vereinigten ſich nun, den Oberaufſeher um ihre Entlaſſung aus dem Hoſpital zu bitten. Er zögerte aber unter allerhand Ausflüchten drey ganzer Monate lang; vielleicht aus guten Abſichten, wie Pyrard ſelbſt bemerkt, weil er wohl wußte oder doch voraus ſah, wie man in kurzem mit ihnen umgehen würde. Endlich gab er ihrem dringenden Anhalten nach, und sagte: Sie möchten ihm folgen, weil ſie doch ſo gerne aus dem Hoſpital heraus verlangten. Er gab ihnen zugleich ganz neue Kleider, und jedem einen Pardo, oder ungefähr zwölf gute Groſchen nach unſrer Münze. Ungeachtet ihrer Ungeduld ſich fortzubegeben, drang er doch noch zuvor in ſie, ein Frühſtück einzunehmen, und ertheilte ihnen nachher mit einer mitleidigen Miene ſeinen Segen. Kaum aber hatten ſie ihn aus den Augen verloren, als ſie ſich plötzlich von einer Häſcherſchaar, die von zwey Gerichtsdienern angeführt wurde, umringt ſahen. Ohne auf ſie zu hören, banden ſie ihnen die Hände auf den Rücken und führten ſie in eins der öffentlichen Gefängniße. Der Kerkermeiſter und ſeine Frau fühlten Mitleid, ſobald ſie hörten, daß die drey Gefangenen nicht Holländer, wie ſie anfänglich glaubten, ſondern Franzoſen und gute Catholiken waren. Sie begegneten ihnen daher auch mit vieler Leutſeligkeit. Ueberdem waren die Gefängniße in Goa bey weitem nicht ſo abſcheulich, wie die in Cochin, und Pyrard fand in der That ſeinen gegenwärtigen Aufenthalt lange nicht ſo übel, wie er befürchtet hatte.

Nachdem ſie ungefähr einen Monat hier geſeſſen hatten, wurde Pyrard von einem Jeſuiten, der die Gefangenen beſuchte, für einen Franzoſen erkannt. Von ihm vernahm er, daß ſich im St. Paulscollegium zu Goa ein franzöſiſcher Jeſuit befände, der Pater Sebaſtian de la Croix hieß. Er ſäumte nicht, ſogleich an ihn zu ſchreiben, und gleich den Morgen darauf erhielt er einen Beſuch von dieſem ehrlichen Geiſtlichen, der ihn und ſeine Cameraden tröſtete, ſeine Baarſchaft mit ihnen theilte, und zugleich verſprach, dem Vicekönig auf das dringendſte um ihre Befreyung anzuliegen. Er trieb auch in der That ihre Sache mit ſolchem Eifer, daß er den Vicekönig ſowohl, wie den hier reſidirenden Erzbiſchof vier ganzer Wochen lang unaufhörlich mit dieſer Bitte beſtürmte. Eine geraume Zeit erhielt er immer zur Antwort: Die drey Franzoſen hätten den Tod verdient, weil ſie wider den Willen ihres eignen Königs, oder doch ohne ſein Vorwiſſen und ſeine Bewilligung, und nach geſchloſſenem Frieden zwiſchen Spanien und Frankreich nach Indien gekommen wären. Nach vielen wiederholten Bitten erklärte ſich der Vicekönig endlich geneigt, ſie nach Spanien zu ſchicken, damit ſie vom König ſelbſt gerichtet werden könnten. Aber der würdige Geiſtliche flehte ſo lange, bis er ihre Loslaſſung auch ohne dieſe Bedingung erhielt.

Sie glaubten aus dem Grabe auferſtanden zu ſeyn; indeß beſtand doch die ganze Verbeſſerung ihres Schickſals bloß darin, daß ſie als gemeine Soldaten unter den portugieſiſchen Truppen Dienſte nehmen, und von dem gewöhnlichen Sold zwey Jahre lang leben mußten. Zwar erhielten

ſie

ſie viel Unterſtützung aus vornehmen Häuſern, wo man nach dortigen Landesgebrauch mit Lebensmitteln nicht ſparſam umgieng, wurden aber dagegen auch bey manchen beſchwerlichen und gefährlichen Expeditionen gebraucht. Während ſeiner Anweſenheit in Goa, ſammlete Pyrard ſorgfältig eine Menge Bemerkungen über die Denkwürdigkeiten dieſer Stadt und der umliegenden Gegend. Die Portugieſen waren aber ſo eiferſüchtig auf die innere Einrichtung ihrer Niederlaſſungen, daß er dieſes nicht anders als ganz insgeheim thun konnte, woferne er ſich nicht der gewiſſen Gefahr ausſetzen wolte, Zeitlebens in einem grauenvollen Kerker ſeine Tage zu verſchmachten. Er hatte ſelbſt mehr als ein Beyſpiel davon mit eignen Augen geſehen. Er ſtellte ſich daher ganz einfältig, und that, als ob er weder leſen noch ſchreiben könnte, und die portugieſiſche Sprache gar nicht verſtünde. Auſſerdem befolgte er alle Befehle mit dem blindeſten Gehorſam, und ſobald er nur bemerkte, daß einer von ſeinen Vorgeſetzten im geringſten unwillig auf ihn war, ruhte er nicht eher, bis er ſich durch irgend einen Dienſt wieder ſeine Gunſt erworben hatte. Ungeachtet aller dieſer Unterwürfigkeit, mußte er aber doch viele Beleidigungen, Schimpfwörter und Unterdrückung erdulden.

Während ſeines Aufenthalts zu Goa, vernahm er von einigen gefangenen Engländern, daß der zunehmende Mond, von dem er ſeit ſeinem Schifbruch nichts erfahren hatte, auf ſeiner Rückreiſe an der Inſel St. Helena vor Anker gegangen ſey. Weil ſich aber das Schif in einem ſehr übeln Zuſtand befand, ſo ſuchte das Volk ſich eines engliſchen

Schiffes, welches auf eben dieſer Rhede lag, zu bemeiſtern. Dieſer Verſuch misglückte: Denn die Engländer, die ihr Vorhaben merkten, und zu ſchwach zum Widerſtand waren, machten ſich in der Nacht heimlich davon. Der zunehmende Mond war nach Verſicherung der gefangenen Engländer ſo leck geweſen, daß er unmöglich die Reiſe bis Frankreich aushalten konnte. Er verunglückte auch wirklich unterwegens, doch wurde das Volk und die Ladung, wie Pyrard nachher erfuhr, noch durch einen glücklichen Zufall gerettet. *) Auch hörte er, daß der aus den maldiviſchen Inſeln entflohene Oberbootsmann nebſt ſeinen Begleitern nach Ceylan gekommen, aber daſelbſt gleichfalls in portugieſiſche Hände gefallen wäre. Der Oberbootsmann und noch einige andre ſtarben bald nach ihrer Ankunft an den Folgen ihres ausgeſtandenen Elends; der Ueberreſt aber wurde theils als Gefangene nach Portugal geſchickt, theils auch gezwungen, unter den portugieſiſchen Truppen in Indien Dienſte zu nehmen.

Da Pyrard als Soldat dem portugieſiſchen Heer auf verſchiedenen Zügen folgen mußte, ſo verſchafte ihm dieſes Ge-

le-

*) Der zunehmende Mond kam 1603 aus Indien zurück, gieng aber bey den terceriſchen Inſeln zu Grunde; doch wurde das Volk und der gröſte Theil der Ladung durch drey holländiſche Schiffe glücklich gerettet. La Bardeliere war geſtorben, bevor man noch das Cap zurückgelegt hatte. Franz Vitre, der dieſe unglückliche Fahrt mitmachte, gab 1609 einen kurzen Reiſebericht heraus, der aber ſo ſchlecht und unzuſammenhängend abgefaßt iſt, daß er gar keine Aufmerkſamkeit verdient.

legenheit, nicht allein die ganze Küſte von Goa, ſondern auch Ceylan, Malacca, Sumatra, Java und verſchiedene von den ſundaiſchen und moluccischen Inſeln zu ſehen. Er giebt in ſeiner Reiſebeſchreibung von allen dieſen Ländern Nachricht, und hielt ſich überhaupt bey allen Vorfällen ſo wohl, daß der commandirende General ihm verſprach, den Vicekönig zu vermögen, ihn und ſeine Cameraden mit den gewöhnlich alle Jahre nach Europa beſtimmten Caracken abzuſenden und in Freyheit zu ſetzen. Sie wünſchten ſich daher nichts ſo ſehnlich, als bald wieder nach Goa zu kommen, und der geringſte widrige Wind jagte ihnen die tödtlichſten Schrecken ein. Endlich kamen ſie an, aber wie ſehr ward ihre Erwartung getäuſcht, da ſie, ſtatt vollkommen gehofter Freyheit, ſogleich in Verhaft genommen wurden. Der Vicekönig hatte ein Mißtrauen auf die in Goa befindlichen Fremden geworfen, und ließ daher hauptſächlich alle diejenigen gefänglich einziehen, die nicht mit portugieſiſchen Schiffen nach Indien gekommen waren. Einige nur vor kurzem angelangte Engländer waren die erſten, die in ein enges Gefängniß gebracht wurden, und unſre drey Franzoſen traf das nehmliche Schickſal. Sie mußten nun aufs neue ihre Zuflucht zu ihren Freunden den Jeſuiten nehmen, die ſich auch abermals mit ſo vielem Eifer für ſie verwendeten, daß ſie innerhalb ſechs Wochen wieder auf freyen Fuß kamen.

Noch vor Ende des Winters langten aus Liſſabon vier Caracken, jede von ungefehr 2000 Tonnen, zu Goa an. Sie hatten unterwegens viel von Sturm gelitten, und überbrachten dem Vicekönig ein königliches Edict, welches ihm

ausdrücklich verbot, keinen Engländer, Franzoſen oder Holländer in Indien zu dulden, ſondern ſie ſogleich mit den nächſten Schiffen nach Europa zu ſchicken, weil dieſe Leute blos in der Abſicht, das Land zu verkundſchaften, dahin kämen. Pyrard drang inſtändigſt in die Jeſuiten, dieſe günſtige Gelegenheit nicht zu verabſäumen. Selbſt ihr eigner Vortheil, ſagte er, fordre es, ſich drey Menſchen vom Halſe zu ſchaffen, die ſie mit Güte ſo oft überhäuft hatten, die ihnen aber auch ſchon mehr als zu läſtig geworden ſeyn müßten. Doch die Einwilligung des Vicekönigs zu ihrer Einſchiffung war nicht genug, ſie mußten auch noch einen von ihm ſelbſt unterſchriebenen Befehl zu erhalten ſuchen, der ſie mit Lebensmitteln verſorgte. Die Schifshauptleute zu Goa, die die Schwierigkeiten und Hinderniße, die ſich dieſem Begehren widerſetzten, wohl kannten, thaten ihnen den Vorſchlag, eine Reiſe nach Mozambic und Zofala mitzumachen; aber die Jeſuiten beſtärkten ſie unaufhörlich in ihrem alten Vorſatz, und ſtellten ihnen vor, wie gefährlich es für ſie ſeyn dürfte, wenn ſie länger unter den Portugieſen blieben. Der König hatte einen neuen Vicekönig an die Stelle des bisherigen ernannt, der mit eben dieſen Caracken nach Spanien zurückgehen ſollte. Pyrard bat die Jeſuiten, ihn und ſeine Cameraden demſelben vorzuſtellen, wozu ſie auch bereitwillig waren. Dieſer Herr erſtaunete, da er die drey Franzoſen erblickte. Er glaubte, daß noch kein Schif von dieſem Volk nach Oſtindien gekommen ſeyn könnte. Da er aber die Art ihrer Ankunft daſelbſt, und die Länge ihres dortigen Aufenthalts erfuhr, ſo verſprach er ihnen nicht allein

ihren

ihren Abſchied, ſondern auch freye Zehrung auf ihrer Rückreiſe nach Europa.

Vier Monate verſtrichen über der Ausbeſſerung der Caracen. Endlich wurden ſie fertig, zur Rückreiſe ausgerüſtet und mit Pfeffer beladen. Aber ungeachtet der Verſprechungen des Vicekönigs konnten doch Pyrard und ſeine Cameraden keine Lebensmittel auf den Schiffen ohne Geld bekommen. Ihr Reiſepaß enthielt nur eine Ordre an die Officiere der vierten Caracke, ſie mit ihrem Geräth an Boord zu nehmen, und ihnen ein gewißes Maaß Waſſer und ſoviel Zwieback zu geben, wie das Schifvolk gewöhnlich zu erhalten pflegt. Es war damals gebräuchlich, daß alle diejenigen, welche nach Indien giengen, auf königlichen Befehl und Koſten mit allen Nothwendigkeiten verſorgt wurden, denjenigen aber, welche die Rückreiſe nach Europa machten, ward nur Schifzwieback und Waſſer gereicht, aus Furcht, daß nur wenig Portugieſen in Indien bleiben möchten, woferne man ihnen gar zuviel Bequemlichkeiten auf der Rückkehr zugeſtünde.

Den 30. Januar 1610 mußte ſich alles an Boord begeben, und die vierte Caracke unter Befehl des Hauptmanns Antonio Boroſo, die allein vollkommen bemannt war, gieng zuerſt unter Segel. Auſſer den drey Franzoſen nahm man auch noch einen Fläminger mit, der um freye Zehrung zu erhalten, ſich als Aufwärter gebrauchen ließ. Pyrard ſpricht mit vieler Bewunderung von der Größe des Schifs, auf welchem er ſich befand. Er vergleicht es mit einem

Schloß,

Schloß, ſowohl wegen des Umfangs deſſelben, als auch in Rückſicht auf die große Anzahl der Menſchen und der unglaublichen Menge von Waaren, die es an Boord hatte. Dieſe letztern, bis an die Hälfte des großen Maſts aufgethürmt, ließen faſt gar keinen Raum zum Gehen übrig. Vier Tage verſtrichen noch, ehe man würklich unter Segel gehen konnte. Während dieſer Zeit kamen noch viele Portugieſen aus der Stadt an Boord, um von ihren Bekannten Abſchied zu nehmen. Den andern Morgen nach der Einſchiffung ſah einer von den Officieren der Caracke unſern Pyrard müßig ſtehen, indeß die andern am Schif arbeiteten. Er gab ihm eine Ohrfeige, nannte ihn einen lutheriſchen Hund, und drohte ihn ins Meer zu werfen, woferne er ſich nicht das gemeine Beßte beſſer würde angelegen ſeyn laßen. Dieſe handgreifliche Lection flößte ihm von Stund an einen gewaltigen Trieb zur Arbeit ein; auch war es um ſoviel billiger, daß er mit Schärfe dazu angehalten wurde, weil ſich unter achthundert Menſchen, die auf dem Schif waren, nur ſehr wenig befanden, die nicht mit Eifer zur allgemeinen Sicherheit Hand ans Werk gelegt haben ſolten.

Sobald die Caracke unter Segel gegangen war, glaubten unſre drey Franzoſen wenigſtens eben ſo beköſtiget zu werden, wie es auf franzöſiſchen Schiffen üblich war; aber wie ſehr täuſchte ſie ihre Hofnung, als ſie ſahen, wie unter dem Schifsvolk nur eine ganz kleine Portion Waſſer und Brod ausgetheilt wurde. In dem beſten Vertrauen auf das Wort des Vicekönigs, hatten ſie bloß einige wenige Erfriſchungen mitgenommen, die höchſtens nur auf vier Tage zu-

zureichten. Sie zeigten daher dem Hauptmann und dem Schifsſchreiber ihre Reiſepäße, die ſie bisher noch niemand, als der Schifswache beym Einſchiffen, vorgezeigt hatten. Der Hauptmann ſchien ganz erſtaunt zu ſeyn, drey Franzoſen an Boord zu haben, noch mehr aber war er es, da er ſah, daß die Päße nichts von Beköſtigung erwähnten, ob es gleich gebräuchlich war, daß alle diejenigen, welche auf königlichen Befehl nach Europa zurückkehrten, auch auf königliche Koſten verſorgt werden mußten. Er beklagte ihre üble Lage, und ſchimpfte den Vicekönig und die übrigen Beamten zu Goa, Räuber, die es demohngeachtet nicht unterlaſſen würden, die Beköſtigung dieſer drey Fremden dem König in Rechnung zu bringen. Er ſetzte noch hinzu: Es stünde nicht bey ihm, ihrem Mangel abzuhelfen, er müßte es denn dem Schifsvolk an ihrem Antheil abbrechen, welches doch nicht wohl angienge. Ihr ganzer Provient, den ſie erhielten, beſtand alſo monatlich in nicht mehr als dreyßig Pfund Schifzwieback, und vier und zwanzig Kannen Waſſer. Ueberdem wurden ſie auch ſehr vom Ungeziefer geplagt, von welchen das Schif wimmelte, und bey Nachtzeit ſtahl man ihnen noch oft ihre kleine Mundproviſion, die ſie nirgends verſchließen konnten. Indeß fanden ſich doch verſchiedene gutherzige Leute, die ihren Vorrath freywillig mit ihnen theilten, und ſie entweder zum Miteſſen einluden, oder auch die Ueberbleibſel ihrer Mahlzeit ihnen zuſchickten. Pyrard war ſo vorſichtig, daß er nur immer wenig aß, weil er ſonſt bey dem ſtark eingeſalzenen Fleiſch, der unaufhörlichen Hitze, und der ihm zugetheilten geringen Portion Waſſer, ſeinen brennenden Durſt nicht würde haben ſtillen können.

Den 9ten und 10ten Tag ihrer Schiffahrt war alles auf der Caracke in Bewegung, weil man von Ferne drey Schiffe wahrnahm, die von den arabiſchen Küſten gegen die maldiviſchen Inſeln zuſegelten. Man ſah ſie für Holländer an, und da der größte Theil des portugieſiſchen Schifsvolks ſich erinnerte, ehemals von dieſer Nation gemißhandelt worden zu ſeyn, ſo ließen ſie ihre Rachbegierde an den unglücklichen drey Franzoſen aus, die ſie für Freunde der Holländer, und eben ſo wie dieſe, für Lutheraner hielten. Einige drangen ſogar darauf, daß ſie in die See geworfen werden ſolten. Da aber die kleine Flotte ruhig ihren Weg fortſetzte, ſo kam man bald wieder auf andre Gedanken, und urtheilte, daß es arabiſche Schiffe ſeyn müßten, die entweder nach den maldiviſchen Inſeln, oder nach Sumatra giengen.

Ein wüthender Sturm, der den 15ten März ſeinen Anfang nahm, und fünf Tage lang währte, nöthigte ſie bey der Inſel Diego Rodriguez, unweit Madagaſcar Anker zu werfen; weil aber dieſe Inſel unbewohnt war, ſo fand man nicht für nöthig, daſelbſt zu landen. Sobald die Gefahr vorbey war, ließ der Capitain aus Furcht einer ähnlichen, die ihnen noch vielleicht bevorſtehen könnte, die Canonen ſowohl wie die Schaluppe in den Raum bringen, und alsdenn die Caracke mit Schifstauen vorne, in der Mitte, und hinten feſt zuſammenbinden. Dieſe Taue, die zwey oder dreymal um das ganze Schif gewunden und unter dem Kiel durchgezogen wurden, hielten das Gebäude ſo feſt, daß es ſich nirgends auseinander geben konnte. Den Tag nach dem Sturm kam eine

eine ſchöne portugieſiſche Dame, die ſchwanger war, ſo unglücklich nieder, daß Mutter und Kind ſtarben, und beyde in der See begraben werden mußten. Pyrard war bey allem ſeinen eignen Elend und Unglück noch nicht ſo hartherzig geworden, daß ihn dieſe Scene nicht auf das ſchmerzlichſte gerührt haben ſolte.

Die gröſte Fährlichkeit, die ihnen bevorſtand, erwartete ſie aber noch in der Gegend des Vorgebirges der guten Hofnung. Pyrard bemerkte, ſie wären zu ſpät unter Segel gegangen; denn wenn dieſes nicht Ende Decembers, oder gleich zu Anfang des Januars geſchehe, ſo ſetze man ſich vorſetzlich aller Wuth des Meeres in ebengedachter Gegend aus. Durch mannigfaltige Hinderniſſe aufgehalten, behielten ſie zwey ganzer Monate lang dieſes Cap immer im Geſicht, und blieben dieſe Zeit über unaufhörlich ein Ball der Winde und Wellen. Die Caracke war ſo leck, daß die Pumpen beſtändig gehen mußten, und alles Schifsvolk, vom Hauptmann bis auf den Geringſten gezwungen waren, mit Hand anzulegen. Demohngeachtet ſchien es faſt unmöglich zu ſeyn, die Ritzen und Oefnungen des Schifs alle gehörig zu verſtopfen, und das von allen Seiten hereindringende Waſſer herauszuſchaffen. Der groſſe Maſt brach zweymal in der Mitte voneinander, und die Segel wurden zu wiederholtenmalen vom Sturm zerriſſen, der auch drey Matroſen und zwey Sclaven in die See ſchleuderte, wo ſie ohne Rettung umkamen. Schon wolte man, um das Schif zu erleichtern und die ſchadhaften Stellen deſſelben deſto genauer unterſuchen zu können, alle Güter und Waaren über Boord werfen;

 aber

aber dieſe fatale Nothwendigkeit veranlaßte nur eine neue Unordnung. Weil man bey denjenigen Kiſten und Ballen, die zuerſt bey der Hand waren, den Anfang machen mußte, ſo entſtand hierüber mit den Eigenthümern ein ſo heftiger Zank, daß man endlich gar die Degen gegeneinander zog. Nur mit vieler Mühe vermochte der Hauptmann dieſen bey nahe allgemein gewordenen Aufruhr zu ſtillen, und die Rädelsführer in Feſſeln legen zu laſſen. Was ihren Kummer und Verdruß nur noch vergrößerte, war der Umſtand: Daß ſie, von dem nemlichen Augenblick an, da ſie das Vorgebirge der guten Hofnung erblickten, nur noch ſechs Stunden lang den bisherigen Wind zur Umſchiffung deſſelben nöthig gehabt hätten.

In dieſer äuſſerſten Noth, die faſt rettungslos zu ſeyn ſchien, riethen die mehreſten nach Indien zurückzukehren; aber die Steuerleute widerſprachen dieſer Meynung, weil die Caracke unmöglich eine ſo weite Fahrt in ihrem gegenwärtigen Zuſtand aushalten konnte, und man auſſerdem noch unterwegens neuer Stürme gewärtig ſeyn mußte. Während dieſer Berathſchlagung befand man ſich ziemlich nahe am Lande. Bald darauf entſtand eine plötzliche Windſtille, die alle Verſuche, die hohe See wieder zu gewinnen, vergeblich machte. Die Caracke wurde von der ungeſtümen Fluth und der Gewalt der Ströme fortgeriſſen, und in eine große Bay getrieben, aus der man ohne Beyſtand günſtiger Winde unmöglich wieder herauskommen konnte. Unterdeß erblickte man auf der Küſte eine ungeheure Menge Wilden, die wie es ſchien, nur auf den Augenblick warteten, in welchem das

Schif ſcheitern würde. Schon wolte man zum Gewehr greifen, als ſich wider alles Vermuthen ein kleiner Landwind erhob, der die Caracke rettete, und glücklich aus der Bay führte.

Nach mannigfaltigen Gefahren gelang es ihnen endlich den letzten Maytag, um das Vorgebirge zu kommen, welches bey jedermann die ausgelaſſendſte Freude verurſachte, weil man ſich nun ſchmeichelte, Liſſabon in kurzer Zeit zu erblicken. Man ſtattete dem Allmächtigen den feyerlichſten Dank ab, und führte eine Comödie auf, wozu man ſich bisher unterwegens beſtändig geübt hatte, und die zu dieſer Gelegenheit ausdrücklich beſtimmt war. Da das ſüße Waſſer ſchon zu mangeln anfieng, und die Caracke ſich in den übelſten Umſtänden befand, ſo wurde der Entſchluß gefaßt, nach der Inſel St. Helena, als dem nächſten Lande zu gehen, wo man alles Nöthige zur Ausbeſſerung des Schifs zu finden gewiß war, ob man gleich um dahin zu kommen noch eine Reiſe von ſechshundert Meilen machen mußte. Der Hauptmann, der daſelbſt Holländer anzutreffen fürchtete, ließ all ſein ſchweres Geſchütz, welches aus vierzig metallenen Canonen beſtand, wieder an Ort und Stelle bringen, und kehrte überhaupt alle zur Vertheidigung des Schifs nöthige Anſtalten vor.

Den 25ſten Juny erreichten ſie glücklich dieſe Inſel, wo ſie kein Schif, aber in einer Capelle einen Brief von den drey andern Caracken fanden, die, ungeachtet ſie ſpäter von Goa abgegangen, doch viel früher und nach einer weit glücklichern Reiſe hier eingelaufen waren. Man gieng nun einmüthig

Digitized by Google

und mit Eifer an die Arbeit, doch mitten unter derſelben ereignete ſich ein Zufall, der beynahe allen ihren Fleiß zernichtet, und das Schif zu fernerer Reiſe ganz unfähig gemacht hätte. Man hatte einen von den beyden gegen die Landſeite ausgeworfenen Ankern aufgewunden, da man aber auch mit dem andern das nemliche thun wolte, blieb er in einem dicken Tau hängen, welches ſchon ſeit langer Zeit auf dem Grunde der See lag, und verwickelte ſich darin immer mehr und mehr. Dieſes verurſachte, daß der Anker immer weiter rückte, jemehr man ſich bemühte ihn hinaufzuziehen, wodurch ſich denn die Caracke dem Lande immer mehr näherte. Der Hauptmann, der die nahe Gefahr noch zeitig genug bemerkte, befahl ſogleich das Ankertau zu kappen und alle Segel beyzuſetzen. Zum Unglück aber änderte ſich der Wind plötzlich, und da er aus der See kam, ſo trieb er die Caracke ſo gewaltig gegen den Strand zu, daß ſie fünf Stunden lang nur in ſehr wenig Waſſer ſitzen blieb. Es giengen ſogar unten einige Breter loß, und ein jeder gab ſich ſchon verlohren. Unverzüglich wurden nun das eingenommene ſüße Waſſer und alle Güter von geringen Werth über Boord geworfen. Man ließ die Anker ſoweit man nur konnte in die See, um das Schif loszuwinden. Endlich wurde es glücklich wieder flott, war aber dabey ſo voll Waſſer, daß der Hauptmann für nöthig fand, den Zuſtand des Kiels durch einen Taucher unterſuchen zu laſſen, deswegen er auch demjenigen, der es wagen würde, hundert Kruſaden zur Belohnung verſprach.

Einer von Pyrard's Cameraden, der Schifzimmermann auf dem Raben geweſen, war der einzige, der ſich dazu erbot.

bot. Doch zweifelte er ſelbſt, damit völlig zu Stand zu kommen, weil er, um das ganze Untertheil des Schifs gehörig zu unterſuchen, vielleicht länger, als es ſeine Kräfte erlauben möchten, unter Waſſer würde bleiben müßen. Ueberdem war es ausnehmend kalt, denn die Sonne befand ſich eben im Wendekreiß des Krebſes, welches die Winterzeit auf dieſer Inſel iſt. Endlich tauchte er doch unter, ſchwamm verſchiedenemale unter dem Schif durch, und brachte ſogar einige zerbrochene Breter herauf, behauptete aber übrigens, daß der Kiel ſelbſt unbeſchädigt ſey, welches Zeugniß denn den Hauptmann wieder beruhigte. Seit dieſem Augenblick ſah man die drey Franzoſen mit ganz andern Augen an wie bisher. Man bedauerte, daß man ihre Geſchicklichkeit noch ſo wenig genützt hatte, und ihre Lage wurde in der Folge weit erträglicher. Zum Beßten des Zimmermanns ſtellte man eine allgemeine Collecte an, und der Hauptmann verhieß ihm eine große Belohnung, wenn er Willens wäre mit nach Portugall zu gehen. Ob man gleich zehn Tage lang mit Ausbeſſerung der Caracke hier zu gebracht hatte, ſo faßte man doch den Entſchluß, um ſie gänzlich zu calfatern, nach Braſilien zu gehen. Pyrard lobt dieſen Endſchluß ungemein, ohne welchen ſie gewiß alle umgekommen wären, weil das Schif die weit längere Reiſe nach Europa unmöglich würde haben aushalten können. Bey genauerer Beſichtigung in der Folge nahm man auch in der That wahr, daß das Steuerruder faſt gar nicht mehr feſt war, ſo daß es der geringſte Sturm losgeriſſen haben würde.

Den 8ten Auguſt entdeckte man von weitem die braſiliſchen Küſten, und warf den Tag darauf vier Meilen von

 der

der Allerheiligenbay Anker, weil der Steuermann ſich nicht getrauete ohne Wegweiſer hineinzufahren. Drey mit Erfriſchungen beladene Caravellen, die bald nachher ans Schif kamen, verurſachten große Freude unter dem abgematteten Volk. Seit ihrer Abreiſe von Goa waren 250 Perſonen geſtorben, und die übrigen von ihrer mehr als ſechsmonatlichen beſchwerlichen Reiſe äußerſt entkräftet. Den 10ten lief man vollends in die Bay ein, hatte aber das Unglück, daß die Caracke unweit der Stadt auf einer Sandbank ſitzen blieb, und umſchlug; ein Unfall, der um ſoviel mehr Beſtürzung verurſachte, da ſich zwey erfahrne Lootſen des Landes am Boord befanden. Sogleich leilten eine Menge kleiner Fahrzeuge herbey, um die Mannſchaft ſowohl, wie die Waaren zu retten. Kaum aber war das Schif dadurch erleichtert, als es auch wieder flott wurde, und unter den Canonen von St. Salvador vor Anker gieng. Weil man wirklich fand, daß die Caracke zur ferneren Schiffahrt ganz untauglich geworden war, ſo wurden nun auch alle übrige Güter ans Land geſchaft.

Pyrard beſah nun alles Sehenswürdige zu St. Salvador, von welchem er nicht unterläßt, in ſeiner Reiſebeſchreibung umſtändliche Nachricht zu geben. Er fand hier einen reichen franzöſiſchen aus Nantes gebürtigen Kaufmann, der Julian Michel hieß, und in Geſellſchaft mit verſchiedenen Portugieſen den Wallfiſchfang in der Bay auf ſieben Jahre gepachtet hatte. Dieſer erzeigte unſerm Abentheurer viele Gefälligkeiten, und nahm ihn oft auf den Wallfiſchfang mit. Auch traf Pyrard zu St. Salvador noch einen

andern

Digitized by Google

andern Landsmann aus Marſeille an, welcher bey dem Don Franciſco de Menaiſſa, einem ehemaligen portugieſiſchen Vicekönig, in Dienſten ſtand, und 20 bis 30 Sclaven in der Muſic Unterricht gab. Dieſer Herr, der in großem Anſehen war, wolte durchaus unſern Pyrard zum Oberaufſeher über ſeine Sclaven machen, und bot ihm einen anſehnlichen Gehalt an; ein Anerbieten, welches um ſoviel beträchtlicher war, da er ihm verſprach, dieſe Beſoldung auch in Portugall reichen zu laſſen, wohin er künftiges Jahr zurückkehren wolte. Aber die Sehnſucht nach ſeinem Vaterland und die Liebe zur Freyheit überwogen bey ihm alles. Demohngeachtet fuhr der alte Vicekönig fort, ihn mit nicht weniger Achtung zu behandeln; er gab ihm nicht allein freye Tafel, ſondern ließ ihm auch ein Zimmer in ſeinem Palaſt einräumen.

Der Geſchmack an Liebeshändeln war damals zu St. Salvador ſehr gemein, und Pyrard ſelbſt hatte Gelegenheit, davon eine Probe zu machen. Da er eines Tages in der Stadt ſpazieren gieng, und ein portugieſiſches Kleid nach der Mode von Goa trug, welche von der in Braſilien ſehr verſchieden war, begegnete ihm eine junge Negerſclavin. Dieſes Mädchen ſagte leiſe zu ihm, er möchte ihr nur ohne Mißtrauen folgen, weil ſie den Auftrag hätte, ihn zu einem gewiſſen Herrn zu führen, der ihn gerne zu ſprechen wünſchte. Ob er gleich dieſes Abentheuer für etwas gefährlich hielt, ſo entſchloß er ſich doch es zu beſtehen. Die Sclavin führte ihn Straße auf Straße nieder, durch eine Menge kleiner Gäßchen, und da ſie einige Verlegenheit an ihm be-

merkte, ſo ermahnte ſie ihn unaufhörlich, den Muth nicht ſinken zu laſſen, weil er nicht das Geringſte zu fürchten hätte. Endlich ließ ſie ihn in ein großes ſehr prächtig möblirtes Haus treten, wo er eine junge portugieſiſche Dame erblickte, die ihn auf eine ſehr angenehme Art willkommen hieß. Sogleich wurde eine herrliche Mahlzeit zubereitet. Er und die Schöne ſetzten ſich an den Tiſch, und ließen ſich's recht wohl ſchmecken. Nachher nahm ihm die junge Dame ſeinen Hut, der ſchon ziemlich ſchlecht ausſahe, und gab ihm dafür einen neuen von ſpaniſcher Wolle, mit einer ſchönen Schnur. Er mußte ihr verſprechen, ſie oft zu beſuchen, und da er gegen ſo viele Güte nicht unerkenntlich war, ſo erhielt er von ihr während ſeinem dortigen Aufenthalt noch weit größere Beweiſe ihrer Zuneigung und Freygebigkeit. Indeß blieb ihr Pyrard doch nicht ganz getreu, denn nach ſeinem eignen Geſtändniß unterhielt er noch zu gleicher Zeit einen andern Liebeshandel, mit einer jungen, verheyratheten Portugieſin, welche er Maria Mena nennt, und die einen öffentlichen Gaſthof für Fremde hielt. Sie gab ihm lange Zeit umſonſt zu eſſen, und half ihm ohne Vorwiſſen ihres Mannes oft mit Geld aus. Wer hätte es wohl vermuthen ſollen, daß am Ende von Pyrard's langer und ernſthafter Erzählung noch zwey Abentheuer von verliebter Gattung vorkommen würden? —

Zwey Monate lang hatte er nun ſchon zu St. Salvador in Erwartung einer günſtigen Gelegenheit zugebracht, mit welcher er nach Europa zurückkehren könnte; als drey portugieſiſche Edelleute, die viel Freundſchaft für ihn hatten,

ihm

ihm den Vorſchlag thaten, mit ihnen nach Liſſabon zu reiſen. Dies waren Don Fernando de Sylva, ehemaliger Oberbefehlshaber auf der Flotte zu Goa, und zwey ſeiner Stiefbrüder. Er nahm ihr Anerbieten an, und begab ſich in ihrer Geſellſchaft nach dem Schif, welches bereit war unter Segel zu gehen. Aber der Hauptmann ſchlug es rund ab, unſern Abentheurer mitzunehmen, weil er hörte, daß er ein Franzoſe war. Er hatte nemlich, wie er ſagte, auf einer ſeiner ehemaligen Reiſen einen Franzoſen an Boord gehabt, der ihm ſoviel Verdruß gemacht, daß er ſich verſchworen hätte, in Zukunft nie wieder einen von dieſer Nation in ſein Schif aufzunehmen. So ſehr ſich auch Pyrard über dieſe verächtliche Begegnung ärgerte, ſo war ſie doch in der That ein wahres Glück für ihn; denn er vernahm nachher, daß dieſer gegen die Franzoſen ſo eingenommene Schifshauptmann unterwegens von türkiſchen Corſaren angegriffen, und mit allem ſeinem Volk zu Sclaven gemacht worden wäre. Pyrard bedauerte hiebey nur, daß eben dieſes Schickſal auch jene drey Edelleute hatten, welchen er ſo viele Verbindlichkeit ſchuldig war, und daher wohl eine glücklichere Reiſe gegönnt hätte. Indeß ereignete ſich doch zu ſeiner Ueberfahrt nach Europa eine nicht weniger vortheilhafte Gelegenheit, die er zu benutzen auch nicht auſſer Acht ließ.

Zwey flämingiſche Kaufleute, die miteinander aſſociirt waren, ſich in Braſilien niedergelaſſen hatten, und daſelbſt die nemlichen Vorrechte wie eingebohrne Portugieſen genoſſen, lernten gleichfalls unſern Abentheuer kennen, und hatten ihn lieb. Einer von ihnen, der in einem ihnen ſelbſt zuge-

hörigen Schif nach Liſſabon reiſen wolte, verglich ſich mit Pyrard und ſeinen beyden Landsleuten, ſie frey mitzunehmen, dagegen ſie verſprechen mußten, auf dem Schif Matroſendienſte zu thun. Mit großem Vergnügen nahmen ſie dieſen Vorſchlag an, weil ſie es in der That für ein Glück hielten, die Reiſe- und Verzehrungskoſten, die gemeinhin eine Summe von 120 Livres nach franzöſiſchem Gelde auszumachen pflegten, durch ihrer Hände Arbeit abverdienen zu können. Das Schif war mit Zucker beladen, zur Vertheidigung wohl armirt, und die Zahl der Mitreiſenden belief ſich auf ungefehr ſechszig Perſonen. Pyrard, der nicht verhindern konnte, in Portugal ans Land zu gehen, war vorſichtig genug, ſich und ſeine beyde Cameraden mit einem vom Vicekönig von Braſilien ausgefertigtem Reiſepaß zu verſehen.

Den 7ten October 1610 giengen ſie unter Segel, aber mit ſo widrigem Wind, daß 25 Tage verſtrichen, ehe ſie das Cap St. Auguſtin zurücklegen konnten, ob es gleich nicht über 100 Meilen von St. Salvador entfernt liegt. Dagegen war ihre übrige Fahrt deſto glücklicher, und den 15. Januar 1611 erblickten ſie die Küſten von Portugal. Der Schifshauptmann wolte in den Tajo einlaufen, aber der Wind wurde ſo widrig, daß deswegen zwiſchen ihm und einem der jüdiſchen Kaufleute, welchen die Portugieſen den Beynamen neue Chriſten geben, ein ſehr lebhafter Zank entſtand. Dieſer Mann hatte auf dem Schif für mehr als 100,000 Thaler an Werth, und überhaupt war ſeit geraumer Zeit kein ſo reich beladenes Schif, als dieſes, aus Braſilien angekommen. Da man ſich indeß noch immer mit

La-

Laviren den Fluß zu erreichen bemühte, ſo erklärte der jüdiſche Kaufmann: daß er es bey dieſen Umſtänden, wo man zugleich mit Wind und Wetter kämpfen mußte, für ganz unmöglich hielt, nach Liſſabon zu gehen. Der Hauptmann willigte endlich ein, einen andern Weg zu nehmen, doch mit der Bedingung, daß der Kaufmann für allen Schaden, der aus dieſer Verzögerung der Reiſe entſtehen könnte, ſchriftlich gut ſagen ſolte; auſſerdem ſey er entſchloſſen See zu halten, weil das Wetter dazu günſtig wäre, und der widrige Wind ſich doch bald ändern oder legen müßte. Sein Gegner aber gab allen dieſen Gründen kein Gehör, ſondern beſtand durchaus darauf, nach den bayoniſchen Inſeln zu gehen, von welchen ſie noch achtzig Meilen entfernt waren. In der Hitze des Wortwechſels ergrif er ſogar das Steuerruder, um ſein Vorhaben auszuführen. Durch dieſe neue Beleidigung wurde der Hauptmann ſo aufgebracht, daß es beynahe zu Thätlichkeiten gekommen wäre. Man würde ihn auch ſchwerlich haben beſänftigen können, wenn der Kaufmann ſich nicht endlich hätte bewegen laſſen, den verlangten Schein auszuſtellen, worauf das Schif den Weg nach Gallicien nahm.

Indeß hatte der Sturm ſo ſehr zugenommen, daß man fünf Tage brauchte, um die bayoniſchen Inſeln zu erreichen. Das Schif war überall leck geworden, und der aus der See kommende Wind trieb es unaufhörlich gegen die Küſte zu. Pyrard verſichert, daß unterwegens eine Menge Gelübde gethan wurden, deren Werth er über 1500 Thaler ſchätzt. Unter andern gelobte der vornehmſte Kaufmann

eine Summe von achthundert Kruſaden, halb zur Ausſtattung einer armen Waiſe, und halb zu einer Lampe vor einem Marienbilde anzuwenden. Er erfüllte auch wirklich dieſes doppelte Verſprechen, ſobald er nur das Land betreten hatte. So iſt der Character der Portugieſen beſchaffen, die bey vorhandener Gefahr gleich allen Muth ſinken laſſen, und bloß den Himmel mit Gelübden für ihre Rettung beſtürmen; ein characteriſtiſcher Zug dieſer Nation, der ihr ſelbſt noch heut zu Tage eigen iſt. Auf dem Wege vom Ausfluß des Tajo bis Gallicien, glaubte Pyrard mehr als zehnmal von den Fluthen verſchlungen zu werden. Er hält dieſe Reiſe für die gefährlichſte von allen ſeinen Fahrten, die er innerhalb zehn Jahren gemacht hatte.

Nachdem er endlich glücklich ans Land gekommen war, erinnerte er ſich, daß er in ſeinem Gefängniß zu Goa ein Gelübde gethan hätte, nach St. Jago in Gallicien zu walfahrten, woferne ihm jemals ſein Schickſal nach Spanien führen ſolte. Voll von dieſem Gedanken, nahm er Abſchied von ſeinen beyden Unglückscameraden, und begab ſich nach St. Jago de Compoſtella. Darauf gieng er nach Corunna, in Hofnung, von da leicht nach Frankreich kommen zu können. Zwey Meilen von dieſem Hafen, in einer kleinen Rhede, fand er auch wirklich dazu eine ſehr günſtige Gelegenheit. Er begab ſich daſelbſt an Boord einer Barke aus Rochelle, deren Schiffer ſich an der Erzählung von Pyrard's Abentheuern nicht ſatt hören konnte, und ihn umſonſt mitzunehmen verſprach. In Rochelle fand er nicht weniger eine Menge Zuhörer und Bewunderer, die ihn verſchie-

ſchiedene Tage lang daſelbſt aufhielten und mit Höflichkeiten überhäuften. Aber die Sehnſucht nach ſeiner Heimath, von welcher er nun ſchon ſeit zehn Jahren entfernt geweſen war, trieb ihn fort. Er kam endlich den 16. Februar 1611 glücklich zu Laval an, wo er in den Armen ſeiner Anverwandten und Freunde alle bisher erduldete Mühſeligkeiten in kurzer Zeit vergaß.

F.

III.

Die Rechnung.

Eine hiſtoriſche Anecdote.

Der franzöſiſche General Leonard Guillaume de Bellecombe, vormahliger Gouverneur von St. Domingo, ſchifte ſich den 2ten Julius 1785 in dem Hafen Port au Prince ein, um nach Europa zurückzugehn. Seine Adminiſtration war ſo geweſen, daß er nichts weniger als Segenswünſche mit auf die Reiſe nahm. Folgende ſonderbare Rechnung der Feyerlichkeitskoſten, bey Gelegenheit der Geburt des Herzogs von der Normandie, dem jüngſten Sohn des Königs von Frankreich, wurde von ihm bey der Admiralitätscaſſe der Inſel eingereicht, wozu die Einwohner beykommenden Commentar machten:

Wirkliche Koſten		franzöſ. Livres
	Für meinen perſönlichen ceremoniellen	
Nichts	vollen Aufwand =	000,000

Für

Wirkliche Koſten		franzöſ. Livres
66 Livres	Für das Te Deum und das Freudenfeuer, das ich zuerſt anzündete	3,300
Nichts.	Für Handſchuh an das ſämtliche Gefolge	150
	Zur Illumination	4,300
24 Liv. 15 Sous	NB. Dieſe beſtand in 400 Lampen das Stück zu 10 Sous und in 12 Feuertöpfen.	
Nichts.	Für eine große Abendmahlzeit an die Officier, Damen und ſämtliche Perſonen von Anſehn in Port au Prince	1,300
	NB. Es wurde an keine Abendmahlzeit gedacht.	
	Für 10 Fäßer Wein an die Truppen	2000
Nichts.	NB. Die Truppen bekamen keinen Wein zu ſehen.	
Nichts.	Zubereitungen zum Feuerwerk, deſſen Abbrennung der Regen verhinderte	6,600
	NB. Es wurden keine gemacht.	
Nichts.	An die Armen ausgetheilt	1,650
	NB. Die Armen erhielten nichts.	
90 Livr. 15 Sous.		Summe 19,200

Obige Rechnung iſt in allen Artikeln richtig, welches ich durch die Unterzeichnung meines Namens und Hinzufügung meines Wapenſiegels bezeuge. Port au Prince den 30 Junius 1785.

Bellecombe.

Da

Da obige Rechnung richtig iſt, kann der Schatzmeiſter des Seeweſens die beſagte Summe bezahlen. Port au Prince, den 30. Junius 1785.

Bowgars.

Obiges habe baar ausgezahlt erhalten.

Bellecombe.

IV.

Die Gebohrnen.

Ein Hochgebohrner, gnädger Herr
Befahl einſt ſeinem Secretär
An einen Rath zu ſchreiben.
H. Ein Scrupel, Scribax! Sag er, wie
Tituliren wir, um bey der Courtoiſie
(Ich brauch den Mann) zu bleiben?
S. Der Titel? Gnaden, dächte, Sie
Ertheilten Ihme Wohlgebohren.
H. Wohl – Wohlgebohren?
Gebohren ſind wir — Herr, hat er lange Ohren!
Nein! Solches Volk iſt nicht gebohren.

V.

Sie thut's nicht.

Eine Erzählung.

Bey einem Feſte Damon ſah
Elvirens Spröſschen Delia,
Ein Mädchen ganz zum Küſſen:
Im ſchwarzen Auge Liebesbliß,
Und Wang' und Mund der Anmuth Siß;
Kurz: 's war ein Fürſtenbiſſen.

Zwo Roſenknoſpen ihre Bruſt
Geſchwellt von neugeahnter Luſt,
Und rundig Arm und Waden,
Das Füßchen nett, die Hüft erhöht,
Und ſchlank der Leib und wie gedreht,
Und alles nach dem Faden.

Wem wäſſert nicht darnach der Mund?
Dem Damon ward Cupido kund,
Und thät ihn herzlich rühren;
Der Held nicht lange Grillen fieng,
Gleich vor die rechte Thüre gieng,
Und klopfte bey Elviren.

„ O Baaſe, helft mir Armen doch,
„ Es hat die Lieb' ein tiefes Loch
„ Mir in das Herz geriſſen;
„ Drum laßt des Prieſters Creuz geſchwind
„ In meine Arme euer Kind
„ Als trautes Weib verſchließen!“

Noch

Noch jung und ſchlau die Wittwe war,
Die Hexe hätte ſelber gar
Den Jungen gern umfahen;
„ Mein Kind ach! ſpricht ſie iſt zu jung,
„ Zu Hymens Luſt nicht reif genung,
„ Wird kaum ſich dreyzehn nahen.

„ Es willigt nicht der Eigenſinn,
„ Wo's einmal geht, da geht es hin,
„ Umſonſt wär Drohn und Flehen.“
Der Freyer dringt, die Mutter ſchwört:
„ Sie thut es nicht: Sie wird empört:
„ Ihr werdet's ſelber ſehen.“

Das Mädchen an der Thür fürbaß,
Das Alles hört, wird roth und blaß,
Und ruft mit ſchlauem Lachen;
„ Ach! Mutter!“ zu der Stub' hinein
„ Ich werde doch zu zwingen ſeyn
„ Laßt nur den Freyer machen.“

VI. Ueber

VI.

Ueber Neapel *).

Von dem neapolitaniſchen Adel, der Geiſtlichkeit und dem Bürgerſtande zu Neapel, ſo wie von einigen Gebräuchen dieſer verſchiedenen Claſſen von Staatsbürgern.

Die gränzenloſe Gewalt des Adels hat in Neapel, wie in ganz Europa, alle Unordnungen der Feudalariſtocratie erzeugt.

*) Dieſe Aufſätze ſind aus dem Voyage pittoresque ou Deſcription des Royaumes de Naples et de Sicile, fol. à Paris 1781 — 86 (4 Tome, oder 2 Bände m. K.) überſetzt. Die Koſtbarkeit des Werkes, welches an die 30 Louisd'ors zu ſtehen kömmt, ließ mich vermuthen, daß es ſehr viele Perſonen nur dem Namen nach kennen, aber doch nähere Notiz von ſeinem innern Gehalte, beſonders über ſo wichtige Gegenſtände, als die politiſche und ſittliche Verfaſſung eines Staats ſind, zu erhalten wünſchen, und daß ihnen daher einige Verdeutſchungen aus dieſem Werke nicht unwillkommen ſeyn würden. Man iſt berechtiget, von einem ſo theuerem Werke etwas vorzügliches zu erwarten. In wieferne dieſe Erwartung erfüllet worden ſey, das kann Niemand mehr als der vortrefliche Herr Herausgeber der Litteratur und Völkerkunde würdigen, Er, der durch ſeine Reiſebeſchreibung von Italien für einen ſo competenten Richter in dieſer Sache einmüthig erkannt werden wird.

Anm. des Ueberſ.

zeugt. Sie war eine der Haupturſachen jener Unruhen, welche dieſes Königreich ſechs Jahrhunderte hindurch zerrüttet haben. Es iſt eine der glücklichen Wirkungen der uneingeſchränkten Monarchie, daß ſie die Macht der Großen, eine Quelle von ſo viel Unruhen und Spaltungen, vernichtet. Der Adel zu Neapel iſt jetzt nichts mehr, als was er in jedem ganz monarchiſchen Staate ſeyn muß — eine Claſſe von Menſchen, welche durch Geburt, Vorzüge und Reichthümer achtungswürdig, aber durch Ehrſucht, Hofnungen und durch Haſchen nach Gnaden- und Ehrenbezeugungen beynah immer vom Souverain abhängig iſt.

Die neapolitaniſche, dem Willen des Monarchen jetzt ganz allein unterworfene Regierungsform, hat noch den Schein einer Municipalverfaſſung beybehalten, aber auch nur Schein und Bild deſſen, was ſie vor Zeiten ſeyn mußte. Es giebt zwar noch verſchiedene Cronbedienungen dem Namen nach, allein ohne Verrichtungen, ſo wie ohne Gewalt. Was noch am meiſten das Gepräge der alten republicaniſchen Form hat, iſt die Beybehaltung eines Magiſtrats, welchem man einige Vorrechte und eine ziemlich ausgebreitete Aufſicht über verſchiedene Theile der Stadtregierung übrig gelaſſen.

Seit langer Zeit theilt ſich der neapolitaniſche Adel in fünf Höfe oder Seggi: Eine Benennung, die ihren Urſprung von den fünf in verſchiednen Gegenden der Reſidenz gelegenen Verſammlungshallen hat. Dieſe Hallen ſind ofne, freyſtehende, theils mehr, theils weniger gezierte Säle, und haben folgende Namen: Nido Capuana, Montagna, Porto

und Portanuova. Jede Halle hat eine Deviſe und ein Panier, wodurch ſie ſich von den übrigen unterſcheidet, und eine gewiſſe Zahl adelicher Familien, welche zu derſelben gehören. Dieſe wählen ſich einen Syndicus oder Genannten, deſſen Geſchäft es iſt, die Verſammlung zuſammen zu berufen, auf die Beobachtung der Statuten ein wachſames Auge zu haben, u. ſ. w. Auſſerdem giebt es auch noch einen Volksgenannten, der vom Könige ernannt wird, und ſich in den Verſammlungen an die Genannten des Adels anſchließt.

Dieſe Genannten zuſammen heiſſen in Neapel die Citta oder der Municipalmagiſtrat. Sie haben die Aufſicht über die Policey und die Oeconomie der Stadt, müſſen für die Herbeyſchaffung der Bedürfniſſe ſorgen, gegen Feuersbrünſte und jede Unordnung die nöthige Vorſicht treffen, u. ſ. w. Der König oder ſeine Miniſter ſchicken an ſie die Beſchlüße des Staatsrathes, welche alsdann von ihnen den verſchiedenen Höfen angezeigt, und von dieſen als von eben ſo vielen Parlamentern regiſtriret, oder durch Vorſtellungen aufgehalten werden. Inzwiſchen geſchieht es ſelten, daß die Verordnungen des Königs in dieſen Verſammlungen einigen Widerſtand finden, denn die Auflagen in dieſem Königreiche ſind nicht vervielfacht, und faſt immer die nämlichen. Auch zahlt ſie das Volk, da ſie nur auf Conſumtibilien gelegt werden, faſt ohne dieſelben zu merken.

Die Einkünfte des Königs von Neapel überſteigen keine vierzig Millionen franzöſiſcher Livres. Bey einem ordentlichern Finanzſyſteme könnten ſie, ungeachtet des traurigen

Zu-

Zuſtandes, in welchem ſich die Handlung und der Ackerbau dieſes Landes befinden, auf funfzigtauſend, oder auch wohl darüber, erhöhet werden.

Die Truppen Sr. ſicilianiſchen Majeſtät, beſtehen aus 26 Infanterie- und neun Cavallerieregimentern, welche mit Inbegrif der königlichen Haustruppen und der zwey Ingenieurs- und Artilleriecorps, eine Armee von ungefähr 35 bis 36,000 Mann ausmachen würden. Allein da keines dieſer Corps vollzählig iſt, ſo möchte ſich die wirkliche Zahl kaum auf 28 bis 29,000 Mann belaufen, wovon ſich ein Drittel theils in, theils um Neapel befindet.

Die Seemacht dieſes Königreiches iſt auch bey weitem nicht von der Stärke, von welcher ſie ſeyn ſolte oder ſeyn könnte. Sie beſteht gegenwärtig nur aus zwey Kriegsſchiffen, eben ſoviel Fregatten und ſechs Schebecken. Man hat die letztern ſeit einigen Jahren erbaut, um damit auf die Corſaren und Barbaren Jagd zu machen, welche ſeit langer Zeit den ganzen Theil der mittägigen Küſten des Königreichs verwüſtet, und die daſigen Einwohner mit ſich weggeführt hatten. Ehemals unterhielt man auch in dem Hafen von Neapel zwey Galeeren; allein ſie ſind zum Dienſte unfähig, und es ſcheint nicht, daß man ihre Stelle erſetzen werde.

Bey all der wenigen Thätigkeit, die man in Betref des Handels und des Kunſtfleißes in dieſem Königreiche überhaupt wahrnimmt, iſt der Luxus in der Reſidenz, und beſonders unter dem Adel, nichts weniger als unbeträchtlich. Doch

 iſt

iſt alle Pracht auch hier, wie in allen italiäniſchen Städten, blos Blendwerk. Man erblickt Paläſte, welche groß, von weitem Umfange und reich meublirt, wovon aber drey Viertheile nicht bewohnt ſind. Man beſitzt das prächtigſte Tiſchgeſchirr, ohne es beynah jemals zu brauchen, und wenn man einige Häuſer, welche auf franzöſiſchem Fuße leben, ausnimmt, ſo iſt alles das, was das beßte häusliche Wohlleben anzuzeigen ſcheint, nur um eines einzigen oder ein paar Tage willen im Jahre da. Ja, man kann ſagen, daß das innere häusliche Wohlleben in den größten Häuſern, ſogar weniger zu Neapel, als in dem übrigen Italien zu finden ſey. Die Großen mit unermeßlichen Einkünften und dem glänzendſten Hausſtaat, leiden oft an dem Nothdürftigſten Mangel. Sie laſſen vier Laufer vor ſich hertreten, laſſen ſich von vierzig Bedienten aufwarten, haben funfzig Pferde in ihren Ställen, und es iſt mehr als einmal geſchehen, daß ihr Haushofmeiſter wegen des Mittagsmahls für ſeine Herrſchaft in Verlegenheit geweſen. Dieſes ſcheint auch nur ſolchen unglaublich, welche von dem zerrütteten Zuſtande in den großen neapolitaniſchen Häuſern nicht ſelbſt Augenzeugen geweſen ſind.

Man ſpeißt ſelten mit einer ausgeſuchten Geſellſchaft. Nur von Zeit zu Zeit geben die Erſten des Adels Ricevimenti von drey oder vierhundert Perſonen, wobey unter demjenigen, was man vorſetzt, das Biscuit noch das ſolideſte iſt. Nichts iſt glänzender, als dieſe Ricevimenti. Hier erblickt man Edelknaben mit geſtickten Kleidern, Bediente mit reichbeſetzten Livreen, Haushofmeiſter, bey deren Anblick man

in

in Verſuchung geräth, ſie für die Herren des Hauſes anzuſehen, Credenztiſche, unerſchöpflich an gefrornem Confecte, an Zuckerwerk und Erfriſchungen aller Art: Dies alles gleicht aber einem Kunſtfeuer, und am Morgen des andern Tags iſt das ganze Gepränge nicht mehr. *)

Die zahlreichſten Verſammlungen geſchehen bey den jungen Damen, welche ins Kindbett gekommen ſind. Es iſt eine zu Neapel eingeführte und ohne Zweifel vom ſanften Clima begünſtigte Gewohnheit, die Beſuche der ganzen Stadt und aller bekannten Fremden, bey dieſer Gelegenheit anzunehmen. Uebrigens iſt der Geſellſchaftston zu Neapel angenehm, vorzüglich unter den Leuten am Hofe, wo die Fremden die beßte Aufnahme genießen, und man kann ſagen, daß hier, beſonders in dieſem Creiſe, der Ton aller großen Hauptſtädte herrſche. Man wird im Umgange keine anderen, als diejenigen Verſchiedenheiten gewahr, welche Folgen einer, überhaupt genommen, viel vernachläßigteren Erziehung, eines

*) Eben dieſer Geſchmack am Flitterſtaat, dieſer gänzliche Mangel an Ordnung und Oeconomie, welche die Großen und Reichen zu Grunde richten, hat ſich bis auf die niedrigſten Claſſen des Volkes ausgebreitet. Man kann ſich von dem auſſerordentlichen Elende, in welchem ſich das leztere befindet, einen Begrif machen, wenn man bedenkt, daß es noch viel fauler und noch weniger betriebſam, als in einer jeden andern Stadt von Italien iſt. Man darf rechnen, daß unter dem gemeinen Volke zu Neapel täglich 20,000 Menſchen aufſtehen, ohne zu wiſſen, wovon? und wie? ſie ſich den Tag über nähren werden.

unendlich lebhafteren Hanges zum Vergnügen, und einer größern Summe von herrſchenden Vorurtheilen ſind.

Die Moden und Kleidungsarten des Adels gleichen, ſo, wie beynah in ganz Europa, den franzöſiſchen. Der größte und gewöhnlichſte Prunk beſtehet in prächtigen Equipagen. Dies iſt der herrſchende Geſchmack und der vorzüglichſte Aufwand der edlen Neapolitaner; ein Aufwand, wozu ſie ohne Zweifel durch die Schönheit und Vortreflichkeit ihrer innländiſchen Pferde verleitet werden.

Das vorzüglichſte Vergnügen findet man zu Neapel in den Spazierfahrten, auf den Plätzen am Meere längſt den Küſten deſſelben. Die Menge der acht- und zehnſpännigen Wägen, welche ſich hiebey verſammeln, gewähren einen ſehr angenehmen Anblick. An die großen Equipagen des Adels ſchließt ſich noch eine Anzahl kleiner Kutſchen, Caleſſe genannt, welche, wie die öffentlichen und wohlfeilen Lehnwägen, beynah ganz vergoldet ſind, und ſehr ſchöne Geſchirre haben. Dies alles zuſammen giebt in ſeinen mannichfaltigen Bewegungen ein Schauſpiel voll Leben, das durch die Pracht des Meerbuſens und der Küſte, die beynah immer von einer Menge Barken und Fiſchern wimmeln, noch ſehr verſchönert wird.

An gewiſſen Tagen des Jahres macht der Zuſammenfluß des Volkes dieſe Gattungen von Promenaden noch prächtiger, als zu anderen Zeiten. Nichts gleicht dem Schauſpiele zu Neapel an dem Tage, welcher dem Feſt der Pie di Grotta gewidmet iſt. Dies iſt eine Kirche bey der Grotte des

des Pauſilipp, wo man ein vorgeblich wunderthätiges und von dem Volke ſehr verehrtes Bild der heiligen Jungfrau aufbewahret. Am achten September begiebt ſich der König, mit ſeinem ganzen Hofſtaate und mit vielen Truppen unter den Waffen begleitet, dahin. Das ganze Ufer iſt längſt der Vorſtadt Chiaia mit Volke bedeckt. Man kann in der That zur Ausbreitung einer ungeheuern Menge Volkes, welche an dieſem Feſte die neapolitaniſche Nation ausmacht, keinen vortheilhaftern Ort finden. So lärmend, ſo gefeyert und ſo abergläubiſch, wie dieſes, iſt kein anderes Feſt in Europa. *)

*) Die neapolitaniſche Regierung hat ohne Zweifel ihre guten Gründe, warum ſie all den Aberglauben des Volkes nicht misbilliget; denn es trägt derſelbe mehr, als man denkt, zur öffentlichen Ruhe bey. Der heilige Januarius, den die Lazaroni ihren Beſchützer und ihre Stütze nennen, iſt es dem Throne und den Miniſtern weit mehr, als den Privatperſonen. Bey großen Unfällen, dergleichen die Ausbrüche des Veſuvs ſind, bey Hungersnoth, u. m. a. nehmen die Neapolitaner ihre Zuflucht zum heiligen Januarius, und erwarten von ihm Hülfe, gegen dergleichen drückende Uebel. Wäre das Volk weniger abergläubiſch, es würde ſich in ſolchen Fällen an die Regierung, und zwar an dieſe allein wenden. Bewegungen und Aufruhr würden bey dem kühnen Character der Neapolitaner und des daſigen gemeinen Volkes leicht nachtheilige Folgen für das Miniſterium erzeugen, und ſicherlich die Gewalt des Monarchen aufs Spiel, wo nicht ſein Leben ſelbſt in Gefahr ſetzen.

Die ſchöne Welt ſpricht ſich gewöhnlich in den Theatern. Die Länge der Schauſpiele, die Größe und Bequemlichkeit der Logen machen, daß ſich hier viele Menſchen miteinander unterhalten können. Und in der That iſt dies der Ort, wo ſich, vorzüglich im Winter, der edlere Theil der Einwohner zu verſammeln pflegt.

Es giebt drey Theater zu Neapel. Das größte und prächtigſte iſt das von St. Carlo. Es hängt mit dem Palaſte des Königes zuſammen, der aus ſeinen Zimmer ganz bedeckt in daſſelbe gehen kann, iſt oval, edel und zierlich gebaut, und hat ſieben Reihen Logen, wovon jede zehn bis zwölf Perſonen gemächlich faßt. Jede Reihe hat dreyßig ſolcher Logen, ausgenommen die erſte, welche nur neun und zwanzig hat, weil die des Königes den Platz von zwey derſelben einnimmt. Das Parterre hat funfzehn Reihen Sitze, und die Plätze deſſelben ſind ſehr bequem. Soviel iſt gewiß, daß es nirgends prächtigere und glänzendere Schauſpiele giebt, als diejenigen ſind, welche an den ſogenannten Galatagen zu Neapel gegeben werden; ja man könnte hinzufügen, daß ſie das ſogar im Uebermaße ſind. Die ungeheure Menge von Lichtern, womit man die Logen erleuchtet, und deren Schein ſich in den im Hintertheile der Logen angebrachten Spiegeln vervielfacht, iſt dem Theater überaus nachtheilig, das gegen die übrigen Partieen des Saales alsdann wie im Dunkeln zu liegen ſcheint. *)

Die

*) Die Logen des Theaters von S. Carlo ſind groß und tief genug, um eine Menge Menſchen auf einmal und bequem

zu

Die zwey andern Schauſpielſäle ſind nicht ſo geräumig und geſchmückt. Der eine iſt das neue Theater an der Straße von Toledo, und der andere der Saal, welcher dei Fiorentini genannt wird. In dem letztern werden jene komiſchen Opern gegeben, an deren Muſic man nicht ohne Grund ſoviel Geſchmack in Italien findet, und die nicht ſelten derjenigen in den großen Opern vorzuziehen iſt. Man ſpielt auch Comödien; ſie ſind aber von ſo ſchlechter Art,

zu faſſen. Man wird in denſelben mit Gefrornem und Erfriſchungen bedient, und das Spectakel iſt gerade dasjenige, womit man ſich am wenigſten beſchäftiget. Alles, was man zum Lobe dieſes Theaters ſagen kann, iſt dieſes, daß ſich hier alle Welt zu ihrer Zufriedenheit befindet, Acteurs, Zuſchauer und ſelbſt die Compoſiteurs; denn wen man einige Arien, ein Duett, ein Quartett und ein Quintett ausnimmt, die das Hauptſächlichſte einer Oper ſind, ſo wird alles übrige keiner Aufmerkſamkeit gewürdiget, und ſcheint nur gemacht zu ſeyn, um die Zeit auszufüllen. Man verlangt zu Neapel, daß eine Oper, ſie mag auch noch ſo langweilig ſeyn fünf Stunden daure. Der Lärm in den Logen, die Gleichgültigkeit und Monotonie der Acteurs, auf welche man nicht Acht hat, und die dieſes ſehen, ſind Urſache, daß man, um die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers aufzufriſchen, und zu verhüten, daß derſelbe nicht vor langer Weile ſterbe, auf den Einfall gekommen iſt, die Oper und jene herrlichen Poeſieen eines Metaſtaſio durch Ballete zu zerſtückeln und zu unterbrechen, welche gewöhnlich gar keinen Bezug auf das Sujet des Stücks haben, und das Intereſſe deſſelben vollends zu Grunde richten.

daß man denken ſolte, ſie wären nur für die Unterhaltung des Pöbels gemacht. *)

Die Claſſe von Einwohnern, welche man zu Neapel la Civilta nennt, macht den Mittelſtand aus, und beſteht aus der Bürgerſchaft der Stadt. Sie zeigt nicht ſoviel Prunk als der Adel, ſonſt hat ſie aber mit dieſem in ihrer Lebensart viel gemein, und iſt in vielen Stücken dem Luxus und lächerlichen Gewohnheiten eben ſo ergeben, als jener. Indeſſen ſind die Sitten der Bürger, im Ganzen genommen, ſanft und honett. Die Hofleute ſind, wie wir bereits geſagt haben, durch Würde im Aeuſſerlichen, Adel im Betragen, einige Tugenden und viele Laſter, den Höflingen aller andern Länder gleich. Nichts als ſein Privatintereſſe kennen, und nur ſeinen Leidenſchaften Gehör geben, machen auch hier ihre Hauptgrundſätze aus.

Geſetze, Grundſätze und Moral ſcheinen nur für die Menſchen des Mittelſtandes entworfen zu ſeyn. Die Groſ-ſen

*) Die Muſic dieſer comiſchen Opern mag noch ſo angenehm ſeyn; es gehört immer viel dazu, daß ſie gegen den Mangel an Zuſammenhang, die Leere an Situationen, die Menge von Unwahrſcheinlichkeiten, und das übertriebne Lächerliche in dieſen Stücken Nachſicht genug einflöße. Die von den Italiänern in ihren Comödien ſo geliebte Rolle des Pulcinello läßt ſich am beßten mit derjenigen des Hanswurſtes auf den Dorftheatern vergleichen. Inzwiſchen ſind doch eben dieſe Comödien die einzige Art Schauſpiele in Neapel, der die Zuſchauer noch die meiſte Aufmerkſamkeit ſchenken.

ſen verachten ſie aus Stolz, und das Bewußtſeyn, über alle Strafen erhaben zu ſeyn, muntert ſie dazu auf. Der Pöbel hingegen kennt ſie nicht. Er übertritt ſie aus Unwiſſenheit, und man ſtraft ihn, ohne ihn darinnen zu unterrichten. Zu ihrer Beobachtung ſtehen jene auf einer zu hohen und dieſe auf einer zu niedrigen Stufe. Daher iſt der Mittelſtand allein derjenige, worinnen man Tugenden findet. *)

Er beſteht zu Neapel aus dreyerley Ständen, den Banquiers, Advocaten, Rechtsgelehrten und Kaufleuten. Unter den letztern giebt es beſonders viele, die ſehr geſchätzt werden, große Güter und ſehr reiche Häuſer haben. Aus dem Mittelſtande wird der Volksgenannte ernennet, eine der vor-

*) Einem ächten Bürger von Paris, gleicht der Neapolitaniſche auf ein Haar. Er iſt ſanft, aufrichtig, offen, hat zu viel Zutrauen gegen Andere, nimmt an fremden Schickſalen bis zur Zärtlichkeit Antheil, und wird oft das Opfer ſeiner Herzensgüte. Er behält nichts für ſich, als ſeine Eigenliebe und den Glauben, daß Neapel der Mittelpunct der ganzen Welt ſei, daß man hier allein Alles vollkommen beſitze, daß es nur zu Neapel reiche Leute gebe, daß man ſich auſſerhalb dieſem Königreiche auſſerordentlich anſtrengen müſſe, um das Nothdürftigſte zu erringen, und daß andere Nationen ſich nach Neapel begeben, weil man anderswo vor Hunger ſtirbt. Dieſer Stolz, der die Neapolitaner glücklich macht, nimmt ihnen allen Hang zur Neugierde, ſtellt ſich überall ihren Fortſchritten in den Weg, und flößt ihnen gegen das Ausland ein ſolches Mistrauen ein, daß ſie es ſo wenig kennen lernen, als ſie ſelbſt von demſelben gekannt werden.

vorzüglichſten Stellen der Reſidenz. Das Lieblingsſtudium im Bürgerſtande ſind die Geſetze. Man nennt die Perſonen, welche ſich demſelben widmen, Paglietti. Selbſt, nachdem ihre Anzahl auf Befehl des Königes im Jahre 1779 verringert worden iſt, beläuft ſich doch dieſelbe noch jetzt über 8000. In einem Lande, in welchem ſo viele Procuratoren und Advocaten auf Koſten ihrer Parteien ganz gemächlich leben können, in einem ſolchen Lande muß in der That die Prozeßſucht auſſerordentlich groß ſeyn. Da kann man ſagen, daß Neapel bey weitem dem Bilde nicht mehr ähnlich ſey, welches Statius zu ſeiner Zeit davon entworfen hat:

Nulla foro rabies, aut ſtricta iurgia Legis,
Morum iura viris, ſolum et ſine faſcibus aequum.

Das Juſtizgebäude heißt il palazzo della vicaria. In demſelben ſind alle Tribunale verſammelt. Die erſte Inſtanz heißt vicaria civile, und theilt ſich in zwey Cammern oder Rote, von welchen man an ein höheres Tribunal, mit Namen, camera reale di Santa Chiara, appelliren kann, ſo, wie von dieſem letztern die Appellation an den Staatsrath des Königes frey ſtehet. Unter den Rechtsgelehrten, oder denen, die von den Proceſſen leben, giebt es einige, die wegen ihrer Beredſamkeit und Talente berühmt ſind, und ſich jährlich, wie man für gewis verſichert, an die 50,000 Livres verdienen. *)

Die

*) Unter den Rechtsgelehrten oder Pagliettis unterſcheidet man eine untergeordnete Claſſe, welche man i Scriventi nennt.

Die Geiſtlichkeit macht in den neapolitaniſchen Nationalverſammlungen keinen eignen Stand aus. Unter die beyden herrſchenden Claſſen des Adels und des Volkes vertheilt, iſt ſie in der politiſchen Verfaſſung des Staats wenigſtens von keinem in die Augen fallenden Einfluſſe. Man muß es der Menge der Biſchöfe und den beſchränkten Einkünften des größten Theils derſelben zuſchreiben, daß ſie in dieſem Königreiche nicht das Anſehen und die Macht beſitzen, welche ſie ſich in andern Staaten zu verſchaffen wiſſen. Inzwiſchen hat das Erzbisthum von Neapel gegenwärtig ziemlich große Einkünfte; denn ſie belaufen ſich auf 40,000 Ducaten, eine Summe von ungefähr 300,000 franzöſiſcher Livres.

Betrachtet man die Reichthümer der neapolitaniſchen Geiſtlichkeit im einzelnen, ſo ſcheinen ſie nicht ſehr beträchtlich zu ſeyn; im Ganzen genommen hingegen ſind ſie ungeheuer groß. Das Königreich Neapel allein hat, ohne Sicilien mitzurechnen, 123 Bisthümer. So viele giebt es in ganz Frankreich nicht. Unter den Bisthümern werfen mehrere 15 bis 20,000 Ducaten Einkünfte ab. Uebrigens ſind die beſten Pfründen, welche der König vergeben kann, in Sicilien. Das einzige Bisthum von Palermo trägt ungefähr 40,000 Ducaten.

Die

nennt. Dieſe Gattung von Leuten iſt die Triebfeder von allen beynah möglichen Unordnungen in der Reſidenz; denn ihre vorzüglichſte Beſchäftigung beſtehet darinnen, um ihres Privatnutzens willen Spitzbübereyen und Gewaltthätigkeiten jeder Art unter dem Volke zu befördern.

Die Ordensgeiſtlichkeit iſt zu Neapel viel mächtiger, als die weltliche. Dieſe beyden Corps zuſammengenommen, verſchlingen alle Reichthümer des Staats. Um nur bey der Reſidenz ſtehen zu bleiben, ſo genießt das Convent der Nonnen von St. Clara alleine 75,000 Ducaten Einkünfte, und die Franziscanerinnen des Conventes, welches Donna Regina genannt wird, haben 40,000.

Von allen Orden zu Neapel ſind die Cartheuſer unwiderſprechlich die reichſten. Ihre Einkünfte belaufen ſich auf mehr als 80,000 Ducaten. Daher hat auch die Regierung ſeit einigen Jahren für gut gefunden, alle Clöſter dieſes Ordens mit einer Abgabe zu belegen. Die Carthauſe des heiligen Martin zahlt für ihren Antheil 22,000 Ducaten; die des heiligen Bruno in Calabrien, welche noch reicher, als jene, iſt, verſteuert ungefähr eben ſoviel, und die übrigen Clöſter thun es verhältnisweiſe. Die Cartheuſer zu Neapel ſind noch überdies verpflichtet, jedem Armen, der ſich vor ihrer Thür einfindet, einen Laib Brod täglich zu reichen. Solcher Laibe werden gewöhnlich, einen Tag in den andern gerechnet, 400, manchmal auch noch darüber, vertheilt.

Das beträchtliche Almoſen, welches beynah alle Clöſter in Neapel ausſpenden, iſt in einer Stadt, wo es der Armen ſo viele giebt, für dieſe eine große Unterſtützung. Häuſer, Straßen und die Ufer des Meeres wimmeln von Kindern, deren Unterhalt äuſſerſt wenig, und deren Kleidung noch weniger, oder wohl gar nichts koſtet, weil ſie nicht ſelten nackend gehen. Neapel würde in kurzem ſo volkreich,

als

als Peking, ſeyn, wenn nicht die Blattern und andere epidemiſche Krankheiten Tauſende von Kindern von Zeit zu Zeit wegraften.

Von den Gegenden, den Naturproducten, dem Handel und der Induſtrie der Einwohner zu Neapel.

Nicht ohne Grund haben die Dichter und alle Geſchichtſchreiber des Alterthums die Fruchtbarkeit der neapolitaniſchen Gefilde um die Wette erhoben. Der ganze Theil der terra di Lavoro von Capua bis Salerno, ein Erdſtrich von ungefähr dreyßig Meilen, iſt ein ununterbrochner Garten. Die Landſtraße, auf welcher man von Capua her nach Neapel kömmt, iſt mit hohen, von Weinſtöcken umflochtnen Pappeln beſetzt. Man pflegt hier am Fuß dieſer Bäume drey oder vier Weinſtöcke zu pflanzen, die ſie alsdann umwinden, und ſich mit ihrer Ranke von einem Baum zu dem andern in Gewinde verſchlingen.

Dieſe natürlichen Lauben gewähren den Straßen und dem ganzen ſchönen Land' einen erquickenden, reichen und überaus anmuthigen Anblick. Daher hat man auch zu allen Zeiten und ausſchlüßlich dieſen Theil des Königreiches Campania felice genannt. Er iſt's, welchen Virgil in ſeinen Georgicis alſo beſchreibt:

Illa tibi laetis intexet vitibus ulmos,
Illa ferax oleae eſt, illam experiere colendo,
Et facilem pecori, et patientem vomeris unci.
Talem dives arat Capua et vicina Veſevo

Ora iugo et vacuis Clanius non aequus Acerris. *)

Man kann nicht läugnen, daß dieſe Gegenden von Neapel mit großer Sorgfalt bebauet werden. Die Folge davon iſt, daß ſie eine ſolche Menge Getreids liefern, daß dieſes ſogar den beträchtlichſten Handlungszweig des ganzen, wenigſtens des unter dem Namen von Campanien bekannten Landes ausmacht; denn drey Viertheile des mittägigen Theils des Königreichs liegen, wiewohl ſie nicht minder fruchtbar wären, ungebaut. Dies letztere iſt dem auſſerordentlichen Volksmangel und der wenigen Sorgfalt der daſigen noch übrigen Einwohner, aus ihren Beſitzungen mehr Profit zu ziehen, zuzuſchreiben. Wenig mit Abgaben belaſtet, und glücklich in der Vergeſſenheit, worinnen man ſie läßt, genießen ſie in Gleichgültigkeit und Müßiggang ihr Leben. Seit der Zeit, da die neapolitaniſche Regierung es ſich angelegen ſeyn läßt, ihre Küſten mit beſtändig bewafneten Schebecken zu beſchützen, darf man hoffen, daß ſich das Land nach

*) Die Gefilde ſind hier für die Erzeugung aller Arten von Producten in gleichem Grade empfänglich. Man kann auf denſelben den Weinſtock neben die Ulme ſetzen, Oelbäume pflanzen, Getreide bauen, oder ſie zu herrlichen Viehweiden benutzen. So ſind die reichen Ländereien um Capua, die Gegenden um den Veſuv, und die Ufer des Clanius, eines Flußes, beſchaffen, deſſen Ueberſchwemmungen in der kleinen, in der terra di Lavoro fünf oder ſechs Meilen von Neapel liegenden Stadt Acerra, ſchon oft Verwüſtungen angerichtet haben.

nach und nach wieder bevölkern, und folglich mehr angebaut werden wird.

Die Ausfuhr der Oliven iſt nach derjenigen des Getreides ein der vorzüglichſten Reichthümer des Königreiches. Die Gegenden von Bari, und die Terra d'Otranto ſind mit Olivenbäumen bedeckt. Man bringt die Früchte nach Gallipoli, und führt ſie von da zur See in einen großen Theil von Europa, wo man ſie am meiſten in den Tuchmanufacturen, Seifenſiedereien, u. ſ. w. verbraucht.

Die Cultur der im Neapolitaniſchen ſo häufigen Maulbeerbäume, würde noch eine Quelle und ein Gegenſtand des Handels ſeyn, wenn die Neapolitaner ihre Seide ſo zuzurichten und zu bearbeiten verſtünden, als man ſich in der Lombardey und dem übrigen Italien darauf verſteht. Die geringe Geſchicklichkeit der inländiſchen Manufacturiſten macht aber, daß man ihre Seidenzeuge im Auslande wenig ſucht, und der Handel damit in die Fremde bey weitem nicht ſo beträchtlich iſt, als er es in der That ſeyn könnte.

Neapel hat auch Weine, denen die Wärme des Klima's und die Fruchtbarkeit des Bodens die herrlichſten Eigenſchaften einflößt. Sie ſind ſowohl in den Gegenden um die Reſidenz, als in den entfernten Provinzen im Ueberfluße vorhanden, und werden unter die beſten, welche Italien hervorbringt, gerechnet. Man wird ſich erinnern, wie hoch die Alten die Weine von Cäcubum und Falernum u. ſ. w. ſchätzten. Der Wein, welchen man auf dem Veſuv erzieht, und welcher Lacrima Chriſti genannt wird, iſt ſehr berühmt, ſo, wie

diejenigen, welche man Pié di Monte nennt, und bey der Quelle des Volturno in Abruzzo gewinnt. Doch ſind die Weine von Corigliano in Calabrien die beſten unter allen; nur verſtehen ſich die daſigen Einwohner nicht darauf, ihnen ganz die Vollkommenheit zu geben, welcher ſie empfänglich wären. Beynah alle neapolitaniſchen Weine ſind ſüßlich, ſehr feurig, und verrathen durch einen Schwefelgeſchmack das Erdreich, in welchem ſie gezogen worden ſind. Sie veredeln ſich ſehr durchs Alter, aber man läßt ihnen nicht einmal Zeit dazu, und pflegt ſie im Lande ſelbſt und in dem Jahre, in welchem man ſie eingeſammelt hat, zu verbrauchen.

Wolte auch Neapel von den Erzeugniſſen ſeines fruchtbaren Bodens keinen Gebrauch machen, ſo hätt' es ſchon in dem Ueberfluße und der Schönheit verſchiedener Thiergattungen unverſiegliche Quellen des Reichthums für ſeine Bewohner. Die Büffelochſen und Mauleſel gelangen hier zur möglichſten Größe, und pflanzen ſich ſehr mit Leichtigkeit fort. Die inländiſchen Pferde gehören unwiderſprechlich zu den ſchönſten in Europa. Sie ſind voll Feuer, ſtolz, gute Läufer, und geſchickt zu Allem. Die größten werden für den Zug aufbehalten. Man macht prächtige Kutſchengeſpanne daraus. Dabey iſt man aber ſehr eyferſüchtig darauf, ſo, daß man, anſtatt dieſe Gattung zu vervielfachen und zum Verkauf in das Ausland zu erziehen, vielmehr bey Galeerenſtrafe und Confiscation der Pferde verboten hat, ein einziges davon in die Fremde zu verkaufen. Inzwiſchen werden ungeachtet dieſes Verbots doch einige ausgeführt,

frey-

freylich nur in geringer Anzahl und nie von der ſchönſten Art.

Man kann ſagen, daß es wenig Länder giebt, wo der Handel, im Ganzen genommen, durch ſo viele Verbote und Feſſeln, ſo, wie in dieſem Königreiche, gehindert iſt; doch ſinnt das gegenwärtige Miniſterium, wie man ſagt, durch neue Verordnungen auf Mittel dagegen. Alle Lebensmittel, Producte der Natur und des Kunſtfleißes waren mit Abgaben belaſtet. Es entſprang daraus für den König ſowohl, als für ſeine Unterthanen ein ſolcher Schade, daß die Regierung ſie guten Theils aufheben lies. *) Um inzwiſchen den Abgang an Einkünften, der durch die Aufhebung dieſer Abgaben in dem königlichen Schatz entſtehen mußte, wieder zu erſetzen, hat man die Zölle auf die Einfuhr fremder Waaren ſehr erhöht, ſo, daß dieſe nun zu Neapel in einem übertriebnen Preiſe ſtehen. **)

*) Wenn ein zu Meßina, oder in einer andern Stadt des Königreichs verfertigter Zeug im erſten Ankaufe vier Ducaten koſtete, ſo betrugen die Abgaben davon mehr, als drey. Hieraus folgte, daß der Einwohner ſehr wenig Vortheil aus der Güte ſeines Landes zog. Die nothwendigſten Bedürfniſſe ſtunden in dem niedrigſten Preiſe, und auf der andern Seite mußte der Contrebandhandel wegen des Vortheils, der daraus zu ziehen war, alle Gränzen überſchreiten. Auf dieſe Art giengen die Reichthümer des Landes durch die Hände der Contrebandiers, oder der Aufſeher, welche ſie begünſtigten, und mit ihnen den Profit theilten.

**) So ſehr man zu Neapel die Aufhebung der erſteren Ab-

Der einzige Handelszweig dieſes Königreichs, der von einigem Umfange iſt, gründet ſich auf Kunſtfleiß, und in dieſer Rückſicht ſcheint es, als ob ſich alle Thätigkeit und aller Reichthum des Landes in der Reſidenz ſelbſt vereinige. Es ſind in dieſer Stadt viele Seidenmanufacturen aller Art; auch werden daſelbſt ſehr geſchätzte Seifenkugeln verfertiget. Man macht ferner viele Eſſenzen und einige Arten von Körnern, mit Namen Diavolini, die aus Zimmtöl gemacht werden und in großem Rufe ſtehen, künſtliche Blumen, ſeldne Schnupftücher, u. ſ. w.

Die Gattungen von nudelartigem Backwerk, die man Macaroni nennt, ſind für Neapel ein beträchtlicher Handelszweig. Man verfertigt davon verſchiedene Arten, deren jede ihren eignen Namen hat. Die Macaroni und Lazagnette ſind die gemeinſten darunter. Feinere Gattungen ſind die Vermicelli, Fiddini, Stelette u. ſ. w. Die Macaroni werden in einem am Veſuv liegenden Marktflecken, Torre del Annonziata, gebacken. Man bereitet alle dieſe Gattun-

gen

gaben gebilliget hatte, ſo ſehr und noch weit mehr misbilligte man diejenigen, welche an die Stelle derſelben verordnet wurden. Ob man wohl leicht einſehen kann, daß es die Politic und das Intereſſe eines Staates zu erfordern ſcheinen, aller fremden Einfuhr, vorzüglich der Manufacturwaaren, wo möglich, durch Vertheurung derſelben zuvor zu kommen, und ſie zu verhindern, ſo mögte es dennoch dienlicher ſeyn, die inländiſchen Manufacturen zu vervollkommnen und aufzumuntern, damit ſie wenigſtens den benachbarten das Gleichgewicht halten.

gen aus einer Art Getreide, Seragolla genannt, das aus Sicilien und der Levante kömmt. Ihr Abgang und Verkauf iſt beſonders im Lande und durch ganz Italien groß.

Auch bezieht man aus Neapel eine große Menge Roſinen, die man ſo zuzubereiten verſteht, daß ſie ſich lange halten. Diejenigen, welche aus Calabrien und den lipariſchen Inſeln kommen, werden am meiſten geſchätzt.

Die Muſic, wofür man zu Neapel ſoviel Geſchmack und Achtung hat, und worauf man ſich daſelbſt ſo ſehr legt, hat Anlaß zu einer Art von Erwerb gegeben, der einen neuen, und mehr als man glauben ſolte, ausgebreiteten Handlungszweig erzeugt hat. Es iſt dies die Verfertigung der Darmſaiten. Wiewohl man ſie in Rom und anderen italiäniſchen Städten gleichfals macht: ſo haben doch die neapolitaniſchen vor allen andern den Vorzug. Die beſten Saiten werden aus den Gedärmen junger Lämmer von ſieben bis acht Monaten verfertigt. Ihre Zubereitung gründet ſich auf vielfache alcaliſche Laugen, worinnen ſie gebeizt werden. Es gehört zu dieſen Beitzungen viel Sorgfalt und Aufmerkſamkeit, und von ihnen allein hängt die Vortreflichkeit und der mehr oder minder angenehme Klang der Saiten ab.

Endlich beſteht noch ein beſonderer Handelszweig von Neapel in dem Verkaufe verſchiedener Marmorarten, worunter die ſicilianiſchen die koſtbarſten ſind. Es giebt zu Neapel Leute, die in der Bearbeitung dieſer Marmorarten eine beſondere Geſchicklichkeit beſitzen, und daraus eingelegte, von

Digitized by Google

den Fremden ſehr geſchätzte Arbeiten verfertigen. Man macht auch dergleichen aus der Lava des Veſuvs, bey denen die Lebhaftigkeit der Farben und die darinnen befindlichen Spiele des Zufalls oft die frappanteſte Wirkung hervorbringen; ja, es giebt darunter Stücke, die ſo ſchön ſind, daß ſie dem Jaſpis, dem Achat und den rareſten Steinen den Rang ſtreitig machen. Dergleichen eingelegte Arbeiten, wovon man auch Vaſen und Käſtchen verfertiget, werden ſehr geſucht; ein Vorzug, den ſie auch verdienen.

Der übrige Theil des Königreichs von Neapel, das heißt, der mittägige Theil deſſelben, und das, was die äuſſerſte Spitze von Italien ausmacht, und ehemals insbeſondere unter dem Namen von Großgriechenland bekannt war, iſt heut zu Tage noch das, was er in jenen Zeiten war, einer der fruchtbarſten Erdſtriche. Vorzüglich würden die beyden Calabrien, das dies- und jenſeitige, an Erzeugniſſen aller Art einen Ueberfluß haben, wenn ſie Menſchen und Hände genug zu ihrem Anbau hätten.

Ohne das Korn, welches dort im Ueberfluſſe wächſt, in Anſchlag zu bringen, trägt das Land die herrlichſten Weine, die ſchönſten Früchte in Europa, Reiß, Flachs, Hanf, Baumwolle, Seide, Safran und Honig. Aber alles das, was es erzeugt, wird von den Einwohnern ſelbſt verbraucht. Manna und Süßholz ſind die einzigen Artikel, womit ein ziemlich beträchtlicher Handel ins Ausland getrieben wird. Vorzüglich beſchäftiget man ſich ſehr damit zu Corigliano in der Mitte von Calabrien bey den herrlichen Ebenen, wo das alte Sybaris lag.

Wir

Wir haben bereits geſagt, daß die Terra d'Otranto, ſo, wie die Gegenden um Bari, und vorzüglich um Gallipoli mit Olivenbäumen gleichſam bedeckt ſind. Der Handel mit ihren Früchten, und die Ausfuhr derſelben ſind nicht unbeträchtlich. Was die Provinz Apuglia (das alte Apulien) anbelangt, ſo iſt ſie, wiewohl ſie dem übrigen Italien an Anmuth nicht gleich kömmt, und ihre ungeheuren Ebenen, auf welchen man nicht einen Baum erblickt, dem Reiſenden unausſtehlich langweilig vorkommen, doch von ſehr großer Fruchtbarkeit an Getreide und Viehzucht.

Eine der Haupteinkünſte von Apulien gewährt die Abgabe, welche dort alle Schafe des ganzen Königreichs bezahlen müſſen. Die Regierung hat ſeit einigen Jahren verordnet, daß zu gewiſſen Zeiten im Jahre die Weide auf allen anderen Ebenen für die Schafe unterſagt ſeyn ſolle. Das Landvolk iſt alsdann verpflichtet, ſeine Heerden auf dieſe ungeheuern Ebenen und bis nach Faggia zu dem daſelbſt errichteten Zollhauſe zu treiben, deſſen Einnahme eine der hauptſächlichſten Einkünfte des Königes iſt.

Vom Character, den Sitten der Neapolitaner, und insbeſondere von denjenigen im Volke zu Neapel, welche Lazaroni genannt werden.

Jemehr man reiſt, deſtomehr lernt man einſehen, daß ſich die Menſchen in allen Ländern gleichen. Sie ſind, und können es nicht anders ſeyn, nur durch einige Nüancen voneinander unterſchieden — Nüancen, welche das Clima, das ſie bewohnen, und die Geſetze, von denen ſie regiert werden,

erzeugen. Einerley Leidenſchaften beherrſchen die Menſchen des ganzen Univerſums; ſie leiten ſie faſt überall zu den nämlichen Wirkungen hin. Der Philoſoph, der den Menſchen auſſerhalb ſeiner Studierſtube beobachtet, wird, wenn er ſich von den rußiſchen und neapolitaniſchen Geſetzen unterrichtet hat, und weis, wie ſie in dem einen und dem andern Lande gehalten oder überſchritten werden, bis auf wenige Züge den Ruſſen und den Neapolitaner ſchildern können.

Wiewohl das Clima keinen unmittelbaren Einfluß auf die Natur des Menſchen hat, ſo wirkt es doch dergeſtalt auf den Character deſſelben, daß jene dadurch mittelbar modificirt wird. Die Kälte erſchlaft die Bewohner des Norden; nur gewaltige Leidenſchaften können ſie erwecken, und ihnen einen Grad von Kraft gewähren; deſto gefährlicher ſind ſie alsdann, wenn ſie einmal in Bewegung verſetzt worden ſind. Diejenigen, die unter einem gemäßigten Himmelsſtriche wohnen, nehmen auf eine leichtere und ſanftere Art die verſchiedenen Eindrücke an. Empfänglicher, rührbarer, ſind ſie ſtets in Thätigkeit, aber ihre behendere, mehr oberflächliche und weniger dauerhafte Leidenſchaften ſind eben darum nicht ſo gewaltſam und nachtheilig.

Wenn die mittägigen Nationen von den nordiſchen in dieſer Rückſicht verſchieden ſind, wenn die Wärme ihres Climas und die Hitze der Sonne ihr Blut entzündet, ſo verurſacht die von einer unaufhörlichen Ausdehnung hervorgebrachte Erſchlaffung der Nerven bey ihnen eine Trägheit, aus

der man ſie nur mit Mühe zu reißen im Stande iſt. Ihr Sinn und alles, was davon abhängt, iſt, ſo lang es nicht in Handlung übergehen muß, ſehr lebhaft; all ihre Leidenſchaften ſind auſſerordentlich gewaltſam, aber wofern ſie nicht in einem vorzüglichen Grade aufbrauſen, bleiben ſie thatenlos, und fallen ab, ehe ſie Früchte getragen haben.

Man kann ſagen, daß der wahrhaft characteriſtiſche Zug der neapolitaniſchen Nation, Hang zum Faullenzen ſey, daß ſich aber derſelbe da, wo ſich immer Laſter und Tugenden ſtärker und kräftiger darſtellen, daß er ſich unter dem gemeinen Volke auf eine ſichtbarere Weiſe offenbare, und das Ziel beſtimmt anzeige, auf welches alle Wünſche und alle Gedanken deſſelben gerichtet ſind.

Die Lieblingsſorge des Pöbels zu Neapel — das, was denſelben allein in Bewegung zu ſetzen vermag, iſt die Höfnung zur Erreichung ſeines höchſten Gutes — der Ruhe und des Nichtsthun. Jedes Mittel ſcheint ihm gut zu ſeyn, ſobald es ihm dieſes höchſte Gut in der Ferne zeigt. Ohne Eigennutz ſchelmiſch, ſucht er blos dir etwas abzubetrügen, um deſto länger von aller Arbeit befreyt zu ſeyn. Daher kömmt es, daß er, ohne geizig oder unmäßig zu ſeyn, ſich von nichts anderem, als vom Eſſen und vom Gelde unterhält. Wenn man auf die Geſpräche der Lazaroni Acht hat, ſo wird man auch ohne ihren Dialect zu verſtehen, wahrnehmen, daß alle ihre Unterredungen auf die Worte magnare, buſcare*) und denari hinauslaufen.

*) Die Bedeutung des Wortes buſcare ſchwankt zwiſchen den

Sehr ſchwer iſt es, einen richtigen Begrif von der Eiferſucht des Volkes zu geben, und ſie mit der beynah allgemein ausgelaßnen Lebensart deſſelben zu vereinigen. Die Neapolitaner haben ihre Weiber im Verdacht der Untreue, ohne daß ſie ſich davon wirklich zu überzeugen ſuchen. Es beleidiget ſie nicht, ihre Gattinnen mit dem Erwerb einer ausſchweifenden Lebensart geſchmückt zu ſehen; hingegen bemühen ſie ſich vergebens, als ob die Eiferſucht eine ihnen angebohrne Krankheit wäre, ſich von derſelben zu heilen; ſie überfällt ſie manchmal plötzlich, und dann ſind ihre Wirkungen eben ſo gewaltſam als fürchterlich. Es iſt eine Bemerkung, daß die Eiferſucht, dieſe ſchreckliche Leidenſchaft, welche bey andern Nationen mit Bedacht handelt, bey der neapolitaniſchen nur im Augenblicke der That erregt wird, und ſo ſchrecklich auch die Rache derſelben alsdann iſt, nur die erſte Gemüthsbewegung ausdauert. *)

Von

den zwey Begriffen, gewinnen und nehmen, das heißt, ſich auf eine liſtige Weiſe einen Profit erwerben, Mittel finden, vielleicht ſelbſt auf Koſten eines anderen, etwas zu gewinnen.

*) Die unter dem neapolitaniſchen Volke, leider! ſo gemeinen Dolchſtiche, werden bey dieſer Nation nicht für ſo ſchrecklich angeſehen, und werfen auf denjenigen, der ſich in den Augenblicken der Leidenſchaft bis zum Gebrauche dieſes niederträchtigen Inſtrumentes vergißt, keineswegs all die Schmach, welche ſie anderwärts über dergleichen Perſonen verbreitet. Der Neapolitaner bedient ſich des Dolches

nur

Von Natur flüchtig, werden die Neapolitaner von einer Neigung zur andern fortgeriſſen, aber bey ihrem natürlichen Hange zum Vergnügen iſt es dieſer, welchem ſie ſich bis zur Ausſchweifung überlaſſen. Sie ſind mehr verliebt, als anhänglich; ſie ſchmeicheln mehr, als ſie lieben; ihre Ausdrücke ſind zärtlich und lebhaft, aber das Uebermaß in denſelben erkältet ſie.

Ihre

nur im größten Aufruhr des Zorns; er hält ihn für ein gemeines Gewehr. Jeder trägt ihn im Sacke ſtatt eines Beſteckes; er iſt ihm das, was unſer Degen im zwölften Jahrhunderte war. Inzwiſchen gewährt die Kürze dieſes tödtlichen Inſtrumentes und die Schnelligkeit, womit es gebraucht werden kann, demjenigen, der auf den erſten Gedanken kömmt, ſich deſſen zu bedienen, alle mögliche Vortheile.

In einem Hoſpital zu Neapel wird einer der darinn befindlichen Säle der Dolchſtichſaal genannt, weil man immer eine Menge auf dieſe Art verwundeter Perſonen hineinbringt, um daſelbſt geheilt zu werden. Allein die leicht zu leitenden, ſchwer zu verhindernden und ſehr gefährlichen Dolchſtiche laſſen den damit verwundeten Unglücklichen ſelten eine Hülfe mehr übrig, und die neapolitaniſche Regierung ſolte vielmehr auf die Abwendung dieſer Verwundungsart durch ein ſtrenges Verbot, als auf die Heilung derſelben bedacht ſeyn, und nicht dadurch die Menſchheit gewöhnen, die Dolchſtiche für eine Krankheit mehr anzuſehen, welcher ſie unter dieſem ſchönen Himmelsſtriche des Univerſums ausgeſetzt iſt.

Digitized by Google

Ihre Sprache des gemeinen Lebens iſt ſo verſchieden, daß jedes Quartier von Neapel ſeine eigne Art hat. So weicht in dieſer Rückſicht das Quartier der heiligen Luciä von dem des Pauſilippo ab; die Ausdrücke des einen ſind von dem andern völlig unterſchieden und hinlänglich, ihre Einwohner aus einander zu kennen. Dieſe Mundarten haben ihre beſondern und originellen Wendungen, und gleich allen Sprachen des gemeinen Lebens eine Kraft, welche die reineren und regelmäßigeren nicht haben, da die lezteren oft am Ausdrucke das verliehren, was ſie an Zierlichkeit und Präciſion von einer andern Seite gewinnen.

VII. Ge-

VII.

Gedanken
über
Buchhandlung und Nachdruck,
entſtanden

durch die Erinnerung eines Buchhändlers aus der erſten Claſſe an ſeine Herren Collegen den Nachdruck betreffend, in den Ephemeriden der Menſchheit, herausgegeben vom Herrn Prof. W. G. Becker in Dresden, 10tes Stück, Monat Octob. 1786. S. 361 bis 386.

Kluge Kaufleute ſagen, daß man von gewiſſen Dingen nicht aus der Schule ſchwatzen ſoll. Sie halten dafür, daß man nützliche und nothwendige Erinnerungen durch ein Circular in Umlauf bringen könne, und, daß durch eine öffentliche allgemeine Bekanntmachung derſelben, oft mehr Schaden als Nutzen entſtünde. Mache ich mich dieſer Sünde durch folgenden Aufſatz theilhaftig, ſo entſchuldige man mich mit dem Beyſpiel meines Vorgängers aus der erſten Claſſe, an deſſen Aufſatz ich meine Gedanken üben will. Um, ſoviel als meine Kräfte erlauben, gründlich dabey zu verfahren, und wo möglich einen Gegenſtand, über den ſchon ſo viel ſchönes und einiges wahre geſchrieben iſt, in ſeiner eigentlichen Geſtalt darzuſtellen, will ich meine Begriffe vom Buchhandel,

handel, Buchhändler und Nachdruck noch einmal klar durchdenken, und ſie, um ſicher dabey zu gehen, zu Papier bringen.

Will jemand den Buchhandel richtig beurtheilen, ſo muß er ihn von unten auf gelernt, und, wie man zu ſagen pflegt, von der Pique auf gedient haben; ſonſt entſtehen Aufſätze, wie wir bereits viele haben, ſchief, einſeitig, ohne Wahrheit, voller Sophiſterey und Blendwerk. Aus dem Mangel einer genauen practiſchen Kenntniß des Handels entſtehen Selbſtverlag, Buchhandlung der Gelehrten, die Menge junger Buchhändler, welche dann bald in ihrer Erwartung getäuſcht, und mit Noth und Sorgen bis an ihr Ende belaſtet werden.

Der Buchhandel theilet ſich in zwey Zweige, in Verlag und Sortiment. Die mehreſten Handlungen vereinigen dieſe Zweige, einige wenige treiben nur einen von beyden allein. Niemals kann der eine ohne die gute Nachbarſchaft des andern gedeihen, am wenigſten der Verlagshändler ohne den Buchhändler mit Sortiment beſtehen. Eben dadurch, daß der Buchhandel von einer Seite alle Speculation, alles Riſico eines Kaufmanns en gros, und von der andern Seite alle Mühſamkeit eines Kaufmanns en detail erfordert, wird er ein ſehr kritiſches, ſehr beſchwerliches und ſehr verwickeltes Negoz.

Der Verlagshandel wird gemeiniglich nur nach einigen glücklichen Unternehmungen beurtheilt, und dann iſt er ſehr glänzend. Der Buchhändler findet ihn anders. Er

nimmt

nimmt einige Jahre ſeines Handels zuſammen, berechnet jeden Artickel einzeln, ſagt: an dieſem gewann ich; an dem verlor ich; der brachte mir meine Koſten ganz wieder, aber ohne Gewinn; ſoviel bleibt mir im Ganzen zu neuen Unternehmungen übrig; oder, um ſoviel bleib ich zurück. Das letzte wird ſelten der Fall ſeyn; aber, wenn man bedenkt, daß unter ſechs Unternehmungen gewiß immer Ein oder Zwey verunglückte und gemeiniglich Drey ſind, welche ſich in einigen Jahren erſt frey von den aufgewandten Koſten gemacht haben, ſo wird der Verlagshändler um ſein Glück nicht ſehr zu beneiden ſeyn. Man wird ſich davon leicht überzeugen, wenn man bedenkt, wie oft auch der klügſte Buchhändler mit aller Erfahrung, Kenntniſſe der Bedürfniſſe und Thorheiten der Welt, (welche, beyläufig geſagt, am beſten durch den Sortimentshandel, das iſt, durch den einzelnen Verkauf erworben werden) doch in ſeinen Erwartungen getäuſcht, in ſeinem richtigen Calcul durch Zufall und Umſtände irre gemacht, und bey aller Thätigkeit doch in ſeinen Unternehmungen gehemmt wird.

Und geſetzt, daß man bey dieſer Bilanz einmal findet, man hat viel gewonnen; ſo ſiehet man auf dem Papier eine hübſche Summe, greift in ſeine Caſſe und findet nichts. Wie das? Der Buchhändler kann nicht inne halten, er muß immer vorwärts gehen, von den eingegangenen Geldern leben, von Meſſe zu Meſſe neue Unternehmungen bringen, und dabey ſeinen ausſtehenden Geldern Jahre lang vergeblich entgegen ſehen. Unterdeſſen verlieren die alten Verlagsartikel mit jedem Jahr immer mehr von ihrem Werth.

Und warum? Sobald ein Buch Glück macht, ſpeculiren gleich zehn Gelehrte und Buchhändler auf eine ähnliche Unternehmung, und ſchlagen durch einige, immer mögliche Verbeſſerungen jene glückliche Unternehmung nieder.

Zu den Beſchwerlichkeiten des Verlagshandels gehören die neuen Auflagen. Die erſte Auflage eines Buchs ſey ſchnell und mit Vortheil vergriffen. Der Verfaſſer wünſcht, und die Nachfrage erfodert eine zweyte. Der Buchhändler wendet den Gewinn aus der erſten Auflage auf die zweyte. Die zweyte geht langſam, oder, bleibt wohl gar liegen.

Der Verlagshändler wird durch die Verbindung in welche er ſich ſetzen, und durch die Verhältniße, welche er, in Rückſicht ſeines Handels unterhalten muß, genöthiget einen Aufwand zu machen, deſſen Leute in andern Beſchäftigungen des Lebens überhoben ſeyn können.

Das mehreſte von allen dieſem betrift auch jeden andern Kaufmann. Das iſt gewiß! Allein man macht auch dem Kaufmann keine Vorwürfe darüber, daß er gewinnt. Ich will nur zu beweiſen ſuchen, daß der Verlagshändler ebenfalls gewinnen, und an einzelnen Artikeln, ohne deswegen von den Gelehrten Vorwürfe zu verdienen, recht viel gewinnen muß, wenn er bis ans Ende ein ehrlicher Mann bleiben will. Uebrigens iſt noch der Umſtand wohl zu bedenken, daß der Kaufmann ſein Capital mehr als einmal in einem Jahre umzuſetzen weis, der Verlagshändler hingegen kaum in einigen Jahren nur einmal;

und daß der Kaufmann nie das ganze Geld, welches er in ſeine Waaren geſteckt hat verliehren, daß aber der Buchhändler beynahe die ganze Auflage eines Buches zu Maculatur machen kann.

Der Verlagshändler giebt ſein Buch mit $\frac{1}{3}$ Rabatt auf ein Jahr Credit, und erhält die Bezahlung, wie man aus der Folge ſehen wird, gemeiniglich erſt in einem Zeitraum von zwey Jahren. Zugegeben, daß der Credit bis ins zweyte Jahr Mißbrauch iſt; ſo iſt dieſer Termin bey dem ſtrengſten Verhalten doch nur um ein halb Jahr zu verkürzen.

Die Menge der Schriften, welche die Induſtrie der Gelehrten in unſern Tagen hervorbringt, und die Buchhändler in glänzenden Hofnungen verlegen, ſteht in keinem Vergleich mit dem, was in dieſer Zeit des Luxus gekauft, und bey der univerſellen Hypochondrie geleſen werden kann. Auf dem Felde der Litteratur werden durch dieſe Menge viele vorzügliche Producte des menſchlichen Geiſtes erſtickt. Demnach iſt der Fall nur ſelten, daß der Buchhändler bey einer guten Unternehmung ein großes Glück macht! Und doch iſt es nicht möglich, daß ein Verlagshandel ohne daſſelbe beſtehen kann.

Das Reſultat von allem dieſen wird durch die Lebensgeſchichte der mehreſten Buchhändler beſtätiget. So lange ſie leben, haben ſie von ihrem Handel ein anſtändiges Brod; wenn ſie ſterben, haben ſie gemeiniglich ihr Capital nicht zurückgezogen, und es iſt gröſtentheils dahin.

Uebrigens wird man nicht ſo unbillig ſeyn zu verlangen: daß diese Art des Handels von allen übrigen die einzige

ſeyn ſolle, worin man bey großem Fleiße, ausdauernder Geduld, Anſtrengung der Kräfte, der Seele und des Cörpers, und bey zufälligem Glück unmöglich ein bemittelter Mann werden dürfe. Auch wird man ferner nicht den Reichthum einiger Buchhändler ſo neidiſch nachrechnen, ohne zu überlegen, daß ein Mann oft mehr als eine Quelle ſeines Reichthums haben kann.

Der Sortimentshandel beſtehet in der Anſchaffung der alten und neuen Bücher, welche für die Gegend, wo die Buchhandlung iſt, nöthig ſind, und in deren Vertrieb. Der Sortimentshändler nimmt ſolche von den Verlegern, theils in Tauſch, gegen ſeine Verlagsbücher, theils gegen Bezahlung in Gelde mit $33\frac{1}{3}$ Procent Rabatt auf ein Jahr Credit.

In den 3 Wochen der leipziger Oſter- und Michaelismeſſen muß der Buchhändler ſein altes Lager completiren, und bey der Menge oft von 3000 neuen Büchern das Was? und wie viel? beſtimmen. Auſſerdem muß er noch mit jedem Buchhändler die Rechnung des ganzen Jahres abſchließen, und ſich unzähligen andern Beſchäftigungen unterziehen. Kann hier die Wahl immer ſcharf und vortheilhaft ſeyn? Und geſetzt: die Zeit dazu wäre hinlänglich, ſo wird oft ein elendes Werkchen bey Dutzenden verlangt, und die treflichſten Bücher bleiben lange liegen. Daraus muß man ſich's erklären, warum der Buchhändler bey der vorſichtigſten Klugheit doch ein Drittel ſeiner neuen eingekauften Waaren umſonſt eingekauft, umſonſt gefrachtet hat.

Das

Das Gute, ſowohl unter den alten als neuen Büchern, bleibt oft mehrere Jahre liegen. Das, was innerhalb einem Jahr abgeht, muß nach Sitte der mehreſten Orte verborgt werden; vieles geht darunter an böſen Schulden verlohren; vieles wird erſt ſpät, vieles im ſchlechten Gelde bezahlt. Noch mehr! Der Buchhändler ſoll an ſeine Kunden noch oben drein 10 - 16 Procent Rabatt geben. Bey allen dieſem erfodert keine Handlung wegen der Menge der Artikel ſo viel Ordnung, ſo viel Aufwand an Zeit und Arbeit, und hat folglich auch, nach Verhältniß ihres Capitals, ſoviel Handlungsunkoſten als die Buchhandlung. Wovon ſoll er das alles beſtreiten? Von den 33 $\frac{1}{3}$ Proc. welche er am Rabatte gewinnt? Das Drittel ſeiner Waare bleibt ihm ja liegen. Er ſoll das Eingekaufte nach Verlauf eines Jahres bezahlen, aber wie ſoll er das anfangen? Man nehme die eben angeführten Umſtände zuſammen, und man wird verwundernd fragen: Woher, in aller Welt, die Fracht, woher die Intereſſen des Capitals, woher die Handlungsunkoſten, wovon lebt der Mann mit Weib und Kind?

Viele von dieſen Unannehmlichkeiten des Handels fallen auf den Verlagshändler zurück. Der Sortimentshändler hat ſchlechtes Geld bekommen, er bringt alſo auch ſchlechtes Geld zur Meſſe; er iſt von ſeinen Kunden nicht zur rechten Zeit bezahlt worden; er kann auch nicht bezahlen. Es iſt ihm gar zu viel liegen geblieben, er bringt alſo auch dem Verleger vieles wieder zurück. Aber das hilft ihm noch nicht. Wenn er von jedem Buch drey Exemplare nimmt, und das iſt bey der Menge viel, ſo muß er doch eins zur

Nachfrage behalten und bezahlen; und in dieſem einen Exemplar, welches liegen bleiben kann, ſchwindet das Drittel Rabatt ſo ziemlich dahin.

Ein jeder Buchhändler muß ſelbſt verlegen, und ſich alſo mit dem Gewinn aus dem Verlage helfen. Schade nur, daß nicht bey jedem Verlagsbuche profitirt wird, und daß die guten Verlagsbücher ſo ſelten ſind. Unglücklicherweiſe koſten Papier, Honorarium, Druck vieles Geld, und um beydes, Verlag und Sortiment, mit Nachdruck zu unterſtützen, wird ein ſehr großes Capital erfodert.

Hingeriſſen durch einen übereilten Calkul, drucken viele meiner Herren Collegen, was ihnen gegen ein wohlfeiles Honorarium vorkommt; um dafür andere Bücher einzutauſchen; freuen ſich herzlich, in der erſten und zweyten Meße 500 Exemplare abgeſetzt, und dafür ſo und ſo viele Centner nach Hauſe gepackt zu haben. Sie bedenken dabey nicht, daß andere ſich eben ſo einrichten, ihnen für ihre ſchlechte Waaren wieder ſchlechte Waaren geben, und daß es gleichviel iſt, ob ihr Verlagsbuch unter ſeinem eigenen oder unter dem Titel der dafür eingetauſchten Bücher liegen geblieben iſt.

Dies iſt der Buchhandel! Nach dieſem wahren Conterfey wird ein jeder beurtheilen können, ob die Vortheile deſſelben ſo groß ſind, daß die Gedanken des Erinnerers auf ihn angewendet werden können, ſo groß, daß er den Nachdrucker leicht überſehen kann, und daß er deswegen den Schutz der Fürſten nicht nöthig hat. Ehe ich weiter fort-

gehe,

gehe, wag' ich eine Bitte an meine Herren Collegen: den Rabatt und übertriebenen Credit an Perſonen aufzuheben, welche nicht Handlungsgenoſſen ſind. Einige große Handlungen, welche der gangbare Verlag und die Situation ihres Orts in den Stand ſetzt, ſolches, ohne in die Augen zu fallenden Verluſt zu thun, ſchaden ihren Nachbarn, richten ſie zu Grunde, und ſetzen ſolche auſſer Stand, ihnen den jährlichen Saldo ehrlich bezahlen zu können. Die Sortimentshändler auſſer Sachſen, müßen ohne Hülfe eines ſehr gangbaren Verlags und eines ſehr großen Capitals, bey dieſer Art zu handeln, wahrhaftig zurückkommen, und zuletzt ſchlechte Zahler werden. Es iſt kein anderer Weg möglich dem ſinkenden Handel aufzuhelfen, als möglichſt vorſichtige Wahl des Sortiments und des Verlages, Sicherung des eigenen Gewinns in den 33 $\frac{1}{3}$ Proc. Rabatt, durch Aufhebung des Rabats an andre, und des unumſchränkten Credits.

Der Buchhändler iſt Mittelsmann zwiſchen Publicum und Autor. Dieſer ſchaft dem Publicum durch ſeine Schrift Nutzen oder Vergnügen. Jeder einzelne Käufer entrichtet durch den Ankauf eines rechtmäßigen Exemplars dem Verfaſſer vor dasjenige, was er ihm, ſeines Theils, für den Aufwand an Zeit und Geiſteskraft ſchuldig iſt; und entzieht ihm durch den Ankauf eines Exemplars vom Nachdrucke undankbarer Weiſe ſein Eigenthum. Je weniger der Nachdruck gekauft wird, je öfterer wird die Originalausgabe verkauft; je ſtärkerer Abſatz, je mehr Auflagen; je mehr Auflagen der Originalausgabe, deſto gröſ-

ſerer und öfterer Gewinn für den Autor. Wäre kein Nachdruck zu befürchten, ſo könnte die Auflage der Originalausgabe größer gemacht, ein höheres Honorarium gegeben, und durch Vertheilung der Koſten auf viele Exemplare, doch ein wohlfeiler Preiß des Buches gemacht werden.

Der Buchhändler iſt Mitbürger der Welt. Als ein ſolcher druckt er manches koſtſpielige Buch, das nur zum groſſen Vortheil für eine beſondere Wiſſenſchaft, oder für einige wenige Gelehrte dienet, woran er aber ſelbſt, nichts als die Ehre gewinnt. Als ein rechtſchafner Mann iſt er verpflichtet, ſolche Bücher, welche für das allgemeine Beßte der Menſchheit geſchrieben ſind, Bücher für Schulen, für das Volk, ſo wohlfeil als möglich zu liefern. Wie kann er dieſes thun, wenn er nicht bey Werken des Luxus, bey Büchern, welche für die Begüterten gehören, anſehnlich gewinnt, ſondern durch den Nachdruck derſelben um das gebracht wird, was ihn in den Stand ſetzt, andere Unternehmungen der Ehre und der Menſchenliebe auszuführen?

Der Buchhändler iſt Patriot. Es thut ihm weh, wenn er ſieht, mit welcher Pracht und Schönheit andere Nationen ihre Werke des Geiſtes ehren. Seine Nation kauft den Nachdruck, und es bleibt, wenn er ſo vorwitzig ſeyn will, auch ein Ding zu thun, ſeine ſchöne Ausgabe als eine Zierde ſeiner Niederlage liegen.

Der Buchhändler iſt Kaufmann. Er muß von ſeinem Handel leben, muß das Ganze in einen Blick zuſammenfaſſen, und aus dem allgemeinen ſeines Handels die

die Vortheile des Schriftſtellers, des Publicums und ſeiner ſelbſt berechnen.

Der Gelehrte hat auf ſein Werk den Fleiß vieler Jahre, die Blüthe ſeines Geiſtes verwendet, es hat ihm vielleicht ſeine Geſundheit gekoſtet. Der Verleger ſoll ihn dafür ein Honorarium biethen, dieſer kann ihm nicht mehr dafür geben, als er aus dem Verkauf von 500 bis höchſtens 1000 Exemplaren, bey Beobachtungen ſeiner übrigen nothwendigen mercantiliſchen Rückſichten wieder herausnehmen kann. Denn, iſt das Buch gut, ſo wird es nachgedruckt, ehe 1000 verkauft ſind. Welch eine Aufmunterung für die Wiſſenſchaften überhaupt, welch eine Belohnung inſonderheit für diejenigen Talente, welche auf keine andre Weiſe belohnt werden; nicht durch Amt, weil ſie auf keinen der vier Facultätsleiſten paſſen; nicht durch Fürſten, weil dieſen die Cultur ihrer eigenen Talente zu viel koſtet; nicht durch Buchhandel, weil dieſer dem Raub des Nachdrucks Preiß gegeben wird. Und doch däucht mir, daß ein Mann, welcher Muth genug hat, mit Aufopferung aller Brod- oder Ertragsſtudien ſich denen zu widmen, wozu ihn die Natur beſtimmt hat, es wohl verdiene, daß ihm dieſer einzige und letzte Weg des Verdienſtes offen gelaſſen werde.

Hat man wider das, was ich bisher vom Buchhandel, vom Buchhändler, Schriftſteller und Nachdruck geſagt, nichts einzuwenden; ſo iſt der Nachdruck ein großes Hinderniß der Wiſſenſchaften, oft der gänzliche Ruin eines einzelnen

Mannes, immer eine Beraubung der edelſten Claſſe der Menſchen, der Gelehrten, und eine Schande für die Nation. Ein Menſch, welcher ſich deſſelben ſchuldig macht, wird dadurch zu dem verächtlichſten Geſchöpf erniedrigt. Die Gerichte brandmarken ihn zwar nicht, aber in den Augen eines jeden Menſchen, dem das Eigenthumsrecht heilig iſt, und der den Menſchen nach ſeinen Thaten, nicht nach dem Glücke beurtheilet, mit dem er der weltlichen Obrigkeit entwiſcht, ſteht er da, das Siegel ſeiner Schande vor ſeine Stirn gedrückt.

Iſt das, was ich bisher geſagt, wahr; ſo begehen die Großen der Erde eine himmelſchreyende Ungerechtigkeit, indem ſie den Nachdruck befördern, und ich halte es für einen Spott der Menſchheit, wenn man diejenigen Beſchützer der Wiſſenſchaften nennt, welche ein ſo großes Hinderniß der Wiſſenſchaften, als der Nachdruck iſt, auf alle Weiſe ſchützen und befördern.

Iſt das, was ich bisher geſagt habe, wahr; ſo begeht jeder Menſch, welcher Nachdrucker unterſtützt, oder, welches einerley iſt, Nachdrücke kauft, eine Ungerechtigkeit, indem er dem Verfaſſer für den Nutzen und für das Vergnügen, ſo er ihm durch das Product ſeines Geiſtes giebt, die kleine Belohnung entzieht, welche er ihm ſchuldig iſt. Er will blos nehmen, ohne zu geben. Ein ſolcher Menſch mache ja keine Anſprüche auf Gefühl von Ehre, oder auf die, einem ehrlichen Manne, ſo weſentlich nöthige Gerechtigkeitsliebe. Daß man

man ſich ohne dieſe Schönheit der Seele bey Ankauf der Nachdrücke recht wohl befinden kann, glaube ich gerne; daß der Nachdruck beyläufig viel Gutes hervorbringen kann, leugne ich eben ſo wenig als dieſes: daß man geſtohlne Sachen weit wohlfeiler haben kann als andre. Aber läßt ſich vom Morde, Ehebruch, Kirchenraub nicht auch zufälliger Nutzen beweiſen? Solte ein feiner Kopf nicht auch zum Beßten dieſer Dinge ſehr ſcheinbare Gründe anführen können? Und kann dieſes ein Bewegungsgrund ſeyn, ſie zu dulden und ſie zu befördern? Hätte der einzelne Käufer auch gar keine Verbindlichkeit gegen den Verfaſſer, ſo ſolte er, wenn er ein edler Menſch ſeyn will, ſchon um deswillen den Nachdruck nicht kaufen, weil dieſes das einzige Mittel iſt, wodurch er das Seinige beytragen kann, ein unrechtmäßiges, der menſchlichen Geſellſchaft ſchädliches Gewerbe zu hindern.

Damit das grauſame Unglück, welches der Nachdruck hervorbringen kann, deſto anſchaulicher wird; will ich einen möglichen, vielleicht wirklich ereigneten Fall weitläufig anführen. Ein junger Menſch, dem die Natur alles gegeben hat, was ihm zum glücklichen Fortkommen bey unſerm Handel nöthig iſt, nur kein Geld, wendet alle ſeine Kräfte daran, den Handel von Grund aus zu lernen, große Geſchicklichkeit darin zu erlangen, durch unermüdetes Arbeiten in dem Dienſt anderer, durch Redlichkeit und Treue ſich Zutrauen zu erwerben, und endlich einen eignen Heerd zu bekommen. Zwanzig Jahre hat er gedient, er hat genug für andere gethan. Jetzt wünſcht er in den Stand zu treten, wo er nun auch

für das Glück ſeiner noch übrigen Tage in Geſellſchaft eines geliebten Weibes, und zum Beßten geliebter Kinder allein arbeiten kann. Großmüthige Männer unterſtützen ihn; einer mit dem dazu nöthigen Vermögen, andere mit guten Manuſcripten. Das Vermögen wird in den Druck dieſer Bücher verwendet; ſie erſcheinen, finden Beyfall, werden in dem erſten halben Jahre nachgedruckt, und, weil die Herren Buchhändler mehr ihre Rechnung dabey zu finden glauben, den Nachdruck zu kaufen, als dem jungen Mann auf die Beine zu helfen, ſo bleiben ſie liegen. Der junge, redliche Mann iſt zum Krüppel gemacht, ſein großmüthiger Unterſtützer iſt um ſein Vermögen gekommen. In dem Lande worin er wohnt iſt er ein Fremdling; wo findet er neue Hülfe? Ehrlicher Weiſe kann er auch nicht einmal verlangen, daß ihm jemand zu einem ſo vogelfreyen Geſchäfte wieder Geld geben ſoll. Er wird mismüthig; er hätte viel Gutes in der Welt befördern können, aber, er iſt dahin!

Oft ſchon hat es mir leid gethan, daß ich mich einem Beruf gewidmet habe, der keine Anſprüche auf obrigkeitliche Hülfe hat. Der geringſte Handwerksmann kann ſeine Zuflucht zu dem Schutz der Geſetze nehmen, und die Gerechtigkeit nimmt ihn unter ihre Flügel! Wir Buchhändler allein ſind ihrer Wohlthat unwürdig. Gleichſam, als wenn wir nicht mit zu der großen Geſellſchaft der Menſchen gehörten. Ich möchte jeden Handhaber der Gerechtigkeit fragen: Ob er nicht glaube, daß ein Menſch vor dem großen Richter der Welt entſchuldiget werden würde, welcher ſich aus Mangel an Hülfe und Schutz auf Erden, zur Selbſtwehr verleiten

ließe, und dem Böſewicht, welcher ihm am hellen Tage, ich will nicht einmal ſagen ſein ganzes Kleid, ſondern nur ſeinen Rock ausziehen wolte, eine Kugel durch den Kopf jagte? Ich ehre die allgemeine Sicherheit und Ruhe, und die Obrigkeit, welche für ſie ſorgt; aber, man ſorge auch für uns, damit das Fauſtrecht nicht die gröſte Wohlthat für uns werde, welche wir wünſchen können. Obiger Fall würde der Menſchheit den Nutzen bringen, daß die beſchützte Bande, welche uns bey aller Gelegenheit ausplündert, ohngeachtet aller Privilegien, womit man ſie verſehen hat, von Furcht und Schrecken ergriffen werden müßte.

Dieſes ſind meine Gedanken über den Buchhandel und über die Schädlichkeit des Nachdrucks. Der Herr Verfaſſer der Erinnerungen denket ganz anders. Es ſey mir erlaubt, daß ich ſeine Meynung in dem nachfolgenden zu prüfen verſuche.

Die Erinnerung beſtehet eigentlich darin, daß die Buchhändler nicht ſo laut über den Nachdruck ſchreyen ſollen, weil das Publicum dadurch nur von der Exiſtenz des Nachdrucks benachrichtiget wird. Sie ſollen ferner die Originalausgabe nicht herunterſetzen, weil dadurch das Publicum auf den Gedanken gebracht wird: der Buchhändler habe gewuchert; er hätte gleich von Anfang an den wohlfeilen Preiß geben können, und es ſey ihm ſchon Recht, daß er jetzt gezwungen werde, die Käufer nicht mehr zu übernehmen. Ohngeachtet dieſer Erinnerungen werd ich nie aufhören den Nachdruckern die Zähne zu weiſen. Wer ſich einmal

mal geduldig rupfen läßt, deſſen Haut fürcht ich, wird nie heil werden. Ich werde fortfahren, die Nachdrucker meiner Verlagsbücher öffentlich mit dem wahren Character zu nennen, welchen ſie verdienen, damit die Toleranz derſelben nicht zu allgemein wird. Ich werde daher ſuchen, vermittelſt heruntergeſetzter Preiſe den Nachdrucker durch ſeinen Nachdruck zu verderben. Was kann ich ſonſt thun? Privilegien ſind, nach dem Verfaſſer dieſer Erinnerungen nur Spielwerk, und es bleibt kein ander Mittel übrig.

S. 363. nennt der Verfaſſer dieſe Methode die Originalausgaben herunterzuſetzen, eine verkehrte Maxime; und S. 365. empfiehlt er dieſe nehmliche Maxime wieder. „Es bleibt," ſagt er daſelbſt: „dem Buchhändler ja unverwehrt, ſein Buch „um den nehmlichen Preiß zu verkaufen. Er kann ſeinen „Correſpondenten den Reſt ſeiner Auflage um einen Preiß „verlaſſen, der dieſe in den Stand ſetzt, die Original„ausgaben den Nachdrücken gleich zu verkaufen." Ich fürchte, durch dieſen Widerſpruch wird die Erinnerung ihre Wirkung verliehren.

Unbegreiflich iſt mir's, wie der redliche Buchhändler, welcher gern die Originalausgabe begünſtigen möchte, durch die öffentliche Bekanntmachung des Nachdrucks, nach S. 263. gezwungen wird, die Nachdrücke in Vorrath zu halten. Wenn das Publicum die Originalausgabe eben ſo wohlfeil haben kann als den Nachdruck; ſo kauft es gewiß jene lieber als dieſen. Der redliche Mann wird alſo nur genöthigt, Vorrath von

der

der rechtmäßigen Ausgabe zu halten; keinesweges aber den Nachdruck kommen zu laſſen.

S. 364. heißt es: Kein Buchhändler iſt durch den Nachdruck zu Grunde gerichtet. Auſſerdem was hierwider ſchon in dem vorhergehenden geſagt iſt, führe ich noch folgendes an. Es ſind viele unter unſern Herren Collegen, deren Leben mit den drückendſten Sorgen belaſtet iſt. Hätten ſie einige ihrer Speculationen bis zu einem anſehnlichen Gewinn, durch eine ſehr groſe Auflage ausdehnen können, ſo würden ſie davon frey geworden ſeyn, aber der Nachdruck ſetzte ihnen Gränzen. Solten Sie, mein Herr, bey unſerer Handlung nicht mehr als einen Mann kennen, welcher das Publicum und den Schriftſteller mit gleicher Achtung behandelt hat; der bey jedem andern Gewerbe, durch ſeine Sparſamkeit, Klugheit, unermüdeten Fleiß, und durch Hülfe eines guten Capitals, längſt ein bemittelter Mann ſeyn müßte, und beym Buchhandel blos ſeinen Unterhalt gefunden hat? Sie kennen keinen? So will ich Ihnen wenigſtens einen ins Ohr ſagen, wenn Sie ſich mir zu erkennen geben wollen. Dieſer Mann hat bey dem Vertrauen der beſten Schriftſteller, bey der gröſten Redlichkeit, bey der beſten Gattung von Verlag, in einem Zeitraum von mehr als ſechzehn Jahren, blos um deswillen nicht mehr als ſeinen nöthigen Unterhalt gewonnen, weil ihm ſeine beßten Schriften nachgedruckt ſind. Dieſer Mann wird keinen Anſtand nehmen, ſelbſt ſich Ihnen zu ſtellen, und Ihnen reinen Wein einzuſchenken.

Sie, mein Herr, behaupten: Daß, wenn der Buchhändler kein Stümper iſt, ihm ſo viele Mittel übrig bleiben, daß alle Nachdrucker in der Welt nichts gegen ihn vermögen. Vortreflicher Mann! Sie meinen es gut mit uns, ſonſt hätten Sie dieſe Erinnerungen nicht geſchrieben. Laſſen Sie ſich die Mühe nicht verdrießen, dieſe vielen Mittel bekannt zu machen. Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich einer von den Stümpern bin, denen Ihre Arcana noch nicht bekannt ſind. Schade, daß ſie ſolche nicht mit den Erinnerungen zugleich bekannt gemacht haben; Sie hätten Sich gleich dadurch ein ewiges Denkmal in meinem Herzen errichtet.

S. 365 und 366. behauptet der Erinnerer: Daß von einem guten Buche mehrentheils ſchon immer die Hälfte der Auflage abgeſetzt iſt, ehe ein Nachdruck erſcheint, oder, erſcheinen kann, und daß alſo der Verleger bey der Erſcheinung deſſelben, wegen des größten Theils ſeiner Auslagen ſchon geſichert iſt. Gegen die erſte Hälfte dieſer Behauptung iſt die Erfahrung: Daß es gute Seelen unter unſern Herren Collegen giebt, welche aus Ueberzeugung von der Nützlichkeit des Nachdrucks für ihren Beutel; aus eingewurzelten Haß gegen die ſächſiſchen und preußiſchen Buchhändler; und aus einer angebohrnen Abneigung, dem rechtmäßigen Verleger ſein Eigenthum zu bezahlen, während ihrer Anweſenheit auf der leipziger Meſſe, Veranſtaltungen zu treffen wiſſen: daß, wenn es etwa einmal gar nicht möglich wäre, die Bogen einzeln, ſo wie ſie gedruckt werden, aus der Buchdruckerey zu bekommen, das Buch doch wenigſtens gleich, ſo wie es die

Preſſe

Preſſe verläßt, vermittelſt der Poſt, an die Nachdrucker geſendet werde.

Kaum ſolte man es glauben, daß es wahr ſey: Es giebt Buchhändler, welche in ihren Reden und in ihren Briefen an Gelehrte, wider den Nachdruck declamiren, und unterdeſſen, ganz in der Stille, mit den Nachdruckern in ein ſchändliches Bündniß ſich einlaſſen; das Buch, welches nachdruckbar iſt, ſelbſt vorſchlagen; die Gelder dazu herſchießen, und ſich dafür, auf eine gewiſſe Zeit, den alleinigen Vertrieb, des Nachdruckes vorbehalten.

In Rückſicht der andern Hälfte der Behauptung möcht ich wiſſen — vorausgeſetzt, daß von guten Schriftſtellern, und von guten Büchern die Rede iſt — wie der Verleger es möglich machen kann, in den mehreſten Fällen die Koſten ſeines Buches ſchon aus der Hälfte der Auflage zu ziehen. Ein guter Schriftſteller arbeitet doch nicht um Tagelohn; er verlangt auch für ſein Werk ein anſtändiges, typographiſches Kleid! Dürft' ich ins Detail gehen; ſo wolt ich hier eine Berechnung machen, woraus ſich ergeben würde: daß einer der verehrungswürdigſten Buchhändler an einem Werke, welches von großer Brauchbarkeit, und alſo nachdruckbar war, wovon er 750 auflegen ließ, wofür er 5 Rthlr. Honorarium gab, nach dem Verkauf der ganzen Auflage, innerhalb 3 Jahren, nicht mehr als 50 Rthlr. reinen Gewinn hatte. Machte er den Preiß höher als 2½ Rthlr., ſo blieb ſein Buch liegen, und eine ſtärkere Auflage war in vieler Rückſicht nicht rathſam. Dieſer Fall iſt nicht allge-

mein, aber ich behaupte mit der größten Wahrheit: In den mehreſten Fällen fängt der Buchhändler erſt an zu gewinnen, nachdem ⅔ von der Auflage verkauft iſt. Ob ihm ſolcher Gewinn nicht zu gönnen, ob er ihm nicht nothwendig iſt, mag ein jeder nach dem, was ich ſchon geſagt habe, entſcheiden.

S. 366. fragt der Verfaſſer: Wenn ein Mann von einem Buche zwey oder drey Auflagen ohne heruntergeſetzten Preiß verkauft hat, bey einem Nachdruck über Diebſtahl ſchreyt; verdient der wohl, daß er gehört wird? Eine ſonderbare Frage! Vor welchem Gerichtshofe wird ein Mann deswegen mit ſeiner Klage über Diebſtahl abgewieſen, oder in ein nachtheiliges Licht geſtellt, weil er ſchon ſo viel in der Welt erworben hat, daß er den Diebſtahl überſehen kann? Ich vermuthe, daß der Herr Verfaſſer dieſer Frage in ganz behaglichen Umſtänden iſt. Demohngeachtet möcht' ich es nicht wagen, ihm ein Buch nachzudrucken, und mich etwa folgendermaßen deßhalb entſchuldigen: Sie, mein Herr, haben ſchon ſo und ſo viel an dem Buche gewonnen, laßen Sie mich nun auch etwas daran verdienen, und beſchweren Sie ſich über meinen Nachdruck nicht.

In der That, ich ſchäme mich, wenn ich bedenke, was ein Kaufmann, was jeder andre ehrliche Mann über dieſe und dergleichen Aeuſſerungen vom Buchhandel denken muß. Wird unſer Handel, bey weiterer Ausbreitung und allgemeinerer Annahme ſolcher Grundſätze nicht eine Bande tolerirter Buben werden, die darauf lauern, ſich einander das Brod aus

dem Maul wegzunehmen, die keine andern Grundſätze haben als Eigennutz, deren vollkommenſte Geſchicklichkeit in der höchſten Cultur derjenigen Künſte und Pfiffe beſteht, wodurch einer den andern mit guter Manier zu bevortheilen ſucht.

Von S. 366 bis 369 wird die Nützlichkeit des Nachdruckes durch Beyſpiel und Gründe bewieſen, womit man jede andre unrechtmäßige Handlung eben ſo gut vertheidigen kann. Will ſich der Leſer davon überzeugen, ſo leſe er nur mit einigen kleinen Veränderungen, in den Nebendingen, ſtatt Buch, Uhr, ſtatt Nachdrucken, Stehlen, und ſtatt Nachdrucker Uhrendieb. Will ſich der Herr Verfaſſer ſelbſt lebendig davon überzeugen, ſo ſetze er nur ſtatt des Wortes Bücher im Allgemeinen, den Titel eines ſeiner beſten Verlagsbücher. Wollen ſich die Fürſten davon überzeugen, ſo leſen Sie nur ſtatt Buch, Banknote, und ſtatt Nachdruck, das Nachmachen der Banknoten.

Von S. 369 an bis S. 372 ſind die Beweiſe für die Nutzbarkeit des Nachdruckes viel ſcheinbarer, und verdienen daher eine genauere Prüfung.

Von Schul- und andern Büchern, welche faſt in jedem Hauſe und faſt in ganz Deutſchland eingeführt ſind, ſoll der Nachdruck erlaubt ſeyn. Allein, dieſe haben am wenigſten den Nachdruck zu befürchten. Ich führe hier Langens Grammatic, gewiſſe Poſtillen, Lexica u. ſ. w. zum Beweiſe an. Wie geht das zu? Die Verleger, ſobald ſie von der allgemeinen Brauchbarkeit ihrer Bücher überzeugt ſind,

machen eine große Auflage ihres Buches, und werden, vermittelſt derſelben in den Stand geſetzt, einen ſo wohlfeilen Preiß zu machen, daß kein Nachdrucker ihnen gleich kommen kann. Als noch kein Nachdruck exiſtirte, waren die Bücher am wohlfeilſten. Jeder Buchhändler iſt ſo klug, daß er weis, je wohlfeiler ſein gutes Buch, deſto ſtärker ſein Debit; je ſtärker ſein Debit, deſto geſicherter ſeine Unternehmung iſt. Ein anderes Buch von der Art, wird das Seinige nicht ſobald verdrängen: denn es gehört viel dazu, ehe ein Buch allgemein wird. Der Buchhändler braucht alſo nur Klugheit zu beſitzen, und bedarf nicht der Furcht vor den Nachdruck, um ſich zu wohlfeilern Preiſen zu beſtimmen. Aber wie? Wenn nun ſolche Bücher als vogelfrey erklärt werden, wie iſt es möglich, daß der Buchhändler ſich zu einer großen Auflage entſchließen kann? Eine größere Auflage koſtet ein größeres Capital in Aufwand des Papiers und des Druckes. Ich weis noch nicht, ob das Buch in meiner Provinz gleich eingeführt wird, ich brauche alſo Anfangs ganz Deutſchland zu meinem Abſatz. Aber ein jeder Fürſt iſt nach unſerm Verfaſſer verbunden, ein Buch von allgemeiner Brauchbarkeit in ſeiner Provinz gleich ſelbſt nachdrucken zu laſſen. Wenn das geſchiehet wie ſoll ich es anfangen, einen wohlfeilen Preiß, eine große Auflage zu machen? Ich werde mich hüten, mein Geld ſo aufs Spiel zu ſetzen.

Ueberdieß, wer kann entſcheiden: Nun habe der Verleger genug verdient; wer kann die Gränzen beſtimmen, wo die Rechtmäßigkeit einer Ungerechtigkeit anhebt oder aufhört? Ich fürchte, unſere politiſche Raiſonnements werden die Moral

ſo durchlöchern, daß jeder Böſewicht ſeine ſichere Ausflucht darin finden wird.

Kein Landesherr ſoll einem fremden Buchhändler ein Privilegium geben, weil es ſeinen Unterthanen zum Schaden gereicht. Geſetzt, ein Buchhändler iſt Unterthan eines Landesherrn, welcher nach der Meynung unſers Herrn Verfaſſers den Entſchluß gefaßt hat: Alle brauchbare Bücher in ſeinem Lande nachdrucken zu laſſen, und keinem auswärtigen Buchhändler ein Privilegium zu geben. Dieſer Buchhändler hat das Glück, in Verhältnißen mit guten Schriftſtellern zu ſtehen, und einige vortrefliche Manuſcripte zu bekommen; er iſt ein thätiger Mann; die Mittel, ein wohlhabender Mann zu werden, ſind in ſeinen Händen; aber er hat das Unglück, ein Unterthan von Ihro Durchlaucht zu ſeyn. Die Provinz iſt zu einem großen Abſatz viel zu klein. Andre Fürſten ſind dem Beyſpiel des ſeinigen gefolgt; ſein Buch wird in jeder Provinz nachgedruckt, und die Privilegien ſind aufgehoben. Die Folge davon iſt, daß er an einem rechtmäßigen Buche nichts mehr verdienen kann, und am Nachdrucke auch nichts; denn, der Nachdruck iſt ja allgemein, man hat eine eigene Ausgabe des Buchs in jeder Provinz. Der Mann muß zu ſeinem Fürſten gehen, und bitten, es doch beym Alten zu laßen; andre Leute ſind eben ſo klug als wir, und am Rande kömmt jeder bey dem neuen Syſtem zu kurz. —

Wie viele Bücher, auſſer Geſangbuch, Catechismus, Bibel und flüchtigen Blättern werden wohl gedruckt, bey wel-

chen der Verleger mit dem Gewinn zufrieden ſeyn könnte, welchen er aus der Provinz zieht, worinn er wohnet. Zu den erſten Werken des Geiſtes reicht ja oft ganz Deutſchland nicht hin, um dem Verfaſſer zu einem billigen Gewinn und dem Verleger zu ſeinen Koſten zu verhelfen.

Hier iſt der Ort, es öffentlich zur Ehre der ſächſiſchen Buchhändler zu ſagen: daß ſie das beßte Mittel in Händen haben, dem Nachdruck ein Ende zu machen; daß ſie es wiſſen, aber aus Delicateſſe nicht gebrauchen. In jeder Provinz Deutſchlands gedeihen in unſern Tagen Früchte des Geiſtes, wobey etwas zu gewinnen iſt. Die ſächſiſchen Buchhändler dürften ſich nur mit einigen Preußen und Niederſachſen vereinigen, ohne Schonung nachdrucken, was in Ländern erſcheint, wo man ihnen unter hoher Begünſtigung nachdruckt. Ich ſtehe dafür, es ſolte bald anders werden. Kein Land hat thätigere Geſchäftsmänner, kein Land hat eine beſſere Lage zum Vertriebe des Nachdruckes; kein Land hat mehrere Kräfte überhaupt, eine ſolche Unternehmung mit Glück auszuführen.

S. 370. heißt es: Ueber den Nachdruck eines allgemein nützlichen Buches in entfernte Provinzen viel Aufhebens zu machen, wäre eben ſo, als wenn Herr Hammer in Mannheim ſich beklagen würde, daß man auch an andern Orten Wetterableiter errichtet, ohne ſie durch ihn beſorgen zu laſſen. Soll der Landmann gebunden ſeyn, ſich ſeine Pflüge aus einem andern Lande kommen zu laſſen, weil man dort eine neue und beſſere Art von Pflügen zuerſt erfunden hat?

Ich

Ich füge zu dieſen Beyſpielen des Herrn Verfaſſers noch ein andres hinzu, welches von andern Leuten ſehr häufig gebraucht wird: das Nachmachen einer gewiſſen Manufacturwaare. Was kann man darwider ſagen? Dieſes: Jeder Erfinder eines Kunſtſtückes oder einer der Menſchheit nützlichen Sache, kann ſeine Erfindung zurückbehalten, bis ihm von großen Herren eine Belohnung für ſeine Erfindung zugeſtanden iſt. Oder er kann bey wirklicher Ausführung ſeiner Erfindung gewiſſe Dinge ſo verſtecken, daß ſie nicht gleich nachgemacht werden können. Oder, er kann ſich für die erſten Modelle ſoviel bezahlen laſſen, daß er Zeit ſeines Lebens gedeckt iſt. Der Manufacturiſt iſt Erfinder und Handelsmann zugleich. Die Mode giebt ſeiner Waare einen ſchnellen Zug, und der Gewinn daraus, gehört ihm allein. Er kann die Elle verkaufen wie er will. So hat ein jeder die Mittel in Händen, wodurch er ſich für ſeine Talente, Arbeit und Mühe bezahlt machen kann. Der Schriftſteller hat keine als den Buchhandel, und der Buchhändler keins, als den geſicherten Abgang. In dieſer Rückſicht ſolten die Oberhäupter Deutſchlands die rechtmäßigen Auflagen wenigſtens auf gewiſſe Jahre ſchützen. Man laße dem rechtmäßigen Verleger ſechs bis zehn Jahr Zeit zum Verkauf ſeines Buches, behandle während dieſer Zeit den Nachdrucker als Criminalverbrecher, und laße hernach einem jeden, welcher nicht Kraft hat, durch ſich ſelbſt etwas zu gewinnen, Andern nachmachen, was er will.

Haben den Uebrigens dieſe angeführten Beyſpiele auch Aehnlichkeit genug mit dem Buchhandel, um aus der Rechtmäßigkeit des Nachmachens jener Hervorbringungen des

menſchlichen Geiſtes, auf die Rechtmäßigkeit des Nachdrucks richtig ſchließen zu können? Wenn der Erfinder der Ode ſich darüber beklagen wolte, daß ein anderer auch Oden mache, ſo würde das lächerlich ſeyn. So auch der Buchhändler, wenn er klagte, daß ein anderer auch Bücher verlege oder drucke. Wenn aber dem Manufacturiſten die beſondre Art von Wolle oder Seide geſtohlen wird, welche er nur allein hat und kein anderer haben kann, ohne ſie ihm zu ſtehlen, und daraus ihm das nehmliche Zeug nachgemacht wird, welches er erfunden hat, ſo kann er ſich mit Recht über Diebſtahl beklagen. Und dieſes iſt der Fall, wenn dem Buchhändler die Gedanken des Schriftſtellers, welche er durch den Ankauf des Manuſcripts allein hat, und kein anderer ohne Diebſtahl haben kann, geſtohlen werden, und daraus das nehmliche Buch gemacht wird, welches er verlegt hat.

Von S. 374 bis 375. führt der Herr Verfaſſer eine Klage über die unlöbliche Emſigkeit der Buchhändler, welche ihm ſeine Autoren wegkapern, und zu hohes Honorarium geben. Ich bedaure ihn deshalb ſehr, glaube aber auch zugleich, daß die Urſach dieſer Klage nimmermehr eine gegründete Rechtfertigung des Nachdrucks werden wird.

S. 376. beklagt ſich der Herr Verfaſſer, daß die leipziger Büchercommißion, nur diejenigen Buchhändler in Betref eines Nachdrucks ſchützt, die ihre Bücher bey ihr haben einzeichnen, oder, welches einerley iſt, haben privilegiren laſſen. Mir däucht, es iſt ſehr billig, daß wer geſchützt ſeyn will, erſt um Schutz anhalten muß, und daß, weil jedes Gericht

unterhalten ſeyn will; derjenige, dem das Gericht zum Beßten gereicht, auch zu deſſen Unterhaltung etwas beytrüge.

Wie richtig der Herr Verfaſſer vom Nachdruck urtheilen kann, ſobald ein richtiges Urtheil zu ſeinem Vortheil gereicht, erſiehet man aus folgender Stelle: Der Rock, den ich für baares Geld (gleichviel an welchem Orte) gekauft, iſt mein Eigenthum, und niemand hat das Recht mir ſolchen auszuziehen, wenn ich gleich kein Privilegium auf meinen Rock genommen habe. Der Verfaſſer ſagt eigentlich: Niemand in Leipzig hat das Recht, mir ſolchen während der Meſſe auszuziehen. Ich denke aber, es iſt einerley, wo und wenn der Rock ausgezogen wird. Die Sache bleibt immer dieſelbe.

Was der Verfaſſer über die Unſchicklichkeit, Privilegien über Ueberſetzungen zu ertheilen ſagt, iſt ſehr wahr. Unwahr hingegen iſt manches, was er bey dieſer Gelegenheit ſeinen Erbfeinden den ſächſiſchen Buchhändlern zur Laſt legt. Es machen heut zu Tage die auswärtigen Buchhändler mehrern Gebrauch von dieſer Unſchicklichkeit, als die ſächſiſchen.

Von S. 382 bis 384. ſpricht der Herr Verfaſſer von der Schädlichkeit des Nachdrucks, und darin ſind wir einig, aber nicht lange. Denn bey der Frage: Wer verlieret beym Nachdruck? ſind wir wieder ſehr verſchiedener Meynung. Der Verfaſſer antwortet: Nicht der Buchhändler! Ich antworte: Alle verliehren; Schriftſteller, Publicum und Buchhändler. Dieſer Verleger zahlt gern ein kleines Honorarium, jener giebt gern ſo viel er kann. Daraus folgt

nun,

nun, daß der eine leichter auf ſeine Koſten kommt, als der andre, und daß dieſer noch immer im Verluſt ſitzen kann, wenn jener lange gewinnt.

Zum Schluß leg' ich noch das aufrichtige Bekenntniß ab: Ich bin durch dasjenige, was der Herr Verfaſſer der Erinnerungen ſowohl für, als wider den Nachdruck geſagt hat, von ſeiner großen Geſchicklichkeit über dieſen Gegenſtand zu reden, völlig überzeugt worden. Betrift der Nachdruck ihn ſelbſt, ſeine Freunde und Nachbarn, ſo wird er mit Wärme und Ueberzeugung dagegen ſprechen können; betrift er aber ſolche Leute, deren Verlag dem ſeinigen überlegen iſt, und denen er folglich bey der Abrechnung baares Geld geben muß; ey nun, ſo hat der Nachdruck freylich auch ſein Gutes!

Von
einem Buchhändler aus der letzten Claße.

VIII.

Friedrich der Zweyte. 1777.

In ſeiner königlichen Seele
Vereinet jede Kraft, Weisheit und Tugend ſich.
Es ſtarben die Trajan, die Titus, die Aurele
Noch nicht: Sie leben fort, in Preußens Friederich.

Schink.

IX. In-

IX.

Impromptû.

Gräfin Sophia Frieß, am Tage ihrer Confirmation 1784.

Wer iſt die liebliche Geſtalt
Im ſeidnem, roſenfarbnem Kleide,
Das leicht, wie Luftgeweb' um ihre Schultern wallt,
Ihr großes, blaues Aug' voll überirdiſcher Freude?
Wer iſt die engliſche Geſtalt.
Auf ihrer Wang' des Himmels friſchſte Jugend,
Auf ihrer Stirn die Majeſtät der Tugend,
In ihrem Lächeln Paradies?
Die kniend dort, als wie vor Gottes Throne
Ein Seraph, feyerlich mit ſüßem Flötentone
Den Glauben Chriſtus laut bekennt?
Iſt ſie vielleicht der Engel einer von Jehovah
Herabgeſandt zu uns? Wie nennt
Der Himmel ſie? „Eloa"
Die Welt: „Sophia Frieß."

Schink.

X.

An Tina von Hohenberg, als ſie ſang. 1786.

Nein, Tina, nein, das iſt nicht deiner Stimme Klang,
Ein Engel haucht aus deiner Kehle!
Entführt haſt du dem Leibe ſeine Seele,
Das kann kein menſchlicher Geſang
Ein Engel haucht aus deiner Seele!

Schink.

XI.

An den Pfarrer Dumm, während ſeiner Predigt 1786.

Wenn, was du ſagſt, die Wahrheit iſt,
Daß der wahrhafte Chriſt ſich's Grübeln nicht erlaubet,
Mit dem Verſtand nicht forſcht, nein, nur einfältig glaubet
So biſt du ganz gewiß ein Chriſt.

Schink.

VIII.
Anhang.

No. 1.

Bey G. J. Göſchen in Leipzig iſt erſchienen: Anton Walls Erzählungen nach Marmontel. 1. Band.

Schon aus dem Titel erſiehet man, daß dieſe Erzählungen keine eigentlichen Ueberſetzungen der Marmontelſchen Contes moraux ſind. Es könnte ſie ein Franzoſe wieder in ſeine Mutterſprache überſetzen, und ſeine Landsleute würden zwar nicht ihren Marmontel darin erkennen, aber einen Schriftſteller, der ihm an die Seite geſtellt zu werden verdient. Der Verleger läßt hier eine Stelle aus der Erzählung Töffels und Röſe abdrucken, welche nach Annette & Lubin gemacht iſt.

Röſe iſt in der Stadt geweſen und kam am dritten Nachmittage wieder zurück.

„Töffel war mit den Herden im Walde. Er ſaß in einem melancholiſchen Cabinet von dichten dunkelgrünen Zweigen, welche die Natur ſelbſt zu einem lebendigen Gewölbe durch einander geflochten hatte. Auf dem Boden war ein Bett vom ſchönſten weichſten Mooſe zuſammengetragen: und nicht weit davon ſtürzte ſich eine ſpiegelhelle Quelle in ſilbernen Fäden über das Geſtein herab. Röſens Lieblingsſchäfgen ſtand neben Töffeln, und Töffel ſprach ihm von Zeit zu Zeit wegen Röſens Zurückkunft in einem barmherzigen Tone den Troſt zu, deſſen er ſelbſt bedurfte.“

„Röſe war kaum nach Hauſe gekommen, als ſie das Tuch voll früher Weintrauben, die ſie in der Stadt für Töffeln gekauft hatte, ſauber in ihr Handkörbchen auspackte, und fortgieng, um Töffeln, der ſie erſt in fünf Tagen erwartete, zu beſchleichen, und ihm eine Naſcherey zu bringen, dergleichen weder ſie noch Töffel jemahls geſehn, geſchweige denn gekoſtet hatten.“

„Er lag jetzt mit dem Geſichte nach der Quelle gewendet, und zählte, damit nur der Abend herbeykäme, die einzelnen Tropfen, die von einem der Silberfäden abſprangen. Röſe kam leiſe, ſtahl den Hut, den er neben ſich gelegt hatte, knüpfte ein ſchönes

langes grünes Band drum, und legte ihn wieder an Ort und Stelle. Sie rauſchte ein wenig mit dem Geſträuche: Töffel ſah ſich um, und erſchrak über ſeinen Hut, daß ihm das Herz pochte.“

„Er ging erſt einige Mahl von weitem um den Hut herum, und hatte endlich das Herz ihn langſam aufzuheben.“

„Ja, ja, du biſt mein leiblicher Hut,“ ſagte er, „und das iſt das Band, von dem mir vorgeſtern geträumt hat. — Ja, du biſt mein Hut, du kannſt es gar nicht läugnen; das da iſt der Schnitt, den die ſchabernackiſche Röſe hinein geſchnitten hat, und das da iſt der Häftel, den ſie mir angenäht hat, und das da — Aber ja, nun liege ich aber doch jetzt nicht im Bette, und ich träume auch nicht, und wie kannſt du nun mein einziger wahrer Hut ſeyn, wenn ich nicht im Bette liege, und du dennoch das Band um haſt, von dem mir bloß geträumt hat. — Stille, nun will ich gleich dahinter kommen, ob ich wirklich im Bette liege.“

„Er ſetzte den Hut auf, trat an das Becken, in welchem ſich die Quelle ſammelte, und wollte ſehn, ob er im Waſſer auch ein Band um den Hut hätte. Röſe kam geſchwind, und ſetzte dahin, wo der Hut gelegen hatte, ihr Körbgen mit den Weintrauben.“

„Töffel ſchüttelte ganz ernſthaft den Kopf, kehrte ſich ſo in Gedanken allmählig um, ſah dann die Weintrauben, und ſtutzte einige Augenblicke. Plötzlich riß er den Hut vom Kopfe, warf ihn zu dem Körbchen hin, daß es dampfte, hob die Beine auf, der Hexerey zu entlaufen, und lief der Hexe in die Arme, wie denn meine Gouvernante ſagte, daß das ſehr oft zu geſchehen pflegte, worauf ich mich aber nicht verſtehe.“

„Röſe fiel Töffeln um den Hals, zog ihn in das ſchöne Cabinet hinein, ſetzte ſich mit ihm nieder auf das Moos, und hielt ihn beym Ermel, damit er ihr nicht davon laufen ſollte. Er ließ ſich alles geduldig gefallen; aber er zitterte an allen Gliedern, und ein lautes Wort war nicht aus ihm zu bringen. Denn er beſah bald die ganze Röſe, bald den Hut, und bald die Weintrauben, von denen er gar keinen Begriff hatte.“

„Alſo ſprichſt Du, Du biſt die rechte Röſe?“ ſagte er endlich halb freudig und halb mit Entſetzen.

„Ih, Töffel, biſt Du geſcheut? Was ſoll ich denn ſonſt ſeyn? Sieh mich doch nur an: befühle mich doch nur.“

Ja, ſiehſt Du, Röſe, ſo bald Du nicht die rechte Röſe biſt, ſo ſtoße ich Dich den Augenblick da ins Waſſer. — Es ſollte mich dauern, wenn Du ein Geſpenſt wärſt — bloß weil Du ausſiehſt, wie meine Röſe — Aber ich — Nun warte; — Zeige mir

mir einmahl den linken Daumen, an den Du Dich vorige Woche gebrannt haſt.“

„Da haſt Du die ganze Hand.“

„Und das rechte Schienbein!“

„Da ſiehſt Du das Fleckchen.“

„Und wenn haſt Du Dich dran geſtoßen?“

„Vorgeſtern früh, da ich fortreiſen wollte, und ich mich noch einmahl nach Dir umſah.“

„Tritt mich einmahl auf den Fuß, ſo derb Du nur kannſt, damit ich ſehe, daß Du auch ſchwer biſt!“

„Von nun an, ſagte meine Gouvernante, werden Töffels und Röſens glückliche Tage ein Ende haben; und Sie, meine gnädigen Damen, werden finden, daß meine Gouvernante richtig prophezeyte, wenn ſie nur die Gnade haben wollen, nunmehr recht genau Acht zu geben. Denn Röſe trat Töffeln ſo derb auf den Fuß, als ihr nur möglich war, und fing an zu weinen, daß er ſie nicht mehr für ſeine rechte Röſe erkennen wollte.“

„Nein“ ſagte Töffel, „nun Du weinſt, nun ſehe ich, deß Du meine leibliche wahre Röſe biſt. — Aber nun erzähle mir nur, wo Ihr ſo bald wieder hergekommen ſeyd.“

„Und nun fing Röſe an alles zu erzählen, und die guten Leutchen thaten gar nichts Böſes weiter mit einander, als daß ſie ſich hundertmal umarmten, daß ſie ein paar Weintrauben Beere vor Beere mit einander theilten, daß ſie darüber die Sonne nicht untergehn ſahn, daß ſie aus Verſehen ihr Vieh alleine nach Hauſe laufen ließen, und daß ſie die eingebrochene Nacht nicht eher recht deutlich erkannten, als bis es ſo ſtock-pech-finſter war, daß man die Finſterniß kaum ſehn konnte.“

„Der Herbſt konnte nicht ewig dauern, und der Winter auch nicht, und Röſens bisheriger Schnürſenkel auch nicht: und da der Frühling wieder herankam, nahm ſie den Schnürſenkel, den ihr Töffel mitgebracht hatte, und dem es auch nicht an Länge fehlte; und Töffel hatte eine große Freude darüber, daß ſein Schnürſenkel an das Tageslicht kam, und Röſe hatte eine große Freude, daß Töffel eine große Freude darüber hatte; aber der Schöſſer des gnädigen Herrn, der ein ſehr ſcharfes Auge hatte, und eines Tags vor Röſen vorüber ritt, hatte gar keine große Freude darüber, ſondern band ſogleich ſein Pferd an einen Baum, rufte Röſen, die eben allein war, zu ſich, und hielt folgendes freundliche Geſpräch mit ihr, über das ſie gleichfalls am Ende gar keine große Freude hatte.“

„Nun, meine Tochter,“ fing er an, „wer ſind wir denn eigentlich?“

„Ih nu, Herre, Er iſt glaub' ich unſer Schöſſer, und ich bin die Röſe aus der Mühle da drunten.“

„So, ſo! — Nun wir ſind im Aufwachſen, ſeh' ich. — Wir ſchießen recht hübſch in die Höhe, ſeh' ich. — Aber wir wachſen nur nicht in's Schlanke, ſeh' ich.“

„Ih nu, Herre, was Ihn betrifft, Er iſt nun freylich nicht hübſch geſchlanke gewachſen, aber mit mir geht's doch noch ſo halbwege an.“

„Ja, ja! — Wie lange mag's denn wohl ſchon her ſeyn, daß uns das Miederchen da zu knapp wird?“

„Ih nu, Herre! Der alte Schnürſenkel zerſprang mir vor vier Wochen, und ſeit der Zeit muß ich bey dem neuen da immer manchmahl was zugeben.“

„Ja, ja, das kann wohl ſeyn, ich ſehe wohl. — Aber wer iſt denn Schuld daran, daß der alte Schnürſenkel zerſprungen iſt?“

„Ih, Herre, hört Er denn nicht? Der alte Schnürſenkel ſelber. Unſer einer nimmt zu: das ſieht Er ja wohl.“

„Ja, ja, das iſt freylich von unſer einem natürlich. — Aber wie iſt denn unſer einer zu dem Zunehmen gekommen?“

„Nein, Herre, ſo trete Er doch nur einmal neben mich, ob er nicht zehnmahl mehr zum Zunehmen gekommen iſt, als ich. Wie Er's gemacht hat, ſo muß ich's doch auch gemacht haben. Unſer einer ißt, und trinkt, und ſchläft, ſo gut wie Er.“

„Ja, ja, und dann hat man auch noch manchmal eines hübſchen Mahlgaſt auf der Seite — hm! hm! — der einem alles Liebes und Gutes erwieſen hat, hm!“

„Ich kriege meiner Mutter ihre Mahlgäſte nicht zu ſehn, und wenn ich ſie ſehe, ſo ſpreche ich: Guten Tag! und guten Weg! aber wem ich alles Liebes und Gutes erweiſe, das iſt Töffel, und meine Mutter, und Töffeln ſeine Mutter.“

„So! ſo — Alſo Töffeln alles Liebes und Gutes.“

„Ja, Herre: Töffel macht's aber auch wieder ſo.“

„Ja, ja! — Und da haben wir wohl Töffeln in allem ſeinen freyen Willen gelaſſen?“

„Ih nu freylich, Herre! Was Töffel gewollt hat, das iſt auch allemahl mein Wille geweſen.“

„Und da haben wir alſo wohl Töffeln alles erlaubt?“

„Iſt Er nicht wunderlich? Was hätte ich denn Töffeln abſchlagen ſollen?“

„Ey, ey, ey! — Alſo gar nichts abgeſchlagen? ganz und gar nichts?“

„Ih

„Ih nein doch! — Sieht Er, die Augen wollte ich mir auskratzen, wenn Töffel mit guten Gewiſſen ſagen könnte, ich hätte einmahl im Ernſte zu ihm geſagt: Nein, das ſollſt Du nicht — Ih, Herre, ich und Töffel ſind ja mit einander leibliches Geſchwiſterkind.“

„Was? wer? was? leibliches . . . .“

„Gelte: nun geht Ihm erſt ein Licht auf? Freylich, leibliches Geſchwiſterkind!“

„Ach, du frommer, keuſcher, gütiger, gerechter Himmel“

„Ih ja wohl, Herre! — Denkt Er denn, daß ich ſonſt den ganzen Tag mutterſeelen=allein bey Töffeln bliebe? daß ich mich haſt du nicht geſehn mit ihm über Stock und Stein jagte, und daß ich mich hernach, wenn wir uns müde geſprungen haben, mit ihm in unſre grüne Hütte ſetzte, und da ohne Sorgen wohl gar einſchliefe? — Nein, Herr, da kennt Er mich nicht. Meine Mutter hat mir geſagt, ein jung Mädchen müßte ſich mit den jungen Burſchen nicht gemein machen: aber mit Töffeln ginge das eher an, denn wir können uns doch nicht heirathen.“

„Der Schöſſer fuhr fort auf den Grund zu fragen, und Röſe fuhr fort auf den Grund zu antworten; und kurz, meine gnädigen Damen, der Schöſſer behauptete am Ende Röſen ins Geſicht, es wäre ſonnenklar, daß ihre Mutter bald zur Großmutter werden würde.“

„Ih, Herre,“ ſagte Röſe halb verſchämt, „Er iſt nicht wohl geſcheut. Ich und Töffel ſind ja nich Mann und Frau.“

„Ey! ey! ey! Das iſt eben der Fehler, daß Ihr nicht Mann und Frau ſeyd., — Aber hat ſich denn an dem Nachmittage, da Ihr ihm die Weintrauben mitgebracht habt, nicht der Himmel und die Erde aufgethan?“

„Ja, Herre, da fragt Er mich zu viel.“

„Hat es denn nicht wenigſtens gedonnert und geblitzt?“

„Nein, Herre, nicht ein Bißchen.“

„Hat ſich denn nicht einmahl die Sonne ſchwarz gefärbt?“

„Herre, ſo lange ich die Sonne den Tag geſehen habe, ſahe ſie ſo ſchöne helle, wie ein Spiegel. Aber wie wir in der Nacht nach Hauſe tappten, da war es Ihm ſtock=pech=brand=finſter, und wir haben was rechts gelacht, weil wir aus einem Graben in den andern purzelten.“

„Nu, da ſehen wir's, da ſehen wir's. Die Natur hat ſich ſo entſetzt gehabt, daß ſie ſich erſt in der Nacht drauf hat beſinnen können, Euch ein Anzeichen von Eurer Schandthat zu geben.“

„Herre, was iſt denn das für ein Ding, eine Schandthat?“

 „Eine

„Eine Schandthat iſt eine Schandthat über alle Schandthaten, eine ſchändliche That, eine . . . .“

„Ach, ich dachte gar, Herre! Ich und Töffel haben einander nichts zur Schande angethan, weiß Er's? — Was wir einander gethan haben, iſt aus treuen Herzen geſchehen, und nicht aus Bosheit, weiß Er's? — Und wenn's nur wahr wäre, daß ich bald einen kleinen Töffel kriegte, ich wollte eine rechte Freude darüber haben, weiß Er's? — Und ſieht Er, da hab' ich hernach zwey Töffel, ſieht Er; und da will ich dem allerkleinſten unter den beyden Töffeln tauſendmahl guter ſeyn als Ihm, Herre, nimmermehr, ſieht Er.“

„Ey, ey, ey! Euer armes unſchuldiges Kind wird die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen — es wird nichts von Euch wiſſen wollen — es wird Euch weder Vater noch Mutter nennen — es wird darüber ſchreyen, daß Ihr es ans Tageslicht gebracht habt — es wird — Nu, wir werden zwar einander ſchon weiter ſprechen, meine Tochter.“

„So ſagte der Schöſſer, ſetzte ſich wieder auf ſein Pferd, und ritte davon. Aber Röſen hatten ſeine letzten Worte auf einige Zeit verſteinert. Ihre leichten Füße waren ihr auf Einmahl ſo ſchwer geworden, daß ſie nur langſam und mit Mühe Töffeln entgegen ſchleichen konte, als ſie ihn von weitem kommen ſah.“

„Höre, Töffel,“ ſagte ſie, „ach Du armer guter Töffel!„

„Nun was fehlt Dir denn, Röſe? — Biſt du denn gefallen?“

„Weißt Du denn was neues?“

„Nein, Röſe, ich weis nichts neues.“

„Ich bin Deine Frau nicht, und der kleine Töffel iſt mein Kind, und meine Mutter iſt eine Großmutter.“

„Was wär's, Röſe? — Du, das war mir zu viel auf Einmahl. Erzähle mir's einzeln.“

Ey, ich werde Dir's wohl noch einmahl ſagen ſollen, Du Kindtaufenvater Du?“

„Was? ich — ich ein Kindtaufenvater? — Höre, Röſe, ich bin Dir herzlich gut: aber wenn Du mich belügſt — wenn Du mir eine vergebliche Freude machſt, da mag ich nichts mehr von Dir wiſſen — Sage mir's, wer iſt ein Kindtaufenvater? — aber ein wahrer leibhaftiger Kindtaufenvater, wie alle Kindtaufenväter? — Nun, Röſe, aber lüge nicht.“

„Ja, nun ſoll's wohl nicht einmahl wahr ſeyn.“

„Höre, Röſe, habe die Barmherzigkeit, und die Freundſchaft, und die Liebe, und ſage mir deutlich, ob ich wirklich ein Kindtaufenvater bin.“

„Ih,

„Ih, freylich, Du Schelm Du. Der Herr Schöſſer hat mirs ſelber geſagt.“

„Ach du lieber Himmel, das iſt mir doch wahrhaftig eine rechte große Ehre, daß die liebe Obrigkeit ſelber mit drauf Achtung giebt. — Nun, Röſe, höre, ich möchte Dir vor Freuden bald weinen. — Siehſt Du, wahrhaftig das iſt doch eine Liebe von dem Herrn Schöſſer. — Aber nun, Röſe, wie iſt es denn in aller Welt — Komm, ſetz Dich her, Röſe — Nun ſage mir einmahl, wie denn alles zugegangen iſt. Das muß doch die liebe Obrigkeit auch aufgeſchrieben haben.“

„Ih ja, wies zugegangen iſt. — Es iſt zugangen, ohne daß wir's gewußt haben. — Aber gelte, Töffel, ich habe Dir in meinem Leben keine Schande angethan.“

„Ey, und wenn du mir alle mögliche Schande angethan hätteſt, nun hätteſt Du alles auf Einmahl wieder gut gemacht. — Aber Du biſt nicht geſcheut, Röſe: und ſage mir einmahl, Du haſt ja gar keine rechte Freude über die unverhofte Ehre.“

„Ey, der Herr Schöſſer hat mir meine Freude bald gar verdorben.“

„Warum denn?“

„Er ſagt, unſer kleiner Töffel würde die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlagen, und er würde uns nicht Vater und Mutter heißen wollen.“

„Weswegen denn?“

„Weil wir eine Schandthat begangen hätten.“

„Wegen welcher Urſache denn?“

„Weil die Nacht drauf ſo ſtock-pech-finſter geweſen wäre.“

„Du, wo ritt denn der Schöſſer zu?“

„Ih, er ritt nach Hauſe.“

„Bleib Du da ſitzen, Röſe, und ſey Du nur recht luſtig. Ich will ſchon wiederkommen.“

„Der Schöſſer war nicht längſt zu Hauſe, als ein artiger junger Burſche bey ihm herein trat, der ganz ernſthaft ausſah.“

„Sein Diener, Herr Schöſſer!“

„Schön Dank! Seyd willkommen!“

„Schön Dank!“

„Was bringt Ihr? wo kommt ihr her? wer ſeyd Ihr?“

„Ich bin der Töffel von der Röſe, wo ich Kindtaufenvater bin, und ich wollte nur in der Güte wiſſen, weswegen unſer kleiner Töffel mich nicht Vater und Mutter heißen ſoll.“

„Schämt Ihr Erzböſewicht Euch denn nicht, Euch noch auf Gottes Erdboden ſehn zu laſſen?“

„Herr, Er hat mich gar nicht verſtanden. Ich bin der Töffel, der ....“

„Ihr ſeyd der Schandmenſch, der nicht verdient das Tageslicht zu ſehen, und der ſich nicht entblödet hat, dieſes unſchuldige Mädchen von dem Pfade der Tugend abzuführen, und in den Abgrund des Laſters hinunter zu ſtürzen.“

„Herre, wer das noch einmahl ſagt, der mag ſelber ein Schandmenſch ſeyn. Denn ich habe meine Röſe in keinen Abgrund hinunter geſtürzt: ſondern, wenn Er ſie ſehn will, ſie ſitzt geſund und friſch draußen am Wege unter der großen Steineiche, und wartet, bis ich wiederkomme. Aber Er, Herr Schöſſer, Er hat der armen Röſe wunderliche Dinge in den Kopf geſetzt, die ihr die ganze Freude verdorben haben, und da möchte ich nur wiſſen, warum Er das gethan hat.“

„Ich glaube, der Naſeweiß will noch mit ſeiner hohen Obrigkeit freveln. Ih, Ihr Ehrenſchänder Ihr, habt ihr denn nicht Röſen ihr Liebſtes auf Erden genommen?“

„Wer? was? ich, Herre?“

„Habt Ihr denn nicht Röſen um ihre Ehre gebracht?“

„Wie denn ſo?“

„Habt Ihr nicht gemacht, daß ſie nun weder ein Mädchen, noch eine Frau iſt?“

„Für die Frau ſorge Er nicht, Herr Schöſſer. Alleweile will ich mit zum Herrn Paſtor gehn.“

„Ihr Ignorante, wißt Ihr denn nicht, daß Ihr Röſens Mann gar nicht werden könnt?“

„Nun, Herr Schöſſer, da will Er mich nur zu lachen machen. Ich bin ſchon Röſen ihr Kindtaufenvater, und ſoll nicht ihr Mann werden können? Flickerment, Herr Schöſſer, ſage Er mir einmahl, welches von beyden das Vornehmſte iſt.“

„Das Vornehmſte iſt, daß Ihr ein criminelles Verbrechen begangen habt, daß man Euch deswegen zu ſeiner Zeit ſchon finden wird, und daß Ihr Röſen nicht wieder anſehen, und nicht wieder mit ihr reden dürft.“

„Herr Schöſſer, das kann Er mir gar nicht zumuthen, und das gibt auch Röſe nicht zu. Und wer ſoll denn für Röſen den Herrn Schulmeiſter herumſchicken? Und wer ſoll denn den kleinen Töffel warten helfen?“

„Das geht die Obrigkeit nichts an: und darnach fragen die Geſetze nichts.“

„Flickerment, Herr Schöſſer, das war ein geſcheuter Einfall von Ihm. Wenn die Geſetze nichts nach meiner Röſe und nach

nach dem kleinen Töffel fragen: ſo brauchen ich, und meine Röſe, und der kleine Töffel auch nichts nach den Geſetzen zu fragen."

„Nu, nu, das wollen wir ſchon ſehn; das wird ſich ſchon finden."

„Ja, Herr Schöſſer, das wird ſich finden. Und wie ſich der erſte kleine Töffel gefunden hat, ſo ſollen ſich alle die folgenden kleinen Töffel auch finden."

„Töffel drückte ſeinen Hut in die Augen, und ging geraden Weges zum Herrn Paſtor."

No. 2.

Bey G. J. Göſchen in Leipzig iſt erſchienen:

Doolin von Mainz, ein Rittergedicht in 10 Geſängen, von Alxinger. 8. 1 Rthlr.

Statt aller weitern Anzeige läßt der Verleger aus dem 10ten Geſang die Stanzen 1 bis 34 abdrucken.

Doolin iſt nach vielen Abentheuern um ſeine geliebte Flandrine, von dem König der Dänen, Danemond, in einem Zweykampf heimtückiſcher Weiſe rückwärts durchſtochen worden, indem der Zwerg des Dänen, ein Zauberer, Doolin mit einem Blendwerk täuſchte, ſo daß Doolin mit dem König zu fechten glaubt, indem er nur mit einem Zauberdunſt focht. Doolin bleibt als todt liegen, deſſen Schwert der Dänen König nimmt, und nachdem er Doolins getreue Sachſen geſchlagen hat, bemächtigt er ſich Flandrinens Burg, und will ſie mit Gewalt zu ſeiner Gemahlin machen. Unterdeſſen hat Bertrand, ein weiſer mit übernatürlichen Kräften begabter Mann, den Unfall ſeines Freundes Doolin vernommen, und hiermit fängt der 10te Geſang an:

1.

O du, dem die Natur ein Herz voll Liebe gab,
Der mit Flandrinen ſich vereinte,
Und ihren, ach zu früh! gefallnen Held beweinte,
Freund, trockne dir die edlen Thränen ab
Und ſteig getroſt mit mir auf jenen blutgen Hügel,
Wo ihn für todt der Wüthrich hingeſtreckt;
Sieh! ſtärker noch, als alle Bosheit, deckt
Den ſchwer verwundeten der Freundſchaft heilger Flügel.

2.

Den eh ſein Leben ganz aus dieſer Wunde troff,
Mahlt ſich durch magiſche Geſichte
Die ganze klägliche Geſchichte
Vor Bertrands Augen ab: Gleich wirft der Philoſoph,
Für ſeinen Freund aufs zärtlichſte beſorget,
Sich in den Wagen, fleugt, als hätt' er zum Geſpann
Von Helios Lichtſtrahlen ſich erborget,
Und langt zu rechter Zeit noch an.

3.

Zuerſt, Um ſich vor Ueberfall zu ſichern,
Verſetzet er den Grund drey deutſche Meilen weit,
Dann trocknet er mit ſeidnen Tüchern
Die ſpannenlange Wunde, ſtreut
Ein Pulver drauf, das fein und grau wie Aſche,
Das Blut im Augenblicke ſtillt;
Dann langet er nach ſeiner goldnen Flaſche;
Mit Lebenselirier war dieſe voll gefüllt.

4.

Sieh, ſieh! Das Elirier berühret kaum die Wunde,
So heilt ſie zu, und Doolin rafft
Mit wieder roth gefärbtem Munde
Sich auf vom Boden; neue Kraft
Blitzt aus den Augen ihm und ſchwellt ihm alle Sehnen;
Er ſchüttelt ſich, als wie nach einem ſchweren Traum;
Der Weiſe tritt vor ihn; der Held erkennt ihn kaum
So ſtröhmet ſchon ſein Dank in bitterſüßen Thränen.

5.

Mein Freund, mein Schutzgeiſt, ruft er aus,
Ihr ſeyds, euch dank' ich es, daß Blut in meinen Adern
Noch übrig blieb; ihr habt den ungerechten Lauf
Des Glücks gewandt! Laßt uns nicht mit dem Glücke hadern,
Sagt Bertrand, was iſt Glück? ein leerer Schall, der nicht
Doolinens Mund befleck', ein lächerlich Gedicht
Der Thoren, die ihr Recht der Vorſicht rauben
Und dann mit dieſem Nichts ſie zu erſetzen glauben.

6.

Ich kann der ewgen Weisheit Schluß
Nicht, wie euch etwa dünkt, nach meiner Willkühr wenden;
Ein ſchlechtes Werkzeug nur in ihren heilgen Händen,
Thu ich, was ſie gebeut, und muß,
Je unverkenntlicher, je heller
Ein bloß von ihr geborgter Schein
In meine Seele glänzt, je eifriger und ſchneller
Zu ſchuldigem Gehorſam ſeyn.

7.

Ich ſah, ſo wie man in die Weite
Durch Röhre ſieht, das Uebel, das euch dräute.
Es hindern konnt' ich nicht und hätt' es nicht gewollt;
Der herrlichſte Tribut, den man der Gottheit zollt,
Das Mittel, das die Erdefreuden
Unſchädlich macht, veredelt, würzt,
Der Engel, der uns oft nur darum niederſtürzt,
Damit er uns noch mehr erhöh', iſt Leiden.

8.

Bald ſeht ihr ſelbſt wie ſchön die Vorſicht Ring an Ring
In ihrer Kette ſchloß: die Prüfung, welche trüber
Als eine Wetterwolk' ob euerm Haupte hing,
Iſt, freut euch deſſen, bald vorüber;
Und jeder Kuß auf eurer Dame Mund
Macht euch alsdann die große Wahrheit kund,
Daß ſelbſt die Widerwärtigkeiten
Uns höheren Genuß, uns reinre Luſt bereiten.

9.

Der Jüngling, als der weiſe Mann
Von ſeiner Dame ſpricht, ſteht da, wie wonnetrunken,
Nachhängend ſeinem ſüßen Wahn,
Meint er, ſie ſey bereits an ſeine Bruſt geſunken.
Er küßt, umarmet ſie, er ſpricht mit ihr: O du
Mein Alles, fand ich dich! o wohl belohnte Mühen!
Nun ſoll kein Gott dich mehr aus dieſen Armen ziehen!
So ſchwärmt er, lächelnd hört der gute Bertrand zu;

10.

Hört zu mit jenem Hochgefühle
Des Edlen, der die Tugend nach dem Ziele
Gerücket hat und ſeines Werks ſich freut.
Er giebt dem Held ein leinen Kleid
Anſtatt des Panzers und der Schienen,
Giebt ihm ein Saitenſpiel in die geübte Hand,
Doolinens Kunſt darauf war ihm nicht unbekannt,
Die, ſagt er, werden euch zu euerm Zwecke dienen.

11.

Doch jetzund ruhet erſt: hier beut der Erde Schooß
Auf meinen Wink euch kühles ſammtnes Moos,
Und morgen, wann die Flur der Strahl des Abends röthet,
Seyd ihr — vor eurer Schönen Schloß,
In das ihr dann mit feſtem Muthe tretet.
Er ſprach es und verſchwand; ein Chor von Vögeln flötet
Den Held in einen Schlaf, der zwanzig Stunden währt
Und, wie er handeln ſoll, durch Traumgeſicht' ihn lehrt.

12.

Des andern Tags, weh euch ihr Dänen!
War Doolin, als die Flur der erſte Strahl
Des Abends röthete, mit Einem Mahl
Wach und beym Schloſſe ſeiner Schönen.
Er geht hinein durchs unbewachte Thor
Und dränget ſich, als käm' er, dieſe Feyer
Mit zu verherrlichen, durch Hülfe ſeiner Leyer
Bis zu des Brautpaars Sitz hinvor.

13.

Wer biſt du? ſchnaubt der trunkne Dänenkönig
Ihn an; doch kümmert dieß den Ritter, deſſen Blick
Den Ausgang ſchon erſpähet, wenig.
Seht ihr denn nicht, ſchnaubt er zurück,
Daß ich ein Sänger bin? und, ohne viel zu prahlen,
Kein ſchlechter, hört mich nur mit nöthiger Geduld;
Gefällt mein Lied euch nicht, ſo iſt es meine Schuld,
Auch ſollt ihr mir dafür nicht einen Pfennig zahlen.

14.

Bey meinem neuen Thron, bey meiner ſchönen Braut,
Schreyt Danemond, der ihn von Fuß zu Kopf beſchaut,
Du biſt ein ganzer Narr, doch das gefällt mir eben.
Sing zu! „Ja trocknen Munds ein Liedchen anzuheben,
Herr König, glaubet ihr, daß dieß der Singkunſt frommt?“
Er ſprichts und leert des Königs eignen Becher;
Der ſchreyt: Ha! das iſt mein! Es iſt nur, wem es kommt,
Nicht wem mans zugedacht, erwiedert unſer Zecher.

15.

Die Fürſtinn, ob er gleich ihr hart zur Seite ſtand,
Hat ihren Ritter nicht erkannt.
Denn jeder Reitz, der ſonſt, mit Majeſtät vermiſchet,
Auf ſeiner Stirne ſaß, war heute weggewiſchet;
Heut hat ſein dichtes goldnes Haar
Sich unter Bertrands Hand verdünnet und gebräunet;
Und nur mit halbem Lichte ſcheinet
Sein durch die Kunſt getrübtes Augenpaar.

16.

Und doch, doch war er kaum zum Saal herein gegangen,
Als ſchon, der ſüßen Ahndung voll,
Flandrinens Schwanenbruſt ihm ſanft entgegen ſchwoll;
Und nun er näher kam, ſo blühten ihre Wangen
Mit friſchem Roth, ein Lächeln zog ſich rund
Um ihren küſſenswerthen Mund,
Mit leiſe tönendem Gefieder
Ließ ſich auf ſie die holde Freude nieder.

17.

Sie wußte nicht, wie ihr geſchah,
Sie wußte nicht, daß ſich ihr Ritter nah';
Und dennoch fühlet ſie, als ob die Atmosphäre
In die ſein Athem fließt, ſchon herzerquickend wäre,
Auf einen Augenblick ſich aller Sorgen frey.
Sie ſinkt in ſüße Schwärmerey
Und ſpürt, obſchon ſie ſelbſt es dunkel nur verſtehet,
Das heilend jezt an ſie der Hauch der Liebe wehet.

18.

Vertieft in ſeiner Plane, ſaß
Der Biſchof ernſt an ihrer Seite;
Sprach, hörte, wenig, trank und aß
Noch weniger; was nun geſchehen, welche Beute
dem Tode werden, wen der Sieg bekränzen wird,
War ihm ein bleibender Gedanke;
Er ward von manchem feinem Schwanke,
Den Doolin vorgebracht, zum Lächeln nicht verführt.

19.

Doch dieſer giebt als Luſtigmacher
So manchen Wink dem allerhöchſten Lacher
Und macht ihm deutlicher, als jene Schreckenhand
Dem König Belſazer, den nahen Sturz bekannt.
Der aber merket nichts; man kennet ja die Thoren!
Es ſchläft, wie Shakespeare ſagt, in ihren langen Ohren
Ein ſpitzes Wort; anſtatt ſich vorzuſehn, dringt
Der König auf das Lied; der Held gehorcht und ſingt:

I.

Mir ward von meiner Mutter befohlen
Ein ſchönes Vögelein heim zu holen;
Ich ging in den nächſten Wald.
Vergebens irr' und ſuch' ich lange,
Als plötzlich aus einem Schattengange
Ein klägliches Zwitſchern erſchallt.

II.

Hin eilt' ich, da ſaß in goldenem Bauer
Mit hangendem Köpfchen, voll herzlicher Trauer,
Das ſchönſte Vögelein.
Das thäten zwey große Hunde bewachen,
Die bellten Wau! Wau! aus weitem Rachen,
Und meinten, ich ſollte ſie ſcheun.

III.

III.

Doch ſtatt ſie zu ſcheuen, die großen Hunde,
Erſchlug ich ſie und befreyte zur Stunde
Das arme Vögelein.
Das, als es ſeinem Kerker entſchlüpfet,
Schlägt dankbar mit beyden Flügeln und hüpfet
In meinen Buſen hinein.

IV.

Und doch gelangs, wer ſollt' es glauben?
Dem ſcheuslichſten Geyer mirs wieder zu rauben,
Von dieſem Herzen weg.
Ich laufe wie raſend ihm nach und ſchätze
Nicht groß, daß ich den Fuß mir verletze
Auf manchem dornigen Steg.

V.

Ich laufe bis ich den Geyer erſchaue,
So ſaß er, mein Vöglein in ſchneidender Klaue;
Doch eh er ſichs verſah,
War ſchon geſpannt mein ſtarker Bogen,
Mein Pfeil ihm ſchon ins Herz geflogen,
Patſch! — blutend lag er da.

20.

Hier endigte der Held und fragte,
Ob der Geſang dem Könige behagte.
Hm! hm! antwortet der, iſt dieſes Liedchen neu?
Wohl iſt es das, auf Sängertreu!
Ich hörte zwar, den Mann, der michs gelehret,
Und der es ſelbſt nicht ohne Zweck erfand,
Ergriff vor kurzem erſt des Todes kalte Hand:
Das hört' ich, doch man glaubt nicht alles, was man höret.

21.

Nachdrücklich ſpricht er dieß und ſchlägt,
Als wie von ungefähr, mit ſeinem Saitenſpiele
An Freund Turpins und der Prinzeſſinn Stühle.
Der erſte ſtaunet, aufgeregt
Durch dieſen Schlag; doch jezt bey einem höhern Lichte.
Das wie ein Wetterſtrahl durch ſeine Seele glänzt,
Das ſeinen Traum bewähret und ergänzt,
Erkennet er den Held, enträthſelt die Geſchichte.

22.

Nun hält er ſeinen Mund zum Ohr Flandrinens hin
Und flüſtert: Edle Frau, ſo wahr ich Ritter bin,
Der Mann iſt Doolin ſelbſt; mein Traum hat nicht gelogen.
Sie hört es zitternd, Freud' und Kummer zogen
Abwechſelnd durch ihr Herz; doch ſiegt ein innrer Sinn,
Der allzu laut ihr ſagt: ſie werde nicht betrogen.
Den letzten Reſt von Sorg' und Traurigkeit
Wirft ſie nun weg von ſich, gleich einem läſtgen Kleid.

23.

Auch zittert ſie nicht mehr für ihres Doolin Leben,
Wiewohl ihn lauter Feind' umgeben.
Feſt glaubt ſie, jener Arm, der ihn ſchon oft geſchützt,
Wann Ungeheur, vom Tod zu ſeinem Mord gedungen,
Den Edlen nicht erſchreckt, viel weniger bezwungen,
Der Arm, der eben ihn gerettet, werd' auch itzt
Allſorgſam über ihn den Vielgeliebten walten,
Werd' ihn für ſie und ſie für ihn erhalten.

24.

Der König der Geſchmack am fremden Sänger fand,
Geruht mit allerhöchſter Hand
Oft auf die Schulter ihn zu ſchlagen
Und allerweiſeſt ſo zu fragen:
Sag' an, du Narr von Sang und Klang,
Kannſt du ſonſt nichts, als fremde Gläſer ſaufen,
Und deiner alten Amme Sang
Für einen neuen uns verkaufen?

25.

Ey, ſagt der Held und viel bedeutend war ſein Blick,
Ey! ſchmäht nicht auf mein Lied, es iſt ein Meiſterſtück!
Ich wette, daß ihr gern halb Dänemark mir gönntet,
Wenn ihr es morgen wieder hören könntet.
Doch das bey Seit'! ihr fraget ob ich mich
Auf weiter nichts als Wein und Sang verſtehe;
Wißt, weil ich juſt ein Spiel dort aufgeſtellet ſehe,
Ich ſpiele Schach und ſpiel' es meiſterlich.

26.

Nun hatte Danemond nebſt vielen andern Sparren
Auch den, daß er ſich mächtig viel
Auf ſeine kleine Kunſt in dieſem edlen Spiel
Zu gute that; denn ſeit dem königlichen Narren
Ein junger Höfling einſt aus — Dummheit abgewann,
Er aber ihm das Bret ſo derb zum Kopf geſchlagen,
Daß der Gewinnende dem Tode kaum entrann,
Wollt' es kein zweyter je ihm obzuſiegen wagen.

27.

Und ſo denn, ſtets des Siegs gewohnt,
Verwechſelte der eitle Danemond
Unüberwindlich mit unüberwunden.
Verzeiht es, wenn hierin ihn ſeine Logik trügt;
Der Irrthum wird, dafern nicht die Geſchichte lügt,
Bey größern Königen gefunden.
Durch ſeinen Glauben denn geſtärket, rufet er:
Geh, Fiedler, geh und bring das Schachbret her.

28.

Der Ritter iſt bey Laun' ihn länger noch zu höhnen,
Gehorchet, hohlt das Bret und ſieht,
O Anblick, der die Seel' ihm in die Augen zieht!
Sein eignes, gutes Schwert in einem Winkel lehnen.
Doch ob ihm gleich der Zorn tief in dem Herzen wühlt,
Bezähmt er ſich und ſagt bey Ueberbringung
Des Schachbrets: niemahls noch hab' ich umſonſt geſpielt,
Doch mach ich ſtets die billigſte Bedingung.

29.

Beſeht zuvörderſt dieſen Ring;
Seit dem ich ihn aus werther Hand empfing,
Kam er noch nie von meinem Finger;
Aufs Ehrenwort ich ſchätz' ihn nicht geringer,
Als ihr die Dänenkrone ſchätzt,
Und dennoch ſey er euch zum Spielpreis aufgeſetzt;
Ihr aber ſetzet mir dagegen
Sonſt nichts, als jenen ſchlechten Degen.

30.

Topp, ſagt der König, und man bringt
Das gute Schwert, das unſer Ritter
Mit ſeinen Blicken faſt verſchlingt.
Indeß verſammeln, wie vor einem Ungewitter
Die Wolken, Sachſens Edle ſich,
Bis, als es Zeit zu ſeyn ihn dünkte,
Turpin nach Horſtens Haus ſie winkte
Und, ihnen nach, ſelbſt aus dem Saale ſchlich.

31.

Doch hat er erſt, wiewohl umringt von Dänen,
Die freylich heut der Wein ſo ſcharf
Als ſonſt nicht hören läßt, der königlichen Schönen
Den Plan entdeckt, den Horſt entwarf.
Sie hört ihn hoch entzückt, denn Hoffnung ſchreitet
An ihrer Seite ſtets und breitet,
Damit ſie Sorge, Furcht und Graus
Nicht anhauch', über ſie den grünen Mantel aus.

32.

Ihr Doolin wendet nicht die Augen von dem Dänen,
Der jauchzt, von Wein und Stolze blind,
So ſchlimm ſein Spiel auch ſteht, wie ein verzognes Kind,
Und wagt ſo gar den Gegner zu verhöhnen.
Doch dieſer, dem der Spaß nicht länger mehr behagt,
Schlägt zürnend auf den Tiſch und ſagt:
Ein Kluger pflegt nicht vor der Zeit zu lachen,
Der ſchlechte Bauer da wird euch das Garaus machen.

33.

Ihn brauch' ich nur; die Dame zwar iſt gut;
Doch geh ich recht dem Könige zu Leibe,
So iſts in meinem Plan, daß die entfernet bleibe,
Und, euch zu zeigen meinen Muth,
Will ich ſogleich ſie aus dem Brete heben.
Flandrine merkt den Wink, hinweg ſich zu begeben:
Sie thut es und verſchließt ſich in ihr Schlafgemach;
Der Ritter biethet jetzt dem König Schach ai.f Schach.

34.

Und macht ihn matt mit eben dieſem Bauer,
Den Danemond verlacht, doch welcher auf der Lauer
Schon lange ſtand, die Galle lief
Dem Dänen über, raſch will er den Gegner packen;
Doch das verſpielte Schwert, das dieſer ſchnell ergriff,
Pfeift ſchneidend ſchon durch ſeinen Nacken.
Sein Schedel fleugt aufs Schachbret, es zerbricht,
Und Doolin ruft: Schach matt, verfluchter Königswicht!

No. 3.

Ich habe mich erkühnt von den Früchten meiner Muſe einige Stücke abdrucken zu laſſen, unter dem Titel:

Gedichte zur Probe. Nebſt einer Epiſtel an Menſchenfreunde, zum Beſten der abgebrannten Salzunger. 8. Augsburg, 1787. 2½ Bogen. Preiß 3 Gr.

Sollte ich einen kleinen Gewinn dabey machen, ſo iſt ſolcher den abgebrannten Salzungern zugedacht, und deswegen wünſchte ich, daß Menſchenfreunde den Zuruf — Seite 12 bis 18 leſen mögten. In dieſer Gegend erweckte er einige zu einem milden Beytrag für jene Nothleidende, ſollte dieſes anderswo auch geſchehen, wäre es auch nur durch die Ankaufung dieſer Piece, ſo wäre mein Endzweck vollkommen erreicht; und ich für den Schritt, welchen ich wagte, ſo wie für allen Tadel, welchen ich befürchten muß, hinlänglich belohnt. Ich gebe

 hiedurch

hiedurch zu erkennen, daß ich meine Schwäche fühle. Dennoch habe ich mir einfallen laſſen, in dem Vorbericht zu dieſen Blättern zu ſagen: — Eure Stimme meine Leſer ſoll entſcheiden, ob ich meine übrigen Gedichte drucken laſſen oder in meinem Pult behalten ſoll. Jetzt bitte ich nur, daß diejenigen, die ſie gedruckt zu leſen wünſchen und ſolche kaufen wollen, ihre Namen und Beſtellungen an dem Ort angeben, wo ſie dieſe Probe bekommen. Dieſe Stimmen werde ich bis Michaelis ſammlen, und dann nachhero das weitere öffentlich bekannt machen.

Was geſchrieben iſt, das iſt geſchrieben, und dabey ſoll es auch bleiben, wenn gleich die Critiker (vielleicht finden ſie aber den Inhalt dieſer Piece ihrer Bemerkung nicht einmal würdig) mir die Herausgabe mehrerer Gedichte unterſagen ſollten; denn von dieſen darf ich freylich keine Aufforderung erwarten, meine Gedichte ſind zu proſaiſch, zu wenig mit ſchwärmeriſchen Bildern durchwebt — als daß ſie ſolche für gute Poeſie erkennen ſollten. Doch mir gefällt nun dieſer plane Gang, und habe ich dieſen Geſchmack mit einigen hundert Perſonen in Deutſchland gemein, ſo werde ich dieſen zu Ehren meinen Endzweck ausführen. Jetzt will ich nur noch kürzlich den Inhalt obiger Piece anzeigen, ſie enthält: Einen Vorbericht. — Eine Epiſtel an Nachdrucker. — Epiſtel an die Leſer. — Zuruf an Menſchenfreunde bey dem Unglück der Stadt Salzungen an der Werra, welche am 5ten Nov. v. J. durch eine Feuersbrunſt bis über die Hälfte verzehrt und in die Aſche gelegt worden. — Lieder: Mein Mädchen. Ein Gegenſtück zu Uz. — Mein Vergnügen. Eine Schilderung häuslicher Freuden. — Mein Wein. Ein Loblied auf den Ungerwein. — Mein Entſchluß. Ein Gedicht, welches die bittern Folgen der Liebe darſtellt. — An Lottchen. Als ſie ſich kaltſinnig gegen ihn bezeigte — Schilderung einer gewiſſen Claſſe von Frauenzimmern. Warnung an einen Freund. welcher heyrathen wollte.

Ein mehreres von dieſen Gedichten zu ſagen geziemt ſich nicht für den Verfaſſer.

Augsburg, im Jun. 1787.

Carl Hermann Hemmerde.

In der Buchhandlung bey E. Kletts Witwe und Frank in Augsburg.

No. 4.

No. 4.

Nachricht von einigen neuen Erfindungen und Verbeſſerungen optiſcher Inſtrumente.

Im Monat October des 1785ſten Jahres ließ ich in das ſo ſehr beliebte Journal: Litteratur und Völkerkunde, ein Verzeichniß der neueſten optiſchen Inſtrumente, die bey mir verfertigt werden, einrücken; da nun nach der Zeit Verſchiedenes ſo wohl erfunden, als verbeſſert worden, ſo will ich ſolches hiermit kürzlich anzeigen.

Das neueſte Stück iſt ein kurzes Sternrohr, zu Aufſuchung der Nebelſterne und Kometen. Dieſes Sternrohr iſt anjetzt das einzige in ſeiner Art, es iſt 13 und einen halben Zoll lang, hat ein achromatiſch Objectiv, und eine nach der Theorie des engliſchen Aſtronomen Flamſteed eingerichtete Ocularröhre, faſſet 6 Grad auf einmal, und vergrößert 8 und 2 drittelmal. Licht und Deutlichkeit ſind auſſerordentlich. Wer bey einer dunkeln Sternnacht, beſonders, wenn kein Mondlicht iſt, die Pracht des geſtirnten Himmels durch ein ſolches Sternrohr betrachtet, der wird über die unendliche Menge von Sternen 6. 7. 8. und 9ter Größe in Erſtaunen gerathen. Ein ſolch Sternrohr koſtet nebſt bequemen Stativ 12 Rthlr.

Das 2te Stück iſt eine große pyramidaliſche Camera obſcura, oder dunkle Kammer zu Aufnehmung der Landſchaften und aller Gegenſtände; dieſe iſt nach einer ganz beſondern Art eingerichtet, daß man auch in einem Zimmer Portraits, Statuen, und andere Dinge mit ihren natürlichen Farben, Licht und Schatten auf dem untern Reißbrete der Natur vollkommen gemäß auf das genaueſte abzeichnen kann; ſie kann bequem zuſammen gelegt werden, und nimmt nicht mehr Raum ein, als das Reißbret breit und lang iſt. Der Vorzug, den ſie vor allen dergleichen bis jetzt gewöhnlichen hat, beſtehet darinnen, daß ſie eines der beſten ganz ohne Objective, folglich volles Licht hat, daher erſcheinen die Gegenſtände, wenn ſie auch nur ganz ſchwach beleuchtet ſind, in dem brillanteſten Lichte ſcharf abgeſchnitten, da ſie in den gewöhnlichen bey der ſtärkſten Beleuchtung bey weiten nicht ſo helle und nett abgeſchnitten erſcheinen. Das Stück 13 Rthlr.

Das 3te Stück iſt eine kleine dunkle Kammer, in Geſtalt einer Kugel, das Auge vorſtellend, zur Demonſtration des Sehens bey einem weitſichtigen und kurzſichtigen Auge. Das Stück 6 Rthlr.

4. Breite hohlgeſchliffene Gläſer, 3 Viertel Zoll breit, von einer ſehr reinen und weißlichen Glasmaſſe, Landſchaften, Portraits und andere Gegenſtände dadurch en miniature zu zeichnen. Das Stück nebſt ſaubern Futteral 5 Rthlr.

5. Doppellorgnetten mit erhabenen Gläſern, vor diejenigen, die in Geſellſchaft keine Brille brauchen wollen, und dennoch ohne dieſelbe klare Schrift nicht leſen können. Dieſe ſind vor den breiten Leſegläſern ſehr vorzüglich; denn da ſie ganz nahe zum Auge gehalten werden, ſo ſiehet 1.) jedes Auge genau durch das Mittel des Glaſes. 2.) bleibt der Abſtand des Auges von der Schrift in beſtändiger gleicher Entfernung, da beym Leſegläſern der Abſtand durch das Niederſinken oder Erheben der Hand ſich beſtändig ändert, mithin wird die Schrift bald kleiner bald größer, je nachdem man das Glas der Schrift näher bringt, oder davon entfernt, dadurch aber wird das Auge ſehr irre gemacht und verdorben. Das Stück 1 Ducaten bis 3 Rthlr. 12 Gr.

Wer ein Sehrohr von Rambden hat, das 2 bis 3 Fuß lang iſt, aber nur blos für die Erde eingerichtet, und verlangt ſelbiges auch bey den Planeten brauchen zu können, der kann es bey mir mit 2 verſchiedenen Ocularröhren ſo eingerichtet erhalten, daß er es bey Sonnen = und Mondfinſterniſſen, bey Bedeckungen der Firſterne vom Monde, bey dem Aus = und Eintritt der Jupitersmonde aus und in den Schatten, beym Ringe Saturns, beym Streifen in Jupiter, beym neuen Planeten Uranus, bey den abwechſelnden Geſtalten der Venus, und bey den übrigen Planeten mit der größten Zuverläßigkeit gebraucht werden kann. Der Preis iſt ſo billig als möglich.

Samuel Gottlieb Hofmann,
Univerſitätsopticus, und Ehrenmitglied
der öcon. Societät zu Leipzig.

Neue Litteratur und Völkerkunde,

1ter Jahrgang 2ter Band.

No. IX.

September, 1787.

Deſſau und Leipzig, bey G. J. Göſchen.

Ankündigung.

Seit mehreren Jahren arbeitet Herr Schedel in Hamburg an einem Handlungs- und Waarenwörterbuch.

Das Werk wird dadurch den möglichſten Grad der allgemeinen Nützlichkeit erhalten, daß verſchiedene gelehrte und erfahrne Männer das Manuſcript, bevor es dem Druck übergeben wird, revidiren

Unterzeichnete werden den Verlag davon übernehmen, und es in zween Bänden in gr. 8 Lexikonformat, auf Oſtern und Michaeli 1788, unter dem Titel:

Schedels allgemeines und vollſtändiges theoretiſch und praktiſches Waarenwörterbuch für den Kaufmann, Fabrikant und Geſchäftsmann mit allem Fleiß abgefaßt und von ſachkundigen Männern durchgeſehen und berichtigt,

liefern.

Zu dieſem Vorhaben fordern wir das Publikum auf, da wir nicht zweifeln, daß ein ſo nützliches Werk die Unterſtützung erhalten wird, welche es verdient.

Es wäre überflüßig, hier ſagen zu wollen, was man zu erwarten habe. Jedermann ſieht von ſelbſten ein, daß der Geſchäftsmann, vom Cameraliſten bis zum kleinſten Krämer, ein Handbuch erhält, welches ihm in unzähligen Fällen brauchbar ſeyn wird. Eben ſo wenig ſind wir im Stande, itzo den Preis genau beſtimmen zu können. Schwerlich aber wird es über eine halbe Carolin kommen. Wir werden keine Koſten ſparen, um das Werk in einem ſo reinlichen und anſtändigen Gewande, und zugleich in ſo billigem Preiſe zu liefern, als wir denen würdigen Herren Theilnehmern an dieſer Arbeit, und dem Publiko es ſchuldig zu ſeyn glauben. Allein um dieſes möglich zu machen, iſt es nothwendig, einigermaßen die Auflage beſtimmen zu können, und deshalb ſchlagen wir den Weg der Subſcription ein.

Wer vor Ablauf dieſes Jahres ſubſcribiret, der hat ſich — ſo wie vorzüglich jeder Sammler — von unſerer Dankbarkeit beſondere Vortheile zu verſprechen, und ſein Name wird, als Beförderer des Nützlichen und Guten, dem Werke vorgedruckt.

Offenbach, im Auguſt, 1787.

Weiß und Brede.

Friedrichs
Lieder der Liebe und der Freude.

Da der zweyte Theil der Situation erſt in künftigem Jahr erſcheint; ſo giebt der Dichter indeſſen, in dieſen Liedern der Liebe und der Freude, dem Publikum eine Art von Divertimento. Die Sammlung liegt bereits in Manuſcript fertig. Sie beträgt, gedruckt im Format der Situationen, ungefähr 8 Bogen, und kann noch zu bevorſtehender Leipziger Michaelismeſſe erſcheinen, wenn anders die Druckkoſten durch die Pränumeration (30 Kr. Wiener Kurrent) bis 15. September hinlänglich gedeckt ſind. Die Pränumeranten erhalten ihre Exemplare auf feinem Poſtpapier, und ihre Nahmen werden vorgedruckt. Hier wendet man ſich entweder unmittelbar an den Verfaſſer (Preßgaſſe rother Krebs Nro. 464. 2ter Stock) oder an die Stahelſche Buchhandlung in der Wollzeil; auswärts an die nächſtgelegenen Buchhandlungen. Dieſen werden die Beſtellungen frachtfrey bis Leipzig ſpedirt, und ſie erhalten, ſo wie jeder freywillige Sammler, für Müh und poſtfreye Einſendung der Liſten und Gelder, jedes fünfte Exemplar. Wien, im Julius, 1787.

In Leipzig nimmt der Buchhändler Göſchen die Subſcription an.

Nachricht.

Des 3ten Bandes erſte Abtheilung von Weskett's Theorie und Praxis der Aſſecuranzen iſt nun fertig; er iſt auch unter dem beſondern Titel: Die Aſſecuranzwiſſenſchaft ſyſtematiſch bearbeitet, nebſt einer Sammlung alter und neuer Seerechte und dazu gehörigen Verordnungen, von Johann Andreas Engelbrecht, erſter Band, zu haben, und koſtet auf Druckpapier 4 mk. 8 ßl. (1 rthl. 12 gr. dän. Cour.) und auf Schreibpapier 6 mk. (2 rthl. dän. Cour.)

Denjenigen Liebhabern, die den 1ſten und 2ten Band von Weskett noch nicht beſitzen, will ich ſolchen bis Michaelis für einen holländiſchen Ducaten überlaſſen, ſo mir aber poſtfrey einzuſenden bitte; nachhero wird kein Exemplar anders als zum gewöhnlichen Preis von 11 mk. 4 ßl. (3 rthlr. 18 gr. dän. Cour.) verkauft.

Donatius.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

1. Jahrgang. 2. Band.

No. IX. September. 1787.

Inhalt.

I. Schubart S. 219
II. Freye Nachahmung der 8ten und 9ten Ode des erſten Buchs des Horaz. Von Hrn. D. Cordes 253
III. Empfindungen über die Mainziſche Coadjutorwahl. Von Hrn. D. Kauſch, K. Preuß. Kreishauptmann zu Militſch 255
IV. Gleichnißgeſang. Von eben demſelben 258
V. Geſchichte des groſſen Tumults in Genua und der Befreyung der Stadt im Jahr 1746 260
VI. Die Stimme des Volks an ſeinen König Friedrich Wilhelm den zweyten, vorgetragen von einem Brennen, 1786 286
VII. Albert der Waldmann. Von Hrn. L. Schubart 294
VIII. Fragment eines Schreibens von einem Engländer aus Livorno an ſeinen Freund in London. Aus dem in Hamburg herauskommenden British Merkury überſetzt. Vol. II. 304
IX. Die Hunde und der Löwe. Eine Fabel von Hrn. C. F. Pockels 306
X. Natur. An Karl Immanuel Kant. Von Hrn. Lor. Leop. Haſchka 308
XI. Weich ein Volk! Von Hrn. Lor. Leop. Haſchka 309
XII. Epiſtel an Herrn Profeſſor Wehnert in Parchim. Von Hrn. Brinkman. 310

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

IX.
September. 1787.

I.
Schubart.

Es iſt ſonderbar, daß die Deutſchen ſich mehr um ausländiſche Angelegenheiten, um merkwürdige Vorfälle in entlegenen Ländern, um ausgezeichnete Gelehrte und Künſtler andrer Völker, als um Nationalbegebenheiten und Nationalverdienſte bekümmern. Dies beweißt, wie wenig der deutſche Patriotismus noch Wurzel geſchlagen hat; denn die kleine Anzahl wahrer Patrioten kommt gegen die herrſchende Volksſinnesart in keine Betrachtung. Der unglückliche Schubart iſt unter andern davon ein auffallendes Beyſpiel. Dieſer talentvolle, auſſerordentliche Mann, würkte vor zwölf Jahren auf Süddeutſchland auf eine unglaubliche Weiſe. Seine deutſche Chronic, auf eine ſo intereſſante als originelle Art geſchrieben, die Vaterlandsliebe und Aufklärung in Gegenden zu verbreiten ſuchte, wo man die erſtere nicht kannte, und die letztere beſtändig mit dem plumpſten Aberglauben zu kämpfen

hatte, war in jedermanns Händen. Leute, die in ihrem Leben nichts als Legenden geleſen hatten, machten einen Salto mortale, und laſen nun die deutſche Chronik, ſprachen von Litteratur, von Kunſt, von Aufklärung u. ſ. w. Ich war Zeuge davon, weil ich mich damals in dieſem Theil Deutſchlands befand. Nie hat vielleicht ein deutſcher Schriftſteller das ſeltene Talent eines populären und doch dabey geſchmackvollen Vortrags in einem ſo hohen Grade beſeſſen, wie Schubart. Seine Schreibart war körnigt, voll Energie, Laune und glücklich gewählter Bilder; nur die Norddeutſchen konten damals den Werth dieſer Producte gehörig beurtheilen, allein ſie kamen faſt gar nicht über die Gränzen des fränkiſchen und oberrheiniſchen Kreiſes; als daher dieſe lehrreiche periodiſche Schrift aufhörte, und ihr Verfaſſer ein Opfer der Publicität ward, die ſeitdem ſo wohlthätig geworben iſt, ſo wurde dieſe merkwürdige Ereigniß in den norddeutſchen Zeitungsblättern kaum berührt. Man kante den verdienſtvollen Mann nicht, folglich nahm man nicht Antheil an ſeinem Schickſal. Nur erſt, als ſein vortrefliches Gedicht, die Gruft der Fürſten im deutſchen Muſeo erſchien, frug man mit Verwundrung an der Spree und Elbe, wer doch der Schubart ſeyn müſſe? Allein auch dieſes war nur ſehr vorübergehend, und niemand dachte weiter an den Dichter und an ſein Unglück. Es war, um ſeine Talente zu würdigen, und allgemeine Theilnehmung an ſeinem Elend zu erzeugen, kein geringerer Vorfall erforderlich, als der Tod desjenigen Monarchen, von dem Moſer einſt ſagte: „Nur Schade, daß er keine Welt für ſich allein hat.“ Da die Senſation bey dem Hinſcheiden Friedrichs ſo groß und ſo ausgebreitet war, fiel Schubarts Hymnus gleichſam

aus

aus den Wolken, und Perſonen vom erſten Range in Berlin, dieſer bis dahin galliſchdeutſchen Reſidenzſtadt, denen bey Erwähnung von ſchönen deutſchen Verſen Uebelkeiten anzuwandeln pflegten, ließen ſich gefallen, zum erſtenmal in ihrem Leben ein deutſches Gedicht zu leſen, und —— o Wunder! das nur der Tod eines ſolchen Coloſſen bewirken konnte, es erhielt ihren völligen Beyfall.

Der Buchhändler Himburg in Berlin begieng die edle Handlung, dieſe Senſation auf ſeine Koſten zu unterhalten, und theilte einige tauſend Exemplare des Hymnus ohnentgeldlich aus. Dieſer Mann iſt meines Wiſſens nicht reich, er kannte Schubart nicht, auch hatten wohl ſchwerlich mercantiliſche Ausſichten Antheil daran, denn wie gering ſind die Vortheile, die durch einen Band Gedichte, die von Schubart verfertigt, jetzt unter der Preſſe ſind, einem Buchhändler zuwachſen können. Seine Großmuth, die er von dieſem Augenblick an gegen den Dichter und deſſen unglückliche Familie werkthätig zeigte, verdient daher das Lob aller Edeldenkenden. Wenn manche Buchhändler den dürftigen Autoren ihre Arbeiten abdrücken; wenn andre handfeſte Ueberſetzungsfabricanten unterm Dache wie die Tauben nähren, ſie nur kärglich füttern, ihnen durch Vorſchuß im kalten Winter Feſſeln anlegen, durch ihre Sudeleyen vortrefliche Werke der Ausländer, vermittelſt erſtandener Privilegien verhunzen laſſen, und dadurch die deutſche Litteratur herabwürdigen; wenn noch andre wie Trattner, Wucherer, Schmieder und wie das Diebsgeſindel weiter heißt, das in ſo vieler Rückſicht dem Staat nützliche und mit Ehre verknüpfte Gewerbe eines

Buchhändlers durch Räubereyen ſchänden, und dadurch in den Augen mancher Herrſcher der Buchhandel in einem nachtheiligen Lichte erſcheint, ſo giebt es noch Männer, die durch ihre Art zu denken und zu handeln fähig ſind, die Ehre dieſes Standes zu retten. Himburg hat es gezeigt. Ich kenne dieſen Mann nicht, und ſtehe auch mit ihm nicht in der geringſten Verbindung; ſeine edle That aber zum Vortheil eines von aller Welt verlaſſenen Gelehrten, an deſſen unverdienten Leiden ich ſeit zehn Jahren lebhaften Antheil nahm, rührte mich; ich lies ihn daher durch einen Freund um die Mittheilung der Schubartſchen an ihm geſchriebnen Briefe zur Bekanntmachung erſuchen. Hier ſind achte derſelben, die man nicht ohne Intereſſe leſen wird.

v. A.

Anm. Dieſer Aufſatz nebſt den dazu gehörigen Briefen war für das May-Stück dieſes Journals beſtimmt, allein der Druck wurde hernach ausgeſetzt. Da ſie dem Kopf und dem Herzen eines Mannes Ehre machen, an deſſen Schickſal ganz Deutſchland Antheil genommen, ſo hat man ſolche lieber ſpät als gar nicht bekannt machen wollen.

Erſter Brief.

Hohen Asperg den 11. Oct. 1786.

Edler Mann!

Ich hätte meiner Antwort auf Ihren Brief die Eile des Sturms gewünſcht, ſo tief hat mich Ihre ſchöne Handlung beym Tode Ihres groſſen Königs, und die Aufforderung an meine Muſe gerührt. Aber mein trauriges Schickſal hemmte das Ungeſtüm meiner Wünſche, und ich kann Ihnen erſt jetzt Ihren treflichen — ſo tief in die Gluth des Patriotismus getauchten Brief beantworten. Ich wünſchte mein Herz Ihnen ſo ganz auszuſchütten, aber ich muß es verſchieben, bis es Gott gefällt, mir die Feſſeln abzuſtreifen, und meinen eiſernen Jammer zu enden. — Von der groſſen Aufforderung entflammt, ſetzt' ich mich ſogleich in meiner dumpfen Grotte nieder, und — ſang Ihren groſſen Friedrich in der Gruft. Dieſer Geſang, der ſo heiß von meinem Geiſt abfloß, wolt ich Ihnen unter dem Titel zuſchicken: Friedrich der Einzige, ein Obelisk; allein meine betrübte Lage zwang mich, dies Gedicht in der herzoglich-academiſchen Druckerey veranſtalten zu laſſen. Sie ſind zu weiſe, als daß ſich Ihnen nicht ſelbſt die Urſachen zudringen ſolten, die mich zu dieſem Schritte bewogen. Das Gedicht iſt ein Bogen, eng, aber ſchön gedruckt, und wird für 12 Kr. das Stück ausgegeben werden. Da ich dabey einzig auf die preußiſchen Staaten Rückſicht nahm, ſo hängt es nunmehr ganz von Ihrer Güte ab, ob meine durch mein elendes Schickſal verwaiſte Familie von dieſem Gedichte Vortheil haben ſoll oder nicht?

Ihre großmüthige Denkungsart, die Sie bey der Todtenfeyer Ihres groſſen Monarchen ſo ruhmvoll äuſſerten, läßt mich von Ihnen — in Abſicht auf mich, einen edelmüthigen Entſchluß erwarten. Ich bitte Sie alſo um die Gefälligkeit, meine Gattin, bey Herrn Expeditionsrath Elſäſſer in Stuttgard, in möglichſter Bälde zu benachrichtigen, wie viel Exemplare ſie Ihnen zuſenden darf? mit welcher Gelegenheit? und unter welchen Bedingungen Sie den Verſchließ übernehmen wollen? — Da ich Ihr edles Herz kenne, ſo ſtehen die Vorſchläge ganz in Ihrer Wahl. Man hat ſchon mehrmalen aus Schleſien, Preuſſen und Pommern meine Gedichte verlangt; da ich aber bis dorthin meiner Lage halber nicht wirken kann, ſo bin ich feſt entſchloſſen, aus meinen Gedichten die beſten zu ſammlen, ſie zu revidiren, mit mehreren ganz neuen Stücken zu vermehren, und ſie in einem einzigen Bande in Ihrem Verlage, wenn es Ihnen ſo gefällig iſt, gleich nach der Bekanntmachung meines Obelisks, herauszugeben. Machen Sie ſelbſt die Bedingungen, ſo wie ſie Ihren verdienten Vortheilen und der Unterſtützung meiner verlaſſenen Familie gemäß ſind. Ich zweifle nicht an gutem Erfolge. Meine in der Academie gemachte Auflage von 1500 Exemplaren hat ſich ganz vergriffen. Sie vertheilte ſich meiſt in Franken und Schwaben, und iſt — wie Schmieders Nachdruck — mit Gedichten verunſtaltet, die ich nur nothgedrungen aufnehmen mußte. — Gedachte Auflage ſoll erſt ſo erſcheinen, wie der Dichter vor einem ſo groſſen Volke erſcheinen möchte. — Ich erwarte alſo auch hierüber Ihren ſchleunigen Entſchluß.

Ich

Ich habe einen Sohn, der nun in der Academie abſolvirt hat, ſich auf die Rechtsgelehrſamkeit, Philoſophie, Geſchichte, Aeſthetic, alte und neue Sprachen mit groſſem Eyfer gelegt hat, ſich in jeder Abtheilung durch Fleiß und Geiſt hob, auch bereits manche Verſuche in der Dichtkunſt gemacht hat, die das Wehen des Genius verrathen. Seine unbeſcholtene Aufführung krönt ſeine Geiſtesgaben. Dieſen Sohn denk ich dem preußiſchen Staate, — dem mein Herz mit ſolchem Feuerungeſtüm ergeben iſt, — als mein koſtbarſtes Geſchenk zu weihen, und deswegen an Ihren groſſen Herzberg zu ſchreiben.

Gern will ich mich dann ſchlafen legen unter die Pflaumenbäume des Dorfkirchhofs, und meinen zehnjährigen blutigen Gram mit mir verſcharren laſſen; wenn ich nur meinen einzigen Sohn unter die Flügel des preußiſchen Adlers bergen kann.

Und nun leben Sie wohl, beſter edler Mann, und verwenden Sie ſich für die Angelegenheiten Ihres

armen unglücklichen Freundes

Schubart.

Zweyter Brief.

Veſte Asperg, im November 1786.

Edler, vortreflicher Freund!

Ich bin unfähig, das Entzücken zu ſchildern, das ich über Ihren Brief, — dieſen glühenden Seelenerguß des innigſten Men-

Menſchenfreundes empfand. Mir war's, als ſchaute ein Engel durchs Gitter meines Kerkers, und tröſtete mich mit Botſchaft vom Himmel. Das erſte was ich that, war ein Flammenſeufzer, der für Sie zum Allbelohner aufflog, deſſen ſelige Folge Sie gewiß im Leben, in der Stunde des Todes, und am Tage der Entſcheidnng empfinden ſollen. Mehr ſag' ich nicht, denn ich möcht' Ihnen nicht gern' durch leeren Menſchendank den Lohn rauben, den Sie gewiß von Gott zu erwarten haben.

Um Ihre Bemühungen für mich zu unterſtützen, hab' ich einige Briefe mit beygelegten Obelisken an die Götter Ihres Olimpos geſchrieben, und darin mit Wehmuth um Hülfe gefleht. Gott ſegne unſre Unternehmen! — O mit welcher Dankgluth will ich hinſtehn vor der Welt, und es ihr mit aufſchlutzendem Entzücken ſagen, was ich Himburg zu danken habe! — Erlauben Sie mir hier eine kleine Pauſe, um mit einer Wonnezähre den bittern Kelch meiner Leiden zu verſüſſen.

Das Mercantiliſche iſt mit einem Manne wie Sie ſind, bald abgethan. — Hier ſind 5000 Exemplare meines Obelisks, mit denen Sie ſchalten und walten können wie es Ihnen beliebt. Die Beſtellnngen aus Schleſien, Magdeburg und andern preußiſchen Staaten, habe ich alle an Sie gewieſen. Ich hoffe alſo, Sie ſollen die Exemplare unterbringen.

Ihr Vorſchlag wäre freylich der beſte geweſen, aber nach meiner Lage mußt ich das Gedicht in der academiſchen

Buch-

Buchhandlung drucken laſſen. So arm ich bin; ſo genügt mir's doch an der Ehre, einen ſo groſſen Gegenſtand nicht unwürdig beſungen zu haben. Von Ihrem Herzen bin ich's ja ohnehin überzeugt, daß Sie mir vom Vortheile zuflieſſen laſſen werden, was Ihnen möglich iſt. — Haben Sie nur die Güte, beyliegende für mich ſo wichtige Briefe zu beſorgen.

Der Select meiner Gedichte ſoll gewiß ſo ausfallen, daß wir Beyde Ehre davon erndten. Ich werde einige neue Gedichte beyfügen, die Intereſſe für die edlen Preuſſen haben ſollen. Mein Sohn ſchreibt wirklich die Gedichte ins Reine, um ſie Ihnen ſobald als möglich zuzuſchicken. Ich werde ſie mit einer neuen Vorrede begleiten, und die mir ſo wohlthätig angerathene Feile fleißig gebrauchen, — doch ohne der Form zu ſchaden. Was gar zu blank iſt, will meinem Genius nie behagen. Rohe Ecken, wilde Parthien, Felſengruppen mit nickendem Geſträuche, jähe Abhänge, Waldſtröme, lybiſche Wälder von Löwen durchbrüllt, ſind auch Scenen, der poetiſchen Mahlerey würdig, ich liebe ſie mit Oſſian und Shakſpear. Ein Eichenwipfel wiegt die Seele gröſſer, als ein Apfelbäumchen in der Blüthe.

Und nun auf die gröſſere Angelegenheit mit meinem Sohne zu kommen. Es iſt ihm zwar nahe Verſorgung verſprochen, allein nähere Mittel dazu zu ergreifen, ſind nach meiner Lage vorzuziehn. Er hat Kopf und Muth ſich zu heben. So bald ich deshalb Antwort aus Berlin erhalte, und mein Sohn eine Cur, wegen ſeiner in der Academie etwas zerrütteten Geſundheit gebraucht hat, ſo fliegt er mit Adlereile

nach Preuſſen. Er arbeitet wirklich an einer neuen Ueberſetzung Thomſons, weil er überhaupt für Griechen und Engländer enthuſiasmirt iſt. Auch hat er Erzählungen und Idyllen im Volksgeiſte ausgearbeitet, mit denen er debütiren ſoll, aber in keinem andern Verlage als in Himburg's, des Förderers ſeines zeitlichen Glücks. Ich werde es Ihnen nach Pflicht und Schuldigkeit ſogleich melden, wenn ihn hier nichts mehr zurück hält, ſeine ihm von der Vorſehung ganz ſelbſt gezeichnete Laufbahn anzutreten. —

Und nun ſegne Sie Gott der Schätzer und Lohner jeder Herzthat. Meine Gattin, mein Sohn, meine Tochter grüſſen Sie mit dem zährenhellen Blick der innerſten Dankbarkeit. Mein Genius umſchlingt Ihren Hals, und verſtummt vor Liebe.

Schubart.

Dritter Brief.

Stuttgardt, den 12. Nov. 1786.

Edler, verehrungswürdigſter Menſchenfreund! Sie kommen mir vor wie ein Engel vom Himmel geſandt, um den armen Schubart und ſeine Familie zu erquicken. Ich kann meine Empfindungen nicht ausdrücken, nur ſage ich Ihnen: Gott ſegne Ihre fernere Bemühungen, und lohne Sie hier in der Zeit und dort in der Ewigkeit.

Hier erhalten Sie ein Exemplar von dem Gedicht auf Ihren groſſen Friedrich; ich hoffe, daß es Ihren Beyfall finden wird. Auch hielt ich es vor nöthig, Ihnen vor allen

Dingen

Dingen Nachricht zu geben, daß ich den 8ten dieſes eine Kiſte und Paquet in Wachstuch auf den Poſtwagen gegeben, das an Sie kommen wird. In der Kiſte finden Sie verſchiedene Briefe von meinem Mann, die Ihnen alles Weitere ſagen werden; aber werden Sie nur nicht böſe, daß wir Ihnen ſtatt 500 Exemplare 5000 überſchicken. Wir ſind überzeugt, daß Ihr Vorſchlag der beſte geweſen wäre, aber unſere Lage lies es nicht zu. Wir haben 10,000 Exemplare drucken laſſen, wovon wir hoffen, den halben Theil im Reich unter zu bringen; man bezahlt mir hier für das Stück 12 Kr. Sie hingegen haben gänzlich Vollmacht, mit den 5000 Stück nach Ihrem Gutbefinden zu verfahren. Verſchiedene Freunde halten davor, daß die Summe beynahe in Berlin könne verſchloſſen, und dann doch noch eine neue Auflage, um das ganze Königreich zu verſehen, könnte gemacht werden, das wir aber ganz Ihnen überlaſſen wollen. Das Porto wird freylich viel ausmachen, ich konnte es nicht weiter als bis Frankfurth frankiren, doch iſt es ja nicht anders zu machen.

Ihre Güte werden wir gewiß nie mißbrauchen, nein wir wären einen ſolchen Freund nicht würdig, wenn wir nicht die Abſicht hätten, alles redlich mit Ihm zu theilen. Alles, alles ſteht nun bey Ihnen, was, und wie Sie es haben wollen; wir werfen uns ganz in Ihre freundſchaftlichen Arme, und laben uns inzwiſchen an angenehmen Hoffnungen, die uns Gottes Vorſicht durch Sie kund thun wird.

Und nun bezeuge ich Ihnen nochmals meinen gerührteſten Dank, für alle Ihre mehr als väterliche Sorgfalt.

Ich

Ich empfehle mich und die Meinigen zu Dero ferneren Wohlwollen, und bin voll Dank und Hochachtung

Ihre gehorſame Dienerin

H. Schubartin.

Vierter Brief.

Veſte Asperg, den 2ten Jenner 1787.

Edler Mann, vortreflicher Freund!

Verzeihen Sie, daß ich auf Ihren leztern, ſo ganz ins Blut Ihres ſchönen Herzens getauchten Brief erſt jezt antworten kann. Da wie ich weis, ſeit einigen Wochen der Artikel meiner Freyheit ernſtlicher als jemals beherziget wird; ſo dacht' ich Ihnen die Nachricht meines neuen Lebens gleich mit dieſer Antwort geben zu können, es wäre aber undankbare Zögerung, wenn ich meinem liebſten, beſten Himburg nicht früher antwortete. Ich habe am neuen Jahre mit den Gefühlen des herzlichſten Dankes an Sie gedacht, und meinen Wunſch für Sie von der Spitze meines Jammerberges freudig gen Himmel geſendet. Mancher Segen des Lebens und der Ewigkeit Lohn erwartet Sie auch meinetwegen; denn groß und gut und chriſtlich haben Sie an mir gehandelt. In meinem Lebenslaufe, den ich mit Strenge gegen mich ſelbſt, bis 1780 aufgeſezt habe, werd' ich es laut genug vor aller Welt ſagen. Und nun zu unſern Angelegenheiten. Mein Sohn wird, was ihn betrift, ſelbſt ausführlich ſchreiben. Es bleibt alſo dabey; er wird ein Preuſſe. Eine Ehre, nach

der

der ſein Vater rang, aber nie erreichen konnte. Ich hoffe es ſoll niemand reuen, ſich ſeiner angenommen zu haben. Er hat einen Grund gelegt, auf den ſich viel bauen läßt, und Unterwürfigkeit, Demuth, Arbeitſamkeit, Verſchwiegenheit und noch ſo manche brauchbare Tugend in ſeiner Kreuzſchule gelernt. Das Schickſal ſeines Vaters hat ihm eine etwas düſtre Stimmung gegeben, die ſich aber in einer beſſern Lage bald in hellere Accorde auflöſen wird. Ach, wenn Gott den groſſen Hertzberg regierte, daß er ihn nur auf einige Zeit unter ſeine Augen und Aufſicht nähme, ihn bey den erſten Tritten ſeiner Laufbahn lenkte, und ihm damit — gleichſam den Geiſt politiſcher Salbung mittheilte! — Welcher Troſt für mich in meiner traurigen Gefangenſchaft! Denn allem Anſchein nach wird ſich dieſe nicht ſobald enden. Den 22. dieſes Monats endige ich mein zehntes Jammerjahr, und trete mit Schaudern ins eilfte. Bey dem letztern Jubiläum in Heidelberg war auch der Herzog zugegen; da hielt die ganze Academie in den ſchmeichelhafteſten Ausdrücken für mich um meine Freyheit an. Nichts von den Fußfällen meiner eißgrauen Mutter, der Vorbitte des Magiſtrats von Aalen meiner Geburtsſtadt, den Dornengängen meiner Gattin in die Audienz, den Verwendungen eines Göthe, Lavater, Campe, Deinet, Kazner, und einer Menge von Gelehrten zu gedenken; nichts zu ſagen von den Fürſprachen des Markgrafen von Baaden, Prinzen Georg von Darmſtadt, der Prinzen von Gotha, Coburg und andern fürſtlichen, gräflichen und ſonſt wichtigen Perſonen. — Genug, Herzog Carl ſteht da wie ein Meers Felß, und läßt die Wogen ſo mächtiger Bemühungen um meine Freyheit an ſeinen Lenden verſpritzen.

 Und

Und warum das? — Er fürchtet, ich werde gegen ihn ſchreiben, und bey Gott ſey es Ihnen geſchworen: Ich werde es nie thun!!

Hier ſind meine Gedichte, ſo wie ich ſie für hieſige Gegenden abdrucken lies. Die Exemplare ſind nun alle, und die Ausgabe, die Sie veranſtalten, ſoll von allem Wuſte geſäubert, in einem mäßigen, kleinen Octavbande, mit neuen Gedichten vermehrt, erſcheinen. Viele geiſtliche Gedichte und alles, was ich aus Zwang und Drang meiner Lage verfertigte, bleibt weg. Ich habe im Sinne, die Gedichte der göttlichen Prinzeßin Friederica zu dediciren, in einer kräftigen Vorrede meine Lage, in der ich dichtete, deutſch und wahr darzuſtellen, und ſie ſo — wie Ovid in gleicher Lage — in Strom der Zeit zu werfen. Mag untergehn was will; wenn nur Einiges gerettet wird. Wenn ich Ihnen, das Mſcrpt. ſchicke, ſo leg ich Ihnen einen Brief an Chodowiecki — den erſten Mann in ſeiner Kunſt, bey. Seine neueſten Zeichnungen aus Iflands Jägern ſind ganz in ſeiner groſſen einzigen, mit der Natur verflößten Manier. — Auch einige meiner beſten und neuſten — meiſt Volkslieder, von mir ſelbſt in Muſic geſetzt, laß ich würklich abſchreiben, um ſie Ihnen zu ſenden. Mögen Sie damit ſchalten und walten nach Belieben. Was ich der Erhaltung würdig ſchätze, ſollen Sie in Verlag bekommen.

Denken Sie nur; Ihr groſſer, von mir längſt angebeteter Prinz Heinrich hat an mich geſchrieben, und mich ſeines höchſten Beyfalls wegen meines Obelisk verſichert. Auch Gleim,

Gleim, der Patriarch im Chor deutſcher Dichter, ſchrieb an mich, beehrte mich mit ſeinem wichtigen Beyfalle, und erbietet ſich, für meine Freyheit zu arbeiten. Wenn ich ja im Gefängniſſe ſterben ſoll; ſo iſt es doch gewiß Troſt und Ehre, von ſo groſſen und treflichen Menſchen bemitleidet zu werden.

Noch tauſend Dinge hätt' ich Ihnen zu ſagen; aber ich bin krank, an Leib und Seel krank, und fürchte Sie durch einen langen Brief zu langweilen. Lieber Himburg, der Tod iſt für mich Troſt und Seegen; alſo fürcht ich ihn nicht.

Meiner Geiſtesſchweſter Karſchin Geiſtesgruß und Seelenkuß! — Ihr herrliches Gedicht war Balſam für meine Seelenwunde. Ich werd's vergelten, wenn der Genius mir ſanft die Wange ſtreichelt, und lächelnd ſpricht: Geh, küß deine Schweſter!

Sandrart iſt ein treflicher Mann und werth, von Ihren unausſprechlich lieben Könige glücklich gemacht zu werden.

Alſo nächſtens ein Mehreres. Dies nur einſtweilen im Fluge, doch herzig und wahr nieder geſchrieben.

Wir Schwaben haben wirklich einige aufkeimende Genie's, die es an Kraft und deutſcher Eigenheit mit jeder andern Provinz aufnehmen. Ich laure wirklich auf Originalmanuſcripte für Sie; denn Ihr Vortheil iſt von nun an der Meine.

Leben Sie wohl. Ich umarme Sie mit Thränen der Freude und des Dankes.

Schubart.

Fünfter Brief.

Hohen Aſperg, den 4ten Jänner 1787.

Edler, vortreflicher Freund!

Mit ſchweigendem Entzücken bewunderte ich bisher von ferne nur Ihren Edelmuth, Ihren thätigen Eifer für meinen Vater und mich; nun aber — da mir die Vorſicht eben da meine Beſtimmung angewieſen zu haben ſcheint, wo der Gefangene Freyheit findet, — nun dräng ich mich Ihnen näher, und dank Ihnen mit Sohneswonne für Ihre innige Freundſchaftsgluth, die Sie zu ſo ſchönen Herzthaten treibt, für die Wärme, womit Sie ſich, auch unbekannt meiner annehmen.

An der Seite meines theuren, ſo lange vermißten Vaters las ich Ihren letzten Brief, und ſegnete Sie mit ihm. Wir prieſen den Lenker der Dinge, der uns dieſe ſchöne Ausſicht zu einer Zeit öfnete, da wir uns am glühendſten darnach ſehnten. Gerade hatt' ich meine academiſche Laufbahn vollendet, als die Nachricht erſcholl, mit welch lautem Beyfalle in Berlin der Hymnus meines Vaters aufgenommen worden ſey. Dies ſchon, und dann noch der letztere feyerliche Aufruf an ihn, ließen uns günſtige Würkungen ahnden. — Vom zarteſten Knabenalter an, pflanzte mein Vater die wärmſte Liebe gegen die Preuſſen und ihren groſſen Beherrſcher in mich; Erzählung und Lectür fachten dieſe Liebe bald zum Enthuſiasmus empor. Wie oft goß ich in meiner ſtillen Clauſe den Seufzer hin: „O führte mich Gott in dieſes Helden„land, — wie gerne wolt' ich ihm Thätigkeit und Le„ben

„ben opfern!“ Sie können denken, vortreflicher Freund, wie mich daher die plötzliche Wendung, und die Verſicherung des groſſen Herzbergs freuen mußte, daß der ſüſſe Traum Wahrheit werden ſolte! —

Zwar verſprach mir der Herzog nahe Verſorgung, und ich zweifle nicht, daß er ſein Wort würklich vollführen würde. Aber — er hat gegenwärtig keinen Platz zu vergeben, der mir angemeſſen wäre, — drum war mir der Ruf nach Berlin ſo willkommen, drum freue ich mich der Vollendung ſo entgegen!!

Es kömmt nun nur noch darauf an, daß wir von Seiten des Miniſters, Grafen von Herzberg, einen Brief erhalten, den wir dem Herzog vorlegen können. Mein Verhältniß gegen ihn macht ſolch eine Art von Vocation nothwendig. Unſer Herzog lies mich nemlich mehrmals verſichern, daß, wenn ich, bevor Er ſeinen Verſpruch erfüllen könnte, auswärts einen gewiſſen Poſten auffände, er mir ſelbſt dazu förderlich ſeyn wolte, nur ſolt' ich ihm ſchriftliche beſtimmte Vocation nebſt den Bedingungen vorlegen.

Was die Bemerkung des Miniſters in dem Billet betrift, ſo erkauf ich freudig ſeine Nähe und Aufſicht mit jeder Bedingung. Ueberhaupt muß ich Sie bitten ihm zu ſagen: Daß nichts an meine Bewunderung und dankbare Liebe für ihn gränze, daß nun — eine weinende Familie mehr ſeinen Namen vor Gott ausſpreche.

Um Ihnen meinen Genius anſchaulich zu machen, leg ich Ihnen eins meiner Gedichte und eine Probe meiner Ueberſetzung aus dem Thomſon bey. Ich halt ihn für den größten aller pitoresken Dichter, und denk ihn ganz ſo zu überſetzen.

Und nun leben Sie wohl, edler Mann, Gottes Auge flamm' über Ihnen und Ihrer Familie im neuen Jahr! —

Ihr dankbarer, Sie ewig verehrender

Freund und Diener
Ludwig Schubart.

Sechſter Brief.

Veſte Asperg, den 2. Februar 1787.

Ihre Briefe, herziger Mann, machen mir ſo viel Freude, als der Beſuch eines Freundes, der Geiſt und Herz in meine Zelle bringt. Fahren Sie nur ſo fort, beſter Himburg, der groſſe Thatenwäger und Richter wird Ihnen gewiß dereinſt den Seegen ſeines Ausſpruchs empfinden laſſen: ich bin gefangen geweſen, und du haſt mich beſucht. Meine Gattin, ein ſchwer geprüftes gutes Weib, ſitzt gegen mir über, und fey'rt Ihr Andenken mit einem Seelengruß. O lieber Himburg, wer die Elenden erquickt, und dem armen Gefangenen die Feſſeln abzuſtreifen ſich müht, der wuchert für die Ewigkeit.

In Ihrem Preuſſen herrſcht überhaupt noch viel — viel Liebe. Bis zu Thränen hat es mich gerührt, daß Ihr König, der

der Herzenfeßler, meine Freyheit wünſcht, daß Madame Friderike auf meine Klage hört, daß der groſſe Herzberg für mich wirkt, und daß Himburg ſeinen Vortheil dem meinigen aufopfert. Wie will ich in meinem Lebenslaufe dies Alles ſo herzlich und dankbar erzählen! — Denn Sie müſſen wiſſen, daß ich meinen Lebenslauf beynahe ganz fertig für den Druck liegen habe. Viele Aufſätze, in denen mein Bild verhunzt iſt, machen mir's zur Pflicht, dem Publicum von meiner Perſon, Geſinnungen, Schickſalen — treuen Bericht zu erſtatten.

Ob der 11te Februar mir die Freyheit bringen werde, daran zweifle ich ſehr, weil der Herzog um ſelbige Zeit nicht hier iſt, indem er dieſe Woche auf ein paar Monate verreiſt. Dem Herzog muß es ſchmeicheln, von Fürſten, Prinzeßinnen, groſſen Miniſtern, den erſten Köpfen unſers Vaterlandes, ganzen Academien, Ausländern von Rang und vornehmen Damen wegen der Loslaſſung eines G fangenen angeſprochen zu werden.

Wegen meinem Sohne habe ich mich noch niemalen an den Miniſter gewandt. Da ich in meiner Lage für ſeinen Unterhalt nicht ſorgen kann; ſo iſt ſeine nahe Verſorgung äuſſerſt nothwendig. Er iſt wirklich noch unſern Kräften — equipirt, und kann reiſen, wenn ihn Winke beſtimmen.

Ihre Verlagsbücher zeugen von jeher, daß Sie Geſchmack haben und das Publicum, dieſe vielköpfige Hyder, kennen. Ihr archäologiſches Handbuch wird doch nicht aus dem Franzöſiſchen überſetzt ſeyn? — Die Franzoſen ſind in wiſſen-

ſchaftlichen Dingen zu leicht. — Sie krabeln wie Mücken über den Teig, zufrieden, wenn die Füßchen ein wenig klebrig werden.

Midletons Cicero, gloßirt von Garve! — Statlicher Schild und traun! — auch gute Herberge.

Meine Gedichte theil ich ein:

1.) In Hymnen.
2.) Erzählende Gedichte.
3.) Volkslieder.
4.) Kleinere Gedichte, als Epigramm, Einfälle ꝛc.

Von den ältern bleiben viele geiſtliche und alle Localgedichte hinweg, dagegen kommen ganz neue Gedichte hinzu, als Preuſſens Genius — Scenen aus dem Weltgerichte — ganz neu verfertigte Volkslieder. Zu den letztern ſind die Melodien alle fertig, die ich Ihnen gleich mitſenden werde.

Das Aeuſſere überlaß ich ganz und gar Ihrem berühmten, treflichen Geſchmacke. An Chodowieki, lange ſchon das Ideal in meiner Künſtlergallerie, werd' ich nächſtens ſchreiben, wie auch an meine Geiſtesſchweſter Karſchin, die ich nun auch wegen ihres himmliſchen Herzens äuſſerſt lieb habe, und mit ſammt ihren Runzeln küſſen möchte — denn ihr Dichtergeiſt hat noch keine Runzeln.

Wir haben jetzt ſehr markichte Schreiber in Schwaben. Schiller, der Starke, iſt von uns ausgegangen; aber es ſtreben bey uns Eichen empor, in deren Wipfel der Sturm orgelt. Geärgert hat's mich, daß Sie mit Schneider, den ich längſt

längſt in Cervantes poetiſches Sieghauß verdammt habe, angeſtochen kommen. Hm! meynen Sie, ich ſey ſo verſtopfter Naſe, daß ich Stanck und Wohlgeruch nicht von einander ſcheiden könne? — So ängſtlich iſt freylich meine Baaſe Critike nicht.

Nun muß ich ſchlieſſen, Beſter! Gott ſegne Sie und Ihre Frau Gemahlin, und lohne Ihnen Ihre Freundſchaft unausſprechlich. Weder die 6 Louisd'or von Decker, noch die 21 Ducaten von Ihnen haben wir noch bis dato erhalten, obgleich unſere Nothdürfte eine ſolche Unterſtützung wirklich aufs dringendſte erheiſchen.

Mein Genius umarmt Sie.

Schubart.

Siebenter Brief.

Veſte Asperg, den 22. Febr. 1787.

Der 11te Februar, edler Freund, iſt nun lange vorüber, und ich bin — was ich zuvor war — Gefangner, der ſich ſchämt, mit dem Stanke ſeines Schickſals ſeine Freunde anzueckeln.

Künftigen Montag geht das aufs Vorgebirg der guten Hofnung beſtimmte würtembergiſche Regiment ab. Der Abzug wird einem Leichenconducte gleichen, denn Eltern, Ehemänner, Liebhaber, Geſchwiſter, Freunde, verlieren ihre Söhne, Weiber, Liebchen, Brüder, Freunde — wahrſcheinlich auf immer. Ich hab' ein paar Klaglieder auf dieſe Gelegenheit verfertigt, um Troſt und Muth in manches zagende Herz aus-

auszugieſen. Der Zweck der Dichtkunſt iſt, nicht mit Genie-zügen zu prahlen, ſondern ihre himmliſche Kraft zum Beſten der Menſchheit zu gebrauchen.

Die 21. Ducaten habe von München aus erhalten. Empfangen Sie dafür meinen aufrichtigen Dank — ſonderlich meines Sohnes Dank, den ich dafür equipiren will.

Ich muß Ihnen geſtehen, daß mir jezt nichts ſo ſehr am Herzen liegt, als meines Sohnes Verſorgung. Denn wie ſoll ich ihn erhalten? — Andre Dienſte, als preußiſche, ſoll er mir durchaus nicht annehmen. Mein Gelübde, das ich vor Gott that, muß erfüllt werden. Der preußiſche Staat iſt groß und weit; ſolte nicht ein Plätzchen darin übrig ſeyn, für einen jungen, aufglühenden Patrioten, dem das Wort Preuſſen ſo hoch aufthönt, als das Wort Römer — einen weiland unverdorbenen römiſchen Jünglinge ins Ohr ſcholl!!

Obgleich meine poetiſche Eitelkeit unterm Geklirre meiner Feſſeln längſt verſtummt iſt; ſo wünſcht ich doch, daß Sie beyliegendes Gedicht des berühmten Ueberſetzer Oßians Harold in eine der beſten Monatsſchriften einrücken zu laſſen belieben mögten. Das engliſche Original werd' ich Herrn von Archenholtz in ſeinen angekündigten engliſchen Mercur einſenden. Die ganz treue — in eben dem Silbenmaße und eben ſo viel Zeilen verfaßte Ueberſetzung iſt von meinem Sohne.

Ich werde dem Herrn von Harold eine revidirte Abſchrift meines Hymnus, Obelisk, und preußiſchen Genius zuſchi-

cken,

cken, um eine gute engliſche Ueberſetzung veranſtalten zu können.

Von Ihrem Könige wird hier zu Lande — wie ich dies aus der Menge von Fremden weis, die mich umfluthen — mit Entzücken geſprochen. Güte auf dem Throne feſſelt auch fremde Herzen.

Auf bleicher Wang' iſt mir ſchon manche Zähr' zerronnen:
  O Friedrich Wilhelm dürft' ich mich,
Im Strahle deiner Gnade ſonnen!
  Als einen Gott verehrt' ich dich. —

Auch Friederika, dieſer preußiſche Thronengel, wird hie: ecſtatiſch bewundert. Man wünſcht ihr die erſt: Krone von Europa. — Wenn viel groſſe und gute Menſchen in einem Staate ſind; ſo iſt mir das Bürge, daß der Staat nicht im Fallen, ſondern im Steigen begriffen iſt. Denken Sie an Ihren König, Ihre Prinzeß Frideric, Ihren Heinrich, Ihren aufkeimenden Heldenſproß Friedrich — und dann an ihren Herzberg, Möllendorf, Zettwiz — und all die flimmernden Sterne am preußiſchen Himmel; ſo wird Sie die Ahndung der immer ſteigenden Herrlichkeit Borußiens freudig durchzittern. —

Meine Gedichte ſollen Sie nächſtens geſtebt und gewannt erhalten, und ich hoffe zu unſerm beyderſeitigen Vortheile.

Wenn Berlin nicht ſo weit entfernt wäre, und ich mehr Luft hätte; ſo hätt' ich groſſe Luſt eine Monatsſchrift bey Ihnen herauszugeben — kritiſchen, poetiſchen und muſicaliſchen Inhalts — von der ich troz der Journalmanie eine gute Auf-

Aufnahme erwartete. — Wenn mich der Herzog frey macht, ohne Verſorgung; ſo will ich nach Berlin, um den Reſt meines Lebens dort unter nützlichen Beſchäftigungen zuzubringen. Dann zieh ich auch meine Tochter dahin, — ein gutes, ſanftes Mädchen, treflich für Schauſpiel und Sang — und mein liebes Weib geleitet mich. Da will ich ausruhen von all meinem Elende, und einmal unter braven Brandenburgen auf den Gottesacker liegen und der Auferſtehung harren.

Meines Weibes Spindel kreißt wirklich neben mir auf dem Boden meines Gefängniſſes. Sie ſchickt Ihnen einen herzentfloßnen ſchwäbiſchen Gruß.

Und nun trink ich flugs eine Flaſche Wein, ſchau gen Himmel und denke:
Es lebe Himburg hoch!! —

Ihr
Schubart.

Achter Brief.

Veſte Asperg, den 28. April 1787.

Edler Mann, unausſprechlich Geliebter! — Wieder eine Herzthat gethan, die eine der ſchönſten Ihres Lebens iſt. Sie haben ſich bisher eines armen, verlaßnen Gefangenen mit einem Eifer angenommen, mit dem man nichts vergleichen kann. Gott krönte Ihren Eifer mit dem glücklichſten Erfolge; denn indem Sie dieſes leſen; ſo ſteht der einzige Sohn

Sohn des unglücklichen Schubarts gegen Ihnen über, und fühlts tief in der Seele, daß Sie von Gott zum Werkzeuge ſeines Glückes erkohren ſind. — Oft, lieber Himburg, ſoll von mir und meiner Gattin Ihr Name vor Gott genennt werden. Wenn Sie Kinder haben, ſo finden auch ſie Himburge, wie mein Sohn einen Himburg fand. Haben Sie keine, ſo komme der Seegen des Herrn gedoppelt über Ihr Haupt. Geiſter des Himmels beſtreuen Ihre weitgeſteckte Laufbahn mit Roſen, und geleiten Sie unter Triumpfgeſängen in unſere ewige Heymath. O! lieber Himburg, ſchon diſſeits des Grabes giebts Freuden, die an die Freuden der Himmliſchen gränzen. Das Bewuſtſeyn, edel und Gottnachahmend gehandelt zu haben, zeugt dieſe Freuden. In welchem Grade müſſen Sie ſelbige empfinden, da Thätigkeit für die leidende Menſchheit Ihnen ſo geläufig geworden!

Himburg, vor der Himmelsgeiſter Ohren
Sey es dir mit hohem Schwur geſchworen:
Unausſprechlich lieb ich dich — — —
Hat einſt meine Seele ſich

Aufgeſchwungen in die Friedenshütten;
Will ich alle Engel bitten:
Zeigt mir Himburg, ach! den lieben Mann,
Daß ich ihn umarmen kann.

Meine Bitte wird die Engel rühren
Und ſie werden mich
Freude ſtralend dir entgegen führen
Dann umarm ich dich!

Freue mich dann deines gröſſern Lohnes,
Nehm die Harf' und ſinge laut von dir.
Nenne dich den Schützer meines Sohnes
Und den Freund von mir.

Verzeyhen Sie mir, daß ich im vollen Herzgefühle aus den Ufern der Proſe trat und einen poetiſchen Strauß für Sie aus Wieſenblümchen band. — Ich lenke wieder ein ins ruhige Beet der Proſe, und komme auf unſre Angelegenheiten zurück.

Sie werden ſehen, daß ich meinen Sohn, nach meiner Armuth, ſo ziemlich ausſtaffirte. — — — — — Sonſt werden Sie an ihm einen gutherzigen, tief- und ſcharffühlenden, fleißigen, enthuſiaſtiſch für ihren Staat brennenden, verſchwiegenen und öconomiſchen Jungen antreffen. Sein tiefliegendes Auge verräth Melancholie, wozu ihn mein und ſein bisheriges Schickſal ſtimmte. Doch in Berlin hoff ich, wird ſich ſein Blut auch anders miſchen. Seine Grundſätze und Fähigkeiten betreffend, ſo iſt er ein Chriſt, ganz im altchriſtlichen Verſtande, wobey ihn Gott erhalte; zur Philoſophie hat er ſehr viel Geſchick, ſchreibt ſtarke Proſe, macht gute Verſe, ſchüttelt ſich vor den Waſſermännern, ſo wie vor den ängſtlich ſchnitzelnden und manches Edle in der Figur verſchnitzelnden Kritlern, hält wie ſein Vater, die Griechen, Engländer und Deutſche für's Triumvirat der gebildeten Menſchheit, brennt vor Verlangen, die preußiſche Legislatur zu ſtudieren, und ſich fürs Geburtsland des groſſen Churfürſten, Friedrich Wilhelm I. Friedrich des Unerreichten, und Friedrich Wilhelm des Herzigen, zum thätigen und brauchbaren

Manne zu bilden. Da er eine Cloſtererziehung genoß und ein Schwabe iſt, ſo müſſen Sie's ihm Anfangs verzeihen, wenn ſeine Sitten und Ausſprache noch ſo manche rohe Seite haben. Doch Berlin ſchleift und polirt gut, iſt mir alſo gar nicht bange, daß auch mein Sohn in Kürze — totus teres atque rotundus durch Ihren Staat rollen werde. — Nichts liegt mir ſo ſehr am Herzen, als ſeine Geſundheit. Durch ſchnellen Wachsthum, Studieren und Zwang, hat er auf der Bruſt gelitten. Doch hoffe ich, Diät, wozu er ſehr geſtimmt iſt, und etwan eine kleine Frühlingscur in Berlin, werde ſeine Bruſt ſtark machen.

Und nun bitt ich tauſendmal um Vergebung, vortreflicher Freund, daß ich Ihnen mit ſo viel Worten meinen Sohn empfehle. Aber ich bin Vater, und dieſer Sohn, den ich wahrſcheinlich in dieſem Leben nicht mehr ſehe, iſt mein Einziger. Ich fühle ſeit geraumer Zeit eine merkliche Abſpannung meiner Kräfte. Mein anfänglich abſcheulicher Kerker, Mangel an Bewegung, getäuſchte Hofnungen, verbißner Gram und ſchlechte Diät haben meine Geſundheit hingewürgt. Ich eile alſo, mein Hauß zu beſtellen. An der Seite meines treuen Weibes will ich meinen Lebenslauf, Aeſthetic der Thonkunſt und Gedichte ins Reine bringen, ſie meinem Sohn zuſchicken, und ihm die Ausgabe überlaſſen. Dann die Augen zugedrückt und im Frieden entſchlafen! Drüben geht Alles beſſer.

Die Grafen von Solms, von Moltke und D. Poſſelt, einer der beſten Köpfe und gründlichſten Gelehrten Deutſchlands,

lands, waren jüngſt bey mir. Sie werden nächſtens in Berlin eintreffen, und auch Sie beſuchen.

Mein Sohn hat ſchöne Manuſcripte bey ſich. Ich dächte, er ſolte mit einem Select daraus, in Ihrem Verlage debütiren.

Und ſo umarm ich Sie, ſeltner Freund, im Geiſte mit dem Ungeſtüme der feurigſten und treuſten Freundſchaft.

Schubart.

Solte die Hofnung des unglücklichen Mannes gegründet ſeyn und erfüllt werden, wozu ein jeder, der nur gemeines Menſchengefühl hat, Amen ſagen wird, ſo kann man noch manches von ihm zur Ehre der deutſchen Litteratur erwarten.

Folgender vortreflicher Aufſatz, der ſeiner deutſchen Chronic einverleibt war, verdient erneuert, und als ein Kleinod aufbehalten zu werden.

d. H.

Parentation
dem 1776ten Jahr gehalten
am
Grabe der Zeit.

Stehn am Grabe des Freundes, dem ſinkenden Sarge nachſehn, und hören den erſten dumpfen Schaufelwurf, iſt wohl eins der betrübteſten Schickſale der Menſchheit. Iſt eine ſterbende

bende Minute, ein fliehender Monat, ein wegblühendes Jahr weniger zu beklagen, als der Tod eines Sohnes, eines Geliebten, eines Freundes? Wir ſehen die Vollendeten wieder, aber jede entflohne Minute iſt für uns auf ewig verlohren, haben wir ſie nicht mit edlen Thaten bezeichnet. Wir ſtehen, Freunde, am Grabe der Zeit, ſehen dem hinunterſtürzenden Jahre zu, ſehens, wie der Abgrund mit eiſernem Arm ſeinen Raub hält, und die ſchwarzen Flügel über ihn zuſammenſchlägt. Und nun liegen ſeine Thaten auf der Wage Gottes! Wird ſie ſteigen oder ſinken die Schaale? Noch ſtehn wir in der Nacht, unſer Blick hängt ſchweigend und anbetend am Vorhange der Zukunft, und wir können nicht wiſſen, was im Allerheiligſten vorgeht. Könnt ich ſprechen mit der Königreiche Beſchützer, mit den

Engeln des Kriegs und des Todes, die im Labyrinthe des Schickſals
Bis zur göttlichen Hand den führenden Faden begleiten;
Die im Verborgenen über die Werke der Könige herrſchen,
Wenn ſie damit triumphirend als ihrer Schöpfung ſich brüſten.

und mit den

Hütern der Tugendhaften, der wenigen Edlen,
Die den denkenden Weiſen in ſeiner Entfernung begleiten,
Wenn er das Menſchengewebe der Erdeſeligkeit fliehet,
Und die Bücher der ewigen Zukunft im Stillen eröfnet;

So würd' ich wiſſen die Thaten des Jahrs, wiſſen, ob ſein jüngerer Bruder, das künftige Jahr ein Bote des Todes oder des Lebens, des Kriegs oder des Friedens, des Segens oder des Fluchs ſeyn werde. Aber ſo bin ich zu ſehr dem Staube verwandt, bin zu ſtumpfen Blicks, um zu ſehen, was in der

Nacht vorgeht, die über uns herhängt. Doch erlaubt ſey's mir mit Zittern und Demuth zu fragen: Geiſt des letztern Jahrs, welche Thaten ſind dein? Welche Tugenden, welche Anſtalten zum Beſten der Menſchheit, welche Erfindungen, welche Ausbrüche eines kühnen unternehmenden Geiſtes ſind dein? Wird dich einſt dein Richter aus dem Schutte der Zeit heben, und als eine koſtbare Perle in die Krone der Menſchheit ſetzen? Wie wirſt du beſtehen unter den Rieſenjahren der Vorwelt in deiner kränkelnden, ſiechen, ausgetrockneten, magern Zwergengeſtalt, und dich ſchämen deiner kleinen Thaten und ſchwindſüchtigen Tugenden! Doch wir wollen zuerſt unterſuchen, ehe wir dich richten. Was haſt du gethan in allen vier Welttheilen, das der Unſterblichkeit werth wäre?

Europa haſt du hinter dir gelaſſen, wie glühende Aſche unter dürrem Reiß, ein Weſthauch kann es zum Feuer aufblaſen, daß die Flamme praſſelnd auflodert, und einen Gegenſtand nach dem andern ergreift und verzehrt.

In den hohen, düſtern, ſchauerlichen Sälen des Vaticans, ſcheinen die Schatten des groſſen Leo, des fünften Sixtus, und die ſchöne Seele Ganganelli zu wandeln und zu klagen: Warum iſt dein Schimmer ſo verbleicht, goldne dreyfache Crone? Warum zerfällſt du, Götterſtadt, auf ſieben Hügeln erthürmt? Warum ſammeln ſich nicht mehr die Nationen unterm Schatten des heiligen Scepters? — Ha, Geiſter ächzen um Mitternacht im Capitol! Du biſt gefallen, Romulus Stadt, gefallen, gefallen!!

Neapel,

Neapel, laden dich deine Pomeranzengänge, deine ewigen Frühlinge nur zum Genuß ein? Wilſt du immer empfangen und nie geben?

Dein Victor Amadeus, Turin, ſteht hoch unterm Waffengetöſe, hält Gewitter empor und — donnert nicht.

Und ihr — ihr Bürger der freyen Staaten des glücklichen Welſchlands, ſind euch eure Opern, Schauſpiele, Tänze, Maſkeraden Entſchädigung genug vor den Verluſt der Freyheit? —

Ihr Völker wacht, der Liſt gelingt
Zu zwingen, was Gewalt nicht zwingt.

Du hoher Nord, wo Catharina herrſcht, die Rieſin, deren Panier bald in vier Welten wurzelt, ſegne das Jahr! — Deine Catharina lebt, die Geſetzgeberin, die Mutter deiner Welt! — Paul Petrowitſch lebt, und ſeine Gemahlin trägt vielleicht ſchon Rußlands künftige Hofnungen in ihrem Schooße.

Weine nicht am Grabe des alten Jahrs, glücklicher Batavier, denn es hinterließ dir Segen und Reichthum und Freyheit!

(So geht er alle Staaten von Europa durch, bis er auf Deutſchland kommt.)

Segne das Jahr, Preuſſe! — Noch deckt dich der Eichenſchild deines Friedrich Wodans. Dort raſtet er der Rieſe auf dem eiſernen Lager zu Potsdam, und thürmen ſich Wolken über dir; ſo fährt er auf wie ein Gott, greiſt in

die Wolk', und ſchüttelt ſie, bis ſie in wohlthätigen Regen zerfließt.

Hoch ſteht dein Glück und feſtgegründet, wie deine Alpen, freyes Helvetien! — Der Himmel hat den rauhen Handſchlag der Treue von deinen Eidgenoſſen gehört, und ihr Schutzgeiſt (die Starken am Throne Gottes ſind die Schutzgeiſter der Freyen) rief ihr ſegnend zu: Euer Bund iſt ewig!!

Vaterland, Vaterland, mit glühender, ungeſtümer Freude ſtürz' ich in deinen Arm, o ſegne das Jahr — lebt doch dein Vater Joſeph noch, und deine Mutter Maria Thereſia, und deine weiſen und guten Fürſten, die Carl Theodore, die Carl Friederiche, die Leopolde und ſo manche würdige Regenten, die Segen und Wohlfahrt in deinen Provinzen verbreiten. — Noch ſind deine freyen Städte Wohnſitze des Gewerbs, der Geſchäftigkeit, der Wiſſenſchaften und der Künſte, der Rechtſchaffenheit, Tugend und Religion. — Noch unterrichten deine groſſen Männer, die Klopſtoke, Herder, Lavater, Leßinge, Sulzer, Haller, Wielande — und wer kann alle deine Starken zählen? — die Welt mit ihren Lehren und ihrem Beyſpiele. Friedlich, mit dem Palmzweig in der Hand flog das Jahr dein Haupt vorüber, und hinterließ dir den Segen des künftigen Jahrs. — Du zählſt uns deine Thaten nicht vor, Vaterland, biſt gerecht gegen fremdes Verdienſt, und rühmſt dich deiner Tugend nicht. Aber ich weis, tauſend edle Thaten im Verborgenen gethan, ſind aufgeflogen gen Himmel, und du wirſt ſie finden in Strahlengeſtalten am Tage der Vergeltung. — Aber ſoll ich noch ſchildern deine

deine Schmach, geſtorbnes Jahr? — Zeigen den Blutſtrom und die Leichenhügel dort in America vergoſſen und aufgethürmt?? Sieht dein Gewand iſt roth vom Blute betrogner Freyheitsvertheidiger, und deine Sohlen ſind wund von den Splittern ihrer Schädel! — Soll ich ſchildern die Flamm, die von Baſſora und Bagdad gen Himmel ſchlug — und den Greuel der Nachkommen des Ochus und die Feigheit des auf Polſtern der Wolluſt entmannten Türken? — Schildern die Grauſamkeiten der Barbaren, dort in Syrien, im Lande der Erſcheinungen Gottes? — Schildern die zürnende Thräne der Freygebohrnen und ihrer Feſſeln Schmach? — Brennende Seufzer der unterdrückten Menſchheit? — Das brüllende Hohngelächter der Tyranney über zerrißnen Leichnamen der Edeln? — Schildern die Gewaltthaten des Aberglaubens, der Peſtilenz, die im Finſtern ſchleicht? — Und die Greuel des Unglaubens, der Seuche, die am hellen Mittage tödtet? — Schildern das Unweſen der kalten Vernünftler, die mit der Eishand ins Menſchenherz greifen, und jede edle Empfindung in der Geburt erdrücken? — Und die kühnen Flüge der Schwärmerey in Welten des Unſinns? Jeden Entwurf der Bosheit zum Verderben der Tugend; jedes Lauren des Raubvogels auf die unſchuldige Taube; jeden Triumph des Dümmlings über die Feuerſeele; jeden Seufzer des armen Genies aus der berauchten Clauſe; jede Mordthat elender Aerzte; jede Mißgeburt der Philoſophie; jedes ſchiefe, platte, aus Schneeballen zuſammengeknetete Bild des ſtrohernen Dichters; jeden Wechſelbalg des Mahlers; jeden Mißgrif des Muſikers; jedes Affengeſicht der Mode, — und — ach! mir ſchlägt das Herz ſichtbar empor; jedes

Schnappen nach ausländiſchen Vogelbeeren und Verachtung der eignen, kern- und nahrhaften Haußmannskoſt, das Al- und Nichtsumſpannen der herzloſen Cosmopoliten, und die Unwiſſenheit der Allwiſſer, jedes Haken und Schnitzeln und Hobeln und Feilen an unſern Kindern — jedes Weibergeſicht im Schnurbart und Haſenherz im Panzer — die Otter Gewinnſucht, die Schlange Betrug, den Drachen Heucheley, den Tyger Gewiſſenloſigkeit und die ganze Höllenbrut der Laſter, die unter deiner Herrſchaft, Geiſt des 1776ten Jahrs, wütheten, tobten, heulten, würgten, zerriſſen; — Ha, ſo würd' ich wüthend an deinem Grabe ſtehen und hinunterbrüllen: Fahr hin, du biſt ein Schandfleck der Zeit, gebrandmarkt auf Stirn und Rücken, ſchwarz wie die Nacht, und ſcheuslich wie die Hölle! — Aber Gott kennt deine Tugenden und deine Laſter, er wird dich bald hervorrufen, wägen und entſcheiden! — Ich verſtumme, ſeh noch einmal hinunter in die weitaufgeriſſene Kluft, wo der trübe Strom der Zeit brauſt, geſtorbene Jahrhunderte wie Aeſer von Wallfiſchen fortwälzt und — hier! hier klopfts in meinem Innerſten: — Bringſt du Ehr oder Schmach für mich in die Ewigkeit? — Vertilge, zerſtöre im Feuer oder Waſſer, wenn ich je was ſchrieb, oder künftig ſchreibe, das nicht Gott, der Tugend, reiner Sitte, der Vaterlandsliebe, brauchbarer Wiſſenſchaft, veredelnder Kunſt, deutſchem Biedermuthe und Rechtſchaffenheit heilig iſt! — Leſer, ſchau mir nach in gähnenden Abgrund, dahin ſtürzeſt auch du!!!

II. Freye

II.

Freye Nachahmung der 8ten und 9ten Ode des erſten Buchs des Horaz.

Thomas Amagneticus.

Wi.. dic, per omnes
Te Deos oro, Bremam cur properes manipulando
Perdere? cur ſolita
Oderit, patiens pulveris et pilulae?

Wi..

Vides, ut maturis ſtet puellis onuſta
Brema, nec jam ſuſtineant onus
Filiae laborantes, geluque
Conſtiterint membra acuto?

Diſſolvo frigus, illas circa pubem
Large manipulans, et pie fidens
Depromo arteficialem magnetiſata
O Lavater! aquam diota.

Permitto Divis caetera, qui ſimul
Stravere homulos chartulis in fervidis
Depraeliantes, nec Baldingeri
Nec veteres agitantur Wielandi.

Quid ſit futurum ex hoc, fugio quaerere, et
Quod ars ſoſtri cumque dabit, lucro
Appono, nec dulces amores
Sperno puer, nec ego mamillas.

 Donec

Donec virenti canities abeſt
    Moroſa; nunc et frictus et tactus
Et procaces ſub noctem ſuſurri
    Compoſita repetuntur hora.

Nunc et calentis proditor intimo
    Magneticus puellae riſus ab angulo
Solutaeque hiſce Zonae
    Digito valde pertinaci.

Ueberſetzung
nach Samuel Gotthold Langens Manier.

Thomas Amagneticus.

Sprich W ... den ich bey den Göttern beſchwöre
Warum eilſt du doch die Bremer
Durch dein Manipuliren zu verderben?
Weswegen haſſen ſie, der Pulver und Tropfen gewohnt
Doch jetzt den Schlendrian ſo ſehr?

W ...

Du ſiehſt mit reifen Mädchen Bremen dort ächzen;
Nunmehr ertragen die beſchwerten Dinger
Die Laſt kaum, und vom Nervenfieber
Verharrſchen ihnen die Glieder.
Ich vertreibe die Kälte, ſtreich mein Händchen ohne Sparen
Ihnen am Nabel, und hole in frommer Glaubenskraft
Künſtliches Waſſer, o Lavater!
Aus der magnetiſchen Urne.
Das andere laß ich den Göttern über, ſobald ſie
Der kritiſchen Wichte brauſende Stürme geſtillet,

So

So ſchüttelt nichts mehr die Baldingere
Und die bejahrten Wielande.
Ich meide das, was draus kommt, zu erfragen
Leg' jeden Tag, was mir am Arztlohn wird
'Ins Spaartöpfchen — veracht als junger Mann
Nicht ſüſſe Lieb und Brüſte.
So lange meinen grünen Jahren die Glaze
Noch fehlt — ſuch' in abgeredeten Stunden
Zu krabbeln und reiben, und wo man nächtlich
Sanft in die Ohren ſich flüſtert;
Jetzt, jetzt, ſind mir magnetiſch lachende Mädchen
Vom tiefſten Winckel her und Gürtel ergötzlich,
Die ich mit Händen und Fingern,
Die verwegen ſich krümmen,
Zu löſen beginne.

C.

III.

Empfindungen
über
die Maynziſche Coadjutorwahl.

Zwar iſt es mein Stolz,
Daß meiner Harfen keine noch
Das feile Gelegenheitslied,
Oder der Schmeichelgeſang
Fürs Ohr thatenloſer Fürſten
Entweihet hat;
Sang ich meiner Mitgenoſſen einen,

So war's wahrlich der Mann,
Deſſen Fußſteig
Die Fackel des Ruhms
Ehrenvoll aufhellte;
Sang ich dem Fürſtendiadem, —
So ſtrahlt' es entweder
Um meiner Landesväter erleuchtete Scheitel,
Um die Scheitel Friedrichs und Wilhelms
Oder es galt einem Prinzenmuſter,
Eugenen, dem Neuvermählten!
Doch jetzt iſt mir der Buſen zu voll,
Nur dich
(So unentweiht auch jegliches meiner Harfenſpiele iſt)
Nur dich, du meiner Leiern feſtlichſte,
Dich Silberbezogne nur!
Kann es treffen, das Loos
Dieſes jungzweigigten Eichenkranzes! —
Aber dein Saitengeſang —
Wird er auch den Erguß
Meines überſtrömenden Buſens,
(Umſonſt verſucht es meine Bardenkehle!)
Wird er auch ihn erreichen?
Höher ſchlug es mir nicht, mein Herz,
Höher — als an dieſem Augenblick, nicht,
Da meiner Wünſche ſehnlichſtem
Der Erfüllung Loos ward.
Ha, zwar immer ſchon erquickend
War für mich der Blick
Ans ferne Rheinufer hin,
Wo Deutſchlands erſter Prieſter,
Die Aufklärungsfackel in eigner Hand,

Mit

Mit Rieſenſchritt einher geht:
Aber Wolken der Ungewißheit
Trübten mir auch immer noch
Das Dunkel der Zukunſt.
(Nur der gewandte Führer,
Gewohnt die Steige klippenhinan
Wie auf ſanfter Ebene zu wandeln,
Nur der darf es wagen
Die ſteileren Bahnen,
— eine Nation hinter ſich! —
Hinauf zu klimmen.)
Jetzt iſt es zerſtäubt dieſes Wolkenrevier,
Schimmer der Mittagshelle
Blinken ſchon dem Seher in die Zukunſt! —
Er, der Finder des gordiſchen Knotens,
Schürzend das Univerſum,
Er wird ſie glücklich vollenden,
Die labyriutiſche Bahn
An der Aufklärung Ziel,
Ans Ziel des Völkerglücks!
Löſe dich auf, löſe dich auf,
Du, mein innigſter Freudendrang!
In dieſe Melodien
Des kühneſten Liedes! —
Löſe dich auf! — —
Aber wohin,
Wohin wird mich führen
Der Begeiſterung Fittich?
Wohin der Wonnetaumel? —
Dem der Empfindung Uebermaß
Seiner Nerven jeglichen durchzittert,

 Würde

Würde der des Liedes Cadenz halten! —
Ausſingen
Meines Herzens Fülle!
Unausgeſungen
Bleibt ſie gewiß
Des ſtrömendſten Liedes Allgewalt.
Ja ſie blieb's,
Vergebens ſäng' ich ſie! —
— — — —
Doch den Gleichnisgeſang —
Ha, vielleicht erträgt ihn
Mein enggepreßter Buſen!
Ein gereiztes Auge
Schließt ſich beym helleren Sonnenſtrahl,
Das Halbdunkel öfnet es wieder. —
Gewagt ſey es! —
Löſe dich alſo auf,
Du mein innigſter Freudendrang!
In des Gleichnißgeſanges
Heruntergeſtimmtere Melodien.

IV.
Gleichnißgeſang.

Bebaut nur ſparſam, ſparſam mit Rebenfrucht
Geſegnet, trotzte ſchon (unbezwingbar ſtets) —
Durch viel der Menſchenalter manchem
Erdenbeglücker ein Felsgebirge.

Zwar ragt' es, kahl den Rücken, nicht Wüſten gleich
Empor, ihm glühten aber doch feurigern,
Der Nachbarzunge ſelbſt willkommnen
Saftes — nur kleinere Rebenfluren.

Auch deren ſchönſte Ranken erſtickte noch
Des Unkrauts geil're Staude. — Des freut ſich
Im Stillen oft die ſchwarze Seele,
Manche im Innland, im Ausland manche.

Ein Weiſer, heller Mittag im Haupte, Kraft
Im Buſen — ſtürzte felſigter Ketten viel
Urplözlich nieder, ſeinem Fortſchritt
Wurden bald Klippen und Klüfte wegſam.

Da ſteht die neue Schöpfung! — Ein Zauberland,
Noch unvollendet, ſteht ſie ſchon da! Gedeihn
Des Freudengebers Traubenfelder
Jetzt in Germania ſonſt wo beſſer?

Der Wonnetaumel ſchwillt ihm darum ſo hoch
Den Buſen auf, dem Freunde des Menſchenglücks;
Doch — auch ſein Hinblick auf die Zukunft
Trübte noch oft ihm den Freudenbecher.

„Wer unter tauſend Männern im Erbe Teuts
„Verfolget einſt die trefliche Riesenbahn
„Des Göttersohns? der Weiſen welcher
„Gäbe Vollenden der Felsumſchaffung?“

So ſeufzte noch der Blicker auf Zukunft. — O!
Der Freudenbecher, wie ungetrübt er jetzt
Ihm ſchäumt! — Ein Mann, ey, ſeine Schnellkraft,
Seine fernſtrahlende Geiſteshelle.

Wer fänd' ſie unter Männern zu Tauſenden!
Ha, dieſer hellt ihm jetzo der Folgezeit
Entferntes Dunkel auf! Vollendung
Strahlt ſchön wie Morgenglanz ihm entgegen:

„ Vollendung unſres ſehnlichſten Wunſches Ziel
„ (So ruft er) hat der Himmel beſchieden, ja,
„ So iſt es! Dank und Lob dafür dem
„ Ewigen, hohen Vollendunggeber!“

D. Kauſch,
k. p. Kreisph. zu Militſch.

V.

Geſchichte des groſſen Tumults in Genua, und der Befreyung der Stadt im J. 1746.

Unter den auſſerordentlichen Begebenheiten, woran unſer Jahrhundert ſo reich iſt, zeichnen ſich die kriegeriſchen Auftritte in Genua, in den Jahren 1746 und 1747 nicht wenig aus; beſonders iſt die Befreyung der Stadt durch den Pöbel wider ein zahlreiches Corps wohl diſciplinirter Truppen, die troz ihrer Tapferkeit nicht in der Nacht, ſondern bey hellem Tage aus einem höchſt wichtigen Ort gejagt wurden, von dem ſie Meiſter waren, ein Vorfall, der in den Jahrbüchern der Welt ohne Beyſpiel iſt. Dieſe Begebenheit im Ganzen iſt in Deutſchland bekannt genung, da ſie mit unſerer Geſchichte verwebt iſt, die nähern Umſtände aber ſind

es wenig oder gar nicht, daher eine Nachricht davon aus guten Quellen ſorgfältig zuſammen getragen, den meiſten Leſern gewiß willkommen ſeyn wird.

v. H.

Der denkwürdige Krieg, wozu der König von Preuſſen im J. 1741. gleichſam das Signal gegeben hatte, breitete ſich immer weiter aus, und kam endlich 1745 auch nach Italien. So ſehr die Genueſer, die durch die corſiſchen Rebellionen ganz erſchöpft waren, auch die Neutralität zu beobachten wünſchten, ſo war es ihnen doch nicht möglich, beſonders da der König von Sardinien ihnen das Marquiſat Final durchaus entreiſſen wolte. Sie hatten ſich daher mit Frankreich, Spanien und Neapolis genau verbunden, und dagegen von Oeſterreich, England und Sardinien alles zu fürchten.

Die Engländer fiengen zuerſt an, ihnen das Ungemach des Krieges fühlen zu laſſen. Eine Flotte von dreyzehn engliſchen Kriegsſchiffen nebſt Fregatten, Bombardiergalliotten u. ſ. w. verbreitete Schrecken auf der ganzen Küſte des genueſiſchen Staats. Man bombardirte Savonna, Final, St. Remo, Baſtia in Corſica, ja Genua ſelbſt. Das Bombardement dieſer Hauptſtadt that jedoch nur geringen Schaden, auch war der Endzweck davon bloß Furcht zu erregen, und dieſer wurde vollkommen erreicht. Die vornehmſten und reichſten Einwohner, Mönche und Nonnen, alles rettete ſich tief ins Land mit den beſten Effecten. Dieſe Beſtürzung dauerte noch fort, nachdem die feindliche Flotte längſt wieder in die See gegangen war.

Der Marſchall von Maillebois hatte mitlerweile mit einem Corps franzöſiſcher Truppen die Gränzen der Republic gedeckt, da Frankreichs und Spaniens Waffen in Italien ſiegreich waren. Die gemachten Eroberungen giengen aber nach der Schlacht bey San Lazaro geſchwind wieder verlohren, wo die öſterreichiſchen Truppen am 16. Junius 1746 ſiegten. Maillebois mußte ſich zurückziehn, und gab dadurch dem Könige von Sardinien das genueſiſche Gebiet Preiß, der auch in ſehr kurzer Zeit Novi, Ciſano und Zuccarello einnahm, welcher letztere Ort aber durch eine kühne Unternehmung den Piemonteſern bald wieder abgenommen wurde. Die vereinigte franzöſiſche und ſpaniſche Armee bemühete ſich zwar, noch immer Genua zu decken; dieſes Vorhaben mußte aber aufgegeben werden, ſobald die öſterreichiſchen Truppen zu den ſardiniſchen geſtoſſen waren. Der Infant Don Philipp als Oberbefehlshaber beyder Heere, hielt deshalb den 24. Auguſt in Genua einen groſſen Kriegsrath, bey welchem der Herzog von Modena, der Marſchall von Maillebois, der Marquis de la Mina, und der Graf Cecili, Feldmarſchall der genueſiſchen Truppen gegenwärtig waren. Es wurde darin beſchloſſen, daß die alliirte Armee ſich bis an die Gränzen von der Provence zurückziehen ſolte. Da dieſes nun auch ſogleich ausgeführt wurde, ſo waren die Genueſer der Diſcretion der Königin von Hungarn überlaſſen. Sie waren jedoch mit dieſer Monarchin nicht gerade zu im Kriege begriffen; denn die Verbindungen, die ſie mit ihren Feinden eingegangen, erſtreckten ſich bloß dahin, ihnen ein Corps Hülfstruppen zu geben. Man ſchmeichelte ſich daher in Genua, daß nach dem Rückzug der franzöſiſch alliirten Armee dieſer Staat nicht länger

zum Kriegstheater dienen würde. Allein man fand ſich erſchrecklich betrogen.

Die Oeſterreicher hatten ſchon den 20. Auguſt die genueſiſche Stadt Saravalla, nebſt dem dazu gehörigen feſten Schloß eingenommen. Zwey Tage nachher nahmen ſie Gavi weg; die Citadelle daſelbſt aber that Widerſtand, daher ſie belagert werden mußte. Während der Zeit man ſich damit beſchäftigte, rückte der Marcheſe de Botta, Befehlshaber der öſterreichiſchen Armee vorwärts, forcirte verſchiedene Defileen, die auf ſeinem Wege lagen, und bemächtigte ſich auch den 1. September des wichtigen Paſſes la Bochetta. Allenthalben wurden groſſe Contributionen erpreßt; die irregulairen Truppen plünderten Dörfer und Flecken, verbrannten die Häuſer, und lieſſen überall wo ſie durchzogen, Spuren ihrer Grauſamkeit zurück. Die Landleute aus allen Gegenden flohen nach Genua mit ihren beſten Habſeligkeiten, und vermehrten in dieſer Stadt die allgemeine Beſtürtzung. Der Senat ſahe kein ander Mittel vor ſich, als ſich zu unterwerfen, da man unmöglich Widerſtand thun konnte. Es wurde daher beſchloſſen, dem Lauf der kriegeriſchen Gräuel Einhalt zu thun, es möchte auch koſten was es wolte. Dieſem zufolge ſchickte man den 5ten Sept. vier Senatoren als Deputirte an den Marcheſe de Botta ab, der damals bey Lagnaſco im Lager ſtand. Sie machten dieſem Feldherrn ihren Antrag und zeichneten die Präliminararticel, von denen folgende die vornehmſten waren:

Man würde den öſterreichiſchen Truppen die Thore der Stadt Genua übergeben. Die Garniſon ſolte zu Kriegsge-

fangenen gemacht, desgleichen alle Franzoſen, Spanier und Neapolitaner, die ſich in der Stadt oder den Vorſtädten befänden, den Truppen der Kayſerin Königin ausgeliefert werden. Ferner ſolte man ihnen alles übergeben, was den Armeen dieſer Nationen gehörte, wie auch die ganze Artillerie der Stadt, alle Kriegsmunition, und überhaupt alles, was nur irgend zum Unterhalt der Truppen der Republic gehörte.

Die Schiffe der mit der Königin von Hungarn alliirten Nationen ſolten völlige Freyheit haben, in dem Hafen von Genua ein- und auszulaufen. Keiner von den Unterthanen oder Soldaten der Republic, ſolte während dem ganzen Kriege wider die Kayſerin Königin oder ihre Alliirten dienen. Die Citadelle von Gavi, die noch belagert war, ſolte Befehl erhalten ſich zu ergeben, und die Beſatzung zu Kriegsgefangenen gemacht werden. Alle Gefangene von den Truppen der Kayſerin Königin oder ihrer Alliirten, die in den Händen der Genueſer wären, ſolte man ſogleich auf freyen Fuß ſetzen, und ſo lange als der gegenwärtige Krieg dauern würde, ſolten alle Länder und Oerter der Republic den öſterreichiſchen Truppen bey allen Gelegenheiten einen freyen Durchzug verſtatten.

Die Genueſer ſolten ſogleich als ein Geſchenk an die öſterreichiſchen Truppen 50,000 Zechinen bezahlen, auſſer den Contributionen, die man hernach beſtimmen würde. Der Doge und ſechs Senatoren ſolten innerhalb Monatsfriſt nach Wien reiſen, um die Gnade der Kayſerin Königin Maria Thereſia zu erflehen; auch ſolten ſich vier Senatoren nach Mayland

land begeben, und daſelbſt ſo lange als Geiſſel verbleiben, bis ihnen der Wiener Hof erlauben würde, nach Genua zurück zu kehren. Gegen dieſe Bedingungen verſprach Botta alle Feindſeligkeiten einzuſtellen, die genaueſte Diſciplin von ſeinen Truppen beobachten zu laſſen, und zu veranſtalten, daß von ihnen alles Nöthige mit baarem Gelde bezahlt würde.

Dieſer harten Convention zufolge, langte der General Nadaſti mit der Avantgarde den 7. Sept. vor Genua an, wo man ihm denn die Thore von der Laterne *) und von St. Thomas einräumte. Die Citadelle von Gavi wurde auch auf Befehl des Senats übergeben. Mit eben dieſer Genauigkeit beſchloß die Republic auch die andern Capitulationsartikel zu erfüllen, ſo erniedrigend ſie auch waren. Die Genueſer wurden aber bald gewahr, daß man ſich vorgeſetzt hatte, ſie gänzlich zu ruiniren. Wahrſcheinlich war dieſes nicht der Wille des Hofes, aber unglücklicher Weiſe war das Schickſal dieſes Staats der Willkühr eines Mannes überlaſſen, der von allen Talenten entblößt (Hoftalente vielleicht ausgenommen) ein ſo ſchlechter Staatsmann als Feldherr war, und überdem einen Privathaß gegen Genua hatte. Man machte den Anfang, eine Contribution von ſechs Millionen Reichsthalern zu verlangen, wovon der dritte Theil ſogleich, und das übrige in Monatsfriſt bezahlt werden ſolte. Alle Vorſtel-

*) Dieſes Thor liegt an der weſtlichen Seite der Stadt, und hat ſeinen Namen von dem groſſen ohnweit davon gelegenen Leuchtthurm, der zur Sicherheit der Seefahrer errichtet iſt.

A. d. H.

ſtellungen waren vergeblich. Die Bezahlung von zwey Millionen geſchahe, und man mußte Anſtalten treffen, die vier andern auch bald herbeyzuſchaffen. Die Forderungen des Botta giengen aber noch weiter. Er verlangte, daß die Genueſer 30,000 Mann öſterreichiſche Truppen bekleiden, und daß man ihm gewiſſe koſtbare Kleinodien ausliefern ſolte, die der Wiener Hof einige Jahre zuvor als ein Unterpfand hieher geſandt, und darauf groſſe Summen erhalten hatte.

Mitlerweile war der genueſiſche Staat ganz mit feindlichen Truppen überſchwemmt. Die Linie derſelben erſtreckte ſich von Novi bis nach Genua. Weit entfernt, eine gute Diſciplin zu beobachten, wie Botta es verſprochen hatte, geſchahen allenthalben die gröſten Unordnungen und Erpreſſungen, denen von den commandirenden Officiers gar nicht Einhalt gethan wurde. Der weſtliche Theil dieſes Staats wurde von den piemonteſiſchen Truppen, die ſich daſelbſt ausgebreitet hatten, nicht beſſer behandelt. Der König von Sardinien hatte ſich in Perſon hier eingefunden. Er hatte den 9ten Sept. Savonna eingenommen, deſſen Beſatzung ſich in das dabey befindliche Schloß gezogen hatte, das ſogleich bloquirt wurde. Final mit ſeinen Forts capitulirte den 16ten, und die Garniſon wurde zu Kriegsgefangenen gemacht. Die verbündeten franzöſiſchen und ſpaniſchen Heere zogen ſich indeß immer zurück, und räumten die Plätze, die ſie beſetzt gehalten hatten; jedoch lieſſen ſie 300 Mann in dem feſten Schloß Ventimilla zurück. Der König von Sardinien erlangte alſo auf einmal ohne einen Schuß zu thun, die Grafſchaft Nizza, und wurde dadurch Herr von der ganzen weſt-

lichen

lichen Küſte des genueſiſchen Staats, des Schloß Ventimilla und die Citadelle von Savonna allein ausgenommen, die er jedoch auch bald einzunehmen hofte. Da er dieſes ganze Land als eine gemachte Eroberung anſah, ſo ſetzte er alle von der Republic ernannte Magiſtratsperſonen ab, und beſetzte ihre Stelle mit Piemonteſern.

Die Genueſer ſuchten in dieſer höchſt unglücklichen Lage das Mitleiden der Höfe zu erregen, die mit dem Wiener Hof in Freundſchaft ſtanden; allein dieſe Verſuche waren fruchtlos. Villa Vechia ihr Reſident im Haag, übergab den 27. Sept. den Generalſtaaten eine ſehr rührende Bittſchrift. Er ſtellte darin vor, daß das Unglück der Republic Genua nicht die Folge ehrgeiziger und ungerechter Entwürfe ſey; daß ihre Maximen ganz die nehmlichen wären, die die Generalſtaaten befolgt hätten; daß ſie deſto gewiſſer auf ihre Protection rechneten, weil ihre Unterdrückung ſo groß wäre, daß wenn man derſelben nicht abhülfe, Genua zum Muſter künftiger Kriegsbehandlungen dienen würde; daß das Gleichgewicht von Europa die Erhaltung der Republic nothwendig mache, und daß die Seemächte, Holland insbeſondre, dabey intereßirt wären, daß man Genua, dieſen alten Sitz der Handlung im mitländiſchen Meere, in ihre Rechte und Freyheiten wieder einſetzte. Er endigte mit der dringenden Bitte an die Generalſtaaten, die Kayſerin Königin dahin zu vermögen, ihre Bedingungen zu mäßigen. Dieſe Bitte wurde nicht verſagt, es geſchahen auch im Namen der Republic Holland Vorſtellungen am Wiener Hofe, man ſah aber nicht die geringſte Wirkung davon.

Die Genueſer zogen von ihren Vorſtellungen am engliſchen Hofe keine gröſſern Vortheile. Vergebens zeigten ſie, daß die dringende Gefahr, womit ihre Freyheit bedroht würde, die ſie durch nichts hätten abwenden können, die einzige Urſache geweſen wäre, daß ſie den Feinden der Kayſerin Königin ein Corps Hülfstruppen gegeben hätten; daß das Beyſpiel andrer Staaten ſie authoriſirt habe zu glauben, daß ein ſolcher Schritt mit der Neutralität wohl beſtehn könnte; daß ihr Unglück daher deſto gröſſeres Mitleiden erzeugen müßte, weil ſie es nicht verdient hätten. Der engliſche Hof war bey dieſen Vorſtellungen taub, und zu ſehr wider die Genueſer aufgebracht, um ihre Gründe zu hören; er hatte ſelbſt zu dieſem Unglück beygetragen, und unterſtützte noch immer fort die Kriegsoperationen des Königs von Sardinien. Die Bemühungen der Genueſer bey andern Höfen waren nicht wirkſamer. Allenthalben bedauerte man ſie, auch fehlte es nicht an bittenden Vorſtellungen zu ihrem Vortheil, allein dennoch giengen die Sachen ganz ihren alten Gang fort.

Der Termin war da, wo das zweyte Drittel der Contribution von 6 Millionen Reichsthaler bezahlt werden ſolte. Das in der Bank vorräthige Geld war bereits zur erſten Zahlung und andern dringenden Bedürfniſſen angewendet worden; die öffentlichen Quellen waren auch erſchöpft, und man hatte ſchon das Silberzeug aus den Kirchen genommen, um Geld daraus zu ſchlagen. Dennoch wurde auch dieſe Zahlung geleiſtet. Botta aber drang nun wieder auf das Uebrige. Man ſchützte die gänzliche Unmöglichkeit vor, dieſem Ver-

Verlangen nachzukommen, allein es half nichts. Die einzige Milderung, die ſie erhielten, war, daß die Quittungen der Summen, die der Wiener Hof von den Genueſern geliehen hatte, mit in Rechnung gebracht werden konnten, dagegen wurden aber die in Deutſchland ausſtehenden Capitalien durchaus nicht angenommen. Die Genueſer fuhren fort die Unmöglichkeit vorzuſchützen, das Verlangte zu erfüllen. Botta drohete darauf mit einer militäriſchen Execution, die man alſo voller Furcht erwartete. Da man alle Stunden den gewaltſamſten Auftritten entgegen ſah, ſo lieſſen die vornehmſten Bürger von Genua ihre beſten Effecten nach den Klöſtern bringen.

Die Landleute wurden ſo wenig wie die Bewohner der Hauptſtadt geſchont. Zu den groſſen Contributionen kamen noch die Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten der Soldaten. Die öſterreichiſchen Generals beklagten ſich beym Senat, daß wenn ihre Soldaten ſich einzeln ſehen lieſſen, ſie Gefahr liefen, ihr Leben zu verlieren, und verlangten daher, daß man die Bauern entwafnen ſolte. Der Senat willigte ſogleich in dieſes Begehren, und ſchickte Commiſſarien ab, dieſe Entwafnung zu vollziehen. Ihre Befehle aber wurden ſo wenig geachtet, daß die Landleute nach wie vor bewafnet blieben.

Botta that nunmehr dem Senat kund, daß ſeine Truppen im genueſiſchen Staat überwintern würden, daß man daher für ihren Unterhalt ſorgen ſolte. Der Holzmangel war beſonders ſehr groß, und man fürchtete, daß wenn es den

öſterreichiſchen Truppen daran fehlen dürfte, ſie die Olivenbäume umhauen würden. Dieſer nicht ungegründete Gedanke vermehrte die grauſame Unruhe der Genueſer. Der Wiener Hof that indeſſen zwar einige gütliche Vorſchläge, die jedoch gar nicht zu ihrer Beruhigung dienen konnten. Die Kayſerin Königin trug ihnen die Garantie ihrer Staaten an, jedoch unter der Bedingung, daß ſie mit ihr eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz ſchlieſſen ſolten. Der Senat antwortete in dem ehrfurchtvollſten Tone, daß ſie einen ſolchen Schritt nicht thun könnten, ohne ſich von neuem ähnlichen Unglücksfällen, als den gegenwärtigen auszuſetzen; daß die Nachbarſchaft von Frankreich ihnen den Zorn dieſer Krone fürchterlich mache, und daß ihr Handel mit Spanien das einzige Gut ſey, was ihnen noch übrig geblieben wäre, den ſie ganz verlieren würden, wenn ſie dieſem Antrage Gehör gäben. Dieſe Antwort war ſehr weiſe in Rückſicht auf die Lage der Genueſer, allein ſie konnte dem Wiener Hofe nicht gefallen. Botta erhielt daher Befehl, den Ueberreſt der Contributionen mit Strenge einzutreiben; er konnte aber nicht mehr als 200,000 Zechinen auf Abſchlag zuſammen bringen. Verſchiedene Mächte verwandten ſich aufs neue für die unglücklichen Genueſer, aber ohne Erfolg. Nun nahmen dieſe letztern, ihrem andächtigen Character gemäß, ihre Zuflucht zum Himmel. Der Pabſt lies ſich bereitwillig finden, ihnen ein Jubiläum von 14 Tagen zu bewilligen.

Die Franzoſen hatten ſich indeſſen ganz nach den Gränzen ihres Königsreichs zurückgezogen. Die piemonteſiſche Armee in Vereinigung mit einem Corps öſterreichiſcher Truppen näherte

herte ſich ihnen. Botta erhielt bald nachher Befehl, noch dreyßig Bataillons dazu ſtoſſen zu laſſen, um den Plan einer Invaſion in Provence auszuführen, den der Wiener Hof entworfen hatte. Bevor aber dieſer Plan ausgeführt wurde, hatten die Piemonteſer das Schloß Ventimilla zu capituliren gezwungen. Der Oberſte von Tieffenthaler, ein Schweizer, hatte ſich darin mit ſeinen 300 Soldaten aufs äuſſerſte vertheidigt. Acht Tage vor der Capitulation war das Innere des Schloſſes bereits ſo ſehr durch die Bomben der Belagerer ruinirt worden, daß nicht ein einziger Mann mehr bedeckt ſeyn konnte. Da er keine Canonenkugeln mehr hatte, ließ er 600 Stück von den Feinden abgeſchoſſene ausgraben, um ſie ihnen wieder zurück zu ſchicken. Er ſchlug einen Hauptſturm ab, der den Belagerern 500 Mann koſtete. Endlich aber, nachdem die gemachte Breſche ſchon groß war, da er von ſeiner kleinen Beſatzung bereits 118 Mann eingebüßt hatte, und er ſelbſt durch Krankheit unfähig gemacht wurde, ſich länger zu vertheidigen, ſo ergab er ſich den 23. Oct. mit ſeinen braven Soldaten zu Kriegsgefangenen.

Die Garniſon in der Citadelle von Savonna war entſchloſſen, ſich nicht weniger tapfer zu vertheidigen. Die Piemonteſer hielten ſie ſeit dem 9. Sept. bloquirt; man hatte aber zu verſchiedenenmalen Mittel gefunden, ſowohl Lebensmittel als Truppen hineinzubringen. *) Botta, der die Unter-

*) Jederman, der nur die geringſten Begriffe von der Verfahrungsart wohl diſciplinirter Truppen hat, wird kaum begreifen, wie es möglich iſt, ſolche Transporte in ein bloquirtes

terwürfigkeit und Furcht des Senats aufs äuſſerſte zu nutzen wußte, verlangte, daß man dem Commendanten dieſer Citadelle Befehl zuſchicken ſolte, ſich zu ergeben. Es geſchah auch, jedoch ohne Wirkung. Der Commendant, Auguſtin Adorni, ein edler Genueſer, von einer alten berühmten Familie, antwortete, daß es jederzeit ſein Stolz geweſen ſey, der Republic zu gehorchen, ſo lange ſie frey geweſen wäre, daß aber, ſeitdem ſie es nicht mehr ſey, er ſich nicht entſchlieſſen könnte, Befehle zu vollziehen, die ſie zwar ertheilte, die aber eigentlich von den Unterdrückern ſeines Vaterlandes herkämen. Er ließ ſogleich die Beſatzung verſammlen, und erklärte, daß er entſchloſſen ſey, ſich unter den Ruinen des Platzes zu begraben, und daß diejenigen, die nicht Muth genug hätten ihm nachzuahmen, frey herausgehn könnten. Die Edelmuth ſeiner Geſinnungen gieng in alle Gemüther über. Alle zeigten ihre Bereitwilligkeit mit ihm fechtend zu ſterben. Vergnügt mit dieſem Entſchluß, las er ihnen ſein Teſtament vor, in welchem er ſein ganzes Vermögen, das ſehr beträchtlich war, den Weibern und Kindern der Officiers und Soldaten ſeiner braven Garniſon vermachte. Alles ſein vorräthiges baares Geld und Effecten vertheil-

te

tes Fort zu bringen, das überdem hart an einer mit Soldaten angefüllten Stadt liegt, und wo ſich das ganze umliegende Land in den Händen der Belagerer befindet. Da dies indeſſen ein Factum iſt, ſo kann es als ein hiſtoriſcher Beweis der Behauptung gelten, die ich in meinem Werk: England und Italien, 2ter Band S. 71. in Anſehung der ſardiniſchen Truppen geäuſſert habe.

A. d. H.

te er auf der Stelle unter die Soldaten, und dachte nun an nichts weiter als an die beſtmöglichſte Vertheidigung eines Orts, dem er gleichſam ſein Leben geweihet hatte.

Der König von Sardinien, der durchaus Meiſter der Citadelle ſeyn wolte, verzweifelte durch eine bloſſe Blocade es zu werden, und beſchloß daher, ſie förmlich zu belagern. Die Anſtalten dazu waren auſſerordentlich. Funfzig Canonen und vier und zwanzig Mörſer fiengen den 3. Dec. an ein fürchterliches Feuer zu machen, und ſo wurde es fortgeſetzt, während der Zeit in Genua ſich ſonderbare Dinge ereigneten.

Die Genueſer waren durch das Betragen des Marcheſe de Botta zur Verzweiflung gebracht worden. Die Bauern hatten wider den Befehl des Senats ihre Waffen behalten, und das Volk in der Stadt kannte bey ſeinem Klagen und Toben keine Gränzen mehr. Die Gemüther befanden ſich in derjenigen Gährung, die gewöhnlich zu den heftigſten Ausbrüchen führt, welche ſodann der geringſte Umſtand erzeugen kann. Ein groſſer Theil der öſterreichiſchen Truppen war damals nach den franzöſiſchen Gränzen abgeſchickt worden, daher Botta nicht ohne Furcht war. Er beſetzte deswegen den 26. Nov. das Fort Santo Benigno, das ganz nahe an der Stadt lag, mit einer zahlreichen Garniſon, verſtärkte die Wachen an den Thoren von Genua, und zwang die Regierung, ihm ihre vornehmſten Officier und Beamten zuzuſchicken, die einen förmlichen Eid ablegen muſten, nicht das geringſte wider das Intereſſe der Königin von Hungarn weder ſelbſt zu unternehmen noch anzuordnen. Der Erfolg be-

bewies, wie wenig dieſe gewaltſamen Mittel die abſichtliche Wirkung erreichten, die nur durch ein kluges und ſanftmüthiges Betragen erzeugt werden konte.

Der Senat hatte ſich immer geſchmeichelt, daß man endlich auf die gründlichen Vorſtellungen wegen Verringerung der Contributionen achten würde; allein den 30. Nov. übergab der Graf von Choteck, Generalkriegscommiſſarius der öſterreichiſchen Truppen, den Commiſſarien der Republic ein neues Reſcript, in welchem nicht vom Nachlaß der alten, ſondern vielmehr von neuen Forderungen die Rede war. Weder das den Truppen gelieferte Holz noch die Fourage ſolte hiebey in Rechnung gebracht werden. Man verlangte auf der Stelle 100,000 Reichsthaler für die Magazine, die man der Republic abgenommen, allein auch wieder zurück gegeben hatte. Die Contributionen betreffend, ſo ſolte ein Theil derſelben in zwey Tagen, der Reſt aber durchaus in einem Monat bezahlt werden.

Der Graf von Choteck erklärte, daß er den Genueſern nur 24 Stunden Zeit laſſen könnte ihre Entſchlieſſung hierüber zu nehmen, daß ſeine Monarchin verlangte, daß ſie genau alle Artikel des Reſcripts erfüllten, wo nicht, ſo hätte der Marcheſe de Botta Befehl, ſie dazu zu zwingen. In der unglücklichen Lage, worin ſich die Genueſer befanden, konten dieſe Drohungen nur ſehr geringen Eindruck machen. Sie dienten vielmehr, die Erbitterung aufs höchſte zu treiben. Das gemeine Volk beſonders, das nichts zu verlieren

ren hatte, beobachtete nun keine Mäßigung mehr, da ſich überdem das Gerücht verbreitete, daß die drauſſen befindlichen Truppen alle hereinkommen und die Stadt plündern würden. Alles war nun zum Aufruhr geſtimmt, und man wartete nur auf eine Gelegenheit, die ſich bald zeigte.

Schon am 1ſten Dec. hatte Botta von dem Senat 40 Stück ſchwere Canonen verlangt, um ſie dem Feldmarſchall von Braun zuzuſchicken, der die öſterreichiſche Armee an den franzöſiſchen Gränzen commandirte. Dieſe Farderung war ein Befehl, dem um ſo weniger widerſprochen werden durfte, da vermöge der Capitulation von Genua, Botta über die ganze Artillerie des Staats diſponiren konnte. Der Senat gab auch ſogleich die nöthigen Befehle. Der erſte Transport beſtand in zwölf der größten Canonen und einigen Mörſern, die den 5. December aus dem Arſenal geholt wurden. Der Zug gieng durch eine enge Straße, wo die Lavette eines Mörſers zerbrach. Die Unordnung, die hieraus entſtand, zog viel Menſchen herbey. Man zwang die Genueſer Hand anzulegen. Einer derſelben aber, der bey dieſer unverdungenen Arbeit eben keine groſſe Anſtrengung zeigte, wurde von einem öſterreichiſchen Officier mit Stockſchlägen dazu aufgemuntert. Dieſe wurden von dem Genueſer, der Landesſitte gemäß, mit einem Meſſerſtich beantwortet. Der zahlreich verſammlete Pöbel nahm gleich Parthey, und begrüßte die Soldaten, die zur Bedeckung des Transports dienten, mit einem Steinhagel. Sieben von ihnen wurden gefährlich verwundet, die andern entflohen.

In der Verfaſſung, worin die Genueſer ſich befanden, war weiter nichts erforderlich, um einen allgemeinen Aufruhr zu erregen. Das Volk lief nach dem Palaſt der Republic, und ſchrie um Waffen. Der Senat ſah ſich wohl vor, dieſe erſten Schritte öffentlich zu billigen und aufzumuntern, da ſie vielleicht nicht von Dauer, oder zu ohnmächtig ſeyn konten. Daher wurde das Begehren des Volks rund abgeſchlagen, und man bemühte ſich vielmehr von Seiten der Regierung einen Tumult zu ſtillen, der für den Staat die traurigſten Folgen haben konte; das aufgebrachte Volk aber wolte von nichts hören. Die Buden der Waffenſchmiede wurden geplündert, und die Thore des Arſenals und der Pulvermagazine erbrochen, alles grif nach Gewehren und Schwertern, und ſo lief man von einer Straße zur andern, und machte alle öſterreichiſche Soldaten nieder, die man antraf. Das Gemetzel dauerte die ganze Nacht durch. Die Soldaten zogen ſich auf ihre Poſten zuſammen und erwarteten ſo den folgenden Tag, da die Einwohner ſich fertig machten ſie daraus zu vertreiben.

Es war dieſes nicht mehr ein bloßer Volksauflauf, ſondern ein Generalaufſtand, der mit dem äuſſerſten Nachdruck unterſtützt zu ſeyn ſchien. Die Genueſer hatten eine Batterie von acht Canonen gegen das Thor St. Thomas errichtet. Sie griffen mit aufgepflanztem Bajonet einen benachbarten Poſten an, der mit vier Grenadiercompagnien beſetzt war, den ſie aber nicht einnehmen konnten. Doch gaben ſie das Vorhaben nicht auf, ſondern erneuerten den Angrif den folgenden Tag als den 7. December. Indeſſen aber hatte

hatte Botta dieſen wichtigen Poſten mit zwey Bataillons verſtärkt, daher wurden die Genueſer abermals zurückgeſchlagen. Dieſe hatten jedoch mittlerweile andre Batterien errichtet, die den Oeſterreichern viel Schaden thaten; ſie hatten ferner in den Straßen Verſchanzungen aufgeworfen. Botta wurde hiedurch nicht wenig beunruhigt, weil er wohl einſahe, daß er einem ganzen Volke nicht lange die Spitze würde bieten können. Seine einzige Hofnung war, daß der Eifer der Genueſer nach und nach erkalten würde. Um dieſen erwünſchten Zeitpunct deſto geſchwinder herbeyzuführen, that er den demüthigen Schritt, dem Pöbel einen dreytägigen Waffenſtillſtand anzutragen.

Der Feldherr aber an der Spitze ſeiner kriegeriſchen Truppen hatte die Kränkung, daß ihm ſein Geſuch nur auf drey Stunden zugeſtanden ward, die er auch willig annahm. Die Genueſer betrugen ſich nicht wie ein blindlings zuſammengeraffter Pöbel, der keine Regeln als Wuth und Eigenſinn kennt; im Gegentheil waren ihre Angriffe wohl überdacht, ihre Vertheidigungsplane zweckmäßig ausgeſonnen, und alle ihre Operationen vortreflich geordnet. Sie folgten ganz dem Rath kluger Anführer, die ſie ſich erwählt hatten, daher ſahen ſie ſich wohl vor, ihre erlangten Vortheile durch eine Unthätigkeit wieder zu verlieren, deren Folgen ihr Elend vergröſſern könte. Der Waffenſtillſtand wurde jedoch durch die Vermittelung des Fürſten Doria und einiger andern Senatoren bis zum Abend verlängert. Man ſprach von einem Vergleich. Die Genueſer zeigten ſich dazu nicht abgeneigt, verlangten aber vor allen Dingen, daß man ihnen den Hauptpoſten

poſten am St. Thomasthor und das Fort Santo Benigno einräumen, und ſie durch Geiſſel wider die Rache der Kayſerin Königin ſicher ſtellen ſolte. Dieſe Vorſchläge wurden nicht angenommen, daher denn am folgenden Tage die Feindſeligkeiten mit gröſſerer Wuth wie zuvor wieder anfiengen.

Die Senatoren hatten viel Mühe angewandt, um den Vergleich zu Stande zu bringen. Sie mußten natürlich über die Folgen einer Unternehmung beunruhigt werden, deren Ausgang noch ungewiß war. Wenigſtens konnte ihr Betragen im Nothfall beym Wiener Hofe zur Rechtfertigung des Senats dienen. Der Pöbel aber, der aufs äuſſerſte gebracht, und durch den guten Anfang aufgemuntert wurde, beobachtete dieſe Mäßigung nicht, ſondern legte vielmehr das politiſche Verfahren der Regierung übel aus. Man ſchrieb es perſönlichem Intereſſe zu. Hieraus entſtand ein lautes Murren beym Volk, das in der Wuth die Paläſte einiger Senatoren ausplünderte.

Die neuen Angriffe der Genueſer glückten beſſer als die vorigen. Die hohen feſten Häuſer und Clöſter ohnweit dem St. Thomasthor waren ganz mit Menſchen angefüllt, die Stein- und Kugelregen von allen Seiten auf die unglücklichen Truppen herabſchickten, während der Zeit ein zahllos bewafneter Pöbel ſie mit der äuſſerſten Wuth von vorne angrif. Alle Tapferkeit der deutſchen Krieger und die entſchloſſenſte Vertheidigung war unnütz; ſie mußten dem Pöbel nicht allein das Thor von St. Thomas, ſondern auch den Thurm bey der Laterne, das Fort Santo Benigno, und

die

die Vorſtadt St. Pietro d'Arena räumen, nachdem ſie über 2000 Mann verlohren hatten. Die verjagten Truppen, die ein ſo neues Beyſpiel der Welt darſtellten, nahmen den Weg nach dem Paß Bochetta, hatten aber auf dieſem Marſch noch die Demüthigung, den genueſiſchen Bauern eine Schlacht liefern zu müſſen. Dieſes Landvolk wußte von der politiſchen Maxime nichts, daß man dem fliehenden Feind eine goldne Brücke bauen müßte, ſondern gaben nur allein ihrer Rachbegier Gehör, die durch nichts geringers als die gänzliche Ausrottung aller ihrer Unterdrücker befriedigt werden konte. Sie verſammleten ſich daher 12,000 an der Zahl wohl bewafnet, um den Truppen den Rückzug zu verwehren. Dieſe waren alſo gezwungen, ſich in geſchloſſenen Gliedern durchzuſchlagen. Sie bewirkten es endlich mit vieler Mühe und Verluſt, und ſo langte Botta, der unwürdige Anführer braver Soldaten den 12. December bey den Defileen der Bochetta an, allwo er ſich feſtzuſetzen gedachte. Aber ſchon den nächſten Morgen ſahe er ſich von neuem angegriffen, denn viele vom genueſiſchen Pöbel hatten die Stadt verlaſſen, um die Feinde zu verfolgen, und ſich jetzt mit den Bauern vereinigt. Botta war alſo gezwungen, alle ſeine Artillerie nebſt der ganzen Bagage im Stich zu laſſen, und ſich nach Gavi zu begeben. Hier ſtieß ein Corps zu ihm, das auf einen Vorpoſten geſtanden hatte, und ſo hielt er nebſt Gavi auch Novi und Voltaggio beſetzt, und gab ſofort allen öſterreichiſchen Truppen, die ſich im Mayländiſchen, Mantuaniſchen und Modeneſiſchen befanden Befehl, ſich mit ihm zu vereinigen.

Die Truppen, die längſt der öſtlichen Küſte des genueſiſchen Staats poſtirt geweſen, waren auch genöthigt worden, ſich in Eile zurückzuziehn, und hatten ſich nach Lucca gerettet. Dieſer unerwartete Bauernkrieg koſtete den Oeſterreichern bey den verſchiedenen blutigen Scharmützeln über 5000 Mann. Die Bauern in dem Thal Polſevera machten allein an 2000 Gefangene. Der Verluſt der Genueſer war nicht ſehr beträchtlich, da ſie überdem zu rechter Zeit ihren Verfolgungen Gränzen ſetzten, und ſich begnügten die Päſſe zu bewahren, durch welche die Feinde ſich wieder Genua nähern konten. Die Ruhe wurde in dieſer Stadt wieder hergeſtellt; den 16ten öfnete man die Buden, und alle Gewerbe giengen ihren alten Gang fort.

An eben dieſem Tage verſuchte ein groſſer Haufen Bauern die Citadelle von Savonna zu entſetzen. Die Piemonteſer hatten dieſen Ort nun ſchon ſeit mehr als 3 Monaten bloquirt, und ſeit 14 Tagen förmlich belagert. Durch das Unglück ihrer Alliirten in Genua vorſichtig gemacht, waren ſie aber auf ihrer Huth, und ſchlugen die Bauern mit Verluſt zurück. Gleich darauf erſchienen zwey andre weit zahlreichere Bauern-Corps um die Belagerer anzugreifen; die engliſchen Schiffe aber, die an der Küſte kreuzten und die Belagerung deckten, machten ein ſolches Feuer auf die Bauern, daß ihr Muth hinreichend abgekühlt wurde, und ſie ſich zurück begaben. Der Commendant Adorni, der nun alle Hofnung auf Hülfe aufgegeben hatte, und das Heer der Belagerer ſich täglich vermehren ſah, dagegen ſeine Beſatzung ſich täglich verringerte, die jetzt nur noch in 1070 Mann beſtand, nachdem er

zwey

zwey Stürme abgeſchlagen, und er das Feuer von 30,000 Canonenſchüſſen und 9000 Bomben ausgehalten, capitulirte endlich den 18. December. Man verſtattete ihm ehrenvolle Bedingungen, jedoch mußte er ſich mit ſeiner Garniſon zu Kriegsgefangenen ergeben.

Die Genueſer waren indeſſen in der größten Beſorgniß, von den Oeſterreichern wieder beſucht zu werden, und unterließen daher nichts, ſich in Vertheidigungsſtand zu ſetzen. Keiner von den Edlen hatte ſich noch bis jetzo dem Volke zugeſellt, das noch immerfort bewafnet blieb, und ſich zu ihren Anführern Männer aus bürgerlichen Familien erwählt hatte, deren Eifer fürs allgemeine Beſte bekannt war. Dieſe regulirten alles, was das Militär betraf, und bezeigten in allen übrigen Dingen eine groſſe Ehrfurcht für den Senat, der immer noch für den Wiener Hof die höchſte Ergebenheit bewieß. Dieſer Hof urtheilte jedoch deshalb nicht günſtiger von den wahren Neigungen des genueſiſchen Adels. Man erklärte dem Marcheſe Spinola, Geſandten der Republic Genua in Wien, gerade zu, daß wenn der Senat beweiſen wolte, daß er keinen Antheil an der Unternehmung des Volks habe, ſo müßte er ſogleich den Kriegsgefangenen die Freyheit ertheilen, die Artillerie zurückgeben, desgleichen alle Munition und Bagage, die man den Truppen abgenommen hätte; ferner müßte er die rückſtändige Contribution bezahlen, die Summen der vom Volk geplünderten Kriegscaſſe wieder erſetzen, und überhaupt von allem was man nicht herbeyſchaffen könte, den Schaden vergüten. Man rechnete dieſen Schaden auf zwölf Millionen Kayſergulden. Auſ-

ſerdem verlangte der Wiener Hof auch, daß die Regierung wegen der Urheber des Aufruhrs genaue Unterſuchung anſtellen ſolte. Spinola ſtellte vergebens vor, daß der Senat ſich ganz auſſer Stande befände dieſe Vorſchläge einzugehn, man wolte ihn nicht weiter anhören, ſondern kündigte ihm an, in 24 Stunden Wien, und in ſechs Tagen die öſterreichiſchen Staaten zu räumen.

Nunmehr ſahe der Senat wohl ein, daß alle bezeigte Mäßigung, oder eigentlich zu ſagen, ihre Masquerade unnütz geweſen war, daher verzögerte er nicht, ſich mit dem Volk zu vereinigen. Die mit den Genueſern verbündeten Mächte ermahnten ſie, das Werk ihrer Freyheit zu vollenden, mit dem Verſprechen, ſie aufs nachdrücklichſte zu unterſtützen, ſowohl durch groſſe Diverſionen, als auch durch Hülfstruppen, daher wurde der gute Erfolg dieſer ſonderbaren Revolution von Tage zu Tage gewiſſer. Botta hatte indeſſen von allen Seiten Truppen zuſammen gebracht, auch ſchickte ihm der Feldmarſchall Braun, der die Armee an den franzöſiſchen Gränzen commandirte, 14 Bataillons, ſo nöthig er ſie auch ſelbſt brauchte. Bevor aber dieſe Verſtärkung noch ankam, verſuchten die Oeſterreicher ſich von dem wichtigen Paß Bochetta Meiſter zu machen; ſie griffen ihn daher den 4. Januar 1747 mit 6000 Mann an, wurden aber mit Verluſt zurückgeſchlagen. Einige Tage hernach drangen ihre Detachements bis Voltri und Biſagno vor, da man aber Anſtalten machte ſie abzuſchneiden, ſo zogen ſie ſich aufs ſchleunigſte zurück.

Ihre

Ihre Angriffe vom 15ten waren jedoch glücklicher. Sie bemächtigten ſich der Anhöhen von Buſſala und von Borgo Fornari, welche die Bauern nebſt 4 Stück Canonen und einigem Vorrath Munition verlieſſen. Ein ander Corps genueſiſcher Soldaten wurde bis Ponte Decimo getrieben. Der General Botta ließ den Poſten von Pietra Lavezara beſetzen, und zog einen Cordon vom Thal Scrivia an bis nach Campofredo, der Bochetta gegen über. Nun ließ er die Truppen durch die Hohlwege vorrücken. Die groſſe Kälte kam ihm hiebey zu ſtatten, denn 300 Genueſer, die einen Hauptpaß beſetzt, aber weder Zelte noch Barraken hatten, hielten es für unmöglich, daß die Oeſterreicher hier wagen würden durchzudringen, und hatten ſich daher in ein nahe gelegenes Dorf begeben. Dieſe Nachläßigkeit nützte man ſo wohl, daß 4000 Mann durch dieſes Defilee nach der Ebene von Polſevera ohngehindert marſchiren konten.

Dieſe Ebene iſt nahe bey der Stadt Genua, wo die Beſtürtzung unglaublich war, ſobald man die Truppen gewahr wurde. Man läutete mit allen Glocken in Kirchen und Clöſtern. Die Bauern eilten die Anhöhen zu beſetzen. Alle Poſten wurden verſtärkt, wodurch die Fortſchritte der Feinde aufgehalten werden konten, die ſelbſt genöthigt waren, ſich an verſchiedenen Orten zurückzuziehn, wo ſie ſich dem Feuer zu ſehr ausgeſetzt glaubten, unter andern von Pietra Lavezara. Das Detail dieſer Operationen iſt unerheblich. Genug es vergieng faſt kein Tag, daß man nicht die Genueſer in einigen ihrer Poſten angrif, oder daß dieſe verſuchten, ihre Feinde aus den ihrigen zu vertreiben. Im

Anfang des Februars wandten die öſterreichiſchen Truppen alle Bemühungen an, Lagnaſco, Croce d'Orera und Vittoria einzunehmen, ſie wurden aber überall zurückgeſchlagen. So dauerte dieſer kleine Krieg beſtändig fort, der jedoch durch die Erbitterung beyder Theile ziemlich blutig war. Die öſterreichiſchen Soldaten voller Wuth, mit zuſammengelaufenen Bauern unaufhörlich fechten zu müſſen, und zwar ohne ſie zu überwinden, vergaſſen oft Diſciplin und Menſchlichkeit, und handelten wie Barbaren. Das hiedurch erbitterte genueſiſche Volk machte einen Auflauf in der Stadt, um alle gefangene Oeſterreicher umzubringen. Er wurde aber geſtillt, und die Wachen ihres Gefängniſſes verdoppelt, um dieſe gefährliche Repreſſalien zu verhindern.

Jemehr die Genueſer wider die Oeſterreicher erbittert waren, deſtomehr wurden ſie in dem Entſchluß beſtärkt, ſich aufs äuſſerſte zu vertheidigen. Sie hatten am 9ten Januar bereits mit groſſen Feyerlichkeiten die Erlangung ihrer Freyheit gefeyert, wobey der Mörſer, der die Revolution veranlaßt hatte, mit groſſem Gepränge durch die vornehmſten Straſſen der Stadt geführt, und hernach mit vielen Ceremonien auf die Batterie von Carignan geſtellt wurde. Seit dieſer Zeit hatte man ſich täglich mit Vertheidigungsanſtalten beſchäftigt. Es wurden 120 Bürgercompagnien, jede von 60 Mann errichtet. Man machte ein Verzeichniß von allen Einwohnern der Stadt und der Vorſtädte, die im Stande waren Waffen zu tragen. Die Anzahl derſelben ſtieg auf 40,000 Mann. Man ließ überdem Truppen aus Corſica kommen, errichtete eine Menge

Batterien, und ſetzte ſich überhaupt in Verfaſſung, nicht die Folgen einer Belagerung fürchten zu dürfen. Durch einige aufgefangene Briefe wurde entdeckt, daß Botta unter den Einwohnern des Thals Polſevera Anhänger habe, denen er auch eine groſſe Summe Geldes hätte austheilen laſſen. Die mehreſten dieſer Landesverräther wurden eingezogen, und um ſich dieſes Thals wohl zu verſichern, ſchickte der Senat 4000 Mann dahin, die man von der öſtlichen Küſte weggenommen hatte.

Um alle dieſe Vorſichtsregeln zu krönen, fehlte nichts als die Uebereinſtimmung der verſchiedenen Stände des Staats. Die Wiederherſtellung der alten Regierung war um ſoviel nothwendiger, weil unter den Häuptern des Volks wegen der Beute einige Mißhelligkeiten entſtanden waren. Das Volk war noch der Meynung, daß die Edeln mit dem Wiener Hof einen Privatfrieden für ſich zu machen ſuchten. Dieſes Vorurtheil ließ die Edeln fürchten, daß das Volk vielleicht die Regierungsform verändern, und ſich der Herrſchaft bemächtigen könnte. Einige Ausbeſſerungen, die auf Befehl des Senats im Palaſt der Republic vorgenommen wurden, gaben den Uebelgeſinnten Gelegenheit auszuſprengen, daß die Edeln ſich daſelbſt verſchanzen wolten. Dieſes Gerücht hätte beynahe wieder einen Aufruhr des Volks veranlaßt, allein der Senat nahm die wirkſamſten Maaßregeln, die Nichtigkeit dieſer Sage zu beweiſen.

Endlich hörte der Verdacht von beyden Seiten und auch die Uneinigkeiten auf, und gegen die Mitte des Februars 1747 wurde die Regierung gänzlich auf den alten Fuß wieder hergeſtellt.

T.

Man kann hier zwar die Geſchichte des ſo wirkſamen Tumults und der Anarchie in Genua als geendigt anſehn; allein da die Folgen davon, unter welchen auch die merkwürdige Belagerung der Stadt war, mit den vorigen Auftritten genau zuſammen hängen, und gewiß manchem Leſer nicht ſehr bekannt ſeyn dürften, ſo ſoll eine Erzählung derſelben im nächſten Stück erſcheinen.

d. H.

(Der folgende Auſſatz ſolte nach dem Willen des Herrn Herausgebers zu Anfange des Stücks ſtehen, allein er kam zu ſpät in der Druckerey an.)

der Setzer.

VI.

Die Stimme des Volks an ſeinen König Friedrich Wilhelm den Zweyten, vorgetragen von einem Brennen 1786.

Mein Fürſt!

Er entſchlief, der groſſe Monarch — und Sie treten nun in ſeine Rechte. — Ihr Eigenthum iſt nun alles, was Er beſaß, alle Seine Schlöſſer, Seine Städte, Seine Länder und ihre Bewohner.

Sie

Sie ſind nun unſer König, — o! ſeyn Sie auch unſer Vater! Die groſſe Erbſchaft, Fürſt! die Sie nun antreten, hat des Glänzenden viel! zahlreich iſt Ihr Kriegsheer, wohlverwahrt ſind Ihre Feſten, reichlich gefüllt Ihre Magazine, — bevölkert Ihre Länder und glänzender als alles das, — der Ruhm, den Ihr unſterblicher Oheim Ihnen hinterließ. — Aber — ſie hat auch des Mühſeligen viel! Einen ſo guten, ſo groſſen König, als Ihr Oheim war, — vergeſſen zu machen, ſo zu herrſchen wie Er! — ſich auf der Stufe des Ruhms zu erhalten, — auf der Er unerſchüttert ſtand, — Ihre Länder ſo zu beglücken wie Er — Vater zu ſeyn Ihres Volks, wie er war, — o warlich Fürſt! — jede einzelne dieſer Pflichten hat des Schweren ſo viel, — daß ihre vereinigte Bürde jeden unterdrückt, der nicht von Friedrich des Zweyten Geiſte beſeelet wird.

Zürnen Sie nicht Fürſt! daß einer Ihrer Unterthanen, deſſen Herz für Sie eben ſo warm ſchlägt, als es für Ihren Oheim und für Ihren Großvater lebte; Zürnen Sie nicht, daß er es wagt, Ihnen die Stimme des Volks zuzurufen. — Ich bin ein Greis, durch Mühſeligkeiten abgehärtet, — wenig ſind der Jahre, die ich wahrſcheinlich zu leben habe. Gott allein fürchte ich — meinen König fürchte ich nicht — den liebe ich! Und dieſe Liebe, Fürſt und Vater, iſt es, welche die Stimme beſeelet, die jetzt zu Ihnen redet. — Beſſer iſt es, Sie hören ſie jetzt flehen, als einſt vielleicht klagen.

Der König, Fürſt! darf den Kronprinz nicht kennen. — Als Kronprinz lebten Sie Sich, — als König dem Staat. — Nur für dieſen ſind jetzt alle Ihre Handlungen. — Millionen ſehen auf Sie. — Aber Millionen fodern auch Rechenſchaft von jeder Ihrer Handlungen, denn auf jede haben ſie ein Recht.

Freylich iſt der Fürſt ein Menſch, gleich den übrigen; Er hat eben das Temperament, eben das feurige Blut, das andere Menſchen haben. — Das umſchaffen wollen, wäre unmöglich — aber es in Zaum halten, Meiſter darüber ſeyn, — das iſt die Pflicht eines jeden rechtſchaffenen Mannes, und vorzüglich die Ihrige. — Der König iſt das Haupt ſeines Volks, — Er muß auch ſein Muſter ſeyn.

O Fürſt! hier hören Sie die laute Stimme Ihres Volks! Sie haben eine Gemalin; erfüllen Sie Ihre Pflichten als Gatte. Lieben Sie ſelbige, das iſt rechtmäſſig, iſt edel. — Aber — keine Buhlerin! Schon das Wort Maitreſſe, entehrt einen Fürſten. — Der Herrſcher über Millionen muß frey ſeyn, und wie kann der wohl ſich der Freyheit rühmen, der an die Feſſeln einer Buhlerin geſchmiedet iſt?

Eben ſo frey muß auch der Fürſt von ſeinen Günſtlingen ſeyn. Er kann Günſtlinge haben, — und muß ſie haben. Jeder vor andern ſich auszeichnende rechtſchafne Mann, — jeder, der auszeichnend vor andern ſeine Pflichten als Krieger, Civiliſt, oder Bürger des Staats, erfüllet, ver-

verdient es, der Günſtling ſeines Fürſten zu ſeyn. Aber Leute, die auf das Unglück anderer ihr Glück bauen; Schmeichler, die nur den Leidenſchaften der Fürſten, nicht aber dem Staate dienen; die, ſtolz auf Fürſtengunſt, die Tugend mit Füßen treten, — Leute dieſer Art, erniedrigen den Fürſten, wenn ſie als Günſtlinge Ihm zur Seiten ſtehen, denn, von ihnen folgert man auf Ihn. Der rechte würdige Günſtling des Fürſten muß nie ſchmeicheln, er muß ſich beſtreben, es allen in der eifrigſten Erfüllung ſeiner Pflichten zuvor zu thun, denn vor allen hat er den Vorzug der beſondern Gunſt ſeines Fürſten. Gegenſeitig muß aber auch der Fürſt ſeinem Liebling nie etwas nachſehen; Er muß ſeine Vergehungen härter als alle andere beſtrafen, denn der Liebling hat vor allen andern Aufmunterung zur Rechtſchaffenheit voraus. Derjenige, der nur die Gunſt ſeines Fürſten ſucht, um ungeſtraft Bosheiten begehen zu können, der verdient nicht ſeine Gunſt. Er iſt eine Natter an dem Buſen ſeines Fürſten, und verdient wie ſie, zertreten zu werden.

Blicken Sie, mein König! auf das Muſter hin, das Ihr Oheim Ihnen hinterließ. Nirgends finden Sie da Maitreſſen, und wo der Günſtling, der ſichs rühmen könnte, daß durch Ihn in der ganzen glorreichen Regierung des Hochſeligen, nur das mindeſte Böſe verübet ſey? Das, o Fürſt! ſind unverwelklichere Zweige, in den Lorbern Ihres Oheims, als alle ſeine Siege.

Ehren Sie, Fürſt! Ihre Krieger, ſie ſind die Grundpfeiler des Staats. — Aber, wehe dem Krieger, der durch

den Vorzug, der ihm gebühret, gereizt, der Unterdrücker der übrigen Stände wird! Den ſtrafen Sie als den härteſten Verbrecher, denn er iſt ein Stöhrer der Ruhe, und entehret ſeinen Stand, als Beſchützer des Vaterlands. Führen Sie Menſchlichkeit und Güte bey Ihren Truppen ein; beſtra-ſen Sie Tyranney und Grauſamkeit; auch der gemeine Krieger nennet Sie Vater, auch ihm gebühret Schutz, wenn Unmenſchen die Rechte der Menſchheit an ihm verleugnen, wenn ſie aus ſchändlichen Goldwucher ihm das entziehen, was ihm gebühret. Das iſt der einzige Weg, Sich die Liebe Ihres Heeres zu erwerben, und dadurch ſeine Unüberwindlichkeit zu gründen.

Aber auch auf die übrigen Stände Ihres Reichs erſtrecke ſich Ihre väterliche Sorgfalt. — Weg mit den Gelderpreſſungen, den himmelſchreyenden Ungerechtigkeiten, die überall, vornehmlich bey der Juſtiz, unter dem Scheine des Rechts, verübet werden; weg mit den Spinnegeweben, welche groſſe und ſtarke Inſecten durchlaſſen, und nur die kleinen, ohnmächtigen fangen. O Fürſt! ungerechte Richter, dieſe Peſt des Landes, verbannen Sie ganz aus Ihren Staaten. Bey meinem und Ihrem Gott! — Fürſt! — ich rede die Wahrheit. Forſchen Sie nach — und Sie werden Stof genug finden, Sich als Vater Ihres Volks zu beweiſen, wenn Sie es von geizigen Scheuſalen befreyen.

O Fürſt und Vater! Ihr Volk ſeufzet zu Ihnen. Jeder gerechte Seufzer eines Ihrer Unterthanen über Sie, iſt

iſt einſt Ihr Ankläger bey dem Herrn, den auch Sie dafür erkennen müſſen, — bey Gott.

Schützen Sie die Kaufmannſchaft, ſie iſt die Quelle eines blühenden Reichs.

Ehren Sie den würdigen Theil Ihrer Geiſtlichkeit, ſie ſind die Lehrer Ihres Volks, — aber dem unwürdigen, dem herrſchſüchtigen Theil derſelben, der unter der Larve der Religion, nur auf die Unterdrückung ſeiner Nebenmenſchen und auf die Beförderung ſeiner eigenen ehrgeizigen Cabalen ſinnet, — dem legen Sie den ſtrengſten Zaum an, fliehen Sie ſeine Feſſeln, ſie ſind unzerbrechlich für den, den ſie einmal gebunden haben.

Schützen Sie die Preßfreyheit, ſie iſt der Weg zur Aufklärung Ihrer Unterthanen. Der Nutzen den ſie ſtiftet, überwägt das kleine Uebel, das ſie zuweilen anrichtet.

Und dann, der übrige Theil Ihres Volks, der Landmann, o! warlich ein ehrwürdiger Theil! Seyn Sie ihm auch Vater. Der gute, der fleißige Landmann, iſt eines der nützlichſten Mitglieder des Staats! Leiden Sie nicht, daß er gedrückt und ausgeſaugt werde, mit ihm ſinkt die ganze Stärke des Staats.

Ihr Oheim hinterließ einen groſſen Schatz durch Seine weiſe Sparſamkeit gehäuft, — das iſt ein Fidei-Comiſs des Staats, dem gehöret er allein, — nicht Ihnen. Sie haben nur das Recht, ihn zum Beſten des Staats zu

 ver-

verwalten, nicht aber ihn zu verſchwenden. Folgen Sie auch hierin dem groſſen Muſter Ihres Vorgängers. Seyn Sie ſparſam, aber ohne Geiz. Der Fürſt beſchwere nicht ſein Volk mit Auflagen, die es drücken, und die nur dazu dienen, einen todten Geldklumpen anzuhäufen. Er zwinge nicht, durch geizigen Geldwucher manchen ehrlichen Mann, deſſen unentbehrliche Einkünfte Er ſchmälerte, aus Noth die Geſetze zu überſchreiten. Seyn Sie freygebig, aber ohne Verſchwendung! Mildthätigkeit gegen den dürftigen Theil des Volks; Freygebigkeit, wenn Belohnungen der Verdienſte, Unterſtützung Unglücklicher, oder Verbeſſerungen im Staate es erfordern, iſt das edelſte Kleinod in der unſterblichen Krone eines Fürſten.

Hören Sie Fürſt und Vater! jede Bitte Ihrer Unterthanen mit gütigem Blick an. Das öfnet die Herzen, und ſichert Ihren Thron. Der Laſterhafte wird dann wenigſtens aus Furcht vor der Entdeckung ſeine Pflicht thun, und der Rechtſchafne, der gute Bürger, wird ſie deſto freudiger erfüllen, denn er iſt des Schutzes ſeines Vaters gewiß.

Und dann Fürſt! abermal ein lauter Zuruf Ihres Volks, ſeyn Sie friedfertig! des Eroberers Ruhm ſchwindet mit dem Tode. Ahmen Sie auch hierin dem Vorbilde des unſterblichen Friedrichs nach! — Viermal zog Er ſein fürchterliches Schwerdt, aber immer nur gezwungen, nur gegen die Unterdrücker Seines Reichs. Opfern Sie nicht einem Privathaß, etwa perſönlicher Beleidigung, das Leben von Millionen auf. Gott hat ſie Ihnen alle zugezählet,

zählet, Ihre Unterthanen: Sey ihr Vater, nicht ihr Henker, war ſeine Stimme. — Einſt wird Er ſie alle von Ihnen fordern. — Heldenthaten in einem gerechten Kriege bringen unſterblichen Nachruhm. Aber auch den größten Siegesruhm eines Fürſten beſudelt die Ungerechtigkeit des Krieges.

Ahmen Sie in Staatsſachen der Klugheit, der Verſchwiegenheit Ihres Oheims nach! Nie müſſe nirgend einer, der nicht durch geprüfte Einſicht und Rechtſchaffenheit, auf das gerechteſte Ihr Vertrauen verdient, es wagen, Ihre Plane durchſchauen zu wollen. Verſchwiegenheit iſt die Mutter aller groſſen Thaten.

Vor allen Dingen Fürſt! erwerben Sie Sich die Kenntniſſe Ihrer Staaten. Reiſen Sie in Ihre Länder umher. Forſchen Sie nach. Belohnen Sie Verdienſte. Beſtrafen Sie Nachläßigkeit und Laſter. Finden Sie Mißbräuche, ſo ſtellen Sie ſolche ein. Verbeſſern Sie ſelbige.

„Ich habe einen Tag verlohren,“ rief jener groſſe Fürſt der Römer wehmütig aus, wenn ein Tag verſtrichen war, der nicht in dem Buche der Vorſehung durch eine gute That, von ihm geſtempelt war. O Fürſt! verliehren Sie keinen! denn auch von der Anwendung der Zeit, die Gott Ihnen liehe, müſſen Sie Rechenſchaft ablegen.

Und nun Fürſt und Vater! habe ich meine Pflicht erfüllt, ich habe Ihnen die Stimme Ihres Volks vorgetragen. Wohl Ihnen und uns, wenn Sie ſie hören!

Die

Die Liebe Ihrer Unterthanen, der Segen des Himmels und unſterblicher Nachruhm ſind dann Ihr unausſprechlicher Lohn. Dann rechnen Sie auch, Vater! auf den treueſten Beyſtand Ihres Volks. Ich bin ein Greis, aber erfordert Ihr Wohl mein Blut — bey Gott! ich gebe es mit Freuden. Freudig wird dann auch mit mir, ein jeder rechtſchaffener Mitbürger, voll der innigſten Liebe für Sie, anſtimmen:

Lange lebe unſer Liebling,

Friedrich Wilhelm, der Zweyte.

VII.

Albert
der Waldmann.

1 7 8 5.

Auf einem Felſen ſaß im dunkeln Walde
Der Siedler Albert. Neben ihm
Da loderte das Wachſeu'r himmelan
Der nahen Bäume Wipfel röthlich ſäumend. —
Er hatte ſich, da jetzt des Alters Reif
Sein Haupt verſilberte, zurück gezogen
In dieſe Waldkluft. — Seiner Kräfte Blüthe
Hatt' er dem lieben Vaterland geweiht,
Und reife Frucht getragen. Sieben Jahre
Durchlebt er jetzt in ſtiller Einſamkeit
Zurückgezogen in ſich ſelbſt. — Er ſpähte

Dem

Dem dunkeln Gang der göttlichen Natur;
Sie war das Buch, wo er mit Sternenſchrift
Des groſſen Gottes Namen las. — Sie zeigt' ihm
Den ſchönen Traum der Weiſen überm Grabe
Verkörpert, — führte den entzückten Geiſt
Hin an der Zeiten Gränz', entfaltete
Ihm hier die groſſen ungemeſ'nen Räume
Der Ewigkeit, d'rin Seraph, Engel, Menſch
Sich ſonnen in dem Wiederſtral
Des Unerſchaff'nen, — lehrt' ihn jeden Trieb
Vom goldnen Zirkel der Bedürfniß
Umſchreiben, — machte ſeinen Willen
Zum Wiederſtral des höheren Verſtandes;
Bewaſnet ihn mit unbeugſamen Muth
Zum heil'gen Krieg der Leidenſchaften.

Alſo
Ward ihm die Ruh, wornach ſo viele geizen.
Sein Leben floh ihm ſanft, — der Wolke gleich
Die — hingetragen von ätherſchen Lüften
Im Maienhimmel ſchwimmt. Die Jünglinge
Der Nachbarſchaft beſuchten oft
Den guten Waldmann, denn er haßte
Den Menſchen nicht; in ſeine Felſenwohnung
Führt er den Kommenden voll Liebe.
Hier trof die goldne Lehr ihm wie der Thau,
Wie milder Balſam von der Lippe.
Auch lauſchten ſie dem Greiſen oft bey Nacht,
Wenn, gleich dem Waldſtrom ſein Geſang,
Vom ſchwarzbemooßten Felſennacken rauſchte.
Auch jetzo ſaß er auf dem Zackenfelſen
Bei'r hellen Flamm und ſang. — Euch ſang ſein Lied
Ihr Geißer ſeiner Väter, lauſchend neigtet ihr

Im

Im Mondgedüſt euch zu ihm nieder.
Von seinem Sang herbeygelockt kam Medon
Ein edler Jüngling. Vieles hatt' er ſchon
Gehört vom frommen Seher, und ihm brannte
Mit Ungeſtüm ſein Herz, den Alten
Zu ſeh'n, und bey ihm Weisheit einzuſaugen
Jetzt ſtand er bey der Flamme:

„Sey gegrüßt,
O Albert! zürne nicht dem Jüngling,
Der ſich zu deiner Nachtbehauſung wagt:
Ihn trieb die Liebe, heiſer Eifer trieb ihn
Dich aufzuſuchen, und bey dir,
Mann, mit der groſſen Gottgeweyhten Seele!
Der Lehre goldnen Thau zu ſchlürfen. Ferne
Vernahm ich deinen Preisgeſang: er rauſchte
Gleich einem Silberſturm entgegen mir.
Da folgt ich dem Geſang; drum zürne nicht
Geliebter Vater, wenn dein Medon
Dich bittet um ein Lied.“

„Nein, guter Jüngling!
Ich zürne nicht; denn meine Seele liebt
Der Jugend heiſen Durſt nach Wahrheit,
Die prüfende Erfahrung häufte, die
Der Lichtblick der Betrachtung läuterte. —
Komm ſetz dich mir zur Seite, guter Medon,
Und laß mich dir von meinen edlen Vätern
Erzählen: — ihre dämmernde Geſtalten
Umleuchten mich, wie Flammenmeteorn
Bey Nacht, — ſtark war ihr Arm, ein Donnerſturm, wenn er
Die Unſchuld rächt', im Frieden ihre Seele
Ein Frühlingshauch, — gros wie der Himmel
Ihr Herz; — und ihre Thaten ſproßten

Wir

Wie Cedern Gottes um ſie her! —“
Jetzt ſetzt ſich Medon ihm zur Seite nieder;
Da hub der Siedler an:
„In jenen Zeiten
Da Treue noch und unverſtellte Liebe
Die Menſchen an einander band, da lebte
Der Edle Eichen, — einer meiner Väter.
In einem kleinen Luſtthal lag ſein Hof,
Umkränzt mit Bäumen, — mild durchrieſelt
Von fruchtbarn Quellen, — nach der Wartburg. Hier
Verlebt der Greis die Tage ſeines Alters;
Mit wenigem vergnügt: von ſeinen Nachbarn
Geliebt, — geehrt von Jedermann. Er ſchaute
Mit Wonn' in die Vergangenheit, wo Er
Noch in den Locken ſeiner Jugend
Die Keime ſtreute, draus ihm jetzt ſo ſchön
Des Segens goldne Früchte ſproßten.
Ihm half ein Weib, — geſchmückt mit jeder Anmuth
Des Leibes und des Herzens — alle Laſten
Des Lebens tragen. Seine Kinder waren
Herangewachſen in die volle Blüthe
Und ſtralten jeden Zug der Eltern ab.
So wachte Gottes Auge über ihm,
So ſegnete ſein Haus der Menſchen Vater.
Sie hatten aber dazumal die Sitte,
Daß jedes Haupt mit ſeinem ganzen Hauſe,
So oft ein Feſt des Herrn wiederkehrte
Bey Nacht hinaus, Ihn anzubeten gieng.
Meiſt wählten ſie hiezu den Ort,
Wo ihrer Väter heil'ge Aſche ruhte.
Dann knieten ſie um einen Steinaltar
Im Sternenſchimmer, huben ihre Hände

Empor zum ofnen Himmel, beteten
Für ihre Väter, flehten Gott um Kraft,
An Tugend und an ſchönen Thaten
Den Edeln gleich zu kommen, nie
Durch Frevel, durch verkehrte Sitten nie
Ihr heiliges Gedächtniß zu beflecken.
Dann ſprachen ſie ein ſtilles: Vaterunſer!
Und ſchieden, voll von heiligen Gelübden.
(Ein ſchöner Brauch, mein Medon, möchten wir
Ihn ewig treu bewahren!) Eben war
Das Feſt der Himmelfahrt — und Eichen hatte alles
Zur ſtillen Pilgrimſchaft bereitet.
Die ſchönſte Frühlingsnacht verklärte
Den hellen Himmel. Goldne Sterne blickten
Wie Engel auf die ruhende Natur.
Auch ſtieg der holde Mond voll Klarheit
Am waldigten Gebirg herauf und ſäumte
Der Berge Wipfel rings umher mit Silber.
Ein allgemeines Schweigen — nur
Vom ſchlummebradenden Geſpräche
Des Bächleins unterbrochen, lag
Auf Feld und Wald und Thal und Hügel;
Da wanderte mein guter Ahnherr Eichen
Mit ſeiner liebenswürdigen Familie
Zum nahen Fichtenwald, in deſſen Mitte
Die Schatten ſeiner tapfern Väter ruhten.
Drey Söhne — Gottfried, Wilhelm und der Freund
Der Muſen Ludwig, zogen vor ihm her;
Ihm ſchritt zur Rechten Hedwig ſeine Gattin,
Zwo Töchter, ſchön wie Gratien, zur Linken,
Und das Geſinde ſchloß den ſtillen Zug.

Mit wallendem Entzücken ſchauten ſie
Zum Himmel auf: „So lächelteſt du einſt
Sprach tief gerührt der Greis — „als Jeſus Chriſt
„ Von Gottes Winden ſchmeichelnd aufgehoben,
„ In deine Freudenparadieſe trat!“
Schon ſahen ſie von einem geiſt'gen Schauer
Durchblitzt im Mondenſtral die Gräberhügel;
Schon ſtieg vor ihrem Blick der ſteinerne Altar;
Als eine leiſe wehmuthsvolle Stimme
Aus einem alten halbverfallnen Schloſſe
In ihre Ohren fiel. Sie ſtunden lauſchend. —
Die Stimme weinte fort — wie wenn der Wind
Sich ſeufzend an der Felſenritze bricht.
Still lauſchend hieng mit ſeinen Söhnen
Der Alte: doch die Luft zerſtreute
Die Klage des Verlaſſenen. Da raft ſich
Mit ſeinem Erſtgebohrnen ſtraks der Vater auf,
Nimmt ſieben Knechte zu ſich, heißt die andern
Den Zug bewachen. Langſam naht er
Dem mooßbewachſnen Schloſſe. Horch! —
Da hörten ſie die Stimme:

„ So erbarme
„ Der Allerheiligſte ſich meiner Leiden,
„ Als ich ohn alle Schuld in dieſer Wildniß
„ Verſchmachten muß, — von keinem Sonnenſtral
„ Geküßt, von keinem warmen Lüftchen
„ Beweht, wo Hunger, Furcht und Blöße
„ Auf meine Seele wechſelsweiſe ſtürmen,
„ Wo wilde Thiere hungerglühend mich
„ Umzingeln, wo die Schrecken der Natur
„ Von allen Seiten mich umlagern. Ach
„ Schon ſieben fürchterliche Wochen

„Wein, ich hier den tauben Felſenwänden
„Mein Weh entgegen; — wie von dieſen Felſen prallen
„All meine Klagen meine Seufzer alle
„Von Rolfs verſteintem Herzen ab;
„So prallen von der ſchwarz umwölkten Küſte
„Die Wogen ab: vertrocknet und verſchloſſen
„Sind alle Menſchenherzen, — alle fliehn zurück
„Vor dieſes Schloſſes drohenden Ruinen;
„Wo, wie man ſagt, die blaſſen Geiſter
„Der Miſſethäter ſich bey Nacht
„Vor Gottes Angeſicht verbergen. —
„Kein Menſch erbarmet ſich Mathildens,
„Das Ohr des Allbarmherz'gen ſelbſt
„Iſt meinem Jammerlaut verſchloſſen;
„O ſo erbarme du dich, trauter Tod!
„Du Freund des Leidenden, der du
„Dem Jammer mitleidsvoll ſein Auge
„Verbindeſt, — der du dem Verlaßnen
„Die Thränen alle trockneſt: — Lieber Tod
„Errette mich von meines Henkers Händen!“

So klagte ſie — wie Thau vom Frühlingshimmel
Zitterte des Mitleids Thräne heiß
Dem Greiſen von der grauen Wimper.
„Du ſolſt nicht ſterben unſchuldsvolles Mädchen!
„In dieſem Buſen ſchlägt ein mildes Herz.
„Für Leidende; — in dieſen welken Armen
„Quillt Kraft genug: ſie ſollen Rachegeſtält
„Dem Buben auf die Scheitel fallen, der dich
„In dieſe Gruft verſchloß.“

Er ſprachs,

Hub einen Stein vom Boden, ſchleudert ihn

Mit

Mit Jünglingskraft ans ſchwarze Riegelthor.
Aufſplitterte die Pforte mit Getös.
Sie fanden bald in heiſen Thränen ſchwimmend
Und bleich und abgehärmt vom bittern Leide
Die arme, allverlaſſene Mathilde.
Der alte Eichen führt ſie tröſtend ſelber
Herauf die dunkle Treppe. — Wie's dem Frommen
An jenem Tage seyn wird, wenn ſein Engel ihn
In Gottes Garten führt, — ſo war's Mathilden
Als ſie den ofnen Himmel wieder ſah, —
Als ſie des Menſchen Antlitz wieder ſah. —
Sie fiel vor ihrem Retter nieder, weinte
Des Dankes Thränen auf des Greiſen Hand.
Erzählt ihm: „Wie ſie Rolf, der Edelmann der Gegend,
Als eine arme hinterlaßne Wayſe,
Zu ſich genommen, wie er ſie gepflegt,
Gekleidet und genährt mit Vatermilde
Bis in ihr reifres Alter, wie er dann
Den heil'gen Schleyer abgeworfen, — wie er
Zum Laſter der Befleckung ihre Unſchuld
Verführen wolte, — wie ſie ihn mit Thränen
Gefleht, — wie ſie beym heiligen Verſöhner
Bey jeder Wohlthat ihn umſonſt beſchworen,
Aus ſeiner Bruſt die böſe Luſt zu tilgen;
Wie er am Ende ſie in dieſe Gruſt
Mit eigner Hand verſchloſſen, und gedroht
Dem Hungertod ſie hinzugeben, wenn ſie
In ſeine Luſt nicht willigte, — wie kärglich
Er ſie genährt.“
„Doch — fuhr ſie fort — das Auge
Zum Himmel aufgekehrt — doch will ich lieber
Den ſchröcklichſten der Tode leiden, lieber

Lebendig eingemauert mein eigen Fleiſch verzehren;
Als ſo die Aſche meiner Eltern ſchänden, —
Als ſo der Rache fürchterliche Bürde
Auf mein Gewiſſen laden. — "
„Schöne Seele!
Erwiederte der Alte — komm!
Komm mit mir, ſey ein Glied von meinem Hauſe! —
Ich will dich lieben, wie mein eigen Kind.
Ein Donnerſtral ſoll Eichens Schwerd
Den Frevler treffen, der ſich deiner Unſchuld naht.
Komm mit mir in die friedenvolle Wohnung
Des Segens und der Freude, wo kein Laſter
Im Hinterhalt auf ſtille Tugend laurt,
Wo meine Kinder mit dem ſüßen Schweſternamen
Dich grüßen, — wo die mütterliche Liebe
Gleich einem Engel vor der Schwelle ſteht. — "
Sie folgte. Eichen nahm ſie mit zum Opfer.
Wie Blüthenduft ſtieg ihr Gebet zum Himmel.
Aus Mondgewölken neigten ſich die Geiſter
Der Heldenväter zum Altar herab.
Der gute Alte nahm das Mädchen mit ſich
In ſeine Hütte, hegt' und pflegte ſie.
Schön war Mathilde; Siebzehn Lenze hatten
Der Jugend Lilien und Roſen
Auf ihren Leib geſtreuet. — Gottfrieds Seele
Zerfloß in ihrem Umgang. — Beyde liebten ſich
Mit reiner Liebe, wie ſich Bruderſeelen
Im Vollgenuß des ew'gen Lebens lieben. —
Des freute ſich der Greis, er band ſie ſegnend
Zuſammen durch der Ehe heil'ges Band.
Der Himmel ſchien mit allen ſeinen Freuden
Herab zu ſinken auf die Glücklichen!

Bald ſtarb der Alte; an dem Tage
Da Gottfried einen Roſenknaben ihm
Auf ſeine Knie legte: wie die Winterſonne
Ins ſtille Meer ihr bleiches Antlitz taucht,
Um neuverjüngt hervorzugehn. — ſo war
Des Greiſen Hingang. — Sie begruben weinend
Ihn neben den Altar. Und viele Jahre noch
Wenn Gottfried in der ſtillen Nacht
Mit ſeinem Hauſe anzubeten gieng,
Kniet er voll Andacht mit Mathilden
Geſondert auf des alten Grab:
„Sanft ruhe dein Gebein, geliebter Vater!
„Und milde Lebenslüfte ſäuſeln
„Um deine heil'ge Aſch': o ſchlummre ſanft!“
So ſang in jener Nacht auf ſeinem Felſen
Der Siedler Albert. Wie der Wanderer
Sich freut, wenn er am heißen Mittag
Die Felſenquelle murmeln hört, wie er
Mit trunknem Aug, den Lebensgeiſt hinabſchlürft,
So freute Medon ſich, ſo ſchlürft die Seele
Des Jünglings jeden Laut entzückt,
Der von der Lipp' dem heil'gen Seher troff.
Und jetzo neigte ſich des Mondes Flammenſcheibe
Am Waldgebürg hinab, — und Millionen
Flüßiger Cryſtalle zitterten
Durch des Aethers eherne Gewölbe:
Da ſtieg vom hohen Felſen Albert, trat
In ſeine Höhle, und der Jüngling neigte
Sich ehrerbietig vor dem Greiſen, küßt ihm
Die Stirne und die Hand, — und gieng zurück
In ſeine Wohnung, voll von heiligen Geſichten!

Ludewig Schubart.

VIII.

Fragment eines Schreibens, von einem Engländer aus Livorno, an ſeinen Freund in London.

Aus dem in Hamburg herauskommenden British Mercury überſetzt Vol. II.

Livorno, den 18. Jun. 1787.

— — — „Ich muß Ihnen nun von einem ganz ver„zweifelten höchſt blutigen Gefecht Nachricht geben, das auf „der Höhe von Meßina den 30. May zwiſchen einem malthe„ſiſchen und algieriſchen Kriegsſchif vorgefallen iſt. Beyde „Schiffe waren ungefähr von gleicher Größe und Canonen„zahl, auch waren beyde auſſerordentlich ſtark beſetzt. Die „Algierer, die gewöhnlich die Maltheſer ſorgfältig zu vermeiden „ſuchen, thaten es diesmal nicht, ſondern griffen vielmehr zu„erſt an; ſie gaben den Maltheſern eine ganze Lage, die ih„ren groſſen Maſt fortriß, und zwanzig Mann tödtete oder „verwundete. Das Feuer wurde mit dem größten Muth „erwiedert. Und nun nahm eines der hitzigſten, raſendſten „Gefechte ſeinen Anfang, das je zwiſchen zwey Schiffen auf „unſerer Weltkugel erlebt worden iſt. Jeder Theil fochte „zwey Stunden lang dicht aneinander liegend mit einer ſol„chen Wuth, daß beyde Schiffe zu gleicher Zeit in Flammen „ſtanden, und nur mit groſſer Mühe gelöſcht werden konnten. „Ohnerachtet dieſer ſo gefährlichen Lage ward das Gefecht

„wü-

„wüthend fortgeſetzt, und jeder Theil ſchien feſt entſchloſſen in „Abgrund des Meeres zu ſinken, oder zu ſiegen. Während „dieſes gräßlichen Blutbads wurde der tapfere Ritter, der „das maltheſiſche Kriegsſchif commandirte, durch eine Ca„nonenkugel zu Boden geſtreckt, da er eben die Kreuzfahne „ſeines Ordens an das Schif nagelte, damit niemand nur den „Gedanken der Uebergabe hegen könnte. Sein Tod war ein „groſſes Unglück für die Maltheſer, weil ſein erprobter Muth „und Erfahrung ihn ſeinen Leuten unentbehrlich machte; den„noch lieſſen ſie in ihrer ungeſtümen Tapferkeit nicht nach, „ſondern fochten immer fort wie Löwen. Indeſſen bewieſen „die Seeräuber nicht weniger einen erſtaunungswürdigen „Muth; ſie ſtritten wie Raſende, und feuerten von allen „Theilen ihres Schifs mit gehackten Eiſen und Kettenkugeln, „wodurch eine Menge Maltheſer getödtet, und Segel und Tau„werk in Stücken zerriſſen wurden. Endlich kamen ſie ſo „nah aneinander, daß ſechzig Barbaren mit dem Säbel in „der Fauſt ins maltheſiſche Schif ſprangen, und bey ihrem „Propheten ſchwuren, keinen Pardon zu geben noch zu neh„men. Dies war die Loſung eines ſchrecklichen Gemetzels „mit Schwerdtern, Piſtolen, Wurfſpieſſen und Lanzen; ſo „dauerte es beynahe eine Stunde lang, da denn alle Algie„rer, die geankert hatten, mit ihrem kühnen Anführer, aufs „Verdeck geſtreckt lagen. Dieſer gräßliche Anblick hielt den„noch die Seeräuber nicht ab, zum zweytenmale zu entern. „Dies geſchahe mit einer ſolchen grimmigen Wuth, daß trotz „alles nur erſinnlichen Widerſtandes die Maltheſer überwältigt „wurden und ſich ergaben. Bevor aber die Sieger das „Schif in Beſitz nehmen konten, flog es in die Luft, und

„alle Seeräuber am Bord nebſt der ganzen Beſatzung des „Maltheſerſchifs kamen elendiglich ums Leben; nur einige „Matroſen überlebten dies Unglück. Eine neapolitaniſche „Barke fand ſie den folgenden Tag auf Trümmern des zer„ſchmetterten Schifs ſchwimmend, fieng ſie auf, und ſo wur„den ſie nach Neapel gebracht. Dieſe Leute verſichern, daß „das algieriſche Schif in allen ſeinen Theilen, Segel und Tau„werk ſo erbärmlich zugerichtet, und ſo wenig Räuber zu „deſſen Bemannung übrig geblieben wären, daß es unmöglich „Algier erreichen könte.“ — — —

IX.

Die Hunde und der Löwe.

Eine Fabel.

Mops, Spitz und Dax, drey rüſtige Politiker,
Die eben bey einander ſaßen,
Und ihre Mittagsmahlzeit aßen,
Begannen beym Deſſert
Des Knochenmahls den König Löwen
Mit lauter Stimme zu erheben.
Man rühmte das an ihm, was jeder ohngefähr
Von ſeinem König — rühmt. Sein ganzes Weſen,
Sein edles Herz, ſein practiſcher Verſtand
Ward auſſerordentlich genannt.
Selbſt was von einem Leu'n im Gellius zu leſen, *)

Ward

*) Die bekante Geſchichte eines gegen den Andrôclus dankbaren Löwen.

Ward von ihm rühmlichſt angeführt,
Und una voce approbirt.

„Doch hört! ſprach jetzt der alte Knabe
Von Mops, gewis hat unſer Fürſt noch manche gröſsre Gabe,
Die er als ein wahrhaftig groſſer Mann,
Der das Geſchrey von ſich nicht immer leiden kann,
In Stillem übt. — — Wenn man, was er im Cabinette
Zum Beſten ſeines Reiches macht,
Wie thätig er dort Tag und Nacht
Für ſeine lieben Völker wacht,
Erſt eine ſichre Nachricht hätte,
Dann würden wir der Männer gröſsten ſehn,
Und höchſt bewundrungsvoll zu ſeinen Füſsen ſtehn!“

Gut! ſchrien die andern, laſst uns gehn,
Und heimlich ihn im Schlafrock überraſchen!
Sie gehn, und kommen an des Königs Wohnung an,
Und ſehen ihn — den groſſen Mann
Sich tagelang mit — — Mäuſen haſchen.

* * *

Wie mancher Groſse mag nicht herzlich klein
Zu Hauſ' in ſeinem Schlafrock ſeyn!!

C. F. Pockels.

X.

Natur.

An Carl Immanuel Kant.

Dies Weltall iſt ein Eines. Dies Eine bleibt
Auch unter Milliarden Verwandlungen
Daſſelbe, was, in ew'gem Cirkel,
Immer von ſich aus, in ſich zurückfleußt,

Urkräftig bildend aus der Zerſtörung Wuſt
Verſchiedene Geſtalten zu Tauſenden,
Stets, anſchaunſelig, ſich betrachtend,
Ob es, als Brutus, in's eigne Schwerd ſtürzt;

Als Lamm, dem Wolfe blutet; als Eichennuß
Die Schweine mäſtet; ob es aus Holz', aus Stein'
Ein Topf, ein Gott geſchnitzt, gemeiſſelt,
Oder zu Preiſ' aus Metall gemünzt wird:

Nach unverändlichen Geſetzen kreiſt,
Und wächßt, und denkt, und ſcheint, und belebet es,
Unlauterer in Erden und in
Leibern, in Seelen und Sonnen reiner.

Sieh des Smaragdes: Alles aus Einem! da,
Aigüptos Neitha, Gräzia's groſſen Pan,
Der Jüden Jehova, der Römer
Jupiter, das, was Natur wir nennen,

Das erſte, ſelbſterzeugte, unendliche,
In größter Mannigfaltigkeit einfache,
Allweiſ', erzgute, höchſtvollkommne,
Heiligſte Weſen der Weſen, Gott! Gott!

Wo ſind nun deine Flügel, o Freyheit? du
Erdichtung ſchlauer Prieſter und Könige!
Gerechtigkeit! wo deine Wage?
Und, o Vergeltung! dein Kranz, dein Schwerd wo?

Seyn muß, was iſt; und, ſo wie's geſchieht, geſchehn.
Indeß, o Kant! laß uns, bis auch wir dereinſt
In Licht zergehen, an den Schleyer-
Franſen der Niemalsenthüllten kräuſeln!

Lor. Leop. Haſchka.

XI.

Welch ein Volk!

Welch ein Volk! und was für Zeiten! was für Sitten!
Des Morgens wimmelt es ſchauluſtig um den Wagen,
Worauf ein armer Sünder, auch von Fleiſch' und Blute,
Mit feuerrothen Zangen in die Bruſt gekneipt wird;
Und in dem Wahn, der Henker that an ihm zu menſchlich,
Reißt es ſich ihm lautmurrend nach zum Rabenſteine:
Ißt und trinkt und begattet ſich, wie ſonſten.

Nach Mittag ſtürzet es ſchauluſtig in das Hetzhaus;
Und klatſcht, je toller ſich dem wuthentflammten Keiler

Ein

Ein Knecht entgegenwirft; und jubelt, nun der Leue
Mit fürchterlichem Sprung' ein bebend Reh greift, oder
Der Bär ein Milchlamm auf dem Platz zerfleiſchet:
Ißt und trinkt und begattet ſich, wie ſonſten.

Des Abends drängt es ſich ſchauluſtig vor die Bühne,
Da wo, ſein Liebling, die Subordination ſpielt;
Und zagt, wenn nun den Todestanz die Trommel donnert;
Und weint des Mitleidshelle Zähre, wenn auf Waltron
Die Flinte, die nicht losgehn kann, jetzt mimiſch anſchlägt:
Ißt und trinkt und begattet ſich, wie ſonſten.

Welch ein Volk! und was für Zeiten! was für Sitten!

Lor. Leop. Haſchka.

XII.

Epiſtel an Herrn Profeſſor Wehnert, in Parchim.

Mir fehlet noch zum competenten
Profeſſormäß'gen Schulregenten
Sehr vieles, Freund! — Indes zum Strand
Der Elbe, wo mit bloßen Händen
Sich harte Kieſel, feuchter Sand
Leicht greifen laſſen; hingeſand,
Den Enkeln der berufnen Wenden
Durch einen pädagog'ſchen Kniff
Geprüfter Weisheit Rath und Lehren;
Dem theuren Mutterland zu ehren
Derb' einzubläu'n: — ſie denn ins Schif

Das

Das durch des Lebens Wogen leitet
Drang' einzupacken; vorbereitet
Mit Kenntniß aller Arten; — ſie
Zum Trotze der Disharmonie,
Die dadurch alles Gute ſtöhret,
Daß auf des Lehrers weiſe Zucht,
Wenn ſich darob der Sohn beſchweret,
Beſofnen Muths ein Vater flucht,
Dem Jungen alle Tugend raubt,
Die Mentor mühſam in ihn ſchraubt;
Zum Trotz der ungezählten Sorgen
Womit der Stand des Schulmanns plagt,
Und alles deſſen, was vom Morgen
Bis Abend ihn im Wirbel jagt:

Zum Trotze dieſer Hinderniſſe
Sie, wie geſagt mit Haut und Haar
Vom Schädel an, bis auf die Füße
Und bis ins Mark der Knochen gar
Mit aller Kenntniß auszurüſten;
Aus ihnen Menſchen, Bürger, Chriſten
Und oben drein Antagoniſten
Der Laſter, wie des Satanas,
Zu machen und ſo weiter; das
Iſt es, wozu Beruf mich treibt
Bis meine Hülle mal zerſtäubt.

Ich halte freylich viel von einem
Berufe, der zum Wohl der Welt
Mehr nutzt und frommet, als mit ſeinem
Gefaſel der Romanenheld.

Auch wirkt ich gern von Lohn und Freuden
Umlächelt, auf der edlen Bahn,
Die cet'ris paribus wir Beyden
Aus einem Augenpunct anſahn.

Allein, ſeitdem ein Schleyer
Von meinen Augen fiel,
Erloſch das heiße Feuer
Und ich verlohr mein Ziel,
Ward eines Zufalls Poſſenſpiel,
Verlohr die Kräfte zu dem Lauf
Und Muth und Drang zum Flug' hinauf.

So heilſam alſo der Beruf
Zum Schulſtand, den die Noth erſchuf
Auch ſein mag; ſo bleibt dennoch immer
Manch Aber zu bedenken. Wenn
Ich zum Exempel in ein Zimmer
Geſperret würde, das ſich nimmer
Von Moder ſäubern ließe; denn
Verlör ich ja wahrhaftig meinen
Geruch, durch den ich ſonſt an feinen
Blumendüften Labung fand.
Nun nimm mir mal in deine Hand
Den ganzen Kopf, und denk, und ſinne,
Wie ſolchem Unheil mit Gewinne
Beſtmöglichſt abzuhelfen ſey.
Ich ſchenke dir ein Straußenen
Zum Recompens, wenn du mit Freuden
In einen ſolchen Schafſtall gehſt,
Von Böcken, Lämmerchen zu ſcheiden,

Mit

Mit nobeln Kräutern ſie zu weiden
Nach Nothdurft. Gelte? Du verſtehſt?

9.

Was kann der goldne Livius,
Der Polyhiſtor Plinius,
Plutarchus und Herodotus
Uns armen Sündern nützen,
Wenn wir mit Geiſteskraft verſehn
In unſre Schulgemächer gehn
Bey Langens Kaſ zu ſitzen,
Bey der die das zu ſchwitzen?
Was hilft es von dem Cathedra
Pathetiſch abzuleſen;
Daß ehemals Germania
Voll Wild und Wald geweſen;
Wenn vor der Hitſchen keiner ſitzt,
Dem Muth aus freyen Augen blitzt,
Den menſchlichen Geſchlechten
Der Liebe Band zu flechten!

Mir will der Satz nicht aus dem Sinn;
„ Man gäbe Säuen Perlen hin, “
Wenn zu Homer's Geſängen
Sich dumme Jungen drängen,
Und daß es Schand' und Sünde ſey;
Und Unſinn und Schulfüchſerey,
Den herrlichen Cornelius,
Den Naſo und Virgilius,
Den Cäſar nebſt dem Tullius
Den Buſenfreund Horatius,
Und gar den feinen Tacitus,
Mit Schöpſenköpfen zu verhudeln,

Und

Und ſie dadurch zu ſolchen Leuten
Die Kleider oder Schuh bereiten
Dem Staate zu verbrudeln.

Sieh! das ſind Aber die ſich mir
Als Centnerklötze, die ſich ſchier
Nicht wälzen laſſen mögen,
Bey dem Beruf im Wege legen.
Zwar wälz ich ſie ſo gut ich kann
Mit aller meiner Kraft daran
Noch immer ziemlich aus dem Wege,
Allein — die Kräfte werden träge.
Das cito rumpes arcum ſi
Et cetera, gilt ſelbſt aufs Vieh
Und vollends, wenn es mit der Pflege
Nur dürftig iſt, als Wort das ich
In Korb der puren Warheit lege.

Zwar wiſſen viele meiſterlich
Weit über dieſes alles ſich
Mit Lerchenflügeln wegzuſchwingen.
Doch dürfte vielen, ſo wie mir,
Der Flug ins leere Luftrevier
Auch künftig noch mislingen.
Für dieſe weis ich guten Rath:
Wer ſonſt noch Händ' und Füße hat,
Zum Beſten ſeiner Brüder
Dies oder jenes zu beſtellen;
Der ſetze ſich am Ufer nieder
Und bleibe weislich von den Wellen,
Von da herunter manches Schif,

Das

Das vom Erziehungsſtapel lief,
Den Rutſch bis in den Abgrund that
Und Rettung ſich zu ſpät erbat.

Am Rheine, — geht nur hin und fragt —
Da giebt es wie Herr Schlözer ſagt,
Gar fette Küſterſtellen;
Und wärs da nichts; — gut! an dem ſchnellen
Mißißippi giebts Felder gnug,
Die längſt auf Hände, die den Pflug
Zu treiben wiſſen lauern:
Dann dürſt ihr Geld und Zeit und Müh
Und eure Frühlingstage nie
Im Bücherſtaub vertrauern.
Dann ruft das muntre Flügelchor
Euch früh zur Thätigkeit hervor,
Und nie ſchrekt euch das Schnarchen
Unwiſſender Scholarchen!

Halt ein, mit deinem klugen Rath!
(Hör' ich im Geiſt dich ſprechen,)
Wir müſſen ja den ſteilen Pfad
Nicht ſperren, ſondern brechen.
Ganz wol! Wer aber ſeine Zeit
In Hofnung vieler Herrlichkeit
Der Dame Pädagogie weiht;
Der darf doch auch das Herzeleid
Womit ſie ihn zu quälen
Belieben trägt; nicht ganz verhelen.
Wer dies nun kennt und dann ſich nicht
An meinen Rath zu kehren

Gewillet iſt; nein! ſtöhren
Will ich den nicht in Amt und Pflicht!
Er trabe ſeinen Schulmanns Trott,
Gekleidet als die Küſter,
Im Nachtrab aller Ehrenprieſter,
Sey des galanten Pöbels Spott
Und das Orakel der Philiſter;
Er krieche leiſer als die Schnecken,
Und laſſe ſich von Stümpern necken.

Du weiſt, ich kenne die Kabale,
Womit ſich gegen einen Mann,
Der mehr als fünfe zählen kann
In dieſem Narrenthale
Die vielen Narren leider
Vom Sultan bis zum Schneider
Auflehnen. Desfalls freut es mich,
Daß du geſtützt durch friſche Pfeiler
Dagegen angeſtämmet ſtehſt
Und ſo mit einer Haut, die heiler
Als meine iſt, friſch fürbas gehſt.

Geh muthig, geh den Weg mit Freuden,
Den durch Moräſte Sümpf' und Haiden
Du ſelber dir gebahnet haſt!
Befürchte nichts. Allein gefaßt
Auf alle Fälle ſeyn,
Iſt immer nützlich. Prophezeyhn
Mag ich nicht gern. Es traf wol ein,
Was ich als Träumer prophezeyhte,
Wenn es ſchon die geſcheutſten Leute

Für

Für Grillenfängerey erklärten
Und nicht auf meine Warnung hörten.

Der Weiſe mißt ja nicht ſein Glück
Nach dem, was eines andern Blick
Gut oder übel dünket.
Er kennt den Unbeſtand der Güter
Aus Staub und Moder componirt;
Und wenn ihn ſelbſt des Goldes Hüter
Zu den gefüllten Kiſten winket
Wird er doch dadurch nicht verführt.
Der Welt mit ſeinen edlern Gaben
Ohn' Eigennutz gedient zu haben
Iſt einzig Lohn und Glück für ihn:
Aus dem Geſchäfte, zu erziehn
Zur Tugend Menſchen, quillt für ihn
Ein milder Strom von Segen,
Und ſelbſt auf Dornenpfaden blühn
Der Freude Roſen, lachend ihm
Mit Wonneduft entgegen!

Brinkmann.

Digitized by Google

IX.

Anhang.

No. 1.

In der Mitte des Octobers wird bey G. J. Göſchen in Leipzig zu haben ſeyn:

Pandora, oder Calender des Luxus und der Moden. Herausgegeben von Bertuch und Kraus, auf das Jahr 1788. 20 Gr.

— dieſelbe als Taſchenbuch ohne Calender.

Selten wird ein Unternehmen bey dieſen erſten Verſuch alle Vollkommenheiten erreichen, welche gewiſſenhafte Herausgeber ihn zu geben wünſchen. Ob die Herrn Herausgeber und der Verleger dieſes Jahr ihren Wunſch, die Pandora mit jedem Jahre reizender und dem Publico angenehmer zu machen, erreicht haben, mögen die Herren und Damen, für die ſie beſtimmt iſt, entſcheiden. Wenigſtens können ſie mit dem redlichſten Bewuſtſeyn behaupten: daß ſie keine Zeit, keine Mühe und keine Koſten geſparet haben, um dieſen Wunſch zu erreichen. Sie haben die vernünftigen Erinnerungen ihrer einſichtsvollen Correſpondenten ſoviel als möglich benutzt, ohne dabey ihren wohlüberlegten Plan aus dem Auge zu verliehren. Die Kupfer ſind dieſes Jahr I.) ein reizendes Frontespitz von Malvieux. Die Pandora wird von den 3 Grazien geputzt, die Mode will ihr einen abentheuerlichen Huth dazu reichen; allein der Genius des guten Geſchmackes weiſet ſie zurück. Dazu gehöret ein Gedicht als Prolog zum Calender von Blumauer, den Liebling der comiſchen Muſe. II.) Kopfputz der vier weiblichen Alter: des Kindes, der Jungfrau, der Frau, und der Matrone III.) Sechs ausgemahlte Kupfer: die neueſten Damentrachten; No. 1. Wintertracht, No. 2. Redoutenkleid, No. 3. Damenſchlafrock, No. 4. groſ-

ſer Abingtonrock, No. 5. halber Anzug oder Robe à l'angloiſe. No. 6. voller Anzug. IV.) 6 Blätter von Penzel, 1) idealiſche Kleidung, 2) römiſche Tracht, 3) romantiſche Kleidung, 4) Ritterkleidung, 5) Tracht aus dem mittlern Zeitalter, 6) moderne Characterkleidung. V.) Sechs engliſche Tänze von dem verſtorbenen Doctor Galliſch, dem Liebling aller die ihn kannten, mit Touren von Herrn Ollivier in Leipzig.

Der Inhalt iſt I.) obiges Gedicht von Blumauer: Die Göttin Mode vor Gericht. II.) Miſcellaneen aus der Geſchichte der Moden und der häuslichen Gebräuche. III.) Toilette der türkiſchen Damen. IV.) Ueber die Mode der Bärte. V.) Ueber den Kopfputz der vier weiblichen Alter. VI.) Rußiſche Aſſembleegeſetze. VII.) Der Blumenkranz. VIII.) Neujahrgeſchenk für das ſchöne Geſchlecht oder neueſte Damentrachten. IX.) Die Tulipomanie. X.) Ueber den Luxus der Bäder der Alten und Neuern. XI.) Modiſcher Lebenslauf eines neumodiſchen Weltbürgers von Muſäus, Verfaſſer der Volksmärchen. XII.) Bemerkung über Theatertrachten. XIII.) Der Tanz als geſelliges Vergnügen. XIV.) Erklärung der Kupfer.

No. II. III. IV. ſind vom Herrn Bibliothecar Reichard, No. V. XII. XIII. vom Herrn Legationsrath Bertuch.

Der Calender enthält auſſer dem gewöhnlichen den gewöhnlichen, den rußiſchen und einen Blumencalender, und bey jedem Tage Platz für ein Memorandum.

Alle Bände ſind gemahlt mit Einfaſſungen und Blumen, und nur das Futteral iſt mit goldnen Linien eingefaſt. Auſſer dieſen Bänden kann man auch ſeidene ungemahlt zu 1 Rthlr., und gemahlte Bände in Seide zu 1 Rthlr. 8 Gr. haben.

No. 2.

Bey G. J. Göſchen iſt erſchienen: Dom Carlos von Schiller. Mit dem Portrait der Königin Eliſabeth. 1 Rthlr. 8 Gr.

Der Verleger läßt hier die beyden erſten Auftritte des 5ten Actes abdrucken.

Der Marquis von Poſa treuer Freund des Carlos, hat das Zutrauen des Königs Philipp ſich zu verſchaffen ge-

gewuſt, um Carlos zu helfen, und hat Verhaftsbefehle gegen Carlos erhalten. In dem Augenblick, da Carlos der falſchen Eboli ſeine Liebe zur Königin zu entdecken im Begrif iſt, kommt Poſa dazu. Um dieſe gefährlichen Entdeckung zu verhindern, gebraucht er das einzige mögliche Mittel, ihn gefangen zu nehmen. Karlos, der von dem Plane ſeines Freundes nichts wußte, glaubte ihn untreu. In dieſer Situation beſucht ihn der Marquis.

Fünfter Akt.

Erſter Auftritt.

Ein Zimmer im königlichen Pallaſt, durch eine eiſerne Gitterthüre von einem großen Vorhofe abgeſondert, in welchem Wachen auf= und nieder gehen.

Dom Karlos an einem Tiſche ſitzend, den Kopf vorwärts auf die Arme gelegt, als wenn er ſchlummerte. Im Hintergrunde des Zimmers einige Offiziere, die mit ihm eingeſchloſſen ſind. Marquis von Poſa tritt herein, ohne von ihm bemerkt zu werden, und ſpricht leiſe mit den Offizieren, welche ſich ſogleich entfernen. Er ſelbſt tritt ganz nahe vor Karlos, und betrachtet ihn einige Augenblicke ſchweigend und traurig. Endlich macht er eine Bewegung, welche dieſen aus ſeiner Betdubung erweckt.

Karlos

ſteht auf, wird den Marquis gewahr, und fährt erſchrocken zuſammen. Dann ſieht er ihn eine Weile mit großen ſtarren Augen an, und ſtreicht mit der Hand über die Stirne, als ob er ſich auf etwas beſinnen wolte.

Marquis.

Ich bin es, Karl.

Karlos.

giebt ihm die Hand.

Du kommſt ſogar noch zu mir!

Das iſt doch ſchön von Dir.

Marquis.

Ich bildete

mir ein, Du könnteſt Deinen Freund hier brauchen.

Karlos.

Wahrhaftig? Meinteſt Du das wirklich Sieh!

Das freut mich — freut mich unbeſchreiblich. Ach!
ich wußt' es wohl, daß Du mir gut geblieben.

Marquis.

Ich hab' es auch um Dich verdient.

Karlos.

Nicht wahr?
O wir verſtehen uns noch ganz. So hab'
ich's gerne. Dieſe Schonung, dieſe Milde
ſteht großen Seelen an, wie Du und ich.
Laß ſein, daß meiner Foderungen eine
unbillig und vermeſſen war; mußt Du
mir darum auch die billigen verſagen?
Hart kann die Tugend ſein, doch grauſam nie,
unmenſchlich nie — Ich kann ja nicht dafür,
daß Deine Pflichten meine Freuden würgen.
Du weißt's, wir können nicht dafür, — Beweinen
kannſt Du mich immer —

Marquis.

Du verkennſt mich, Karl.
Unwürdig bin ich Deiner nie geweſen.

Karlos.

Ich aber Deiner.

Marquis.

Laß mich reden, Karl.
Was Du von mir zu hören haſt, iſt viel,
und unſrer Muße wenig.

Karlos.

Laß es gut ſein.
Ich glaube Dir — Es hat Dir viel gekoſtet!
O ja, mir däucht, ich weiß recht gut, wie ſehr
geblutet hat Dein ſanftes Herz, als Du
Dein Opfer ſchmückteſt zum Altare.

Marquis.

Karlos!
Wie meinſt Du das?

Karlos.

Du ſelbſt wirſt jetzt vollenden,
was ich geſollt und nicht gekonnt — Du wirſt

den

den Spaniern die goldnen Tage ſchenken,
die ſie von mir umſonſt gehoft. Mit mir
iſt es ja aus — auf immer aus. Das haſt
Du eingeſehn — O dieſe fürchterliche Liebe
hat alle frühe Blüthen meines Geiſtes
unwiederbringlich hingeraft. Ich bin
für Deine groſsen Hofnungen geſtorben.
Vorſehung oder Zufall führen Dir
den König zu — Es koſtet mein Geheimniß,
und er iſt Dein — Du kannſt ſein Engel werden.
Für mich iſt keine Rettung mehr — vielleicht
für Spanien — Ach hier iſt nichts verdammlich,
nichts, nichts, als meine raſende Verblendung,
bis dieſen Tag nicht eingeſehn zu haben,
daß Du — ſo groß als zärtlich biſt.

Marquis.

aus einem tiefen Erſtaunen erwachend.

Nein! Das,
das hab' ich nicht vorhergeſehen — nicht
vorhergeſehn, daß eines Freundes Großmuth
erfinderiſcher könnte ſein, als meine
weltkluge Sorgfalt. Mein Gebäude ſtürzt
zuſammen — Ich vergaß Dein Herz.

Karlos.

Zwar wenn Dir's möglich wär' geweſen, ihr
dieß Schickſal zu erſparen — ſieh, das hätte
ich unausſprechlich Dir gedankt. Konnt' ich
denn nicht allein es tragen? Mußte ſie
das zweite Opfer ſein? — Doch ſtill davon
Ich will mit keinem Vorwurf Dich beladen.
Was geht die Königinn Dich an? Liebſt Du
die Königin? Soll Deine ſtrenge Tugend
die kleinen Sorgen meiner Liebe fragen?
Verzeih mir — ich war ungerecht.

Marquis.

Du biſt's.
Doch — dieſes Vorwurfs wegen nicht. Verdient'
ich Einen, dann verdient' ich alle — und
dann würd' ich ſo nicht vor Dir ſtehen.

Er nimmt ſein Portefeuille heraus.

Hier
ſind von den Briefen ein'ge wieder, die
Du in Verwahrung mir gegeben. Nimm
ſie zu Dir.

Karlos.

ſieht mit Verwunderung bald die Briefe, bald den Marquis an.

Wie?

Marquis.

Ich gebe ſie Dir wieder,
weil ſie in Deinen Händen ſich'rer jezt
ſein dürften, als in Meinen.

Karlos.

Was iſt das?
Der König las ſie alſo nicht? bekam
ſie gar nicht zu Geſichte?

Marquis.

Dieſe Briefe?

Karlos.

Du zeigteſt ihm nicht alle?

Marquis.

Wer ſagt Dir,
daß ich ihm Einen zeigte?

Karlos. äußerſt erſtaunt.

Iſt es möglich?
Graf Lerma.

Marquis.

Der hat Dir geſagt? — Ja! Nun
wird alles, alles offenbar! Wer konnte
das auch vorausſehn? Lerma alſo? — Nein,
der Mann hat Lügen nie gelernt. Ganz recht,
die andern Briefe liegen bei dem König.

Karlos.

ſieht ihn lange mit ſprachloſem Erſtaunen an.

Weßwegen bin ich aber hier?

Marquis.

Zur Vorſicht,
wenn Du vielleicht zum zweitenmal verſucht

ſein

ſein möchteſt, eine Eboli zu Deiner
Vertrauten zu erwählen —

Karlos.

wie aus einem Traume erwacht.

Ha! Nun endlich!
Jetzt ſeh' ich — jetzt wird alles Licht —

Marquis.

geht nach der Thüre.

Wer kommt?

Zweyter Auftritt.

Herzog Alba. Die Vorigen.

Alba.

nähert ſich ehrerbietig dem Prinzen, dem Marquis durch dieſen ganzen Auftritt den Rücken zuwendend.

Prinz, Sie ſind frei. Der König ſchickt mich ab,
es Ihnen anzukündigen.

Karlos ſieht den Marquis verwundert an. Alle ſchweigen ſtill.

Marquis zum Herzog.

Der König
kann nach Gefallen ſtrafen und begnaden;
nur wundert mich, den Prinzen frei zu ſehen,
bevor man mir Gehör geſchenkt.

Alba

zum Prinzen, ohne den Marquis nur anzuſehen.

Zugleich
ſchätz' ich mich glücklich, Prinz, der erſte ſein
zu dürfen, der die Gnade hat —

Karlos.

bemerkt beide mit äußerſter Verwunderung. Nach einer Pauſe zum Herzog.

Ich werde
gefangen eingeſetzt und frei erklärt,
und ohne mir bewußt zu ſein, warum
ich beides werde?

Alba.

Alba.

Aus Verſehen, Prinz,
ſo viel ich weiß, zu welchem irgend ein —
Betrüger den Monarchen hingeriſſen.

Karlos.

Doch aber iſt es auf Befehl des Königs,
daß ich mich hier befinde?

Alba.

Ja, durch ein
Verſehen Seiner Majeſtät.

Karlos.

Das thut
mir wirklich leid — Doch wenn der König ſich
verſieht, kommt es dem König zu, in eigner
Perſon den Fehler wieder zu verbeſſern.

Er ſucht die Augen des Marquis, und beobachtet eine ſtolze Herabſetzung gegen den Herzog.

Man nennt mich hier Dom Philipps Sohn. Die Augen
der Läſterung und Neugier ruhn auf mir.
Was Seine Majeſtät aus Pflicht gethan,
will ich nicht ſcheinen ihrer Huld zu danken.
Sonſt bin ich auch bereit, vor dem Gerichte
der Kortes mich zu ſtellen — Meinen Degen
nehm' ich aus ſolcher Hand nicht an.

Alba.

Der König
wird keinen Anſtand nehmen, Eurer Hoheit
dieß billige Verlangen zu gewähren,
wenn Sie vergönnen wollen, daß ich Sie
zu ihm begleiten darf —

Karlos.

Ich bleibe hier,
bis mich der König, oder ſein Madrid
aus dieſem Kerker führen. Bringen Sie
ihm dieſe Antwort.

Alba entfernt ſich. Man ſieht ihn noch eine Zeit lang im Vorhof verweilen und Befehle austheilen.

Dritter

Dritter Auftritt.

Karlos und Marquis von Poſa.

Karlos

nachdem der Herzog hinaus iſt. voll Erwartung und Erſtaunen zum Marquis.

Was iſt aber das?
Erkläre mir's. Biſt Du denn nicht Miniſter?

Marquis.

Ich bin's geweſen, wie Du ſiehſt.

Auf ihn zugehend, mit großer Bewegung.

O Karl,
es hat gewirkt. Es hat. Es iſt gelungen.
Jetzt iſt's gethan. Geprieſen ſei die Allmacht,
die es gelingen ließ.

Karlos.

Gelingen! Was?
Ich faſſe Deine Worte nicht.

Marquis

ergreift ſeine Hand.

Du biſt
gerettet, Karl — biſt frei — und ich —

Er hält inne.

Karlos.

Und Du?

Marquis.

Und ich — — — ich drücke Dich an meine Bruſt
zum erſtenmal mit vollem, ganzem Rechte;
ich hab' es ja mit allem, allem was
mir theuer iſt, erkauft — O Karl, wie ſüß,
wie groß iſt dieſer Augenblick! Ich bin
mit mir zufrieden.

Karlos.

Welche plötzliche
Veränderung in Deinen Zügen! So
hab' ich Dich nie geſehen. Stolzer hebt
ſich Deine Bruſt, und Deine Blicke leuchten
wie eines höhern Weſens.

Marquis.

Marquis.

Freude der
Vollendung. Meine Bahn iſt aus. Jetzt iſt
die Reih' an Dir, die Deinige zu wandeln.
Wir müſſen Abſchied nehmen, Karl. Erſchrick nicht.
O ſei ein Mann. Was Du auch hören wirſt,
verſprich mir, Karl, nicht durch unbänd'gen Schmerz,
unwürdig großer Seelen, dieſe Trennung
mir zu erſchweren — Du verlierſt mich, Karl —
auf viele Jahre — Thoren nennen es
auf ewig.

Karlos zieht ſeine Hand zurück, ſieht ihn ſtarr an und antwortet nichts.

Sei ein Mann. Ich habe ſehr
auf Dich gerechnet, hab' es nicht vermieden,
die bange Stunde mit Dir auszuhalten,
die man die letzte, ſchrecklich nennt — Ja, ſoll
ich Dir's geſtehen, Karl? ich habe mich
darauf gefreut — Komm, laß uns niederſitzen —
ich fühle mich erſchöpft und matt.

Er rückt nahe an Karlos, der noch immer in einer todten Erſtarrung iſt, und ſich unwillkührlich von ihm niederziehen läßt.

Wo biſt Du?
Du giebſt mir keine Antwort? — Ich will kurz ſein.
Den Tag nachher, als wir zum letztenmal
bei den Karthäuſern uns geſehn, ließ mich
der König zu ſich fodern. Den Erfolg
weißt Du, weiß ganz Madrid. — Das weißt Du nicht,
daß dein Geheimniß ihm verrathen worden,
daß Briefe, in der Königin Schatulle
gefunden, wider Dich gezeugt, daß ich
aus ſeinem eignen Munde dieß erfahren,
und daß — ich ſein Vertrauter war.

Er hält inne, Karlos Antwort zu erfahren: dieſer verharrt in ſeinem Stillſchweigen.

Ja, Karl!
Mit meinen Lippen brach ich meine Treue.
Ich ſelbſt regierte das Komplott, das Dir
den Untergang bereitete. Zu laut
ſprach ſchon die That. Dich frei zu ſprechen war
zu ſpät. Mich ſeiner Rache zu verſichern,
war alles, was mir übrig blieb — und ſo

ward

ward ich Dein Feind, Dir kräftiger zu dienen. — —
Du hörſt mich nicht?

Karlos.

Ich höre. Weiter. Weiter.

Marquis.

Bis hieher bin ich ohne Schuld. Doch bald
verrathen mich die ungewohnten Strahlen
der neuen königlichen Gunſt. Der Ruf
dringt bis zu Dir, wie ich vorher geſehen.
Doch ich, von falſcher Zärtlichkeit beſtochen,
von ſtolzem Wahn geblendet, ohne Dich
das Wageſtück zu enden, unterſchlage
der Freundſchaft mein gefährliches Geheimniß.
Das war die große Uebereilung! Schwer
hab' ich gefehlt. Ich weiß es. Raſerei
war meine Zuverſicht. Verzeih' — ſie war
auf Deiner Freundſchaft Ewigkeit gegründet.

Hier ſchweigt er wieder. Karlos geht aus ſeiner Verſteinerung in lebhafte Bewegungen über.

Was ich befürchte, geſchieht. Man läßt
Dich zittern vor erdichteten Gefahren.
Die Königinn in ihrem Blut — das Schrecken
des wiederhallenden Palaſtes — Lerma's
unglückliche Dienſtfertigkeit — zuletzt
mein unbegreifliches Verſtummen, alles
beſtürmt Dein überraſchtes Herz — Du wankſt —
gibſt mich verloren — Doch, zu edel ſelbſt,
an Deines Freundes Redlichkeit zu zweifeln,
ſchmückſt Du mit Größe ſeinen Abfall aus,
nun erſt wagſt Du, ihn treulos zu behaupten,
weil Du noch treulos ihn verehren darfſt.
Verlaſſen von dem Einzigen wirfſt Du
der Fürſtinn Eboli Dich in die Arme —
Unglücklicher! in eines Teufels Arme,
denn dieſe war's, die Dich verrieth.

Karlos ſteht auf.

Ich ſehe
Dich dahin eilen. Eine ſchlimme Ahndung
fliegt durch mein Herz. Ich folge Dir. Zu ſpät.
Du liegſt zu ihren Füßen. Das Geſtändniß

floh

floh über Deine Lippen ſchon. Für Dich
iſt keine Rettung mehr —

Karlos.

Nein. Nein. Sie war
gerührt. Du irreſt Dich. Gewiß war ſie
gerührt.

Marquis.

Da wird es Nacht vor meinen Sinnen!
Nichts — Nichts — Kein Ausweg — Keine Hülfe — keine
im ganzen Umkreis der Natur! Verzweiflung
macht mich zur Furie, zum Thier — ich ſetze
den Dolch auf eines Weibes Bruſt — Doch jezt —
jezt fällt ein Sonnenſtrahl in meine Seele.
Karl — ein Gedanke, groß und kühn — zu Deiner
Errettung durch ein Wunder mir geſendet!
„Wenn ich den König irrte? Wenn es mir
gelänge, ſelbſt der Schuldige zu ſcheinen?
Wahrſcheinlich oder nicht! — für ihn genug,
ſcheinbar genug für König Philipp, weil
es übel iſt! Es ſei! ich will es wagen.
Vielleicht ein Donner, der ſo unverhoft
ihn trift, macht den Tirannen ſtutzen — und
was will ich mehr? Er überlegt, und Karl
hat Zeit gewonnen, nach Brabant zu flüchten.“

Karlos.

Und das — das hätteſt Du gethan?

Marquis.

Ich ſchreibe
an Wilhelm von Oranien, daß ich
die Königinn geliebt, daß mir's gelungen,
in dem Verdacht, der fälſchlich Dich gedrückt,
des Königs Argwohn zu entgehn — daß ich
durch den Monarchen ſelbſt den Weg gefunden,
der Königinn mich frei zu nah'n. Ich ſetze
hinzu, daß ich entdeckt zu ſein beſorge,
daß Du, von meiner Leidenſchaft belehrt,
zur Fürſtinn Eboli geeilt, vielleicht
durch ihre Hand die Königinn zu warnen —
daß ich Dich hier gefangen nahm, und nun,

weil

weil alles doch verloren, Willens ſei,
nach Brüſſel mich zu werfen — — Dieſen Brief —

Karlos.

fällt ihm erſchrocken in's Wort.

Haſt Du der Poſt doch nicht vertraut? Du weißt,
daß alle Briefe nach Brabant und Flandern —

Marquis.

Dem König ausgeliefert werden — — Wie
die Sachen ſtehn, hat Taxis ſeine Pflicht
bereits gethan.

Karlos.

Gott! So bin ich verloren.

Marquis.

Du? Warum Du?

Karlos.

Unglücklicher, und Du
biſt mit verloren. Dieſen ungeheuern
Betrug kann Dir mein Vater nicht vergeben.
Nein! Den vergiebt er nimmermehr?

Marquis.

Betrug?
Du biſt zerſtreut. Beſinne Dich. Wer ſagt ihm,
daß es Betrug geweſen?

Karlos

ſieht ihm ſtarr in's Geſicht.

Wer, fragſt Du?
Ich ſelbſt.

Er will fort.

Marquis.

Du raſeſt. Bleib zurück.

Karlos.

Weg! Weg!
Um Gottes willen. Halte mich nicht auf.
Indem ich hier verweile, dingt er ſchon
die Mörder.

Marquis.

Deſto edler iſt die Zeit.
Wir haben uns noch viel zu ſagen.

Karlos.

Was?
Eh' er noch alles —

Er will wieder fort. Der Marquis nimmt ihn beim Arme und ſieht ihn bedeutend an.

Marquis.

Höre Karlos — War
ich auch ſo eilig, ſo gewiſſenhaft,
da Du für mich geblutet haſt — ein Knabe?

Karlos

bleibt gerührt und voll Bewunderung vor ihm ſtehen.

O gute Vorſicht!

Marquis.

Rette Dich für Flandern!
Das Königreich iſt Dein Beruf. Für Dich
zu ſterben war der meinige.

Karlos

geht auf ihn zu und nimmt ihn bei der Hand voll der innigſten Empfindung.

Nein! Nein!
Er wird — er kann nicht widerſtehn! So vieler
Erhabenheit nicht widerſtehn! — Ich will
Dich zu ihm führen. Arm in Arme wollen
wir zu ihm gehen. Vater, will ich ſagen,
das hat ein Freund für ſeinen Freund gethan.
Es wird ihn rühren. Glaube mir: er iſt
nicht ohne Menſchlichkeit, mein Vater. Ja!
Gewiß! es wird ihn rühren. Seine Augen werden
von warmen Thränen übergehn, und Dir
und mir wird er verzeihen —

Es geſchieht ein Schuß durch die Gitterthüre. Karlos ſpringt auf.

Ha! Wem galt das?

Marquis.

Ich glaube — mir.

Er ſinkt nieder.

No. 3.

No. 3.

Bey G. J. Göſchen in Leipzig iſt zu haben:

Schauſpiele mit Chören, von den Gebrüdern Chriſtian und Friedr. Leopold Grafen zu Stolberg, groß 8. auf holl. Papier 2 Rthlr., auf Schreibpapier 1 Rthlr. 16 Gr.

Sie enthalten: 1.) Thaeſeus von Friedr. Leopold Gr. zu Stollberg. 2.) Belſazer. 3.) Otanes. Beyde von Chriſt. Gr. zu Stollberg. 4.) Der Säugling von Fr. Leop. Grafen zu Stollberg.

(Der Verleger läßt hier aus jedem einige Stellen abdrucken.)

Schluß-Chor aus dem Thaeſeus.

O Freyheit himmelwandelnder Sonne gleich!
In deinem Strale reifet des Volkes Glück
Es wölbt ſich unter dir der Ruhe
Schattender Baum, der von Leben Leben ſäuſelt!

Nur deine Hütten kennen ein Vaterland
O Freyheit! ohne dich iſt das Vaterland
Ein eitler Wahn, ein leerer Name,
Traum nur, und Traum von des Rauches Schatten!

O Freyheit, Sonnenwärme dem Herzen! Licht
Dem Geiſte! Muth der Männer entzündet ſich
An deinem Stral! auf deinem Heerde
Steiget die Flamme der kühnen Wahrheit!

Chöre aus dem Belſazer.

Nachdem Belſazer getödtet iſt, ſingen die Chöre.

Der du die Dränger ſchlugſt und die Drängerin,
Der du den Deinen löſeſt der Knechtſchaft Joch
O ſtürze jeden Dränger, löſe
Jedem Gefeſſelten ſeine Bande!

Chor der Jünglinge.

Säume nicht, Morgen! brich du hervor; ſchon dämmerſt du Freyheits-

Morgen! Es duftet der Thau ſchon und die Pappel des Thals.
Brüder, wendet euch weg von des Aufgangs purpurnem Fittig;
Wendet nach Salem euch hin! Heftet auf Salem den Blick!

Hananja, Miſael und Aſarja.

Erhebt die Häupter! Schauet der Berge Höh'
In goldnem Strahle! Dämmerung nebelt noch
Auf Erden; doch vom Himmel ſchwebet
Schon, wie ein Engel, der Morgen nieder!

Ein ſchöner Morgen! ſchöner, als Lenze ſind
Im Glanz der Frühe! — Der dich errettet hat
Läßt ſeines Auges Sonne leuchten,
Iſrael, träuft dir der Gnaden Fülle!

Chor der Aelteſten.

Träuft, ihr Himmel, o träuft Segen auf uns herab!
Purpurwolken, o thaut Heil in der Erde Schooß,
Daß die Schwang're gebähre
Fried', und Ruh', und Gerechtigkeit!

O dann grünſt du empor, Juda, ein triefender
Oelbaum, rankeſt empor, Iſrael, glänzend in
Traubenblut, wie an Eskols
Bach die Rebe des Wunderſtamms

Chor der Männer und der Jünglinge.

Dann entgürten die Krieger das Schwert, und geſchmiedet zur Sichel,
Mäht es die Saat, und der Spieß blühet, ein Sprößling, empor.
Unſer Retter im Himmel iſt unſer Schild, und es flammet
Seines Engels Schwert auf die Tyrannen hinab!

Chor der Jungfrauen.

O dann blüht, wie die Roſ' im Thale die Jungfrau von Zion.
Ihrer Unſchuld Gewand blendet im Lilienglanz
Myrtenkränze ſchmücken ihr Haar, und ein heiliger Gürtel,
Rein von Golde gewebt, faltet ihr ſittſam den Schooß.

Chor

Chor der Weiber.

Dann, o Weiber, reiſet mit Früchten das Bette der Keuſchheit;
Heil dir, die du gebierſt! Heil dir, o ſäugendes Weib!
Wir gebaren und ſäugten mit Jammer! — mit Wonne gebierſt du
Kinder des Segens, und ſäugſt Kinder des Segens, o Weib!

Geſang aus dem Otanes.

Mardontes.

Zu dem Bärgeſtirne
Floh von uns der Winter,
In des Pardels Hütte,
Mit bereiſtem Haar;

Und vom blauen Himmel,
Blau und hell und heiter,
Wie Gabenas Auge,
Naht der junge Lenz.

Um die goldne Locke
Glänzet ſeines Kranzes
Blumenregenbogen
In der Sonne Strahl;

Schimmert in des Abends
Bräutlichem Erröthen,
Wallt und wallt, und träufelt
Süßen Labethau.

Gabena.

Linde Weſte wehen,
Athmen Balſamdüfte
Vom Jasminenbuſche,
Vom Violenbach.

Auf des Baches Spiegel
Schwebt des Mandelbaumes
Bild, und mahlt die Welle
Mit des Purpurs Schein.

Auf den Blütenzweigen
Hüpft und regnet Roſen
Nieder, hüpft und wieget
Sich die Nachtigall.

Singe, liebe, kleine
Nachtigall; es lauſchet
Deinem Lenzgeſange
Braut und Bräutigam!

Mardontes.

Alles, o Sabena,
Alles um uns her iſt
Leben, alles Wonne,
Alles Blütenlenz.

Alles, o Sabena,
Wäre Froſt und Winter,
Wäre Tod und Trauer,
Liebteſt du mich nicht!

Sabena.

O Mardontes, nun iſt
Unſer Lenz der Liebe;
Nun bedrohn ſie keine
Winterſtürme mehr!

Dieſem ſüßen Lenze
Weichen alle Blumen,
Alles Weſtgeſäuſel,
Aller Vögel Chor!

Mardontes.

Mädchen, wie des Baches
Welle, wallt dein Buſen:
Wie des Thaues Perle,
Glänzt dein Himmelblick;

Deine Locke duftet
Blumen; Weſte haucht dein
Odem; deine Stimme iſt
Nachtigallgeſang!

Aus

Aus dem Säugling.

Apoll bringt den Säugling (Homer) zu den Muſen.

Apollon.

Ihr Töchter Zeus, das Knäblein iſt mir lieb!
O ſchenket Gaben ihm! Den Menſchen ſind,
Und ſelbſt den Göttern eure Gaben werth.
(Er geht dicht hinzu zu Kalliopä, die den Knaben hält.)
Die Muſen lächeln dir! ſey ſtolz mein Kind.
Doch ſeht, da kommt die holde Küpris ſchon
Mit täublichem Geſpann, und Eros kommt
Mit ihr. O Afroditä ſey gegrüßt!
Mit ihnen kommen auch die Grazien.

Urania.

Auch Pallas kommt mit ihrem Strahlenſchild!

Erato.

Und Dionüſos von Küthärons Höh!

Apollon.

Ihr Götter und Göttinnen, ihr erfreut
Mein Herz, und häufet meinem Kindlein Heil.

Athaenae

(Sie nimmt den Knaben.)

Nimm, Knabe, hellen Geiſtesblick und Muth
Aus dieſen Augen und aus dieſer Hand!
Mit dieſem Schilde ſcheuch' ich jeden Wahn
Und jede niedre Sorge fern von dir!
(Sie giebt den Knaben der Kalliopä wieder.)

Afroditae.

Nimm hohe Freud' und ſüßen Schmerz von mir!

Eros.

Dich trift dereinſt mein ſchönſter Pfeil, am Bliz
Geſchmiedet, und in Nektar eingetaucht!

Dionüſos.

Dein Blick ſey trunken! trunken ſey dein Herz!

Chor der Muſen.

Wie eines Sprößlings ſorgſam im Quellenthal
Vor frommer Menſchen Hütte die Drüas pflegt,
So pflegen dein, o zartes Knäblein!
Sorgſam die Muſen, Apollon ſorgſam.

Sie wehet Kühlung ihm aus dem Haine zu,
Sie netzet mit der Quelle die Wurzel ihm,
Sie hält, ihn feſt, wenn Stürme brauſen,
Träufelt ihm Thau in die junge Knoſpe.

Chor der Grazien.

Wie einen Sprößling, welchen im Quellenthal
Vor frommer Menſchen Hütte die Drüas pflegt,
Wie den die Horen freudig ſchmücken,
Schmücken die Grazien dich, und Küpris.

Die Horen hauchen lenzliche Knöſpchen auf
Mit lauem Oden, mahlen das junge Grün
Mit feuchtem Glanze, mit des Purpurs
Tropfen die Blüte, mit Gold die Früchte

Chor der Muſen.

Wir geben deinem Namen Unſterblichkeit,
Und lehren dich des Namens Unſterblichkeit,
Nicht jener Wonne gleich zu achten,
Welche der Wahrheit und Schönheit Anblick

Und ſeiner Schöpfung Anblick dem Dichter giebt!
Den Beifall überſchwebet das Selbſtgefühl,
Und ſtürzt ſich gern aus lichter Höhe
In der Entzückungen reine Woge!

Chor der Grazien.

Verborgen iſt den Menſchen der Zwillingsquell,
Aus welchem Wahrheit ſtrömet, und Schönheit ſtrömt;
Die Muſen tränken dich aus jenem,
Aber mit dieſem bethauen wir dich!

Holdſelig ſind wir Töchter des Himmels, ſind
Auch kühn! entſinken nimmer dem Sternenflug

Der

Der Muſen, folgten mit den Muſen
Orfeus hinunter ins Thal des Hadds!

Beyde Chöre.

Wir ſind ein Reigen! ſchwer zu erreichen blüht
Der Weisheit Blume; welcher ſie pflückte, weiß,
Daß der die ganze Wahl verfeblet,
Welcher mit klügelnder Hand uns ſondert!

Er weiß, was wenig wiſſen, der Glückliche:
Der Schönheit Blüte trage des Guten Frucht!
Ein' iſt die Pflanze eines Kernes,
Welchen der Vater der Götter ſäte!

Du wirſt es wiſſen, Knäblein! der Biene gleich,
Entſaugeſt du der Blume den Himmelsthau,
Und deiner Zellen ſüße Speiſe
Nähret die Weiſen der ſpäten Nachwelt!

No. 4.

Bey G. J. Göſchen iſt zu haben:

Andreä Dichtungen zur Beherzigung unſers Zeitalters. Mit einer Vorrede von J. G. Herder, 8. Schreibp. 16 Gr.

Der Verleger läßt hier einige Erzählungen daraus abdrucken.

Der Zweifel.

Wie gefährlich es iſt, das noch Mängel zu finden, wo der groſſe Haufe die höchſte Vollkommenheit anſtaunt, davon machte der Zweifel die traurige Erfahrung. Er hatte übrigens den Ruhm eines Mannes von Geiſt und Kenntniſſen, und eines eifrigen Verehrers der Gottheit. Unbeſcholten war ſein Karakter, und ausgezeichnet ſeine Beſcheidenheit. Nur bey Dingen, die er nicht hinlänglich einſah, war er — bedenklicher als er vielleicht ſollte. Er lebte im Gebieth der Theologie; aber da war ihm ſo man=

cher Widerſpruch zwiſchen Lehre und That unerklärbar. Nicht lang! und er ward als Ketzer und Religionsſpötter in den Bann gethan. — Von hier nahm er ſeine Zuflucht zu den Staatsmännern; doch kaum daß er Miene machte ſich der Decke der politiſchen Geheimniſſe zu nähern, ſo ſchalt man ihn: Rebell! und es erfolgte die Landesverweiſung. — Nun wandte er ſich zu den Gelehrten. Sein ſcharfes Aug' entdeckte in den Syſtemen über Himmel und Erde und Menſchen, Lücken und minder haltbare Theile. Noch hatte er ſich nicht völlig darüber erklärt, und ſchon nöthigten ihn Folianten und Federmeſſer, in Sicherheit ſich zu flüchten. Endlich wolt' er unter dem gemeinen Volke wohnen. Er fand die Sitten deſſelben zu rauh, die Einſichten zu dürftig. Fort mit dem Schwärmer! erſchallt' es jetzt aus allen Hütten, und angeſchloſſen im Tollhaus! Dort ſey er weiſe für ſich, und plag' er nicht andere! So war der Biedermann von der geſammten Menſchheit ausgeſtoßen.

Umſonſt daß er betheuerte, weder dem Gewiſſen der Religionslehrer, noch der Ruhe des Staats, noch dem Genie der Litteratoren, noch den Bedürfniſſen des Volks zu nah getreten zu ſeyn. Man hörte ihn gar nicht. Allgemein verdammt, berufte er ſich, im Bewußtſeyn der Unſchuld, auf das Urtheil des Weltenrichters. Und nicht vergebens! Der Bothe der Gottheit — dem Leidenden ſo erwünſcht als furchtbar dem Ueppigen, ſchon durch ſeinen Namen: Tod! — erhielt Befehl, den Dulder zu befreyen. Der Ewige verrieth ihm wo er gefehlt hatte, und Seligkeit ward ſein Theil. In deren Genuß' erharrt er am Throne Gottes den Tag des groſſen Gerichts. Dann wird der Allgerecht im Angeſicht aller Völker ſeine Feinde ihn verklagen, und ihn ſich vertheidigen laſſen, und ſelbſt jene rufen dann aus: Er war unſchuldig! Seligkeit ſey ſein Lohn!

Die Mildthätigen.

Ehmals hatte die Mildthätigkeit den Gebrauch, einmal im Jahr ihren Freunden öffentlich den Segen zu ertheilen. Sie fand die Anzahl derer die Anſpruch darauf machten immer ſtärker, und doch wurden die Klagen der Armen über Mangel immer lauter. Auch hatte ſich die

Achtung des Volks für dieſe Feyerlichkeit wo nicht verlohren, doch ſehr gemindert. Das nächſtemal alſo hielt ſie vorher Muſterung unter der lobbegierigen Menge. Da fand ſie unter ihnen Leute, die an Seiltänzer, Taſchenſpieler, Goldmacher, Caffetiers und Maquereuſen ihr Geld verſchleudert hatten. Ihr verdient öffentlich beſchämt zu werden, ſprach ſie voll Unwillens zu ihnen, doch ihr beſchämt euch ſelbſt; hinweg aber aus meinen Augen. Durch ſelbſt gefälliges Lächeln und zudringliches Geſchwätz machte ſich ihr eine andere Gattung verdächtig. Sie hatten Vermögen an Maler und Virtuoſen, Bildhauer und Baukünſtler verſchwendet, und zum Gewinn den Nahmen Dilettanten erhalten. Doppelte Thoren und doppelt Strafbare! war die unerwartete Anrede der Göttin an ſie, ihr entehrt die Kunſt und ſpottet meiner. Ihr nennt Almoſen, was ſie als Tribut heiſchen kann! was ihr drüber thatet, war Opfer für eure Eitelkeit — und für beydes ſoll ich euch danken? Das Weib hat keinen Geſchmack! ſagten die Dilettanten, trillerten die geſtrige Opernarie, und giengen hinweg. Andre hatten Pfaffen gemäſtet, Rabuliſten gefüttert, Reimer penſionirt, und Tagdiebe ernährt. Geht jenem Truppe dort nach, lautete der Beſcheid den ſie erhielten, und lernt von ihnen wenigſtens Thoren von guten Ton ſeyn. Sie gähnten die eigenſinnige Richterin an, und ſchlichen dahin. Nun war nur ein kleiner Haufe noch übrig, unter dem ſich einige hagre Kopfhänger gar merklich auszeichneten. „Ja! fromme Stiftungen ſind ein verdienſtliches Werk“ keuchte der eine ſeinem Nachbar zu, und nun kannte die Milde ihre Leute. Es waren Wucherer, Advokaten und Financiers, ihr ganzes Leben hindurch Blutſauger der Armuth, die aber mit einem Fuße im Grabe, jetzt ihre Teſtamente gemacht hatten. Zwanzig Thaler etwa waren dem Hoſpitale beſtimmt, und hundert zu einem neuen Altarbuch. Die Milde ſprach ſehr hart mit ihnen von geſtohlnen Kapitalen und gottgeweihten Prozenten, und manches andre Wort der Gerechtigkeit. Die Heiligen mußten endlich weichen; ſie appellirten an ihre Leichenpredigt. Und wir, ſagten die übrigen, ihre vertrauten Lieblinge von langer Zeit her, wir kamen nicht, unſer Lob zu hören, ſondern unter der Menge von Zuſchauern bey dieſer Feyerlichkeit irgend einen Hülfsbedürftigen

tigen zu entdecken. Auch anderwärts können wir dieſe finden; laß deinen Segen nie wieder entweihen. Seitdem hat jener Gebrauch aufgehört.

No. 5.
Verzeichniß der neueſten optiſchen Inſtrumente, welche anjetzt nach den richtigſten Grundſätzen verfertiget worden,

von

Samuel Gottlieb Hofmann,

Univerſitätsoptico, und Ehrenmitglied der ökonom. Societät zu Leipzig.

1.) Die helle Kammer, oder eine neu inventirte Maſchine, the true painter betittelt, worinnen man alle Gegenſtände, als Portraits, Gemählde, Landſchaften u. d. gl. völlig körperlich mit allen natürlichen Farben, Licht und Schatten, auf das vollkommenſte nachzeichnen kann. Sie kann nicht nur bey hellen, ſondern auch bey trüben Wetter, des Nachts in einem erleuchteten Zimmer, ja ſogar beym Mondlichte, mit den größten Vergnügen gebraucht werden. Auſſerdem kann ſie noch zweymal als dunkle Kammer mit dem mattgeſchliffenen Glaſe verändert werden. Es iſt ein bequemes Stativ dabey. Die ganze Maſchine koſtet, nebſt deutlicher Gebrauchsbeſchreibung 3 bis 4 Louisd'or.

2.) Camerae obſcurae portatiles, oder kleine, tragbare, dunkle Kammern, mit einer hellen und einer matten Glaßtafel, erſtere zu Abzeichnung der Silhouetten auf ungeöhlten, und der Landſchaften auf geöhlten Papiere, letztere aber, zu vollkommner Auszeichnung der Landſchaften nach Licht und Schatten. Das Verfahren damit lehret eine deutliche Gebrauchsbeſchreibung. Das Stück 6 bis 7 Rthlr.

3.) Eine kleine dunkle Kammer, das Auge vorſtellend, zur Demonſtration des Sehens, bey einem weitſichtigen und kurzſichtigen Auge. Das Stück 6 Rthlr.

4.) Eine gröſſere Gattung von dunkeln Kammern mit der matten Glaßtafel. Das Stück 10 Rthlr.

5.) Groſſe

5.) Groſſe pyramidaliſche Camerae obſcurae, oder dunkle Kammern, zu Aufnehmung der Landſchaften und aller Gegenſtände, nach einer ganz beſondern Art eingerichtet, daß man auch in einem Zimmer, Portraits, Statüen und andere Dinge mit ihren natürlichen Farben, Licht und Schatten, auf dem untern Reißbrete, der Natur vollkommen gemäß, aufs genaueſte abzeichnen kann, ſie können ſo bequem ſichs thun läſſet, zuſammengelegt werden, daß ſie nicht mehr Platz einnehmen, als das Reißbret breit und lang iſt. Der Vorzug, den ſie vor allen dergleichen bis jetzt gewöhnlichen haben, beſteht darinnen, daß ſie eines der beſten ganz ofnen Objektive, und folglich volles Licht haben, mithin dürfen die Gegenſtände nur ganz ſchwach beleuchtet ſeyn, da ſie in der gewöhnlichen, bey der ſtärkſten Beleuchtung, dennoch bey weiten nicht ſo helle und nett abgeſchnitten dargeſtellt werden. Das Stück 13 Rthlr.

6.) Dollondiſche Taſchenperſpektive mit einem Auszuge, die ausgezogen noch nicht 5 pariſer Zoll lang ſind. Sie haben nebſt dem dreyfachen Objektiv 3 Verſchiedene Augengläſer zum verändern, und ſtellen die Gegenſtände mit der ſtärkſten Vergröſſerung 26mal näher dar, als ſie dem bloßen Auge erſchienen; ſie thun auf dieſe Kürze die erſtaunendſte Wirkung, können auf der Erde bey den entlegendſten Gegenſtänden, auch am Himmel bey Betrachtung des Monds und der Trabanten des Jupiters, ſo gut, als ein ordinairer Tubus von 4 Fuß gebraucht werden. Sie haben ein ſehr bequemes Statiogen, das man in der Taſche bey ſich tragen kann; hierzu kömmt noch eine beſondere Ocularröhre vor das Theater, oder zum Spaziergehen eingerichtet, die das gröſtmöglichſte Feld faſſet. Die beyden Ocularröhren ſind anjetzt von Meßing verfertigt, und laſſen ſich in einem elaſtiſchen Ringe auf ein Haar vor jedes Auge ſtellen. Ein ſolches Perſpektiv koſtet dritthalb Louisd'or. Wenn aber die auswendige Röhre auch von Meßing und ſauber polirt iſt, ſo koſtet es 13 Rthlr. 12 Gr.

7.) Dollondiſche Sehröhren, zwey Fuß vier Zoll lang ausgezogen, eben wie die Taſchenperſpektive in Meßing gefaßt, mit dem zuſammengeſetzten Objektive und einer viergläßrigen Okularröhre. Sie faſſen ein ſehr groſſes Feld, ſtellen die entlegendſten Gegenſtände ſehr nahe nnd deutlich

dar,

dar, und thun eben die Wirkung: als ein reflectirend Spiegelteleſcop, haben ein ſehr bequemes Stativ, das man an einem Tiſch, auf einem Stuhl, oder an den Fenſterrahmen anſchrauben kann. Ein ſolches Sehrohr koſtet nebſt Stativ ſiebentehalb Dukaten. Wenn es aber auch zu Betrachtung der Planeten mit zwey abwechſelnden Okularröhren nebſt Sonnenglaß eingerichtet iſt, koſtet es 4 Louisdor.

8. Ein kurzes Sternrohr zu Aufſuchung der Nebelſterne und Kometen. Dieſes iſt anjetzt das einzige in ſeiner Art; es iſt vierzehntehalb Zoll lang, hat ein achromatiſch Objektiv, und eine nach der Theorie des engliſchen Aſtronomen Flamſteed eingerichtete Okularröhre, es faſſet auf einmal 6 Grad, und vergröſſert acht zwey drittelmal. Wer bey einer dunkeln Sternnacht, beſonders wenn kein Mondlicht iſt, die Pracht des geſtirnten Himmels durch ein ſolches Sternrohr betrachtet, der wird über die unendliche Menge von Sternen 6ter 7. 8. und 9ter Gröſse in Erſtaunen gerathen. Ein ſolches Sternrohr koſtet nebſt ſehr bequemen Stativ 12 Rthlr.

9.) Einfache Handlupen oder Taſchenmicroſcope, zu Betrachtung der Gräſer, Blumen, Pflanzen, Erzſtufen u. d. gl. ſauber in Horn gefaßt, mit einer meßingenen Einſichtsplatte. Das Stück 2 Rthlr.

10.) Botaniſche Taſchenmikroſkope oder Doppellupen, die ſo eingerichtet ſind, daß ſie ein breites Unterglaß haben; damit man eine Blume oder einen groſſen Käfer ganz überſehen kann, ein Vorzug, den andere nicht haben. Mit dieſen 2 Gläſern kann man 3 verſchiedene Vergröſſerungen machen. Sie ſind beſonders bequem, die Waſſerinſekten bey der Meerlinſe, z. B. Die Noiden, Waſſerflöhe, Traubenträger und die trembleyſchen Armpolypen, vortreflich zu betrachten. Das Stück nebſt Gebrauchsbeſchreibung 3 Rthlr. 12 Gr.

11.) Ein bequemes und vollſtändiges Taſchenmikroſkop ſauber von Meßing gearbeitet, womit man alle Beobachtungen. ſowohl bey durchſcheinenden als undurchſcheinenden Objekten machen kann. Sie haben 3 verſchiedene Mikroſkopkapſeln; die eine davon hat einen vortreflich weiß metallnen Hohlſpiegel von einer ganz neuen und beſtändigen Maße, opake Körper damit zu beleuchten, als ob ſie durchſichtig wären, es ſind dabey Zängelchen, Spitze, ſchwarz und weißer Objektenträger. Die andre Kapſel hat

hat eine ſtark vergröſſernde Linſe, aber ohne Hohlſpiegel zu durchſcheinenden Objekten, und kann man damit eine Wanze, ein Floh und Waſſerinſekten von eben derſelben Gröſse auf einmal überſehen. Die Vergröſſerung iſt ſchon ſo ſtark, daß man die Zähne der Spinne, wie die Zähne einer Holzſäge damit ſehen kann. Es iſt ferner dabey ein Schieber mit einem Glaßtäfelchen zu trocknen und flüßigen Objekten; ein Schieber mit doppelten Glaßtäfelchen nach meiner Erfindung, dazwiſchen man kleine lebendige Inſekten einſperren, die Eßigſchlangen und andere ſich ſchnell bewegende Waſſerinſekten damit nach Belieben mehr oder weniger zuſammenpreſſen kann, daß man in erſtere die Eyerchen und die lebendigen Jungen, in letztern aber das Innere in ihren Körpern ſehr genau beobachten kann; zu dieſen letztern Beobachtungen wird die dritte Mikroſkopkapſel mit No. 1. bezeichnet, gebraucht. Hierzu kommen noch 2 Schieber mit 12 präparirten Objekten. Alle Stücke liegen in einem ſaubern Etuit. Das ganze Mikroſkop koſtet nebſt deutlicher Gebrauchsbeſchreibung drittehalb Louisd'or.

12.) Microſcopia compoſita, gänzlich nach meiner Einrichtung und Erfindung. Selbige könne nach der erſten Art mit 6 Linſen 12mal verändert werden; es ſind dabey 2 Dutzend Schieber mit 144 präparirten Objekten, und ein ganzer Schubkaſten Apparat. Die Vorzüge deſſelben vor andern, auch ſogar vor den neueſten engliſchen, findet man in dem hannöveriſchen Magazin des 1772ſten Jahres, wo der in der Naturgeſchichte berühmte Herr Paſtor Göze weitläuftig davon gehandelt hat; ferner in des Herrn Prof. Zimmermanns zu Braunſchweig herausgegebenen Harzreiſe, da es pag. 27. alſo heißt: Da ich nur 2 Meilen von Quedlinburg war, ſo nahm ich dieſe Gelegenheit inacht, einen ſchätzbaren Naturforſcher, den Herrn Paſtor Gözen zu beſuchen. Es war mir ſehr daran gelegen, ſein Hofmannſches Mikroſkop ſelbſt zu ſehen, und zur Ehre Deutſchlands muß ich geſtehen, daß es alle bisher bekannte Mikroſkope z. B. Das Wilſonſche, Kuffſche, und ſelbſt das neue variable Mikroſkop des Adams an Deutlichkeit und Helligkeit, weit übertrift. Auch der Mechaniſmus iſt vorzüglich, daß man bey vorfallender Gelegenheit, ohne vieles Schrauben ſogleich die Linſen verändern kann. Wie ſehr muß jeder Patriot ein Werkzeug empfehlen, welches ſo vorzüglich iſt, und wofür der Ausländer ſo viel Geld dem deutſchen Künſt-

ler

ler der ihn wenigſtens diesmal hinter ſich zurücke läßt, entzieht. Ich könnte noch mehrere Stellen aus den Schriften der größten Naturfurſcher anführen, die meines Mikroſkops rühmlichſt Erwähnung thun. Dieſe Mikroſkope ſind wegen der vielen mechaniſchen Auslage ſelten zum Verkauf fertig, ſondern werden auf Pränumeration der Hälfte des Preiſes gefertigt, von dem Tage der Beſtellung an, bis nach Verlauf 6 Wochen kann jedesmal ein Stück geliefert werden. Der Preiß eines ſolchen Mikroſkops iſt 10 Louisd'or. Kommen aber die neuen Zuſätze hinzu, daß es alsdenn 16mal in der Vergröſſerung verändert werden kann, ſo koſtet es 12 Louisd'or. Und wenn endlich drey Dutzend Schieber, drittehalb Dutzend mit 180 wohl ausgeſuchten Objekten, und ein halb Dutzend leer gelaſſene, um ſelbſt beliebige Objekte einlegen zu können, dabey ſind, die alle wirkliche Concavconvexe Gläßchen haben, nebſt noch einer Linſenkapſel No. O, ſo koſtet es 14 Louisd'or.

13.) Solarmikroſkope nach der neueſten und bequemſten Einrichtung, daß man das Mikroſkop ſowohl an den Fenſterladen eines verfinſterten Zimmers anſchrauben, als auch auf eine dazu verfertigte Cameram obſcuram pyramidalem appliciren kann. Das Regierwerk des Spiegels iſt von Meſſing, und ſo bequem eingerichtet, daß dieſer Mechanismus noch bey keinem andern anzutreffen. Es ſind dabey 8 Stück Schieber mit 40 Objekten, ein Schieber zu trocknen Staubarten, und ein Preßſchieber. Die Gegenſtände laſſen ſich in einem verfinſterten Zimmer weit mehr vergröſſern als in der pyramidaliſchen Camera obſcura, denn man kann in einem Zimmer, deſſen Länge 16 Fuß beträgt, den Floh in der Gröſſe eines Elephanten darſtellen. Auſſer dem Gebrauch des Sonnenmikroſkops kann man die Cameram obſcuram zu Aufnehmung und Abzeichnung der Landſchaften gebrauchen. Es iſt dabey eine deutliche Gebrauchsbeſchreibung. Ein dergleichen Mikroſkop koſtet mit der Camera obſcura 8 Louisd'or.

14.) Alle Arten von Augengläſern: a) Einfache Lorgnetten oder Ferngläſer vor diejenigen, die ſehr gut in der Nähe, aber in der Ferne wenig oder gar nichts erkennen können, dieſe dürfen mir nur die Entfernung der klärſten Schrift vom Auge an mit einem Faden gemeſſen ſenden, in der ſie die Schrift noch mit bloſſem Auge ungezwungen leſen können. Eine Lorgnette, ſauber in Horn gefaßt, deſſen

Glaßes-

Glaſes Entfernung von 8 bis 30 Zoll iſt, koſtet 1 Rthlr., unter 8 Zoll aber 1 Rthlr. 8 Gr. 1 Rthlr. 16 Gr. bis 2 Rthlr. b) Doppellorgnetten, wodurch man mit beyden Augen zugleich ſiehet, von denen man den Vortheil hat, daß man viel deutlicher als mit einem Auge ſiehet, und auch ein Auge ſo gut als das andere bleibt, welches ſonſt gemeiniglich fehlerhaft wird. Da auch bey vielen Perſonen ſich der Fall ereignet, daß ein Auge weiter als das andere ſiehet, ſo darf nur jedes Auges Entfernung von der Schrift mit einen Faden genau gemeſſen, und beym Ueberſenden gemeldet werden, welcher Abſtand vor das Rechte, und welcher vor das Linke gilt, ſo werden nach dieſen Diſtanzen Gläſer verfertigt, wodurch beyde Augen ein Objekt gleich groß ſehen, und wenn man eine ſolche Lorgnette eine geraume Zeit gebraucht hat, ſo lernen beyde Augen auch ohne Glas gleich weit ſehen. Eine ſolche Doppellorgnette koſtet 2 Rthlr. 20 Gr. 3 Rthlr. 12 Gr. bis 4 Rthlr., nachdem die Gläſer ſehr tief hohl ſind.

15.) Conſervationsbrillen für diejenigen, die in die Ferne ſehr gut, in die Nähe aber beym Leſen und Schreiben nicht deutlich ſehen können, und bey denen das Auge beſonders des Abends ermüdet wird; dieſe ſind ſo eingerichtet, daß das Auge nicht mehr Lichtſtrahlen empfängt, als zum deutlich ſehen nöthig iſt. Diejenigen, ſo dergleichen verlangen, nehmen ein Blatt mit mitteln Druck, halten es ſo weit vom Auge ab, bis in die Entfernung, in der ſie am bequemſten zu leſen wünſchen, ſiehet nun das Auge ſehr weit in die Ferne, ſo wird ihnen die Schrift in der begehrten Entfernung ſcheinen unter einander zu laufen, und folglich undeutlich werden; ſie laſſen demnach einen andern den Abſtand vom Auge bis dahin mit einem Faden genau meſſen, und ſenden mir das Maaß zu.

Eine Brille in Horn gefaßt ohne Ohrklappen, in einem ſaubern Futteral, koſtet 1 Rthlr. 16 Gr.

Eine in Stahl gefaßt mit Ohrklappen und ſaubern Futteral 2 Rthlr.

Eine mit Ohrklappen in Horn gefaßt und ſaubern Futteral 2 Rthlr. 20 Gr.

16.) Doppellorgnetten mit erhabnen Gläſern vor diejenigen, die in Geſellſchaft keine Brille brauchen wollen, und dennoch ohne dieſelbe klare Schrift nicht leſen können,

dieſe ſind vor den breiten Leſegläſern ſehr vorzüglich, denn da ſie ganz nahe zum Auge gehalten werden, ſo ſiehet 1.) jedes Auge genau durch das Mittel des Glaſes, bey den Leſegläſern aber ſieht das Auge nur auf ein Randſtücke des Glaſes. 2.) Bleibt der Abſtand des Auges von der Schrift in beſtändiger gleichen Entfernung, da beym Leſegläſern der Abſtand durch das Niederſinken und Erheben der Hand ſich beſtändig ändert, mithin wird die Schrift bald kleiner, bald gröſſer, je nachdem man das Glas der Schrift näher bringt, oder davon entfernt, dadurch aber wird das Auge ſehr irre gemacht und verdorben. Eine ſolche Doppellorgnette koſtet 2 Rthlr. 20 Gr. bis 3 Rthlr. 8 Gr.

17.) Buxbaumene Holzſchieber vor das Mikroſkopium kompoſitum, mit und ohne Objekten, da in jeden Schieber 6 Objekte befindlich ſind, dieſe liegen entweder zwiſchen moskowitiſchen Marienglas, oder zwiſchen würklich hohl erhabnen Gläschen. Ein Schieber ohne Objekte erſter Art koſtet 6 Gr., mit Objekten aber 8 Gr.

Ein Schieber ohne Objekte 2ter Art koſtet 9 Gr. mit Objekten aber 12 Gr.

18.) Ein Preßſchieber zum Microſcopio compoſito von Buxbaumholz mit 4 Glasplatten, koſtet 1 Rthlr.

19.) Ein Preßſchieber von Meßing, mit Federn und Stellſchrauben, und beſonders zugerichteten Unterplatte, koſtet nebſt ſaubern Futteral 4 Rthlr.

20.) Oekonomiſche Mikroſkope, zu Unterſuchung der Leinwand und ſeidnen Waaren, in Abſicht auf die Feinheit des Gewebes. Das Stück 2 Rthlr.

21.) Jagdlorgnetten, mit einem meßingnen Biegel unter den Hut zu ſtecken, nach einer ganz neuen Einrichtung mit drey verſchiedenen Wendungen des Glaſes, daß es ganz genau nach dem Augenwinkel gerichtet werden kann, mit einem ſaubern Futteral. Das Stück 1 Dukaten.

22.) Breite, hohlgeſchlifne Gläſer drey und ein viertel Zoll breit, von einer ſehr reinen und weißlichen Glasmaſſe, Landſchaften, Portraits und andre Sachen dadurch en miniature zu zeichnen. Das Stück nebſt ſaubern Futteral 5 Rthlr.

Wer ein Sehrohr von Rambden hat, das 2 bis 3 Fuß lang iſt, aber nur bloß vor die Erde eingerichtet, und der-

verlangt ſelbiges auch bey den Planeten brauchen zu können, der kann es bey mir mit zwey verſchiedenen Okularröhren ſo eingerichtet erhalten, daß er es bey Sonnen- und Mondfinſterniſſen, bey Bedeckungen der Firſterne vom Monde, bey dem Aus- und Eintritt der Jupitersmonden aus und in dem Schatten, beym Ringe Saturnus, beym Streifen im Jupiter, beym neuen Planeten Uranus, bey den abwechſelnden Geſtalten der Venus, und bey den übrigen Planeten mit der größten Zuverläßigkeit brauchen kann. Der Preiß ſoll ſo billig als möglich ſeyn.

No. 6.

In der Erbſteiniſchen Buchhandlung in Meiſſen iſt die auf Pränumeration angekündigte Nelkentheorie oder einer in ſyſtematiſcher Ordnung nach der Natur gemalten Nelkentabelle mit 22 Nelkenblättern, nebſt einer Beylage in einen Brief über die Nelke nunmehro fertig geworden, und ſelbige auſſer den mehreſten Buchhandlungen auch in Leipzig in der berühmten Breitkopfiſchen Buchhandlung, wie auch in dem Churfürſtl. Sächſſl. Intelligenzcomtoir und Zeitungsexpedition, und in Dreßden im privil. Adrescomtoir zu bekommen. Der Preiß dieſer Theorie iſt nunmehro nach Verlauf des Pränumerationtermins 1 Rthlr. 12 Gr. Ferner ſind in eben der Handlung folgende neue Bücher herausgekommen: 1.) Abhandlung vom Hopfenbau, 8. Meißen 787. 4 Gr. 2.) Prinz von Raſſales, aus dem Engl. 8. Meiß. 787. 14 Gr. 3.) Erbſtein, M. J. E. Verſuch über die Frage: Ob unſer Erlöſer habe ſündigen können? 8. Meißen 787. 4 Gr.

No. 7.

In der neuen akademiſchen Buchhandlung in Marburg wird nächſte Herbſtmeſſe 1787 neu fertig:

Blane, über die Krankheiten der brittiſchen Flotte in Weſtindien, während den Jahren 1780 — 83, aus dem Engliſchen, gr. 8.

Daum, Henr. von denen Hornklüften der Pferde und deren Heilung, 8.

Jacobs, J. B., praktiſcher Unterricht der Entbindungskunſt, über-

überſetzt von J. D. Buſch, mit 22 Kupfertafeln aus dem Franzöſiſchen, gr. 8.

Kopp, U. F., Beytrag zur Geſchichte der Salzwerke zu Allendorf an der Werra, 4.

Ledderhoſe, C. G., kleine Schriften, aus dem deutſchen Staats- und Fürſtenrecht, 2ter Band, gr. 8.

Lucina, oder Magazin der Geburtshelfer, 1ſtes Stück, herausgegeben von J. Dav. Buſch, 8.

Müller, D. J. Val. praktiſches Handbuch der medizinischen Galanteriekrankheiten, zum Gebrauch der Aerzte und Wundärzte mit denen nöthigen Recepten, 8.

Tiedemann, Dietr. Diſputatio] de quaeſtione quae fuerit artium magicarum origo, 4. maj.

No. 8.

Nachſtehende Verlagsartikel der Fürſtl. Wayſenhausbuchhandlung zu Braunſchweig werden von jetzt bis zum Ablauf der diesjährigen leipziger Michaelismeſſe um beygefügte herabgeſetzte Preiſe gegen baare Bezahlung verkauft. 1787.

Belidors (des Herrn) vermiſchte Werke über die Befeſtigungskunſt und Artillerie, nebſt einer angehängten Fortifikations- und Artilleriebibliothek. Herausgegeben von D. A. Schneller, m. Kupf. gr. 8. Braunſchweig, 1769. 1 Thl. 12 Gr. Jetziger Preis 20 Gr.

Bell (Wilh.) Unterſuchung der göttlichen Sendungen Johannis des Täufers und Jeſu Chriſti. Aus dem Engl. überſetzt. Mit Anmerkungen und einem Anhange von H. P. C. Henke, gr. 8. 1779. 20 Gr. — 12 Gr.

Beyträge (neue Bremiſche) zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, neue Auflage in 2 Bänden, 8. 1768. 2 Thl. — 1 Thl.

Breithaupts (J. W. W.) heilige Reden über die gewöhnlichen Evangelia der Sonntage und vornehmſten Feſte des ganzen Jahrs, 3 Bände, gr. 8. 1779-1781. 4 Thl. — 2 Thl. 12 Gr.

Calvörs (Hennig) hiſtoriſch-chronologiſche Nachricht und theoretiſche und praktiſche Beſchreibung des Maſchinenweſens

weſens bey dem Bergbau, 2 Theile mit vielen Kupfern. Fol. 1764. 5 Thl. — 3 Thl.

Calvörs (Hennig) hiſtoriſche Nachricht von dem Unter- und geſammten Oberharziſchen Bergwerken. Fol. 1765. 1 Thl. 12 Gr. — 1 Thl.

Spaniſches Theater, aus dem Franz. überſetzt, 3 Bände, gr. 8. 1770. 1771. 1 Thl. 18 Gr. — 1 Thl.

Fleiſchers (Fr. Gottl.) Sammlung einiger Menuetten und Polonoiſen, nebſt einigen andern Stücken für das Klavier, neue Auflage, gr. 4. 1769. 1 Thl. 8 Gr. — 20 Gr.

Gaillards (des Herrn) Geſchichte Franz des Erſten, Königs in Frankreich, aus dem Franz. 4 Theile, gr. 8. 1767—1769. 4 Thl. 8 Gr. — 2 Thl. 12 Gr.

Gellerts (C. F.) Orakel, eine Operette, von F. G. Fleiſcher komponirt, gr. 4. 1771. 1 Thl. 16 Gr. — 1 Thl.

Geſchichte des Fräuleins von Birkenſee und des Herrn Baron von Linz in Briefen, 2 Theile, 8. 1782. 1 Thl. 12 Gr. — 1 Thl.

Gräfens (J. F.) funfzig Pſalmen, geiſtliche Oden und Lieder zur Privat- und öffentlichen Andacht, in Melodien mit Inſtrumenten, gr. 4. 1760. 1 Thl. 16 Gr. — 1 Thl.

Knittel (Fr. Ant.) Ulphilae verſio gothica nonnullor. capitum epiſt. Pauli ad Rom. e litura codicis cujusdam mſpti. reſcripti Auguſta, quae Guelferbuti floret, bibliothecae eruta, cum fig. med. 4. 1762. 3 Thl. — 2 Thl.

Leßings (G. E.) Berengarius Turonenſis: oder Anzeige eines ſehr wichtigen Manuſkripts von dieſem Scholaſtiker, welches in der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel befindlich, und bisher völlig unbekannt geblieben iſt, 4. 1770. 16 Gr. — 8 Gr.

Neuenhahns (C. L.) vermiſchte Bibliothek, oder Auszüge aus verſchiedenen zur Arzeneygelahrtheit, Chemie, Naturkunde, Oekonomie, zu Manufakturen und Künſten gehörigen akademiſchen Streitſchriften und andern Abhandlungen, 2 Theile, gr. 8. 1768. 1 Thl. — 16 Gr.

Digitized by Google

No. 9.

Folgende Verlagsbücher ſind bey Georg Adam Keyſer, Univerſitätsbuchhändler in Erfurt, in der Oſtermeſſe 1787 herausgekommen:

Bellermann, M. J. J. Handbuch der bibliſchen Litteratur, enthaltend: 1.) bibliſche Archäologie, 2.) Geographie, 3.) Chronologie, 4.) Genealogie, 5.) Geſchichte, 6.) Naturlehre und Naturgeſchichte, 7.) Mythologie und Götzengeſchichte, 8.) Alterthümer, 9.) Kunſtgeſchichte, 10.) Nachrichten von den bibliſchen Schriftſtellern. Erſter Theil, 8. 10 Gr.

(Biedermann) die magiſche oder unſichtbare Leyer, eine moderniſirte Erzählung aus der Hexen-Zauber- und Geſpenſterzeit, 8. 2 Gr.

Buchwald, Madame de, par Carl de Dalberg, 8. 2 Gr.

Donndorf, J. A. Anti-Pandora, oder angenehme und nützliche Unterhaltungen, ein Leſebuch zur Tilgung des Aberglaubens und Beförderung gemeinnütziger Kenntniſſe, aus allen Theilen der Wiſſenſchaften, 2ter Theil, 8. 1 Thl. 6 Gr.

Geſchichten, die älteſten, der Bibel, für Kinder, in Erzählungen an Feyerabenden, 2ter Theil, welcher die Geſchichte der jüdiſchen Nation, von Moſes bis auf Chriſtum, enthält, 8. 10 Gr.

Hellbach, J. Ch. Entwurf einer auserleſenen Bibliothek für Rechtsgelehrte, mit kurzer, zweckmäßiger Kritik und Ladenpreiſen, 1ſter Theil, gr. 8. 14 Gr.

Herel, I. F. über einige in der Gegend von Erfurt gefundene Alterthümer, mit hiſtoriſchen und kritiſchen Erläuterungen. Mit 1 Kupfertafel, gr. 4. 5 Gr.

Kindermährchen, aus mündlichen Erzählungen geſammlet, 8. 8 Gr.

Konvent, das räſonnirende, eine gemeinnützige ökonomiſch-moraliſch-politiſche Schrift für den Bürger und Landmann, in Geſprächen auf d. J. 1786. letztes und 1787. 1ſtes Quartal, 8. 12 Gr.

Meuſel, J. G. Miſcellaneen, artiſtiſchen Inhalts, 30ſter Heft, gr. 8. 4 Gr.

Pickel, Ign. von einem Secunden-Perpendikel einer aſtrono-

nomiſchen Uhr, deſſen Länge von der Wärme oder Kälte keine Veränderung leidet. Mit 1 Kupfer, gr. 4. 6 Gr.

Remmler, I. C. W. chemiſche Unterſuchung der Tamarindenſäure, nebſt dem Verhalten derſelben gegen einige andere Körper, gr. 4. 3 Gr.

Romé de l'Isle Obſervations ſur les rapports, qui paroiſſent exiſter entre la mine dite criſtaux d'etain & les criſtaux de fer octaedres, gr. 4. 2 Gr.

Schwabens, D. E. Anweiſung zu den Pflichten und Geſchäften eines Stadt = oder Landphyſikus, mit einer Vorrede vom Herrn Hofrath Gruner, 2ter Theil, 8. 16 Gr.

Uhuhu, oder Hexen = Geſpenſter = Schatzgräber = und Erſcheinungsgeſchichten, 4tes Packt, 8. 7 Gr.

Wahl, M. F. S. G. Verſuch einer allgemeinen Geſchichte der Litteratur, zur Grundlage bey Vorleſungen, zum Schulgebrauch und zum Selbſtunterricht, 1ſter Theil, gr. 8. 12 Gr.

— A. C. M. Bibel und Natur, in öffentlichen Kanzelvorträgen, 3ter Theil, 8. 9 Gr.

Werner, J. C. ökonomiſch = praktiſcher Katechismus des Kleebaues, oder gemein verſtändlicher und gründlicher Unterricht, wie die drey vornehmſten Futterkräuter, der ſpaniſche und Luzernklee nebſt der Eſparſette, auf die vortheilhafteſte Art anzubauen, im Sommer und Winter zu behandeln, und zum Flor der Landwirthſchaft zu verwenden, nach den Grundſätzen der Herren G. R. Schubart von Kleefeldt, A. R. Riem und anderer bewährten Oekonomen, in unterhaltenden Geſprächen abgefaßt. 8. 6 Gr.

Zeitungen, Erfurtiſche gelehrte, auf das Jahr 1787. kl. 4. 2 Thl.

No. 10.

Es ſind zeither mancherley vortrefliche Anweiſungen zu einer vernünftigen Erziehung geſchrieben worden, die zwar viel Gutes wirkten, aber doch noch lange nicht ſoviel, als man von ihrer Vortreflichkeit hätte vermuthen ſollen; indem der größere Theil der Eltern und Lehrer doch noch immer die alten Erziehungsfehler beybehält. Die Urſache davon iſt vielleicht, weil vielen der Sinn für einen ernſthaften Vortrag fehlt, vielleicht auch, weil die mehreſten

eine Abneigung gegen alles haben, was Regel und Vorſchrift heißt.

Da ich alſo ſahe, daß die Anweiſungen zu einer vernünftigen Erziehung ſo wenig Eingang fanden, ſo glaubte ich, eine Anweiſung zu einer unvernünftigen Erziehung würde ihr Glück ſicherer machen. Ich ſchrieb ſie unter dem Titel: **Anweiſung zu einer zwar nicht vernünftigen, aber doch modiſchen Erziehung der Kinder**, und hatte das Vergnügen zu ſehen, daß ſie in vielen Familien ihre Abſicht erreichte. In vielen Häuſern, wie ich von ſicherer Hand weis, wo weder Predigten noch Erziehungsſchriften etwas wirkten, ſchlug dieſes Buch durch.

Es enthält eigentlich Regeln, wie man es anfangen müſſe, wenn man Kinder an Leib und Seele verderben will, die aus dem, was täglich im gemeinen Leben geſchieht, abſtrahiret, und allemal mit Exempeln erläutert ſind. z. E. **Mittel, ſich bey den Kindern verhaßt zu machen.** Erſte Regel: **Man darf ihnen nur Unrecht thun, ſo wird Haß und Zorn gar bald erfolgen.** Dann einige Geſchichte, die die Regel erläutern. Zwote Regel: **Bemühe dich, dein Kind auf die Fehler deines Ehegatten aufmerkſam zu machen.** Dritte Regel: **Sey bey den Liebkoſungen deiner Kinder unempfindlich, und nimm an ihren Freuden keinen Theil.** Vierte Regel: **Verſage deinen Kindern unſchuldige Ergötzlichkeiten.** Fünfte Regel: **Mache deine Kinder gegen andere lächerlich** ꝛc.

So werden auf ähnliche Art Anweiſungen gegeben, Kindern Haß gegen andere einzuflößen, ſie neidiſch, geizig, abergläubiſch zu machen, ihnen das Lügen, Verläumden, den Ungehorſam und Starrſinn, kurz alle Untugenden zu lehren, ſie auch überdies dumm, ungeſund zu machen, und in der Blüte ihrer Jahre zu tödten.

Da nun die erſte Auflage von dieſem Buche vergriffen iſt, ſo wird es der Buchhändler Herr Keyſer in Erfurt als Verleger von neuem herausgeben, ich aber werde es nochmals durchſehen, verbeſſern, beträchtliche Zuſätze dazu machen, und ihm den kürzern Titel geben: **Anweiſung zu einer unvernünftigen Erziehung.**

Das Amt eines Predigers, das ich ſonſt bekleidete, und das mir Gelegenheit verſchafte, in das Innerſte der Fa=

Familien zu ſehen, hat mir zugleich dazu gedient, die mehreſten pädagogiſchen Vorurtheile, die jetzo im Schwange gehen, kennen zu lernen. Da dieſe nun in dieſem Buche lebhaft geſchildert ſind, und ihre Schädlichkeit recht ſinnlich gemacht iſt, ſo glaube ich, daß es noch ferner mit Nutzen kann empfohlen und geleſen werden.

Der Nachdruck der davon herausgekommen iſt, wird durch dieſe neue Ausgabe, die ſo viele Zuſätze und Berichtigungen erhält, ganz überflüßig gemacht werden.

Schnepfenthal im Julius 1787.

Salzmann.

No. 11.

Da es ſo vieler Anleitungen zur Orthographie ungeachtet bisher immer noch an einem ausführlichen Werke dieſer Art gemangelt hat, worin die wahren Gründe unſerer gewöhnlichen Orthographie allen ihren einzelnen Theilen nach mit der gehörigen Umſtändlichkeit entwickelt und ausgeführet werden: ſo hat ſich der nunmehrige Churfürſtl. Sächſ. Hofrath und Oberbibliothekar zu Dresden, Hr. Adelung, entſchloſſen, ein ſolches Werk in unſerm Verlage auszuarbeiten, welches in der bevorſtehenden Michaelismeſſe gewiß erſcheinen wird. Es wird aus 2 Theilen in 8, jeder von etwa einem Alphabete erſcheinen, wovon der erſte die ſyſtematiſche Anweiſung ſelbſt, der zweyte aber ein auf dieſelbe gegründetes kleines, orthographiſches Wörterbuch enthalten wird. Um dieſes letztere deſto gemeinnütziger zu machen, ſo iſt es nicht allein auf die Orthographie, ſondern auch mit auf die Ausſprache, Biegung und Ableitung eingerichtet, ſo daß die vornehmſten Stammwörter nach ihrer beſten Ausſprache und Orthographie mit Bezeichnung der Deklination, Konjugation und übrigen Biegung und ihren vornehmſten Ableitungen darin aufgeführet werden.

Leipzig, den 1. Aug. 1787.

Weygandſche Buchhandlung.

Herr Profeſſer Sprengel in Halle wird noch in dieſem Jahr von dem kürzlich mit großen Beyfall in England heraus-

ausgekommenen: Tranſactions in *India* from the Commencement of the French war in 1756 to the Concluſion of the late Peace. 8. eine deutſche Ueberſetzung in unſerm Verlage beſorgen, die die Arbeit eines ſeiner geſchickten Freunde iſt, und die er gehörig berichtigen und mit einer intereſſanten Vorrede und einem neuen von ihm ausgearbeiteten Abſchnitt, über die neueſten Veränderungen der engliſchen oſtindiſchen Geſellſchaft mit Haſtings Prozeß begleiten wird. Das Original iſt wirklich zur Zeit noch das einzige und beſte Buch über Oſtindien, welches die neueſten und wichtigſten dortigen Veränderungen in einem Bande und in einer zweckmäßigen aber gehörigen Kürze behandelt.

Weygandſche Buchhandlung.

Tableau general de l'empire *Ottoman* par Mr. de *Muradgea d'Oſſon* Secretaire de S. M. le Roi de Suede & cidevant ſon Charge d'Affaires à la Cour de Conſtantinople, 6 tomes, Fol. Paris ches Didot, das mit größter typographiſcher Pracht zu Paris hintereinander herauskommen, und an 900 Livres koſten wird, und ſowohl eine accurate Staтiſtik der geſamten türkiſchen Länder liefert, als ſich auch mit den andern ſittlichen und innern Details abgiebt, wird vom Herrn Bibliothekar Reichard zu Gotha in einen gedrängten deutſchen Auszug gebracht, und in unſerm Verlag in zwey, höchſtens drey kleinen Bänden heraus kommen. Der ſel. Biörnſtahl machte in dem erſten ſeiner Briefe aus der Türkey ſchon Europa auf dieſes Werk aufmerkſam, wo man eine nähere Nachricht davon findet. Es iſt um deſto ſchätzbarer, weil die Geſchichte ganz nach den beſten türkiſchen Quellen gearbeitet iſt, und es eine anſehnliche Lücke in der Weltgeſchichte ausfüllen ſoll, darüber bisher noch gar nichts Zuverläßiges und Ganzes iſt geliefert worden. Alles, was die Religion der Nation angeht, wird ganz weggelaſſen, weil ſchon ſo vieles darüber geſchrieben iſt, und wir den Koran ſelbſt deutſch beſitzen. Nur die ſingulairſten Eigenheiten einiger Sekten und religiöſen Orden ſollen angeführt werden. Sobald 4 Folianten davon erſchienen ſind, davon die 2 erſten nach der Ankündigung blos Religion enthalten, und nächſtens erwartet werden, ſo

ſo wird der Anfang unſers Auszugs folgen, und mit der Fortſetzung auch nicht geſäumet werden. Der Herr Herausgeber wird dieſe vorzüglich in ſeinem Auszuge zum Gegenſtand machen, und daher hoffen wir um ſo mehr, die gütige Unterſtützung des deutſchen Publikums hiebey zu erhalten.

Herr Caſſas, der ſeit 1785 bis jetzt eine aufſerordentlich intereſſante Reiſe nach Griechenland, Paläſtina und Egypten gemacht und geendigt hat, und von dem in Nro. 4. und 6. d. J. der Cahiers de lecture Briefe befindlich ſind, läßt anjetzt ſeine Reiſebeſchreibung in Paris drucken, die voller neuen ſehr wichtigen Bemerkungen iſt. Die Weygandſche Buchhandlung wird mit gnädigſter Freyheit eine richtige und zweckmäßige deutſche Ausgabe veranſtalten, und deren Erſcheinung ohne Uebereilung eifrig bewerkſtelligen.

Von dem in dieſem Jahre zu Paris herausgekommenen und mit vielem Beyfall aufgenommenen Tableau des Variétés de la Vie humaine, avec les Avantages et Deſavantages de chaque Conſtitution; et des Avis trés importans aux Peres & aux Meres ſur la Santé de leurs Enfans, de l'un & de l'autre Sexe, ſur tout à l'age de Puberté, par M. G. Daignan, Docteur & Medicin ordinaire du Roi & Conſultant des Camps des Armées & des Hopitaux de Sa Majeſté 2 parties, wird nächſtens von einem bereits rühmlichſt bekannten Arzte in unſerm Verlag eine fleißige und mit nöthigen Zuſätzen verſehene Ueberſetzung unter dem Titel: Geſundheitslehre in Beziehung auf das kindliche und jugendliche Alter. Ein Beytrag zur medizinischen Erziehungskunde aus dem Franzöſiſchen des Herrn Daignan rc. mit Churſächſ. gnädigſter Freyheit herauskommen, und wird ſchon daran gearbeitet.

Weygandſche Buchhandlung.

No. 12.

No. 12.

Von dem mit allgemeinen Beyfall aufgenommenen Buch: Les Loiſirs d'un Miniſtre &c. iſt bey Friedrich Severin eine gute Ueberſetzung, mit gnädigſter Freyheit, unter folgendem Titel erſchienen:

Nebenſtunden eines Staatsmannes; oder Verſuche im Geſchmack des Montagne. Aus dem Franzöſiſchen von K. H. Zwey Theile, gr. 8. 1787. 12 Gr.

Das Original hat einen bekannten groſſen Miniſter zum Verfaſſer. Es iſt mit Freymüthigkeit geſchrieben, und man findet darin viele wichtige, noch nie gedruckte hiſtoriſche Aufſätze, Anecdoten und Characterzüge von Regenten, Staatsmännern und Gelehrten alter und neuer Zeit. Es iſt auch in der Jenaiſchen Litteratur-Zeitung beſtens empfohlen worden.

No. 13.

Von folgenden beyden, ohnlängſt in Paris erſchienenen wichtigen Werken werden nächſtens deutſche Ueberſetzungen mit churfürſtl. ſächſ. Privil. erſcheinen:

1) De l'électricité du corps humain dans l'état de ſanté et de maladie, par Ms. l'Abbé Bertholon. To. I. et II. Paris 1786. 8. c. f. aeneis.

2) Lettres ſur quelques parties de la Suiſſe, addreſſées à la Reine de la Grande-Bretagne, par I. A. de Luc, Citoyen de Genève, à Paris 1787. 8.

Die Ueberſetzungen ſind von einem der Sache kundigen Gelehrten, welcher auch beym erſten Werke die neueſten Verſuche deutſcher Aerzte über die Wirkſamkeit der electriſchen Materie in verſchiedenen Krankheiten, und ſeine eignen Erfahrungen hierüber beybringen wird, ſo daß dieſes Buch in dieſer Materie gewiß das vollſtändigſte werden wird. Die ſechs dabey befindlichen Kupfertafeln werden von einem geſchickten Künſtler ſauber geſtochen werden.

No. 14.

No. 14.

Von dem im April vorigen Jahres von den Buchhändlern Joſeph Rusconi, Sohn und Stöhr in Petersburg durch ein ausführliches Avertiſſement angekündigtem Militäriſchen Handbuch, enthaltend im Zuſammenhange und nöthiger Kürze alles, was einem Officier in Friedens- und Kriegszeiten zu wiſſen nöthig iſt; Herausgegeben von F. W. v. Beſſel, iſt des 1ſten Theils erſter und zweyter Band erſchienen. Der Hauptinhalt dieſer beyden Bände iſt folgender:

1. Theils 1. Band. Von der Stärke, dem Exerzieren, den Evolutionen und Manoeuvres der Infanterie.

Erſtes Kapitel. Von der Stärke, Formierung und Rangierung eines Regiments, Bataillons und Kompagnie.
Zweytes Kapitel. Von dem Kommando und den allgemeinen Grundſätzen bey dem Exerzieren.
Drittes und Viertes Kapitel. Wie und auf was Art zu Exerzieren.
Fünftes Kapitel. Von dem Marſchieren.
Sechſtes Kapitel. Verſchiedene Arten des Auf- und Abmarſches.
Siebentes Kapitel. Von den Schwenkungen.
Achtes Kapitel. Von den Manoeuvres.

1. Theils 2. Band. (Dieſer wird erſt in der Michaelismeſſe ausgegeben.) **Von der Stärke, dem Exerzieren, den Evolutionen und Manoeuvres der Kavallerie.**

Erſtes Kapitel. Von der Stärke und Formierung eines Regiments, Eſquadrons und Kompagnie.
Zweytes Kapitel. Von dem Kommandieren, der Ordnung und dem Exerzieren.
Drittes Kapitel. Vom Ab- und Aufſitzen; imgleichen von Formierung der Eſquadron, ꝛc.
Viertes Kapitel. Von der Richtung, Diſtanz, Wendung und Schwenkung.

Fünftes

Fünftes Kapitel. Vom Flanquieren und den Marſch=Evolutionen.
Sechſtes Kapitel. Von den Manoeuvren.
Siebentes Kapitel. Beobachtungen bey verſchiedenen Feldexpeditionen.
Achtes Kapitel. Beobachtungen über Kenntniß, Pflege und Fütterung der Pferde ꝛc.

Es würde zu viel Raum erfodern, wenn man auch den Inhalt der Abſchnitte hier abdrucken wolte.

Es ſollen noch 4 Bände und ein Supplementband ſo bald als möglich nachfolgen. — Auf das ganze Werk können die Liebhaber noch bey den Verlegern in Petersburg, 9 Rubel und bey Friedrich Severin in Weißenfels drey holländiſche Ducaten pränumeriren. Sobald das Werk ganz fertig iſt, iſt der Preiß in Rußland zwölf Rubel, und in Deutſchland vier Ducaten holländiſch. — Man kann dies Werk auch Band=oder Theilweiſe in allen angeſehenen Buchhandlungen Deutſchlands haben.

No. 15.

Bey Joſeph Rusconi, Sohn und Stöhr in Petersburg iſt herausgekommen: Kurze Beſchreibung der in Rußiſch=Kaiſerl. Carelien befindlichen Marmor=und andern Steinbrüchen, Berg= und Steinarten, von Alopäus, Präpoſitus und Paſtor zu Sordawala 8. 1787. — Die Liebhaber können dies Werk in allen berühmten Buchhandlungen bekommen.

No. 16.

Von der mit ſo vielen Beyfall aufgenommenen Voiage philoſophique d'Angleterre, welche ſich durch neuere und intereſſantere Bemerkungen von allen bisherigen Reiſebeobachtungen über dieſes Land auszeichnet, wird nächſtens unter dem Titel: **Briefe eines aufmerkſamen Beobachters über England**, eine Ueberſetzung mit allergnädigſter churſächßl. Freyheit erſcheinen.

No. 17.

No. 17.

In der Frommanſchen Buchhandlung ſind nebſt mehrern folgende Verlagsbücher zu haben:

von Benekendorf, Hrn. Präſident, kleine ökonomiſche Reiſen, worinn hauptſächlich verſchiedene für die Landwirthſchaft nützliche Anmerkungen, zugleich aber auch von allen Arten der Landeseinrichtungen und mancherley Familienumſtänden zuverläßige Nachrichten enthalten ſind, 2 Bände, gr. 8. 1785. 86. 2 Rthl. 20 Gr.

Campe, I. A. Robinſon ſecundus tironum cauſa latine vertit et indicem latinitatis adjiciendum curavit P. I. Lieberkühn, 8. maj. 1785. 20 Gr.
in Anzahl für Schulen 16 Gr.

Conrads, C. L. Andachtsbuch zum täglichen Gebrauch gutgeſinnter Chriſten, 2te ſehr vermehrte und verbeſſerte Auflage, gr. 8. 1784. 16 Gr.

— — Erweckungen zur häuslichen Frömmigkeit in einigen kurzen Betrachtungen, nebſt einer Sammlung von Schriftſtellen, welche Belehrungen zur häuslichen Frömmigkeit enthalten, 8. 1776. 14 Gr.

Heyms, M. J. G. vollſtändige Sammlung von Predigten für chriſtliche Landleute, über alle Sonn- und Feſttagsevangelien des ganzen Jahres, 4te vermehrte und verbeſſerte Auflage, 4. 1785. 1 Rthl. 6 Gr.

— — Geſangbuch für evangeliſche Chriſten, beſonders für Landleute, in welchem 689, theils alte, theils neue Lieder enthalten ſind, nebſt einer Sammlung von Geberen, 8. 1777. 14 Gr.

— — neue Sammlung von Predigten auf alle Sonn- und Feſttage des ganzen Jahres über ſelbſterwählte Texte, 2 Theile, gr. 8. 1781. 2 Rthl. 12 Gr.

Lachmanns, J. J. Pflichten der Verehlichten, in einer Sammlung von Amtsreden, bey Einſegnung angehender Eheleute von verſchiednen Verfaſſern. 4 Theile, 3te Auflage, 2 Bände, gr. 8. 1783. 1 Rthl. 6 Gr.

— — Lachmanns, J. J. Unterricht und Troſt, bey dem Abſterben naher Anverwandten, in einer Sammlung von Amtsreden bey Leichenbegängniſſen von verſchied. Verf. 4 Theile, 2te Aufl. 2 Bände, gr. 8. 1784. 1 Rthl. 16 Gr.

No. 18.

Der Almanach für Prediger aufs Jahr 1788 wird in einigen Wochen die Preſſe verlaſſen, und folgendes enthalten:

1.) Almanach mit den Namen der Herren Geiſtlichen nach den Diöceſen geordnet; gegen über Themata von den beſten Kanzelrednern. 2.) Was Prediger in Sachſen zu beobachten haben. 3.) Beförderungen und Todesfälle. 4.) Neueſte Kirchengeſchichte. (Dieſe iſt dies Jahr in Deutſchland allein ſo fruchtbar geweſen, daß es höchſt mühvoll war, ſich durch alle bekannt gemachte Thatſachen hindurch zu arbeiten, das Wahre vom herrſchenden Affect bey Erzählungen der Begebenheiten abzuſondern, und durch Privatcorreſpondenz zu berichtigen, und das Weſentliche aus ſo verſchiedenen Ländern zu concentriren, damit man alles mit einem Blick überſehen kann.) 5.) Schrifterklärung aus dem Hebräiſchen. 6.) Erläuterungen der Sonntagsevangelien. 7.) Erklärung über Matth. 16, 18. 8.) Ueber den Einfluß den ein Prediger auf die Bildung der Menſchen hat. 9.) Ueber die Unterſuchung der chriſtlichen Religionswahrheiten. 10.) Bemerkungen zur Katechetik. 11.) Lebensabriß des ſel. Herrn Inſp. und deſignirten Stiftsſuperintendenten Eiferts. 11.) Merkwürdige Geſchichte eines noch lebenden Geiſtlichen an der Moſel. 12.) Ueber des Herausgebers Abzug von Zeuchfeld. 13.) Auszüge aus Briefen, a) aus Philadelphia, b) aus Sickingen, c) aus Franken ꝛc. 14.) Auffallende Sportelſucht eines Sſl. Superintendenten. 15.) Anekdoten.

Obgleich die Bogenzahl dies Jahr, weil die Kirchengeſchichte, des engen Drucks ohngeachtet, viel Platz wegnimmt, noch einmal ſo ſtark wird, ſo ſoll dennoch, um den unbemittelten Predigern den Ankauf nicht zu erſchweren, der Preiß nur um einige Groſchen erhöhet werden. — Von den beyden vorigen Jahrgängen ſind nun wieder Exemplare für 20 Gr. zu haben, und dürfen die Liebhaber nur ſolche noch vor der Michaelismeſſe in den Buchhandlungen ihres Orts beſtellen. Dies Buch wird alle Jahre ordentlich fortgeſetzt werden, und eine eigene Predigerbibliothek formieren, weshalb man auch auf ein vollſtändiges Regiſter Bedacht nehmen wird.

Weißenfels im Auguſt 1787.

Friedrich Severin.

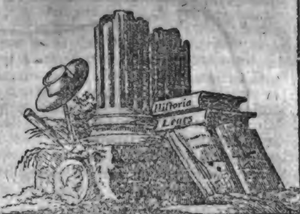
Neue Litteratur und Völkerkunde,

1ter Jahrgang 2ter Band.

No. X.

October, 1787.

Deſſau und Leipzig, bey G. J. Göſchen.



Digitized by Google

Bey G. J. Göſchen in Leipzig ſind in der Michaelis-meſſe dieſes Jahrs 1787 erſchienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pandora, oder Calender des Luxus und der Moden auf das Jahr 1788.

Geſchichte des Thomas Jones, aus dem Engliſchen überſetzt von Bode. 4ter Theil.

Ueber die hebräiſchen Myſterien, als die älteſte religiöſe Maurerey. 8.

Roſenmüllers, D. J. G. chriſtliches Lehrbuch für die Jugend. 8.

Siegmanns, D. F. H. C. Verſuch über die Rechte des Kayſers bey Staatsrechtsſtreitigkeiten der Reichsſtände. gr. 8.

Ephemeriden der Menſchheit 1786. 11. 12. Stück.

Meißners Cantate: Das Lob der Muſik, in Muſik geſetzt vom Herrn Capellmeiſter Schuſter. 4to zu dem Preiß von 1 rthl. 8 gr.

Bey Joh. Chriſt. Krieger den jüngern in Gießen iſt bereits fertig oder wird ſpateſt bis zur Herbſtmeſſe 1787 neu fertig werden:

Koch, D. J. Chriſt. peinliche Halsgerichtsordnung Kaiſer Carl des Vten, vermehrte Auflage. gr. 8.

Predigten über die chriſtliche Moral, aus den Werken der beſten Schriftſteller geſamlet, 2ter Band. gr. 8.

Religionsbegebenheiten, die neueſten, mit Anmerkungen pro 1787, 5. bis 8tes Stück. 8.

Tabellen, den innern Gehalt des Holzes zu beſtimmen, für Forſtbediente und Bauleute. gr. 8.

Unter der Preſſe befindet ſich und wird kurz nach der Meſſe erſcheinen:

Burſerius von Kanilfeld Anleitung zur mediciniſchen Praxis, als der 3te Band ſeiner Anleitung von Kenntniß und Heilung der Fieber. gr. 8.

Cancrin, F. L. von, kleine techneologiſche Werke, 1ſter Band. mit Kupfern. 8.

In der neuen academiſchen Buchhandlung in Marburg wird nächſte Herbſtmeſſe 1787 neu fertig:

Blané über die Kranheiten der brittiſchen Flotte in Weſtindien, während den Jahren 1780 — 83 aus dem Engliſchen. gr. 8.

Daum, Henr., von denen Hornklüften der Pferde und deren Heilung. 8.

Jacobs, J. B., praktiſcher Unterricht der Entbindungskunſt, überſezt von J. D. Buſch, mit 22 Kupfertafeln, aus dem Franzöſ. gr. 8.

Kopp, U. F., Beytrag zur Geſchichte der Salzwerke zu Allendorf an der Werra. 4.

Ledderhoſe, C. G., kleine Schriften, aus dem teutſchen Staats- und Fürſtenrecht, 2ter Band. gr. 8.

Lucina, oder Magazin der Geburtshelfer, 1ſtes Stück, herausgegeben von J. Dav. Buſch. 8.

Müller, D. J. Val. practiſches Handbuch der mediciniſchen Galanteriekrankheiten, zum Gebrauch der Aerzte und Wundärzte mit denen nöthigen Recepten. 8.

Tiedemann, Dietr. Diſputatio de quaeſtione quae fuerit artium magicarum origo, 4. maj.

Chriſtian Gottlieb Schmieder in Carlsruhe hat die beyſpielloſe Bosheit begangen und 6 neue Bücher aus meinem Verlage auf einmal nachgedruckt. Ich klage dieſen Menſchen hiermit öffentlich eines unerhörten Raubes an, und warne jedermann, der ſo unglücklich iſt, mit dieſem Menſchen in Geſchäften zu ſtehen oder in Verhältniße zu kommen, ſich für dieſem Böſewicht wohl in Acht zu nehmen. Ein Mann ohne Redlichkeit, ohne Ehre, ohne Gewiſſen iſt der gefährlichſte Menſch in jedem Verhältniſſe des Lebens. Ich hoffe, daß jeder redliche Buchhändler gegen dieſe That den größten Unwillen faſſen wird. Sollte ſich aber jemand mit dem Verkauf dieſer Nachdrücke beſchmutzen, ſo werde ich, ſo bald ich Beweiſe davon erhalte, ihn in öffentlichen Blättern als Helfershelfer und Mitgenoſſen dieſes Diebes nennen.

G. J. Göſchen, Buchhändler in Leipzig.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

1. Jahrgang. 2. Band.

No. X. October. 1787.

Inhalt.

I. Briefe von Lorenz Sterne, aus dem in Hamburg erſchienenen Engliſch Lyceum überſetzt. S. 319

II. Frohe Ausſichten der deutſchen Muſen unter Friedrich Wilhelm, ihrem Beſchützer. Eine Vorleſung in einer gelehrten Geſellſchaft. Von Hrn. C. S. Kramer. 340

III. Ungedruckte Briefe des Herrn von Voltaire an Hrn. von Pilavoine in Pondichery. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt. 360

IV. Volkslieder vom Herrn Gleim. 366

V. Gorgon, von Herrn L. Schubart. 369

VI. Simon, ein Beckerjunge. Anecdote von S.** 373

VII. Geſchichte der kriegeriſchen Vorfälle in Genua im Jahr 1747 und 1748. (Beſchluß.) 375

VIII. An die Exnonnen, von Hrn. Haſchka. 397

IX. An Ramler. Eine Ode. von Hrn. Maioch. 398

X. Große Wirkung aus kleinen Urſachen, von Fräulein Gabriela von Baumberg. 400

XI. An ein junges Brautpaar, von Fräulein Gabriela von Baumberg. 401

XII. Briefwechſel des Herrn Linguet bey Gelegenheit ſeiner Reiſe nach Wien im Jahr 1786. 402

XIII. Das Aeſchen und der Fuchs. Eine Fabel, von Herrn C. F. Pockels. 413

XIV. Nachtrag zur topo- und anthropographiſchen Beſchreibung des Königreichs Babimanien, des Landes der Uhumanen, Sperberlandes, Oſt- und Weſtgothlands, Königreichs der Hunnen und des Landes der Philoſophen. 414

XV. Paul Pasquin über die Alten und Neuern. Aus dem Engliſchen überſetzt. 422

XVI. Nachricht. 431

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

X.
October. 1787.

I.
Sechs Briefe von Lorenz Sterne.
(Bisher noch nicht gedruckt.)

Dieſe Briefe ſind aus dem engliſchen Lyceo überſetzt, wovon die erſte Hälfte in Hamburg erſchienen iſt.

VII.
An W — C — Esq.

Coxwould, den 11. Jun. 1765.

Alſo hätte Ihnen Burton *) wirklich geſagt, und mit einem ernſthaften Geſichte und mit ſichtbarer Empfindlichkeit geſagt, ich hätte zu Bath eine ganze Stunde hintereinander meine irländiſchen Freunde zum Beſten gegeben, und hätte ferner auf ihre Unkoſten an Lady Cepel's Tafel eine große Geſellſchaft einen ganzen Nachmittag lang luſtig gemacht!

Beym

*) Der jetzige Lord Cunningham.

Beym Himmel, das iſt ſo falſch, als ſchiefer Vortrag es nur machen kann. Es iſt, das bin ich verſichert, gar nicht in meiner Natur, daß ich ſo undankbar ſeyn könnte, als ich ſeyn müßte, wenn ich, es ſey in ihrer Gegenwart oder in ihrer Abweſenheit, mich unartig gegen ſie betragen könnte. Daß ich Burton veranlaſſen könnte, eine finſtre Mine zu machen — Burton, deſſen ganze Geſichtsbildung blos gemacht zu ſeyn ſcheint, um die Freundlichkeit ſeines edlen liebevollen Herzens auszudrücken, ſteht nicht auf der Liſte meiner Möglichkeiten: und auf der Liſte meiner Abſichten ſteht es nicht, daß ich von einem Manne, wie Er iſt, etwas Unartiges ſagen wolte. Denn ſeit ich lebe, bin ich nie mit einem Manne von einnehmendern Eigenſchaften und von edelmüthigern Geſinnungen bekannt geworden. Er lud mich auf das freundlichſte in ſein Haus ein, und er empfieng mich in demſelben mit der größten Güte: denn er empfieng mich „mit ſeinem ganzen Herzen." Er iſt ſo ſehr gemacht, Freude über die Geſellſchaft auszubreiten, als irgend jemand, den ich geſehn habe: und ich wünſchte, er wäre ſo reich als Cröſus, damit er alle das Gute thun könnte, das ihm ſeine unbegränzte Großmuth eingeben würde. Ich habe in meinem Leben nirgends angenehmere Stunden zugebracht, als bey ihm und bey ſeinen ſchönen Landsmänninnen; und Unglück müſſe den Menſchen treffen, der um ihn oder ſie zu beſchimpfen, ein Wort über ſeine Lippen kommen laſſen könnte! — Und die reizende Wittwe Moor, bey der ich, wenn ich nicht ſchon eine eigne rechtmäßige Weide hätte, mich mit Freuden den Reſt meiner Tage über ſatt weiden möchte — und die liebe niedliche Gore mit ihrem ſchönen Bau und mit ihrem griechiſchen

chiſchen Geſicht, deren Loos ganz gewiß einmal ſeyn wird, daß ſie irgend einen Mann glücklich macht, der den Werth eines zärtlichen Herzens zu ſchätzen weiß — und daß ich eine andre Wittwe nicht vergeſſe — die einnehmende Miſtriß Veſey mit ihrer ſchönen Stimme und mit ihren funfzig andern Vollkommenheiten. — Ich ſoll dieſe verläſtern! Nein das ſolte man nicht ſagen: denn es iſt falſch — und man ſolte es nicht glauben: denn es iſt unnatürlich.

Es iſt wahr, ich habe von ihnen eine ganze Stunde hintereinander geſprochen: aber keine Spötterey, kein unglücklicher Ausfall hat ſich in meine Ausdrücke gemengt: ſondern ich habe ſo von ihnen geſprochen, wie ſie wünſchen würden, daß man von ihnen ſpräche. — Lächeln in meinem Geſichte, Lobſprüche auf meiner Zunge, Fröhlichkeit in meinem Herzen, und den Becher in meiner Hand. Ueberdem bin ich ſelbſt aus ihrem Vaterlande her. Mein Vater ſtand eine beträchtliche Zeit lang mit ſeinem Regimente in Irland, und meine Mutter brachte mich zur Welt, während ſie daſelbſt bey meinem Vater ſtand. Ich bitte Sie alſo, thun Sie das Ihrige, damit alle dieſe guten Leute einſehn, daß ich wenigſtens mißverſtanden worden bin: denn es iſt unmögiich, daß Lady Barrymore die Abſicht haben konnte, mich mißzudeuten.

Leſen Sie Burton dieſen Brief vor, wenn Sie darzu eine Gelegenheit finden, und verſichern Sie ihn meiner innigſten Hochachtung und Verehrung für ihn und für alle ſeine geſellſchaftlichen Vorzüge. Sagen Sie meinen ſchönen

Landsmänninnen auf die Art, die Sie ſo gut verſtehen, in meinem Nahmen etwas recht Hübſches und Artiges ins Ohr, und laſſen Sie in keinem dieſer zärtlichen Herzen irgend ein unverdientes Vorurtheil gegen mich, oder einen unglücklichen Unwillen auf mich zurückbleiben. Wenn Sie in eine Verdrüßlichkeit von irgend einer Art gerathen ſolten, ſo ſeyn Sie verſichert, daß ich eben das für Sie thun werde.

Ich bin hier ſo müßig, als mich ein leichtes Herz machen kann. Ich werde auf Sie warten, bis zu Anfange des nächſten Monats. Kommen Sie dann nicht, ſo gehe ich, und bringe den übrigen Theil des Sommers zu Crazy-Caſtle und zu Scarborough zu. Mit dem Anfange — und genau mit dem Anfange — des Octobers gedenke ich nebſt meinen Predigten in Bond-Street anzukommen: dann beſorge ich die Herausgabe derſelben, und dann — gerade nach Italien, wohin Sie mich begleiteten, wenn Sie wohl thun wolten. Jedoch unter der Zeit hoffe und wünſche ich Sie hier zu ſehen: das wird am Ende immer beſſer ſeyn, als bey lungenſüchtigen Nymphen, an der Quelle zu Briſtol den Strephon zu ſpielen. Doch, wie Sie wollen und können.

Ich bin von ganzer Seele

der Ihrige

L. Sterne.

VIII.

An — —.

Ich ließ Ihren Brief ohne die Antwort, die Sie verlangten; denn in dem Augenblicke, da ich ihn erhielt, glaubte

ich

ich im Ernſte, daß alle meine Plane auf einige Zeit hinaus zu Aſche verbrannt, oder, welches von beyden der beſſere Ausdruck iſt, in Rauch aufgegangen wären. Nur eine halbe Stunde zuvor war auf einem keuchenden Pferde ein halbtodter Bothe angekommen, um mir die Nachricht zu bringen, daß die Pfarrwohnung zu —, als er weggeritten wäre, im Feuer geſtanden, und wie ein Bündel Reißholz gebrannt hätte; und während ich mich anſchickte mich aufzumachen, um mein Haus zu beſehen, nachdem es niedergebrannt wäre, kam Ihr Brief an, um mich unterwegs zu tröſten, denn er gab mir die völlige Verſicherung, daß, wenn ich auch nunmehr keine Höhle mehr hätte, um mein Haupt darein niederzulegen, und keinen Lappen um meinen Körper zu bedecken, Sie mir gewiß ein freundliches Zimmerchen in Ihrem Hauſe, und ein reinliches Hemde obendrein geben würden.

Kurz, durch die Nachläßigkeit meines Pfarrvicars oder ſeines Weibes oder irgend eines, der in ſeinen Thoren aus und eingeht, habe ich ein Haus weniger im Beutel — ich ſage im buchſtäblichen Verſtande, im Beutel — denn ich muß es auf meine eignen Koſten und für meine eigne Rechnung wieder aufbauen laſſen, oder die Kirche zu York, von der ich es eigentlich erhalten habe, wird dieſe Kleinigkeit über ſich nehmen, welches im guten Verſtande eigentlich nicht nöthig wäre, welches ſich aber die guten Köpfe, aus denen ſie beſteht, als ein Recht anmaßen werden. Mein Verluſt wird etwas über zweyhundert Pfund betragen, ohne einige Bücher ꝛc. ꝛc., ſo daß Sie nun alle Ihre Sorgen bey Seite legen können, was ich mit den Reichthümern werde anfangen ſollen,

die mir meine Predigten eingebracht haben, oder noch einbringen werden. — Ich ſagte Ihnen damals, daß irgend ein verdammter Streich meines Geſchicks mich ſchon mit Auswegen verſehen würde, wie ich meiner Haabe los werden könnte: und ich hatte damals einen Unfall im Sinne, den ich Ihnen aber nicht mittheilte. Es war nicht der, welcher eingetroffen iſt, auch kein ihm ähnlicher: aber er kann noch eintreffen, ſo viel ich weiß, und dann hat es mit dem freyen Erblehn aus meinen Predigten auf immer ein ſeliges Ende.

Dieſe meine Predigten nun, waren meiſtens in dem Hauſe geſchrieben, das jetzt niedergebrannt iſt, und alle — ich fürchte ſogar, mehr als Einmal — in der Kirche gehalten, zu der es gehörte: und dieſe erzeigen mir nun einen Nutzen, von dem ich nie geträumt hatte, und helfen mir eine Abſicht erfüllen, an die ich nie gedacht hatte. Aber ſo iſt es in der Welt, und ſo haben alle Dinge in derſelben einen Zuſammenhang, oder vielmehr, ſo haben alle Dinge in derſelben keinen Zuſammenhang; denn ich zweifle nunmehr gar ſehr, daß wir auf künftigen Winter den „ſterbenden Fechter“ zu ſehn bekommen werden. Der Punct aber, der mir bey dem ganzen Handel am meiſten zu Herzen geht, iſt das ſonderbare, unverantwortliche Betragen meines armen, unglücklichen Vicars, nicht weil er das Haus angeſteckt hat — denn Gott weiß es, daß ich das weder ihm, noch ſonſt jemand Schuld gebe — ſondern weil er ſogleich nach dem Unglücke geflüchtet iſt, wie Paulus gen Tarſus, aus Furcht, ich möchte ihm nach dem Leben ſtehen.

Daß

Daß der Mann ſich eine ſolche Vorſtellung von mir gemacht haben kann, als wäre ich im Stande, anſtatt ihm ſeine Leiden zu verſüſſen, noch gar die Zahl derſelben zu vermehren, das verwundet mich ſehr tief. Denn bey allen meinen Irrthümern und Thorheiten glaube ich doch nicht, daß es in der Farbe und in dem Anſtriche irgend eines Theils von meinem Leben etwas giebt, das nur den Schatten von einer ſolchen Beſorgniß rechtfertigen könnte. Ueberdem hat er mich dadurch noch der einzigen Freude beraubt, die ich mir noch aus dieſem Unglücksfalle herausſtudirt hatte, — der Freude, da es dem Himmel gefallen hatte, ihm ſeine Wohnung zu entziehen, ihn und ſeine Frau und ſeine Kleinen in eine andre aufzunehmen — nemlich in die, in der ich ſelbſt wohnte. Und der, der jetzt in meinem Herzen lieſt, und eines Tags mich wegen der Heimlichkeiten deſſelben richten wird, weiß gewiß, daß es bey der Nachricht von dieſem Unglücke nicht eher in mir erkaltete, als bis ich hörte, daß der alberne Mann aus Furcht vor meinem Zorne flüchtig geworden wäre.

Die C...ſche Familie war über die Maßen gütig gegen mich, ſo wie ſie das beſtändig geweſen iſt. Es iſt eine Art Leute, die Ihnen auſſerordentlich gefallen wird: und ehe der Sommer zu Ende geht, hoffe ich Sie denſelben vorzuſtellen. Doch, wenn mir recht iſt, ſo können Sie bereits die reizende Tochter vom Hauſe: die übrigen ſind zwar nicht ſo jung, noch ſo ſchön, aber gerade ſo liebenswürdig, als dieſe iſt. Da ich Sie mit keinem beſſern Gegenſtande für Ihr Nachdenken und ſo weiter verlaſſen kann, ſo leben Sie hier.

mit wohl, und Gott ſey bey Ihnen. In wenig Tagen ſollen Sie wieder etwas hören von

Ihrem zärtlichen und treuen
L. Sterne.

IX.

An — Eſq.

Ich habe, mein theuerſter Freund, Ihre gütige Antwort auf meinen Brief erhalten: und Sie müſſen wiſſen, daß es gerade ſo eine Antwort war, als ich von Ihnen zu erhalten wünſchte, ja, daß es gerade ſo eine war, als ich auch wirklich erwartete. Ich wäre in Verlegenheit geweſen, wenn ſie irgend eine andre Geſtalt, oder irgend einen andern Inhalt gehabt hätte. Aber verſtehen Sie mich wohl, theuerſter Freund; ich wäre um Ihretwillen in Verlegenheit geweſen, aber nicht um meinetwillen. Denn ob ich gleich entzückt bin, daß Sie mir ſolche freymüthige Anerbietungen Ihrer Freundſchaft machen — Anerbietungen, die Ihnen jedesmal ſo gut ſtehen: ſo freue ich mich doch beynahe eben ſo ſehr, daß meine Schatzkammer ſich in einem ſo glücklichen Zuſtande befindet, daß ich nicht brauche, meine Zuflucht zu denſelben zu nehmen.

Ich bin mit meinem Handel wegen Wiederaufbauung meines Pfarrhauſes zu Ende, und ich habe mit allen betreffenden Partheyen auf eine Art Richtigkeit gemacht, die mehr zu meiner Zufriedenheit ausgeſchlagen iſt, als ich erwartete. Ich eilte mit Fleiß, dieſe Sache ins Reine zu bringen, damit

mit ich nicht in der geringſten Gefahr wäre, meinem Weibe und meiner Lydia eine ſolche Laſt auf ihrem Vermögen zurückzulaſſen, als ein vernachläßigtes Kirchengut iſt. Denn ich habe keine Urſache zu glauben, daß die * zu * gegen dieſe, wenn ſie keinen Freund und keinen Beſchützer mehr hätten, gütiger handeln würden, als ſie ehedem gegen den Ehemann der einen, und gegen den Vater der andern gehandelt haben, der, da er ein armer Pfarrvicar war, Stolz genug hatte, Ihre Hochwürden zu verachten, und Witz genug, andre über ſie zu lachen zu machen. Doch Gott vergebe es ihnen, ſo wie ich es ihnen vergebe. Amen!

Ich ſchrieb an Hall'n einen Bericht von meinem Unglücke: und ſeine Antwort war, er bäte mich, ich möchte mir über dieſen Vorfall einen Einfall erſinnen, und mich alsdenn mit demſelben tröſten. Tullius, der Redner, der Staatsmann, der Philoſoph, der Moraliſt, der Conſul ꝛc. ergrif, wie er aufrichtig jederman ſagt, der ſeine Werke lieſt, dieſe Art von Troſt, als er ſeine Tochter verlohren hatte, und — wenn man ihm glauben darf — befand ſich wohl dabey. Dieſer Tullius nun, müſſen Sie wiſſen, war gerade wie mein Vater, nemlich wie weyland Herr Shadny zu Shandyhall, der ſich eben ſo ſehr über ein Unglück freute, das ihm eine gute Gelegenheit gab, ſeine Beredſamkeit auszukramen, als über ein Glück, das ihn nöthigte, ſein Maul zu halten. Dieſe beyde großen Männer waren gewiß große Freunde von Einfällen, verſteht ſich von ihren eignen: und ſo will ich Ihnen denn auch eine Geſchichte von einem Einfalle erzählen, aber nicht von einem von Cicero, auch nicht

von einem von meinem Vater, ſondern von einem vom Lord von Crazy.

Sie müſſen alſo wiſſen, daß dieſem guten Freunde von mir, und ich kann hinzuſetzen, auch von Ihnen, in einem Augenblicke von faulem Hochmuth in den Kopf kam, einen Stadtwagen haben zu wollen, um bey Tage ſeine Füße zu ſchonen, und Abends damit nach Ranelagh zu fahren. Nach gehöriger Berathſchlagung mit einem Kutſchenmacher hatte er zu dem Ende einhundert und vierzig Pfund ausgeworfen: und er ſchrieb mir ein paar Worte davon. Bey meiner Ankunft in der Stadt, ungefehr drey Monate nach dieſer Notification, fand ich eine Charte von Lord Spencer, mit der Einladung, bey ihm den Sonntag drauf zu ſpeiſen. Ich habe ſie kaum geleſen, ſo ſchaukelt mir auf einmal Hall's ſchöner ſchwanenhälſiger Halbwagen durch den Kopf, und ich ſpringe fort zu ihm, um mich nach ſeinem Befinden zu erkundigen und ſeinen Wagen zu borgen, damit ich meine Viſite in Pontificalibus und recht mit Pomp machen könnte. Ich fand ihn zu Hauſe — erſt ein paar freundſchaftliche Erkundigungen — und dann ſagte ich ihm, welches mein kleiner Plan wäre. Mit einer von ſeinen hämiſchen Mienen ſagte er mir lächelnd, er bedauerte recht ſehr, denn ſein Wagen wäre auf der Poſt nach Schottland gefahren. Ich ſtarrte ihn an, und er lachte überlaut — aber nicht über mich, ſondern über ſeinen Einfall, und Sie ſollen denſelben haben, ſo wie er iſt.

Ich muß Ihnen alſo ſagen, daß in dem Augenblicke, da der Kutſchenmacher ſeine letzten Inſtructionen erhielt,

Hall

Hall einen Brief bekam. Dieſer Brief meldete ihm, daß ſein Sohn, der in Edinburg im Quartier ſtand, mit in einen greulichen Tumult gerathen wäre, den Folgen davon zu entgehen, verlangte er beynahe eben die Summe, die zu dem neuen Wagen beſtimmt geweſen war. Die hundert und vierzig Pfund alſo, welche bey Seite gelegt worden waren, um in London einen Wagen bauen zu laſſen, wurden nun in Edinburg zur Reparatur von zerſchlagnen Fenſtern, zerſchlagnen Laternen und zerſchlagnen Köpfen verwendet, und Hall tröſtete ſich mit dem Einfalle, „daß ſein Wagen auf der Poſt „nach Schottland gefahren wäre.“ Soviel von Troſtgründen und Einfällen — und glücklich iſt es für uns, wenn uns die Troſtgründe beſtändig einfallen, und die Einfälle uns beſtändig tröſten. Ich könnte noch mehr über dieſe Materie ſagen, aber mein Papier iſt beynahe vollgeſchrieben, und ich habe nur noch Raum den Wunſch hinzuzuſetzen, daß es Ihrem Leben nie an dieſen kleinen Hülfsmitteln fehlen möge, es eben ſo glücklich zu machen, als es, woferne ich mich nicht ſehr irre, rühmlich ſeyn muß. Sorgen Sie, daß ich Sie bald ſehen möge: Bis dahin und zu aller Zeit möge Gott mit Ihnen ſeyn. Von Herzen

der Ihrige

L. Sterne.

X.

An — Eſq.

Coxwould bey Eaſingwould.

Sie ſind mit Ihrer Meynung von meiner wunderbaren Anlage zur Poeſie eben kein Sonderling. Was Sie ſagen,

ſagen, das haben Beauclerk und Lock, und, wo ich nicht irre, Langton gleichfalls von der Sache geſagt, und alle haben ihre Meynung auf das Fragment des Eingangs der Ode auf Julien im Triſtram Shandy gegründet. Die Einheit der Epiſode würde verletzt worden ſeyn, wenn ich noch eine Zeile hinzugeſetzt hätte; und hätte ich deren ein Dutzend hinzugeſetzt, ſo wäre mein Character, als poetiſches Genie — welches ich, im Vorbeygehn geſagt, nie beſeſſen habe — auf immer verlohren geweſen, — oder vielmehr nie geargwohnt worden.

Hall hatte ähnliche Gedanken über dieſe Sache, und wagte es einſt in der Fülle ſeiner guten Meynung von mir, mit einem unvollendeten Gedichte von ſich zu kommen, und mich zu bitten, daß ich es fortſetzen möchte. Ich that es, und miſchmaſchte auf eine fürchterliche Art. Kurz ich ſetzte etwa ſechzig bis achtzig Zeilen hinzu, die er kauderwelſch nennte, und denen er, wie ich glaube, Recht widerfahren lies. Unterdeſſen beſchloß er — um mich ſeines eignen Ausdrucks zu bedienen — ſie als eine Curioſität ſtehen zu laſſen: und ſo kamen ſie in die Preſſe, und halfen einen von den elendeſten Schwärmern zuſammenſetzen, die Hall jemals in die Luft geſchoſſen hat. Jedoch ich erwähne alle dieſe Dinge nicht um Ihrer Meynung etwas von ihrem Verdienſte dadurch zu nehmen, daß ich ihre Aehnlichkeit mit der Meynung andrer geltend mache. Sie dürfen Sich gewiß nicht ſchämen, mit ſolchen Männern gleich zu denken, wenn ſie gleich alle Unrecht haben ſolten, wie ich denn für dieſesmal und für dieſe einzelne Frage innigſt glaube, daß das der

Fall ſeyn mag. Aber mit ſolchen Männern zu irren iſt ſchon etwas — und gut damit!

Es iſt wahr, ich ſchrieb einmal eine Grabſchrift, die mir ſelbſt gefiel: allein der Mann, auf deſſen Bitte ich ſie ſchrieb, opferte ſie einer andern auf, die er ſelbſt verfertigt hätte, und die er für beſſer hielt, welches aber mein Fall nicht war. Meine paar Zeilen wurden bey Seite geworfen: und ſeine kraftloſen Reime wurden in einen Marmor gegraben, der eine beſſere Aufſchrift verdiente. Denn er bedeckte den Staub eines Mannes, deſſen vortrefliche Gemüthsart und deſſen liebenswürdige Eigenſchaften mehr verdienten, als ein Alltagsſprüchelchen und als eine Standrede aus einem Gemeinplatze. Unterdeſſen ich vergoß eine Thräne auf dem Grabe, die dem Todten, wenn er von ihr gewußt hätte, gewiß angenehmer geweſen wäre, als die prahlendſte Aufſchrift, die jemals auf dem Alabaſter eines Grabmals geſchimmert hat.

Ich habe auch etwas in Schandy'ſcher Art für Beard geſchrieben. Es iſt ein dramatiſches Stück in Reimen, ein Singſang, den er in Ranelagh ſowohl, als auf ſeinem Theater zum Beſten bald dieſes, bald jenes abgeſungen hat. Er bat mich um etwas von der Art, und ich konnte es ihm nicht abſchlagen. Denn ein Jahr vorher hatte er mir auf eine ſehr ehrerbietige Art und ohne eine vorläufige Bekanntſchaft ein Geſchenk mit dem freyen Zutritt zu dem Theater in Covent-Garden gemacht. Dieſes war gewiß ſehr verbindlich, und es gefiel mir um ſoviel mehr, weil der Monarch von Drury-Lane mich ſchon einige Jahre lang gekannt,

 und

und in meinen Schriften einen der erſten Plätze gehabt hatte, ehe er mir den freyen Zutritt — nicht zum Hauſe in Drury-Lane, ſondern zum Parterre in Drury-Lane anbot. Ich ſagte ihm bey dieſer Gelegenheit, daß er große Dinge agirte, und kleine Dinge thäte. Er ſtammelte etwas, ſah albern aus, und bewerkſtelligte endlich ziemlich links, was ſein Nebenbuhler im Schauſpieldirigiren ſo gütig war mit dem beſten Anſtande von der Welt zu thun. Aber nichts mehr davon! Er iſt ſo vollkommen auf der Bühne, daß ich ſeiner Sudeley auſſerhalb derſelben gar nicht hätte erwähnen ſollen.

Unterdeſſen um wieder auf meine Materie zu kommen, wenn es mir möglich iſt — denn die Digreßion iſt in meine ganze Natur eingewebt, — und zu meinem Zweck zu kommen, oder mich wieder zu ihm zurück zu finden, wenn ich ſeitwerts gewandert bin — wie das andre Menſchen thun können — das gehört nicht in die Reihe meiner Fähigkeiten. Ob ich alſo gleich ſelbſt kein Poet ſeyn mag, ſo iſt es doch der Küſter meines Kirchſpiels — nicht vollkommen nach meinem Gedanken — aber, welches beſſer iſt, nach den Gedanken ſeiner Nachbarn — und, welches das Beſte von allem iſt, nach ſeinen eignen Gedanken. Seine Muſe iſt eine Amts- und Pflichtsmuſe; denn ſie giebt ihm blos geiſtliche Geſänge ein: und das iſt gewiß ſehr ſchicklich; denn ſie verführt ihn nur zu ſolchen Süjets, die ſich mit ſeinem geiſtlichen Amte vertragen, und die, ſo wie die Süjets ſeiner Brüder, Sternhold und Hopkins, in den Kirchen geſagt und geſungen werden können. Mit einem Wort, es war hier eine fürchterliche Seuche unter dem Rindvieh geweſen, und unſer

Kirch-

Kirchſpiel hatte dabey ſehr ſchwer gelitten. Unſer Kirchſpielsbarde hielt das ſogleich für ein ſchickliches Süjet zu einem geiſtlichen Geſange. Er ſetzte ſich hin, machte einen, und theilte ihn den Sonntag darauf zur Ehre und zum Preiſe Gottes als ein Lob- und Danklied von ſeiner eignen Arbeit aus. Nicht allein die Seuche ſelbſt, ſondern auch diejenigen, die durch dieſelbe gelitten hatten, wurden nun mit allem Pomp und mit aller Andacht der Palmodie einer Dorfgemeinde in allen Hallen der Kirche ausgeſchrien. Die letzte Stanze, welches die einzige iſt, deren ich mich erinnere, hob meine Andacht eher aus ihren Angeln, anſtatt daß ſie, wie es ſchien, die Andacht der Verſammlung nur noch mehr vernietete: und folglich hatte ich kein Recht mich zu beklagen. Ich ſetze ſie Ihnen noch zum Appetite her, und wünſche Ihnen eine gute Nacht.

*) Here's Jemmy How has loſt a cow,
And ſo has Johnny Bland;
Therefore we'll put our truſt in God,
And not in any other man.

L. Sterne.

*) Dem Jacob Flint ſtarb auch ein Rind
Hans Blanden eins nicht minder:
Drum traut auf Gott, Bis in den Tod,
Und nicht auf Menſchenkinder.

Anton Wall.

XI. An

XI.

An — Eſq.

Coxwould, Mittwochs Nachts.

Ich ſende Ihnen hiermit, mein theuerſter Freund, ſo wie Sie es verlangen, die Grabſchrift, deren ich in meinem letzten Briefe an Sie erwähnte. Ich ſchreibe ſie aus dem Gedächtniſſe hin: und ob ſie gleich nicht genau alle Worte des Originalaufſatzes enthalten wird, ſo bin ich doch gewiß, ſie wird die Empfindungen deſſelben enthalten, welches doch die Hauptſache iſt. Ich erinnere mich noch ſehr wohl, daß dieſe Empfindungen aus dem Herzen kamen; denn ich hegte eine ſehr innige Verehrung für jenen liebenswürdigen Mann, deſſen Tugenden eine beſſere Grabſchrift verdienten, und, nach dem Laufe der Dinge in dieſer Welt, ſogar eine ſchlechtere bekamen. Aber hier iſt die meinige:

Columns and labour'd urns but vainly ſhow
An idle ſcene of fabricated woe: —
The ſweet companion and the friend ſincere
Need no mechanic arts to force the tear.
In heart — felt numbers, never meant to ſhine,
„Twill flow eternal o'er an hearſe like thine,
„Twill flow while gentle goodneſs has one friend,
Or kindred tempers have a tear to lend.*)

Ich

*) Säulen und mühſam gearbeitete Urnen ſtellen doch nichts weiter dar, als eine Scene von gekünſtelter Trauer. Der liebende Gatte und der redliche Freund bedürfen keiner mechaniſchen Künſte, um eine Zähre abzuzwingen. In wenigen

Ich erinnere mich, daß ſie Hall'n gefiel, und Hall verſteht gewiß, was ein Recht hat zu gefallen! auch wird er in gewiſſen Launen in Anſehung ſolcher Süjets, welche Empfindungen betreffen, aufrichtig ſeyn, und geſtehn, daß er ſie fühlt. Er iſt ein nicht gemeiner Gelehrter, und ein guter Kunſtrichter; allein in ſeinen Urtheilen iſt mehr Strenge, als ſeyn ſolte, und ſein Geſchmack hat weniger Delicateſſe, als wohl nöthig wäre. Er iſt auch in einem hohen Grade Menſchenfreund, allein darein miſcht ſich ſo oft, bald ſo bald ſo, ein Zuſatz von Bitterkeit, daß es ſehr viele giebt, welche durchaus nicht glauben wollen, daß er auch nur einen Gran von Gutmüthigkeit beſitzt. Ja ich kenne verſchiedne, denen man es gar nicht ausreden kann, daß er etwas anders als ein völlig unempfindlicher, hartherziger Mann iſt, für den ich ihn aber — ich, der ich ihn lange kenne, und ſehr gut kenne — auf Treu und Glauben nicht befunden habe. Mag er meinetwegen nicht das Einnehmende der Menſchenliebe beſitzen; aber ich weiß, daß er das Weſentliche derſelben beſitzt, und daß er unaufhörlich wohlthätige Handlungen thut, obgleich, wie ich ſelbſt offenherzig geſtehe, nicht beſtändig auf eine wohlthuende Weiſe. Und darin liegt eben

der

nigen Zeilen, die das Herz gefühlt hat, und die nicht blos beſtimmt ſind auf dem Steine zu glänzen, wird immer und immer dieſe Zähre über einer Bahre fließen, die der Deinigen gleicht — wird fließen, ſo lange herzliche Güte einen Freund hat, oder ſo lange inniger Liebe noch eine Thräne übrig bleibt.

der Grund von der ganzen Sache. Er wird gewiß oft eine Gefälligkeit mit einer Spötterey, mit einem Scherze, mit einem Lächeln begleiten, wenn ihm vielleicht eine Thräne, oder wenigſtens ein ernſthaftes Geſicht, beſſer anſtehn würden. Unterdeſſen das iſt ſo ſeine Art: es iſt die Sprache ſeines Characters: und ob man gleich wünſchen möchte, daß dem nicht ſo wäre, ſo kann ich doch auch nicht ſagen, was für ein Recht irgend einer von uns hat, ein liebloſes Urtheil darüber zu fällen, und das um keiner andern Urſache von der Welt willen, als weil unſre eigne Fehler von einer andern Beſchaffenheit ſind als die ſeinigen. Und ſo viel von dieſer ganzen Sache.

Ich mache Anſtalten, mich auf eine Woche oder zehn Tage nach Scarborough zu erheben. Wenn Sie Ihren Herbſt zu Mulgravehall zubringen, ſo reiſen Sie über jenen Ort, und ich will Sie zu Ihrem Beſuche begleiten — und dann nach Crazy-Caſtle, und dann nach Hauſe, und dann nach London — und dann Gott weiß wohin. — Je nun, allemal wohin es ihm gefallen wird. Das iſt zwar geiſtlich geſprochen, aber es wäre doch wohl immer zu unſerm Beſten, wenn wir es ſo oft dächten und bedächten, als wir es ſagten. Unterdeſſen ſo iſt es: Mund und Herz, welche nie ohne einander ſeyn ſolten, wandeln oft nach verſchiednen Weltgegenden zu. Bey mir wenigſtens ſind Mund und Herz in der innigſten Eintracht, wenn ich Sie meiner zärtlichſten Liebe verſichere. Und damit gute Nacht, und ein guter Geiſt habe den Vorſitz bey Ihren Träumen.

Der Ihrige
L. Sterne.

XII. An

XII.

An — Esq.

Scarborough.

Alle die ſchönen Sachen, mein theuerſter Freund, die Sie von mir denken und geſagt haben, werde ich nicht beantworten. Ich bilde mir wirklich ein, daß ich einige derſelben verdiene: und es freut mich ſehr, daß Sie Sich einbilden, daß ich ſie alle verdiene. Dem mag denn nun ſeyn wie ihm wolle, ſo bitte ich Sie um die Fortſetzung der gütigen Geſinnungen, die Sie in dem Papiere, das vor mir liegt, ſowohl für Ihre eigne Rechnung, als auf Rechnung der Perſon, von der darin die Rede iſt, gegen mich geäuſſert haben.

Ihren Befehlen ſolte man überhaupt ohne alles Bedenken gehorchen. Allein in dieſem beſondern Falle hat mich ein ſeltner Strahl von Vorſichtigkeit gerührt, und ich bitte Sie um die Erlaubniß, mich einige Minuten über die Sache zu bedenken — — aber nähme ich auch alle meine Weißheit zuſammen, und bedächte ich mich ganze Tage lang, ſo weiß ich doch ſicherlich, das Reſultat würde am Ende ſeyn, daß ich Ihren Befehlen vor der Hand nicht gehorchen darf.

Das Rathgeben, mein beſter Freund, iſt die undankbarſte Großmuth von der Welt — weil es für das erſte nichts koſtet, und weil es für das zweyte gerade das Ding iſt, deſſen die Perſon, der Sie damit aufwarten wollen, am wenigſten zu bedürfen glaubt. Das, ſehn Sie, iſt meine Art zu vernünfteln; aber ich glaube von ganzem Herzen,

daß ſie ſich auf die Sache, die wir vor uns haben, ſehr gut anwenden laſſen wird.

Es giebt ſolche Dinge in der Welt als ſchiefe Köpfe und gerade Herzen — und ſchiefe Herzen und gerade Köpfe. Ich für meine Perſon, wenn ich nach der bloßen Eingebung meiner eignen beſondern Gefühle ſprechen ſoll, möchte lieber von der Familie der geraden Herzen ſeyn, ungeachtet aller ihrer Uebereilungen, Irrthümer und Verworrenheiten. Allein wenn ein Geſchäft zu thun, oder ein Plan auszuführen wäre: ſo gebe man mir einen geraden Kopf. Setzt es noch ein gerades Herz obendrein: deſto beſſer! Aber jetzt muß ich mich auf jenen verlaſſen können: ob dieſes gerade oder ſchief iſt, kommt vor der Hand nicht in Betrachtung. Ihrem Syſtem nach, mein theuerſter Freund, iſt das nicht vollkommen orthodox: aber, ſo wie Sie verfahren, wird jeder Tag meine Meynung der Ihrigen näher bringen.

Nun aber bin ich eher geneigt zu denken — ohne mich auf die liebloſe Seite der Frage zu neigen — daß der arme — — zur Familie der Schiefköpfe gehört. Ich kenne ſein Herz, und ich bin verſichert, daß ſeine gegenwärtige Noth aus den guten Geſinnungen deſſelben entſpringt. Demungeachtet, und ob ich gleich glaube in Fällen, wie der ſeinige iſt, mit gutem Rathe dienen zu können: ſo kann ich es doch nicht über mich bringen, vor der Hand etwas zu verordnen. — Man kann das unmöglich thun, ohne ihn von der Natur ſeiner Krankheit zu unterrichten, welche nichts mehr und nichts weniger iſt, als eine entſchiedne Schief-

köpfigkeit; auch würde ſich, wenn ich es thäte, ſogleich ein andres Symptom ſeines Uebels zeigen. Denn er würde meine Verordnungen zum Fenſter hinaus werfen, und vielleicht dem Arzte eben daſſelbe Schickſal drohen.

Wenn Sie ſo viel Einfluß haben, daß Sie ihn bewegen können ſich mir zu untergeben; ſo will ich ſchleunigſt mein Beſtes für ihn thun. Alsdenn kann ich das bittre Geſchäft unternehmen, und ihm die unſchmackhafte Doſis mit einer guten Art adminiſtriren. — Und dabey wollen wir denn, wenn es Ihnen gefällig iſt, die Sache für jetzt bewenden laſſen.

Ich ſchreibe Ihnen in Eil und aus dem Bette, damit Sie ſobald als möglich meine Geſinnungen über eine Sache erfahren, in der Sie ein größeres Zutrauen in mich ſetzen, als die Folge rechtfertigen wird. — Und ſomit guten Morgen, und Gott ſegne Sie.

Ich habe geſtern einen Brief von der armen lieben Lydia erhalten. Es iſt eine liebe Schwärmerinn, und Gott ſegne ſie gleichfalls. Noch einmal guten Morgen.

Der Ihrige
L. Sterne.

II.
Frohe Ausſichten der deutſchen Muſen,
unter
Friedrich Wilhelm,
ihrem Beſchützer.

Eine Vorleſung in einer gelehrten Geſellſchaft
von
C. S. Kramer,
D. d. A. W.

Noch haben wir uns nicht von dem Schmerz über den Verluſt unſers guten Königs erholt. Noch drängen ſich unſern bethränten Blicken überall die Zeichen der Trauer entgegen, uud ſagen uns, daß wir die verwayſten Kinder eines gütigen Landesvaters ſind. Noch ſchweben unſerer Phantaſie die Bilder des jüngſt gefeyerten Trauertages vor; noch hört unſer Ohr die Worte würdiger Vaterlandsfreunde, die uns ſeine Thaten und ſeine Verdienſte aufzählten, und uns mit den einfachen Farben, die ihnen die Wahrheit lieh, ſeinen Edelmuth, ſeine Würde und Seelengröße, ſeine Tapferkeit, Weisheit, Gerechtigkeitsliebe, Thätigkeit und Mäßigkeit, kurz den großen und erhabnen Mann, mit allen Tugenden geſchmückt, ſchilderten. Noch oft beſchleicht den ächten Vaterlandsfreund die ſtille Thräne der Wehmuth, wenn er ſich das Bild des nun verklärten Königs vorſtellt, wie er, von

Thä-

Thätigkeitseifer beſeelt, auch ſeine letzten Kräfte für ſein Vaterland aufopferte, und den ſchönen Tod fürs Vaterland wohl ſchöner ſtarb, als die Codrus, Leonidas, Brutus; den Tod fürs Vaterland in unabläßiger Ausübung friedlicher Königspflichten ſchöner ſtarb, als wenn er ihn auf den Gefilden von Prag und Leuthen und Keſſelsdorf geſtorben wäre. Noch täglich hören wir die Trauerlieder der edelſten Sänger, leſen täglich ſein Lob in allen Sprachen, und ſehen die rührende Theilnahme von ganz Europa. — Denn er iſt nicht mehr **Friedrich**, für den der Name des Großen nicht einmal ehrenvoll genug iſt; er iſt in das beſſere Leben hinübergeſchlummert. O! es iſt ſüß, um den Unvergeßlichen zu klagen, ſelbſt an dem heutigen Tage, der das Herz des Patrioten mit neuer Freude erfüllt. Auch am heutigen Tage darf ſich die Thräne der Wehmuth, an **Friedrichs** Grabe geweint, mit der Freudenthräne miſchen, die das dankbare Gefühl gegen die Vorſicht unſern Augen entlockt, daß ſie uns ſchon vor 42 Jahren in der Geburt **Friedrich Wilhelms** den beſten Erſatz für unſern Verluſt gab. — Preußen! was würdet ihr ſeyn, wenn nicht **Friedrich Wilhelm** ganz Seines Oheims würdig, und würdig nach ihm zu herrſchen, am heutigen Tage zum Throne gebohren wäre! O, ihr glücklichen Völker! wie würde euer Ruhm, unter **Friedrich** erkämpft und errungen, dahin ſinken, wenn nicht der königliche Lorbeer das Haupt **Friedrich Wilhelms** ſchmückte! —

In dieſer würdigen Verſammlung von Vaterlandsfreunden von **Friedrich Wilhelm** zu reden, erfüllt mein Herz mit Freude. Dankbar übernehme ich dies ehrenvolle Geſchäft;

 und

Digitized by Google

und wenn mir jemals das immer lebhafte Gefühl meiner Schwäche erlaubt hätte, ſtolz zu ſeyn, ſo würde ich es heute ſeyn, wenn ich das Glück hätte, Ihre Erwartungen, verehrungswürdige Männer, zu befriedigen, und mir nur einen kleinen Theil ihres Beyfalls zu erwerben! —

Mit Friedrich Wilhelm beginnt eine neue Epoche. Sie ſchließt ſich an die geendigte Epoche Friedrichs an, die auf immer das große Thema der Geſchichtſchreiber und Litteratoren ſeyn wird. Gleich der ſchönen Morgenröthe, der Verkünderinn eines heitern Tages, öfnet ſie die freudigſten Ausſichten für Volk und Land und Wiſſenſchaften. Aber der erhabnen Gegenſtände, die dieſe Ausſicht dem Auge darbietet, ſind zu viel, als daß ich ſie alle umfaſſen, alle darſtellen könnte. Würdige Diener des Staats mögen die Verbeſſerungen und wohlthätigen Einrichtungen, die das Land zu erwarten hat, aufzählen; und obgleich der Doppeladler ſeine drohenden Flügel ruhen läßt, und ihr Rauſchen die Völker an den Ufern der Donau nicht zum Kriege ruft, ſo mögen doch unſere Dichter Friedrich Wilhelms Heldenruhm beſingen, und unſern Fluren Schutz und Sicherheit vorherſagen. — Ich will meinen Blick zu den Muſen wenden, und in Ihrer Mitte, meine Herren, von den frohen Ausſichten reden, die ſich unſern deutſchen Muſen öfnen.

Faſt jede Nation, wenn ſie die höchſte Stufe der Macht, der Bildung und Aufklärung erreicht hatte, erlebte eine Periode, in der ihre geiſtigen Kräfte einen höhern Flug zu nehmen ſchienen. Es ſtanden dann Männer auf, die mit

ſchöpfe-

ſchöpferiſchem Genie jene unſterblichen Werke hervorbrachten, die ihren Ruhm, und den Ruhm der Nation, der ſie angehörten, auf immer gründeten. Die Natur ſchien alsdann alle ihre Kräfte aufzubieten, um etwas Vollkommenes hervorzubringen. Sie ſchien es in dieſer Abſicht zu veranſtalten, daß die großen Geiſter jedes Volks Zeitgenoſſen wurden, und durch ihre Talente bald in dieſem, bald in jenem Wirkungskreiſe das Zeitalter merkwürdig machten, worin ſie lebten. Seltner erſchien in irgend einem Zeitpuncte ein großer Geiſt allein. Seine Einwirkung war dann zwar auf das Ganze wohl merkbar, aber ſie hatte keine große Ausdehnung, Haltung und Dauer. Die Folgen ſeiner Thaten verſchwanden, ſobald der Geiſt, der alles belebte, von dem Schauplatze abtrat. Nicht ſo war es bey der Gleichzeitigkeit vorzüglicher Köpfe. Ihre vereinten Bemühungen brachten auch ohne verabredete Uebereinkunft die wohlthätigſten Wirkungen hervor. Dichter und Philoſophen, Geſchichtſchreiber und Helden, Mahler und Bildhauer arbeiteten mit geſamten Kräften und auf einmal an der Veredlung des Menſchengeſchlechts. Sie wirkten auf alle Sinne zugleich, und riſſen die Menſchen von ſo mannigfaltigen Schönheiten und Vollkommenheiten gerührt, aus dem Stande der Rohheit, der Geſchmackloſigkeit und Dummheit. — Dies iſt das Bild jener glücklichen Zeiten, welche die Geſchichte unter dem Namen der goldnen Zeitalter verewigt hat. Griechenland und Rom, Italien, Frankreich und England haben dieſe glänzende Laufbahn ſchon einmal geendigt, in der ſich die Pericles, Alexander und Auguſte, die Mediceer, Eliſabethe, Carle und Ludewige den ehrenvollen Namen der Beſchützer der Muſen bey der Mit-

welt und Nachwelt erwarben. Ihr Andenken wird in den Annalen der Litteratur ewig leben; ja es wird zweifelhaft bleiben, ob ſie ihren Nachruhm mehr ihrer Macht und ihren Siegen, oder der Pflege der Wiſſenſchaften und Künſte zu verdanken haben.

Aber was war Urſach, daß jene Völker dieſe wiſſenſchaftliche Vollkommenheit erreichten, und ihre Fürſten und Großen zur Beſchützung und Wartung der Muſen anreizte? Welches waren die Hinderniße, die von unſerm Vaterlande dieſe glückliche Periode noch entfernt hielten? Nähert es ſich dem wichtigen Zeitpuncte, in dem ſeine Fürſten nach langem Zögern auch die deutſchen Muſen in ihren Schutz nehmen werden? — —

Die erſte Frage läßt ſich nicht beſſer beantworten, als wenn man einen Blick in jene für die Wiſſenſchaften günſtigen Zeiten wirft, und alle die Umſtände erwägt, die Einfluß auf die Hervorbringung der ſogenannten goldnen Zeitalter hatten.

Nachdem ſich die Menſchen aus dem Stande der Rohheit herausgeriſſen, ſich die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe geſichert, und durch Gründung irgend einer Staatsverfaſſung innere Ruhe, Wohlſtand und Nationalcharacter verſchaft hatten: ſo fühlten ſie ein inneres vorher unbekanntes Bedürfniß, ihren Geiſt, als den beſſern Theil ihres Weſens, nach und nach mehr auszubilden. Sie thaten zwar zuerſt ſchwache, wankende Schritte, und es giengen Jahrhunderte hin, ehe ſie die gemeinſten Künſte, und für ihre Empfindungen,

gen, Vorſtellungen und die ſie umgebenden Gegenſtände, Worte erfanden. Ihre Beſchäftigungen, die in der Jagd, dem Feldbaue, und dem Weiden ihrer Heerden beſtanden, beſchränkten ſie in einem engen Kreiſe von Vorſtellungen und Erfahrungen, über den ſie ſich nur mit Mühe würden erhoben haben, wenn nicht der Krieg und der Handel, Länder mit Ländern, und Völker mit Völkern näher bekannt gemacht, und ihren Kenntniſſen und Leidenſchaften mehr Spielraum gegeben hätte. So erhob ſich ein Volk nach dem andern, und ſeine Geiſteskräfte erhielten mehr Bildung und Reife. Aber unter allen Völkern erreichten die Griechen die höchſte Stufe der Geiſtesbildung, und unter dieſen waren es die Athenienſer, die allen ihren Landsleuten hierin den Preiß ſtreitig machten. Ihr milder heitrer Himmel, ihre republicaniſche Verfaſſung und ihr unruhiger Geiſt, der nach Herrſchaft, Macht und Vorzug ſtrebte, führte ſie auf die Bahn, wo ſie ſich unſterblichen Ruhm erwarben, und bald ihre Landsleute in großer Entfernung hinter ſich ließen. Athen wurde der Lieblingsſitz der Muſen, die Pflegerin der Wiſſenſchaften und Künſte, die Mutter großer Redner, Dichter, Philoſophen, Geſchichtſchreiber und Künſtler, und die Geſetzgeberin des guten Geſchmacks in ganz Griechenland. Noch hatte ſich in Athen kein Großer als Beſchützer der Muſen aufgeworfen, ſondern die vorzüglichſten Geiſter arbeiteten im Schatten der Freyheit, von edlem Nacheifer, von Vaterlandsliebe und dem Gefühl fürs Schöne angefeuert, an der Vervollkommnerung der Wiſſenſchaften und Künſte, und an der Bildung und Veredlung des Geſchmacks. Als ſie aber endlich Anmuth und geſchmackvolle Gracie erhalten hatten, ſo trat ein

Mann

Mann als ihr Beſchützer auf, der in Athens glänzendſter Epoche den Staat und die Herzen beherrſchte. Pericles ward ihr wohlthätiger Pfleger. Sey es Politic und Bemerkung ihres wichtigen Einflußes auf den Staat, der einem ſo feinen Kopfe nicht entgehen konnte, oder wahre Liebe derſelben geweſen, genug ſein Haus wurde der Verſammlungsort der großen Dichter und Künſtler Athens, das Tribunal des ſchönen und feinen Geſchmacks: Sein und Aſpaſiens Urtheil gab den Werken des Genies und der Kunſt entſchiedenen Werth, und ſeine Reichthümer wurden mit königlicher Freygebigkeit zu ihrer Unterſtützung verwendet. Unter ſeinem mächtigen Einfluße bildete ſich das goldne Zeitalter der griechiſchen Litteratur.

Während des Steigens und Sinkens der griechiſchen Freyſtaaten und der macedoniſchen Monarchie, erhob ſich in Weſten ein Volk aus ſeiner Unbedeutſamkeit zur höchſten Stufe der Macht. Rom, der Zufluchtsort einer Horde Räuber, unterjochte ganz Italien, verſchlang von Jahrhundert zu Jahrhundert ein Reich nach dem andern, und wurde endlich die Beherrſcherin der damals bekannten Welt. Als die Römer noch ganz mit der Ausbreitung ihrer Macht beſchäftigt waren, und mit unzähligen eiferſüchtigen Völkern noch um die Oberherrſchaft kämpften, da verſcheuchte ihr roher, kriegeriſcher Geiſt die ſanftern friedliebenden Muſen. Nichts als Tapferkeit und körperliche Stärke, Unerſchrockenheit und Vaterlandsliebe hatte bey ihnen einigen moraliſchen Werth. Nachdem ſie aber ihre ſiegenden Heere auch nach Griechenland und Aſien führten, nahmen ſie mit den ſanfteren Sitten

auch

auch die Künſte und Wiſſenſchaften der überwundnen Völker an. Griechenlands Freyheit war verſchwunden, und mit ihr entflohen die Muſen, und ſchlugen ihren Sitz in Latium auf. Zwar eiferten die ſtrengen Catonen über griechiſche und aſiatiſche Weichlichkeit und Verderbniß der Sitten, und ſuchten mit der griechiſchen Sprache die griechiſchen Muſen zu verbannen. Allein die Schmeichlerinnen hatten ſchon die rauhen Römerherzen gewonnen, und ihr Ohr ſchon an die zauberiſchen Töne der griechiſchen Sänger gewöhnt. Während der drey merkwürdigen Triumvirate fand die griechiſche Philoſophie mit der griechiſchen Sprache immer mehr Eingang; die Römer machten Griechenlands wiſſenſchaftliche Schätze zu ihrem Eigenthume, und ihre beſten Köpfe bildeten ſich nach griechiſchen Muſtern zu Rednern, Dichtern und Geſchichtſchreibern. Die beſtändigen Bürgerkriege hielten zwar die völlige Reife der römiſchen Litteratur noch zurück; aber nach endlicher Beruhigung derſelben, und nach Gründung der römiſchen Monarchie, war es dem Auguſtus aufbehalten, der römiſchen Muſe durch ſeinen Schutz einen ſolchen Glanz zu geben, daß ſie mit ihrer ältern Schweſter, der griechiſchen, um den Vorzug wetteifern konnte. Sein Zeitalter gebar die Virgile und Horaze, und ſo entſtand das goldne Alter der römiſchen Litteratur.

Roms Macht ſank von ihrer Höhe herab. Barbaren kamen, verherrten ganz Italien, und zerſtörten die Denkmäler der ſchönen Künſte. Die verſcheuchten Muſen flohen über das Meer zu dem Sitze der griechiſchen Kayſer. Zwar war die Kayſerſtadt nicht Athen und Rom, und ſie blüheten

hier unter dem deſpotiſchen Scepter nicht ſo, wie dort im Schooße der Freyheit. Auch waren ſie ſchon unter der Pflege entarteter Römer und Griechen unter Deſpotiſmus, Kriegen und Fanatiſmus mit entartet; doch waren ſie nicht ganz verdrungen, wie in den übrigen Ländern. Sie warteten hier nur auf die Verpflanzung in ein beſſeres Land. Dies geſchahe auch bald. Beym Umſturtze des griechiſchen Kayſerthums flohen ſie wieder über das Meer nach Italien zurück.

Italiens Städte hatten ſich durch Handel bereichert, von den deutſchen Kayſern loßgeriſſen, und meiſtens zu Freyſtaaten gebildet. Es blühte Venedig, Genua, Florenz, Piſa; und Rom ward von ſeinen Biſchöffen zu neuer Macht erhoben. In dieſen Städten wurden die Muſen liebreich aufgenommen. Sie fanden zwar ein rohes, grauſames und durch Bürgerkriege verwildertes Volk; aber es gelang ihren ſanften Lehren bald, die rauhen Sitten zu mildern. Florenz wurde ein neues Athen, und den Mediceern war die Ehre aufbehalten, die aufblühenden Künſte und Wiſſenſchaften zu pflegen. Von Kosmus dem Großen bis zu Leo dem zehnten waren ſie es, unter deren Schutze die Gelehrſamkeit wieder in voller Blüthe empor wuchs. Bald wagte es auch die italieniſche Muſe, ihren ältern griechiſchen und römiſchen Schweſtern nachzuſingen. Die Barbarey und Unwiſſenheit verſchwand, und faſt alle Nationen Europens drängten ſich zu den italieniſchen Muſenſitzen. Dichter, Mahler, Bildhauer und Architecten, die Athen und Rom Ehre gemacht haben würden, und noch die Bewunderung der Nachwelt ſind, gründeten den Ruhm ihres von der Natur ſo begünſtigten Vater-

terlandes. Italien ſah zum zweytenmale ein goldnes Zeitalter.

Ueber die andern Länder Europens war um diese Zeit noch dicke Finſterniß verbreitet. Aberglaube und Dummheit herrſchten überall, und hinderten jedes Emporſtreben des Geiſtes. Die Rechte der Menſchheit waren verkannt, die Macht der Fürſten von blutigen Bürger- und Religionskriegen geſchwächt, und den ſteten Eingriffen der hierarchiſchen Gewalt, die ihren Thron in Rom aufgeſchlagen hatte, ausgeſetzt. Aber auch dieſen ſonſt ſo ſchädlichen Umſtand gebrauchte die Vorſicht, um der geſunkenen Menſchheit aufzuhelfen. Da Rom der Mittelpunct faſt aller europäiſchen Begebenheiten war, ſo wurde es von allen Nationen beſucht. Hier geſchah es, daß die in Italien blühenden Muſen von den fremden Völkern liebgewonnen, und von hier aus in alle Länder verpflanzt wurden. Von Rom und Italien aus wurden Mönche, faſt die einzigen Kenner der Wiſſenſchaften in andere Länder als Bekehrer und Staatsboten abgeſchickt, und auch dieſe trugen ihren Theil zur weitern Verbreitung der Gelehrſamkeit bey. Hierzu kam noch, daß Italien oft der traurige Schauplatz blutiger Kriege zwiſchen Franzoſen, Spaniern und Deutſchen war, wodurch dieſe noch unwiſſenden Nationen mit den Wiſſenſchaften und Künſten des Landes bekannt wurden. Spanier und Portugieſen wagten jedoch nur ſchwache Verſuche im weitern Fortſchreiten, obgleich hier der Hauptſitz der ſaraceniſchen Weisheit und Gelehrſamkeit geweſen war. Auch waren ſie bald darauf mit der Eroberung von Oſtindien und America zu ſehr beſchäftigt, als daß ſie ſich viel mit der Pflege

der

der Muſen hätten abgeben können, zumal da der mönchiſche Despotismus ihre Geiſteskräfte in trägen Schlummer wiegte.

Glücklicher waren die Franzoſen und Engländer. Selbſt unter Aufruhr und den Unruhen blutiger Kriege breiteten ſich die Wiſſenſchaften unter ihnen aus. Die Fürſten beyder Länder vergaßen der Muſen nicht ganz, ob ſie gleich ihre meiſte Aufmerkſamkeit auf die Befeſtigung ihrer ſchwankenden Throne wenden mußten. Unter Franz I. und Heinrich IV. in dem einen, und Eliſabeth und Carl II. in dem andern Lande, genoſſen ſie Schutz, Wartung und Aufmunterung. England würde ſein goldnes Zeitalter eher erlebt haben, wenn nicht die Bürgerkriege unter den Königen aus dem Hauſe Stuart und religiöſer Fanatiſmus die Muſen verſcheucht hätten. Doch kehrten ſie bald zurück, und blühten im Schoße engliſcher Freyheit deſto ſchneller und ſchöner auf.

Mit Frankreichs ſteigender Macht erfreuten ſich auch die franzöſiſchen Muſen einer ſorgſamern Pflege. Sie hatten ſchon beträchtliche Fortſchritte in ihrer Bildung gemacht, als Ludewig der XIV. den Thron beſtieg. Sein Ehrgeiz war nicht zufrieden, ganz Europa durch ſeine Waffen in Schrecken zu ſetzen, und durch den Glanz ſeines Hofes alles um ſich her zu verdunkeln; er wolte von den Muſen geprieſen und beſungen ſeyn, und ward ihr wohlthätigſter Beſchützer. Schon längſt hat die Geſchichte mit unerbittlicher Strenge den Werth ſeiner Thaten entſchieden, und ihm den Beynamen des Großen abgeſprochen; aber den Ruhm, daß er Künſte und Wiſſenſchaften eifrig ſchützte und aufmunterte,

wird

wird ſie ihm nicht rauben können; ja dieſerwegen verdiente er ſchon allein den ſonſt ſo zweydeutigen Namen des Großen. Unter ſeiner langen Regierung bildeten ſich große Geiſter in allen Fächern der Wiſſenſchaften, und große Männer übernahmen es, Ludwigs ehrſüchtige Plane auszuführen. Die ſchönen Künſte erreichten, von königlicher Freygebigkeit unterſtützt, einen hohen Grad von Vollkommenheit. Der Geſchmack wurde verfeinert, und die franzöſiſche Sprache, reich an Witz und Urbanität, wurde die Lieblingsſprache in ganz Europa. Unter ſo vielen günſtigen Umſtänden konnte es nicht fehlen, daß nicht die franzöſiſche Litteratur die höchſte Stufe ihrer Vollkommenheit, ihr goldnes Zeitalter erreicht haben ſolte.

Dies, meine Herren, iſt eine kurze Geſchichte der Wanderungen der Muſen, die uns die Urſachen entdeckt, warum ſie hier verweilten und dort ſchüchtern entflohen. Erlauben Sie mir nur noch zwey Folgerungen aus den erzählten Thatſachen zu ziehen, und dann will ich die Beantwortung der zweyten Frage wagen. 1.) Sahen wir, daß ſich die Muſen alsdann in einem Lande niederließen, wenn es frey, mächtig und reich war. Sobald aber die Nation von ihrer Größe herab ſank, oder die Freyheit mit der Sclaverey vertauſchte, und Weichlichkeit, Trägheit und Sittenverderbniß überhand nahmen, ſo verließen ſie es, wie falſche Freunde, welche diejenigen im Unglück nicht mehr kennen, denen ſie im Glück ewige Freundſchaft zuſagten. 2.) Sahen wir, daß die Großen der Erde die Muſen erſt dann gern in ihren Schutz nahmen, wenn ſie ſich ſchon aus ihrem urſprünglichen rohen

Zuſtande heraus gearbeitet, und ſchon einen gewißen Grad von Vollkommenheit erreicht hatten; wenn ſie mit dem reizenden Gewande der Gracie und des Geſchmacks bekleidet waren: gleichſam als hätten ſie ſich ohne dieſen Schmuck nicht in ihren Vorzimmern ſehen laſſen dürfen. Hiermit gewannen ſie zwar auf einer Seite die Gunſt der Großen; allein auf der andern Seite trug der äuſſere Schmuck vieles zu ihrem Verfalle bey. Denn bald wurden ſie damit überladen, und geſchmackloſe Zierrathen verunſtalteten ihre einfältigen Schönheiten, die endlich ganz verkannt, und ſpielenden Witzeleyen aufgeopfert wurden. Die Beyſpiele hierzu ſind allzu bekannt, als daß ich ſie in einer ſo einſichtsvollen Verſammlung anführen ſolte.

Meine zweyte Frage betraf die Hinderniſſe, welche das Aufblühen der deutſchen Muſen verzögert haben. Ich erwähnte ihrer nicht, als ich von der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und Künſte in andern Ländern ſprach, um ſie hier näher zuſammen zu ſtellen. Außer den allgemeinen oben berührten Hinderniſſen, die der Ausbreitung der Wiſſenſchaften faſt in jedem Lande entgegen ſtanden, gab es noch manche andere, die in der politiſchen Verfaſſung und in dem Character der deutſchen Nation eigenthümlich gegründet waren. Unſer liebes Deutſchland iſt unter ſo viele Fürſten und Herren vertheilt, daß der Deutſche kein gemeinſames Vaterland anerkennen kann, wenn er nicht der beſondern patriotiſchen Anhänglichkeit für die Provinz, der er angehört, Eintrag thun will. Es macht kein Ganzes aus. Sein verſchiedenes Intereſſe kann nie vereinigt werden, und wird unaufhörlich gegen

ein=

einander ſtreiten. Ob dies gleichwohl vorzüglich von politiſchen Angelegenheiten gilt, ſo hat es doch auch aufs Litterariſche Einfluß. Keine Provinz will die andere aus Eiferſucht als Geſetzgeberin des guten Geſchmacks über ſich erkennen; und es entſtehen unaufhörliche Kriege unter Schriftſtellern aus verſchiedenen deutſchen Provinzen, über den Vorzug in dieſem Puncte. Man könnte mir zwar einwenden, Griechenland habe auch aus verſchiedenen unabhängigen Staaten beſtanden; und dennoch hätten ſich die Muſen daſelbſt niedergelaſſen. Allein da war Athen die Richterin in Sachen des guten Geſchmacks, und die ſo nöthige Einheit bey aller politiſchen Zerſtücklung fehlte in wiſſenſchaftlichem Betrachte nicht. Ein ſolcher Hauptſitz der Wiſſenſchaften hat immer in Deutſchland gefehlt, und zum Unglück war der Kayſerſitz bis jetzt immer am weitſten in der wiſſenſchaftlichen Cultur zurück. Die deutſchen Kayſer und deutſchen Fürſten hatten immer zu viel mit politiſchen Händeln, mit Andachtsübungen oder der Jagd, oder alchymiſtiſchen Alfanzereyen zu thun, als daß ſie ſich um die deutſchen Muſen hätten bekümmern können. Wenn wir freylich mehrere ſolche Fürſten gehabt hätten, wie Carl den Großen oder die Kayſer aus dem ſchwäbiſchen Hauſe, unter denen die Minneſänger blühten, ſo würde unſer Vaterland eher die goldnen Zeiten erlebt haben, wonach unſere deutſchen Muſen noch jetzt ſeufzen. Aber das war leider der Fall nicht, und Deutſchland hatte zwar oft gelehrte Pedanten, die die Gelehrſamkeit als ein Monopol betrieben, und Schutt und Steine mit ungeheurem Fleiß zuſammen trugen, aber die geſchmackvolle Verbreitung gemeinnütziger Kenntniße nicht zu veranſtalten wußten; die ihre

 eigne

eigne Sprache um der Lateiniſchen willen verabſäumten, und dadurch allein das Emporkommen der deutſchen Muſen um einige Jahrhunderte verſpäteten. Selbſt die Reformation, die Gott ſey Dank! in dem Herzen von Deutſchland ihren Anfang nahm, und troz Schmidts Verkleinerungen ſo unzählige Verbeſſerungen hervorbrachte, und die beſten Köpfe der Nation zum Selbſtdenken anreizte, hatte doch die nachtheilige Wirkung, daß ſich die größten Gelehrten faſt zwey Jahrhunderte hindurch mit unnüzen, ſpitzfindigen philoſophiſchen und theologiſchen Unterſuchungen beſchäftigten. Zwar ſtrebte dennoch der deutſche Genius zuweilen empor. Aber, was wolte ein Opitz und Logau gegen die Hofmannswaldau und Lohnſteine mit ihren knechtiſchen Nachahmertroß ſagen? Auch ſcheuten ſich die Muſen vor der Rauhigkeit und Härte unſerer Sprache, die freylich im Munde des ſchlechtern Theils der Nation keine feine Bildung annehmen konnte. Denn die Fürſten und Großen ſprachen Franzöſiſch, Italieniſch und Spaniſch, und die Gelehrten! o, dieſe hätten ſich lieber für eine ciceronianiſche Phraſe todtſchlagen laſſen, ehe ſie ihre Mutterſprache geſchrieben und geſprochen hätten. In der That eine bedaurungswürdige Verblendung, die unſerm Vaterlande die beträchtlichen Vortheile einer frühern Cultur raubte.

So, oder vielleicht nur um ein weniges beſſer, ſtanden die Sachen bis zu Ende der erſten Hälfte des jetzigen Jahrhunderts, als Friedrich den Thron beſtieg. Er hatte ſchon als Kronprinz den Muſen (ewig zu bedauren nur, nicht den deutſchen) geopfert. Sie hoften viel von ihrem ehmaligen

vertrauten Lieblinge, und betrogen ſich auch in ihren Erwartungen nicht. Freyheit im Denken, Reden und Schreiben, und Achtung des gelehrten Verdienſtes, das unter ſeinem Vater ganz verkannt wurde, waren die erſten großen Geſchenke, die er ihnen bey ſeiner Thronbeſteigung machte. Ungeachtet der Königskrone huldigte er ihnen immer fort, und ſein Beyſpiel hatte die wohlthätigſten Folgen. Seine Nation raſte ſich auf, und that einen großen Schritt zur Vervollkommung der Gelehrſamkeit nach dem andern, und mit Freuden leſen wir es in den Annalen der neuern Litteratur, daß aus unſerm Vaterlande ſeit Friedrichs Regierung Aufklärung und Liebe für die Künſte und Wiſſenſchaften ausgieng. Doch darf ich es nicht verhehlen, daß auch die benachbarten Sachſen ſchon einige Zeit vorher nicht unbeträchtliche Fortſchritte darin gethan, und ſich vorzüglich um die Verbeſſerung und Reinigung der Mutterſprache große Verdienſte erworben hatten. Es konnte nicht fehlen, daß nicht auch die deutſchen Muſen während der gründlichern und geſchmackvollern Bearbeitung der höhern Wiſſenſchaften, aus ihrem Schlummer aufgeweckt worden ſeyn ſolten. Männer von Genie und patriotiſchem Enthuſiasmus retteten die deutſche Dichtkunſt durch unſterbliche Werke von harten Vorwürfen, und ſtraften die Verläumder des deutſchen Kopfs und Geiſtes ins Angeſicht Lügen. Es entſtand unter den beſten deutſchen Dichtern und ſchönen Geiſtern ein gewiſſer Stolz, daß ſie die deutſchen Muſen, troz der Vernachläßigung und Verachtung deutſcher Fürſten, und vorzüglich unſers Friedrichs, den ſie dennoch beſangen und ehrten, empor gebracht, und ihnen eine vollkommnere Bildung gegeben hatten. Dieſer

ſtolze Wetteifer unter Deutſchlands beſten Köpfen hatte die heilſamſten Folgen, und war die Urſach, daß auch ohne Fürſtenſchutz ſich unſere Literatur über das Mittelmäßige erhob, und daß ſich unſere beſten Geiſtesproducte mit den Werken der alten und neuern Völker dreiſt meſſen konnten. In einem öffentlichen Blatte las ich neulich hierüber einen überaus paſſenden Gedanken. „Unter Friedrich,“ heißt es daſelbſt, „wuchs die deutſche Gelehrſamkeit, und der philoſophiſche „Geiſt unſers Jahrhunderts bekam aus ſeiner Hand die erſte „wohlthätige Nahrung. Mit der franzöſiſchen Muſe, die „unter ſeinen Schutz flohe, verſchwiſterte ſich bald die deut„ſche; und ſo wie der Wohnſitz Friedrichs die Quelle der „deutſchen Gelehrſamkeit war, ſo iſt er jetzt der Richter der„ſelben. Der edle deutſche Eifer wurde von der Eiferſucht „in jene Thätigkeit geſetzt, die ihn über die in den deutſchen „Schooß geflüchtete Muſe Frankreichs erhob.“ — Laſſen Sie uns, meine Herren, bey Friedrichs Grabe den Vorwurf vergeſſen, daß er die deutſche Muſe auf Koſten der franzöſiſchen herabſetzte und vernachläßigte; und ſolte uns ja der Gedanke, was er für die deutſche Sprache, Dichtkunſt, Philoſophie und Geſchichte hätte ſeyn können, ſein den deutſchen Muſen angethanes Unrecht doppelt fühlen laſſen, ſo wollen wir bey der Erinnerung an ſeine übrigen großen Verdienſte um uns und unſer Vaterland, ja um ganz Europa, das unangenehme Gefühl unterdrücken, das in unſerer Bruſt empor ſteigt. O! ihr deutſchen Muſen, hemmt den Lauf eurer Thränen nicht, laßt eure Klagen um den Unvergeßlichen laut erſchallen; wenn er euch gleich nicht anlächelte, und ſich euren Blicken entzog.

In

In Friedrichs letzten Regierungsjahren, bis zu ſeinem Tode, waren die deutſchen Muſen immer zu größerer Vollkommenheit fortgerückt, und jetzt ſtehen ſie in jugendlich reifer Schönheit, und blicken voll froher Erwartung auf ſeinen Nachfolger, ob er ihrer eingedenk ſeyn, und ſie huldreich in ſeinen Schutz nehmen will. — Ja, er wird es ſeyn, Friedrich Wilhelm, — Preiß und Danck der Vorſehung, daß wir ihn den unſrigen nennen! — wird euer Freund und Beſchützer ſeyn. Er hat ſein königliches Wort Vater Gleim gegeben, den würdigen Aelteſten der Dichter, deſſen Haar im ruhmvollen Dienſte der Muſen mit Ehren grau ward. Er wird es auch halten. Zeugt davon nicht die ehrenvolle Belohnung des deutſchen Flaccus? Hat er nicht der überall verwayſten deutſchen Schauſpielkunſt Unterſtützung und einen beſſern Wohnplatz gegeben, wo ſonſt die franzöſiſche ſtolz und verachtend auf ſie herab ſahe, da ſie noch unſtät und ſchüchtern umherirrte? Hat er nicht Garve und Engel und Ramler, deutſche Männer von anerkanntem Genie und Verdienſten in die Verſammlung ſeiner Academie gerufen, um dieſe (— doch vielleicht wage ich meine Vermuthung zu früh —) aus einer franzöſiſchen in eine deutſche umzuſchaffen? Hat er nicht einen Mann zu ihrem Vorſitzer ernannt, der der wärmſte Vertheidiger der deutſchen Muſen iſt, und der ſelbſt einſt gegen Friedrich ihre gute Sache zu verfechten wagte? Und dies alles that er in den erſten Tagen ſeiner Regierung! — War der Anfang ſo ſchön, wie herrlich wird die Vollendung ſeyn.

Fürchten Sie nicht, meine Herren, daß dieſe Verſicherungen des Schutzes etwa nur Aeuſſerungen der Gnade bey

der Thronbeſteigung ſeyn möchten! Nein! ſie werden daurend ſeyn. Was mir am meiſten dafür bürgt, iſt Friedrich Wilhelms vertraute Bekanntſchaft mit unſern vaterländiſchen Muſen; und wer ſie einmal lieb gewonnen hatte, der kann ihrer nie vergeſſen. Dies fühlen Sie ſelbſt am beſten. Daß er mit ihnen bekannt ſeyn müße, beweißt der Brief an Ramler, worin er ſagt: daß Ihm ſeine Bemühungen um die deutſchen Muſen nicht unbekannt geblieben wären. Wer Gleims und Ramlers Werth ſo richtig ſchätzt, deſſen Blicken können die übrigen großen Dichter und Schriftſteller unſers Vaterlandes nicht entgangen ſeyn. Und was uns in unſern Erwartungen noch mehr beruhigen muß, iſt der edle Entſchluß des Königs, an ſeinem deutſchen Hofe die deutſche Sprache zu reden. Wie konnte er ſie zur Hofſprache erheben, wenn er ſie nicht liebte; wenn er nicht ihre Stärke und Kraft, ihren Reichthum und Beſtimmtheit, und — Dank ſey es unſern guten Köpfen! — ihre Geſchmeidigkeit und Feinheit kennte? Dies iſt die glücklichſte Begebenheit für die deutſche Sprache, ihre ſchon angefangne Bildung zur höchſten Vollkommenheit zu erheben, und ihr auch im Auslande Ehre und Anſehn zu geben.

Es nähert ſich alſo der wichtige Zeitpunct, indem die deutſchen Muſen ihr goldnes Alter feyern werden. Alles wirkt dazu mit. Die deutſche Nation hat faſt die höchſte Stufe der Macht und des Wohlſtandes erreicht. Die Aufklärung hat ſich faſt durch alle Stände verbreitet, und der gute Geſchmack hat den blühenden Wiſſenſchaften ein gefälliges Kleid und Anſtand gegeben. Gemeinnützigkeit und Gemein-

meinverſtändlichkeit hat einigen wenigen das wiſſenſchaftliche Monopol entriſſen, und brauchbare Kenntniße zum Gemeingute des geſunden Menſchenverſtandes gemacht. Die verbeſſerte Erziehungskunſt arbeitet unabläßig an der Veredlung der Menſchen. Denk- und Preßfreyheit iſt in den meiſten Provinzen Deutſchlands ein unbeſtrittnes Gut der Schriftſteller. Unſere Künſtler haben Meiſterſtücke aller Art geliefert, und ſie arbeiten mit patriotiſchem Enthuſiasmus daran, deutſche Männer und deutſche Thaten zu verewigen. Die deutſche Gelehrſamkeit iſt mit den Schätzen der Griechen und Römer, der Engländer, Franzoſen und Italiener bereichert. Die Sprache hat Feinheit und Geſchliffenheit angenommen. Wir haben Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber, Philoſophen und Virtuoſen, die in dem Tempel der Unſterblichkeit neben den großen Männern aller Zeitalter glänzen werden.

Und nun, meine Herren, da alles zu einer glücklichen Revolution ſo herrlich vorbereitet iſt, erſcheint ein König, der auch die deutſchen Muſen huldreich in ſeinen Schutz nimmt; der ihnen Pflege und Aufmunterung verſpricht. Und dieſer König iſt unſer; Friedrich Wilhelm, der deutſche Auguſt iſt unſer. Unſer ſoll auch der Stolz ſeyn, daß in unſerm Vaterlande die letzte Hand an die Vervollkommnerung der Wiſſenſchaften und Künſte gelegt werden ſoll; daß aus unſerer Königsſtadt die Veredlung und Feſtſtellung des guten Geſchmacks ausgehen ſoll; unſer die Freude, daß ſich die Morgenröthe der deutſchen Litteratur im vollſten Glanze des hellſten Tages zeigen wird. Wir, wir ſollen alle dieſe frohen Ereigniſſe in unſerm Vaterlande, unter unſerm Könige,

mit unſern Augen ſehen, und Zeugen von dem Ruhm unſeſerer Nation ſeyn. Wem hierbey das Herz nicht vor Freude hoch aufſchlägt, der iſt kein warmer Vaterlandsfreund, der iſt nicht werth Friedrich Wilhelms des Vielgeliebten! —

III.

Zwey Briefe von Voltaire, an den Herrn von Pilavoine in Pondichery.

Nachfolgende Ueberſetzung von zwey freundſchaftlichen Briefen Voltaire's, die erſt vor Kurzem im Publicum bekannt geworden ſind, wird gewiß keinem Bewunderer jenes berühmten Genies unwillkommen ſeyn. Sie ſind an den Herrn von Pilavoine, Mitglied des franzöſiſchen Raths zu Pondichery, geſchrieben, und geben ein artiges Beyſpiel von dem eigenen Reize der Freundſchaften, die in den früheſten Jahren geſtiftet werden. Man hat ſich bemüht, wenn auch nicht die Eleganz, doch wenigſtens den Sinn der Originale treulich wieder zu geben.

Erſter Brief.

Ferney, den 25. Sept. 1751.

Ich freue mich gewiß auſſerordentlich, da ich ſehe, daß mein theurer Freund ſich ſeines alten Schulcameraden, in einer ſolchen Entfernung von ihm, erinnert. Ich verdiene nicht im Geringſten den Namen eines Bürgers von Genf, mit dem Sie mich zu belegen belieben. So ſehr ich die Freyheit liebe

liebe, ſo hat ſie doch noch nicht ſo viel über mich vermocht, daß ich um ihrentwillen dem Lande entſagt hätte, in dem ich gebohren bin. Ueberdem kann man nicht Bürger von Genf ſeyn, wenn man nicht Hugonott iſt, und dieſer letzte Titel iſt auf keine Weiſe ſo erhaben, daß man ihm ſeine Religion aufopferte. So viel iſt wahr, daß ich, als ich ſehr krank war, den Händen des größten Arztes in Europa, des Herrn Tronchin, welcher in Genf wohnt, mein Leben anvertraute: und er hat mir es gerettet. In der Nachbarſchaft von Genf habe ich mir in einer von den ſchönſten Gegenden, die es in der Natur geben kann, einen hübſchen kleinen Landſitz angekauft, der halb auf dem franzöſiſchen Gebiethe, und halb auf dem Gebiethe der Republic liegt. Hier empfange ich meine Freunde, und hier habe ich in den Armen meiner Familie, meine Wohnung aufgeſchlagen. Mein Tiſch iſt hinreichend, ja überflüßig beſetzt, und ich genieße ungeſtört alle Süſſigkeiten der Freyheit. Ich ſtelle mir vor, daß Sie Sich bemühen, in Ihrem Welttheile auf eben dieſe Art zu leben: wenigſtens wünſche ich, daß dem ſo ſeyn möge. Nur hätten Sie mich freylich ein wenig beſſer unterrichten ſollen, wie Sie Sich in Ihrem Oſtindien befinden, ob Sie eine zahlreiche Familie haben, und wie Ihnen das Clima bekommt. Wir ſind faſt in Einem Alter, und wir ſolten beyde nun an nichts weiter denken, als den Ueberreſt unſrer Tage recht gemächlich hinzubringen. Das Clima, in welchem ich lebe, iſt nicht ſo vortheilhaft, als das Ihrige: und die Geſtade des Indus müſſen bey Weitem fruchtbarer ſeyn, als die Geſtade des Genfer-Sees. Sie laben Sich an dem köſtlichen Geſchmacke Ihrer Ananaſſe: und ich muß mit meinen Pfir-

ſchen vorlieb nehmen. Unterdeſſen wir müſſen mit den Producten des Bodens zufrieden ſeyn, an den uns der Himmel gewieſen hat. Leben Sie wohl, mein theuerſter Freund. Mögen Sie mit einer langen und glücklichen Reihe von Tagen beglückt werden. Ich bin mit der aufrichtigſten Freundſchaft

der Ihrige,

Voltaire.

Zweyter Brief.

Ihr zweyter Brief, mein theurer Pilavoine, hat mein ganzes Herz mit Freude erfüllt. Es iſt gewiß ſehr ſchmeichelhaft und ſehr entzückend, einem alten Schulcameraden bis in eine Entfernung von viertauſend Meilen ſo werth zu ſeyn. Mit großer Freude ergreife ich Ihr Anerbieten in Betreff der handſchriftlichen Geſchichte von Indoſtan. Ich wünſche begierig mit einem Lande bekannt zu werden, in das ſich Pythagoras begab, um ſich zu unterrichten. Ich bin ſehr geneigt zu glauben, daß ſich die Dinge ſeit der Zeit gewaltig geändert haben mögen, und daß wohl vor der Hand die Univerſität zu Jaganat ihren Schweſtern zu Oxford und zu Cambridge nicht vollkommen beykommen mag. Die Menſchen werden wohl in allen Ländern mit ziemlich gleichen Fähigkeiten gebohren, wenigſtens ſcheint es ſo, wenn wir die Erfahrungen aus der alten Welt zu Hülfe nehmen: nur die Regierungsformen bringen die Veränderungen in den Sitten hervor, und erheben oder ſtürzen ganze Nationen, ehe man ſichs verſieht. Man ſieht jetzt Getreidefelder auf eben

dem

dem Capitol, auf welchem Scipio ſeinen Triumph, und Cicero ſeine Declamationen hielt: und die Egyptier, die im Anfange andre Nationen unterrichteten, ſind jetzt die elendeſten Sclaven der unwiſſendſten Herren. Die Britten, welche zu Cäſars Zeiten weiter nichts als Barbaren waren, ſind nun die erſten Philoſophen auf dem Erdboden, und, unglücklicher Weiſe für uns, die Eigenthümer des Handels und die Beherrſcher des Weltmeers geworden. Ich fürchte, daß ſie kühn genug ſind, einen neuen Beſuch auf Ihrer Küſte zu wagen. Dupleix hat ſie abgewieſen: ich hoffe, daß Sie, mein theuerſter Freund, ihn nachahmen werden. Ich nehme an dem Schickſal der Compagnie großen Antheil, nicht allein um meines Freundes willen, ſondern auch, weil ich Franzoſe bin, und noch mehr vielleicht, weil ich den beſten Theil meines Vermögens in die Hände der Compagnie gegeben habe. Das ſind wahrhaftig drey ſehr gute Gründe, um deren willen man ſich für den Verluſt von Mazulipatnam intereßiren kann. Ich habe Lally und Deſoupire gekannt. Der letzte beſuchte mich in meiner kleinen Einſiedeley zu Ferney, ehe er nach Oſtindien abgieng, und durch ihn ſendete ich meinen Brief an Sie nach Surate. Schreiben Sie dieſes Verſehen meinem unauslöſchlichen Andenken an unſre frühe Bekanntſchaft und dem Umſtande zu, daß ich mich noch beſtändig des Maurice von Pilavoine aus Surate erinnere. Denn ſo hießen Sie ehedem in dem Collegium, in welchem wir miteinander ein paar lateiniſche Phraſen ſtammeln lernten, die Ihnen, wie ich ſehr geneigt bin zu denken, jetzt in Oſtindien vielleicht von keinem ſo großen Nutzen ſind, als etwa das Malabariſche. Es würde mir ſehr lieb ſeyn, wenn

ich erfahren könnte, ob noch einige Ueberbleibſel von der alten Sprache der Brachmanen vorhanden ſind. Die neuern Braminen berühmen ſich, daß ſie dieſe Sprache verſtünden: verſtehen ſie denn ihren Vedam? — Iſt es ferner wahr, daß die Bewohner jenes Landes von Natur gutmüthig, wohlthätig, und von einer ſanften Gemüthsart ſind? Sie haben ganz gewiß einen großen Vorzug vor den Europäern. Sie brauchen nichts von uns: aber wir müſſen unſre Zuflucht zu ihnen nehmen, wenn wir Baumwolle, Zitze, Specereyen, Perlen und Diamanten haben wollen. Von unſerm Geize angetrieben, ſchießen wir ihnen ihre Küſten voll Kanonenkugeln, die wir eine der andern entgegen ſchicken. Ich kann mich nicht erinnern, jemals gehört zu haben, daß Indianer an die Küſte von Bretagne oder von Normandie gekommen wären, um andern Indianern eine Schlacht zu liefern, damit einer von beyden Theilen den Vorzug im Einkaufe unſrer Abbeviller Tuche oder unſrer Lavaler Linnen erhielte. Der Mangel an Pfirſchen, Brod und Wein kann kein großes Unglück für Leute ſeyn, die eine große Menge Ananaſſe, Limonien, Citronen und Cocosnüſſe haben. Die Einwohner von Siam und Japan können ſich unmöglich nach Burgund ſehnen. Ich mache es wie dieſe Völker; ich bleibe zu Hauſe, und genieße einen freyen und unabhängigen Zuſtand an den Gränzen von Frankreich. Das Ländchen, in dem ich lebe, iſt ein reizendes Baßin von zwanzig Meilen im Umfange, das von allen Seiten von majeſtätiſchen Gebirgen umgeben wird. Es iſt ungefehr ein Königreich Caſchemir im Kleinen. Ich bin Guthsherr in zwey Kirchſpielen, und ich beſitze eine anſehnliche Strecke Landes. Die Pfirſchen, nach denen Sie

Sich

Sich zu ſehnen ſcheinen, ſind in meinen Gärten von beſondrer Güte, und meine Reben bringen mir eine ziemlich gute Art Wein. Ich habe mir ein Haus gebaut, das eher für meine Vermögensumſtände zu prächtig iſt: unterdeſſen bin ich doch nicht ſo albern geweſen, daß ich mich durch Säulen und Architraven ruinirt hätte. Ich habe bey mir einen Theil von meiner Familie, und einige liebenswürdige und verehrungswürdige Freunde. Das iſt meine Art zu leben, und dieſe vertauſchte ich nicht für den glänzendſten Poſten auf dem Erdboden. Es iſt wahr, der Zuſtand meiner Geſundheit iſt nicht beneidungswürdig: unterdeſſen durch eine ſchickliche Diät mache ich mir ihn erträglich. Sie hatten, wenn ich mich recht erinnere, eine feſtere Conſtitution, als ich, und ſind gewiß auch jetzt noch friſcher: ich bilde mir ein, daß Sie das Alter Aurengzeb's erleben werden. Ich glaube bemerkt zu haben, daß jemand, der ſich einmal an die Hitze des Climas gewöhnt hat, in Oſtindien lange leben kann. Man hat mir geſagt, daß mehrere Rajahs und Omrahs beynahe hundert Jahr alt geworden ſind: unſre großen Herren und unſre Monarchen ſind hinter dieſes Geheimniß noch nicht gekommen. Dem ſey wie ihm wolle, ich wünſche Ihnen herzlich ein recht langes und recht glückliches Leben. Sie befinden Sich ohne Zweifel in guten Umſtänden, und legen Sich etwas zuruck: denn ſonſt wäre es nicht der Mühe werth, in Oſtindien zu leben. Die Compagnie freylich iſt nicht reich; der Handel hat nicht zugeſagt, und die Kriege haben ihn zu Grunde gerichtet: allein ein einzelner Mann und ein Mitglied vom Rathe kann wohl nicht bey dieſen Unfällen leiden. Haben Sie die Güte, mich von Ihren Hofnungen und von Ihren

Ihren Ausſichten für die Zukunft zu unterrichten, und glauben Sie, daß Ihre Angelegenheiten meinem Herzen beſtändig wichtig ſeyn werden. Ich bin ꝛc.

Der Ihrige

Voltaire.

IV.

Volkslieder, von Gleim.

1.

Gott ſegne den König!
Der König, ſo gut,
So Vaterlandsvater,
Der Böſes nicht thut,
So wieder ein Friedrich
Im preußiſchen Heer!
So Feldherr! ſo König!
Was wollen wir mehr?

Gott ſegne den König
Mit Helden um Ihn!
Nicht fürchtend die Helden
Zu Stambol, zu Wien,
In keiner Weltgegend,
Die alle den Tod
Für's Vaterland achten,
Wie Hunger das Brod!

Gott

Gott ſegne den König
Mit Weiſen um Ihn;
Die weiſe man nennet
Zu Stambol, zu Wien,
In aller Weltgegend,
Wo's Weiſe noch giebt,
Und keiner ſey drunter,
Der Frieden nicht liebt.

Gott ſegne den König
Mit Zierden des Staats,
Mit einem Homerus
Und einem Horaz!
Und einem, nur einem
Appelles, Monarch
Im Reiche des Schönen,
Und einem Plutarch.

Und einem Lyſippus,
Der Muſter von Kraft
Und Helden und Götter
Aus Felſen erſchaft,
In Erz und in Eiſen
Den Einzigen gräbt,
Daß alle zum Bilde
Wir ſagen: Er lebt!

Gott ſegne den König
Mit Helden, ſo ſchön,
Daß keine hat ſchöner
Die Vorwelt geſehn!
Daß Ihm noch ſein Enkel

Die ſchönſten verdankt,
Und immer nach ſolchen
Die Nachwelt verlangt!

Gott ſegne den König
Und mach ihn bereit
Zu frohem Genießen
Der ewigen Zeit;
Zu der ihm ein Engel
Spät öfne die Thür,
Durch Thaten in dieſer
Vergänglichen hier.

2.

Der König ſoll leben!
Als König, ein Held!
Gott hat Ihn gegeben,
Zur Freude der Welt,
Zur Wonne der Preußen,
Zum deutſcheſten Mann!
Soll leben, ſoll leben,
Herr Bruder, ſtoß an!

Der König ſoll leben!
Soll unſrer ſich freun!
Gott hat Ihn gegeben
Beſchützer zu ſeyn
Der lieblichen Muſen!
Beſing ihn, wer kann!
Soll leben, ſoll leben!
Herr Bruder, ſtoß an!

Herr

Herr Bruder, der König
Ein Titus, und mehr!
Sind ſolcher ſo wenig
Im Könige Heer!
Ihn ſingen ſoll keiner
Wer ſingen nicht kann!
Der König ſoll leben!
Herr Bruder, ſtoß an!

V.

G o r g o n.

Den Beyfall, den Wir andern geben,
Die mit Uns hin durchs Leben geh'n,
Das Lob, womit wir ihre Tugend heben
Nennt Xenophon der Weiſe ſchön;
Nur — fährt er ſchöner fort — nur müſſen
Wir ſelbſt auf jener Höhe ſteh'n
Worauf wir Andere begrüßen:
Dann erſt iſt unſer Beyfall doppelt ſchön.
Sich abgezogen vom Getöſe
Der Welt — dem geiſt'gen Anſchaun weih'n
Mag lobenswerth und herzerhebend ſeyn;
Doch macht dies lange nicht die wahre Größe.
Im ſtillen Schooß der Hirtenflur,
Von heiſſem Wahrheitsdurſt getrieben,
Die wimmelnden Begriffe ſieben
Im Angeſicht der göttlichen Natur, —

Iſt ſo verführend, daß ſelbſt Weiſe,
Ihm opferten die ganze Lebensreiſe.
Und dennoch ziemt der Name jenem nur,
Der, was ihn Beyſpiel und Betrachtung lehren,
Was ſeine Knie vor der Tugend beugt
In ſeinen eignen Wandel zeigt!
Nur dieſen, Freunde, laßt uns ewig ehren,
Der uns durch edle Thaten zeigt,
Wie wahr es ſey, was Sokrateſſe lehren.
Doch, weil die heut'ge Modewelt
Nicht eben viel vom Abſtrahiren hält,
Mag mich ein Beyſpiel deutlicher erklären:
Einſt wurde zu Athen, dem Staat zu Ehren
Ein Feſt gefeyr't. Hier ließen wie ihr wißt
Sich große Redner und Poeten hören,
Und wurden bald als Sieger laut begrüßt,
Bald ausgelacht; dann folgten Fechterſpiele
Et cetera was für den Pöbel iſt.
Durch's ſchwarzuſammenſtrömende Gewühle
Des Volkes drängte ſich ein alter Mann,
Der etwas ſpäter kam, heran,
Und ſprach den Oberherrn der Spiele
Um eine kleine Stelle an.
„Wie, Gorgon, hat das Alter dir die Sinnen
Geraubt?“ — ſo fuhr ihn dieſer an,
„Sey klug, und mache dich von hinnen!
Was kann in aller Welt ein Mann
Von deinen Jahren hier beginnen,
Wo ſich zu mancher ſchönen That
Die junge Welt verſammelt hat?
Und ſiehſt du's nicht, wie alle Bänke

Schon

Schon wimmeln? darum folge meinem Rath
Und geh nach Haus, damit dich Niemand kränke!“
Er ſprachs. Der ſchwache Greis vernahm
Mit Thränen ſeine harten Worte,
Und wankte eben von dem Orte,
Als ſchnell ein Jüngling zu ihm kam:
„Wir hörten, ſprach er, dort mit Gram,
Wie ohne Scheu vor deinen grauen Haaren
Dich unſer Archon angefahren;
Drum bieten wir, verdienter Mann,
Dir unſre eignen Sitze an.“
Der Alte folgt' ihm freudig durch's Gedränge,
Und rang ſich kaum zu ihren Stühlen hin;
So ſtellten ſie voll Bosheit ihn der Menge
Zum Schauſpiel, — und verlachten ihn. —
Da ſtund er, — von des Pöbels Mützen
Begrüßt, — die ungeſchliffne Schaar
Bewillkommt ihn mit Schlägen gar,
Und unſre junge Herrn blieb'n ſitzen.
So gieng der Spaß nach gleicher Weiſ'
Durch alle Sitze der Athener,
Und Gros und Klein, und Herr und Diener
Verſpottete den guten Greis.
Zum Glück war bey dergleichen Feſten
Ein großer Nebenplatz zum Beſten
Der angekomm'nen Fremden da,
Als Gorgon nun ſich hier verſpottet ſah;
Da wandt' er müd ſich zu den Gäſten:
„Habt Mitleid mit mir alten Mann!
So ſeufzte er, und ſeine Thränen floſſen,
Von meiner Vaterſtadt verſtoßen

Fleh ich um Hülf und Schutz Euch an.
Ihr ſehts, wie ſittenloſe Knaben
Hier mit mir ihr Geſpötte haben,
Die, als ich auf der Ehre Bahn
Schon manche That fürs Vaterland gethan,
Beſtürmt von tauſend drohenden Gefahren,
Noch nicht einmal gebohren waren.
Drum, Fremdlinge, erbarmt Euch mein!“
Er ſprachs, und nahte ſich den vordern Reih'n,
Die Sparta's Söhnen angewieſen waren;
Und kaum erreichte ſie ſein müder Lauf,
So ſtund das ganze Volk voll Ehrfurcht auf. —
Sie gaben dem gekränkten Greiſe
Den beſten Platz in ihrem Kreiſe,
Und grüßten mit dem Vaternamen ihn. —
Die That war neu, — ſie machte ihrem Sinn
Für Menſchlichkeit und Tugend Ehre.
Und deutete auf eine groſe Lehre
Fürs ausgeartete Athen. —
Auch ſchienens dieſe wirklich zu verſteh'n.
Bezaubert von der Kraft der Tugend
Beklatſchten ſie die That, bereuten das Verſeh'n
Der unerfahrnen flüchtgen Jugend.
Der alte Gorgon aber ſchrie:
„In meiner Vaterſtadt erkennt man zwar die Tugend,
„Im größern Sparta übt man ſie!“

L. Schubart.

VI. Simon

VI.

Simon, ein Beckerjunge.

Anecdote.

Ein Beckerjunge, Simon, aus C* gieng mit ſeinem Cameraden an den Ufern des Nekars ſpazieren. Plötzlich hörten ſie den Jammerlaut eines Unglücklichen, der ſein bleiches Haupt aus den Fluten erhub, und — „Hülfe," — Jeſus — Hülfe!" ſchrie. Simon beſann ſich nicht — erkundigte ſich nicht. Herunter riß er Rock und Schuhe, und ſprang in den Strom. Zitternd klammerte ſich der Halbtode um den Leib ſeines Retters, und ward ſo den Waſſertod entriſſen. Er war ein Student aus der Reſidenz, fiel, als er wieder zu ſich kam, dem Becker in die Arme, und ſchluchzte: „Dir dank ich mein Leben; — Gott lohn es dir!" darfſt nicht danken, ſagte der Junge, das iſt ſo meine Gewonheit. „Hab Gottlob ſchon; Unglückliche ſo gerettet" Er nahm ihn mit in ſeine Wohnung. „Hier ſchlummert ein wenig, „daß Ihr zu Kräften kommt!" Der Jüngling thats, warf viel Waſſer aus, nahm dann von dem gutherzigen Jungen etwas Wein, und war Abends ſchon im Stande, mit ihm zur Stadt zurück zu gehen. Beym Abſchied bot er Simon alle ſein Geld. „Pfui," ſagte dieſer — „wer wolte ſo was „bezahlen?"

Bald hierauf endete der Jüngling ſeine Studien, und ward Advocat in derſelben Stadt. Nach mehrern Jahren er-

erblickt' er einſt auf einem Spaziergange ſeinen Retter. Er rief ihn, und erfuhr: „Sein Vater ſey mit einem Wirth ſchon ſeit 5 Monden in einen Proceß verwickelt. Er hatte dieſem ſchon vor Jahr und Tagen eine beträchtliche Summe vorgeſchoſſen, worüber er eine Quittung erhielt, die verloren gegangen war. Der Wirth beſtund darauf, er habe das Geld zurückbezahlt. Seitdem, fuhr Simon fort, muß ich alle Wochen ein paarmal nach der Stadt gehn, und unſerm Sachwalter Geld bringen, und fragen: wies ſtehe? — Und das ſchon ſeit 5 Monden? und Du giengſt an deinem großen Schuldner vorüber? — Wie heißt der Sachwalter? “ Simon nannt ihn. „Laß ſehen was ich thun kann, ſagte der dankbare Jüngling, und gieng ſogleich zu ſeinem unbetriebſamen Collegen. Hier erkundigt' er ſich aufs genauſte, kundſchaftete einen zweyten Zeugen aus, der dem Vertrag beygewohnt hatte, und indeſſen verreißt war, und gewann mittelſt deſſelben in wenig Wochen den Proceß.

Er ritt mit dem Urthel ſelbſt nach C*. „Lieber Gott, wie ſoll ich Euch eure Mühe lohnen, guter Herre!“ ſagte der Vater. „Dieſer hat ſie weit mehr als belohnt, antwortete der Edle, und küßte den guten Simon.

S. *.

VII. Ge-

VII.

Geſchichte der kriegeriſchen Vorfälle in Genua, im J. 1747 und 1748.

Beſchluß.

Die gänzliche Unfähigkeit des Marcheſe de Botta zu commandiren, fieng endlich an, dem Wiener Hofe einzuleuchten, er wurde daher zurück berufen, und der Graf von Schulemburg an ſeiner Stelle geſchickt, der auch im Anfang des Februars 1747 in Novi eintraf. Dieſer neue General konnte aber nichts von Erheblichkeit unternehmen, bevor die Jahreszeit erlaubte, die Cavallerie zurückzurufen, die ſich im Parmeſaniſchen befand, und er auch die Verſtärkung erhalten hatte, die der General Braun von ſeiner Armee ihm zuſchicken ſolte. Er wandte indeſſen dieſe Zwiſchenzeit an, den Genueſern Vergleichsvorſchläge zu thun, die aber nicht annehmlicher als die vorigen waren. Er verlangte vor allen Dingen die Freyheit der Kriegsgefangenen, und die Zahlung der reſtirenden Contributionen. Die Unterhandlung wurde darauf abgebrochen, und man dachte nun auf nichts von beyden Seiten, als auf die nachdrücklichſten Mittel zum Angrif und zur Vertheidigung.

Mittlerweile dauerte der kleine Krieg beſtändig fort. Die öſterreichiſchen Truppen nahmen den Hauptpoſten Pietra Lavezara ein, richteten daſelbſt eine große Batterie auf, und

Digitized by Google

verſchanzten ſich. Eins von ihren Detachements überfiel in der Nacht vom 16. Februar 500 genueſiſche Bauern, die ſich aber glücklich durchſchlugen. Ein ander Detachement grif in eben dieſer Nacht einen Poſten an, der mit 130 Mann beſetzt war, wurde aber zurückgeſchlagen. Die folgende Nacht ſetzten ſich alle irreguläre Truppen von der Armee in ſieben Colonnen in Bewegung, um an verſchiedenen Orten zugleich Angriffe zu machen, ſie wurden aber allenthalben von den Genueſern mit Verluſt zurückgetrieben. Dieſe letztern aber begnügten ſich nicht mit dieſen Vortheilen, ſondern ließen die Hälfte ihrer Bürgercompagnien, und 40 Compagnien von der Landmiliz nach Biſagno zu ausrücken, und ſo war damals das ſonderbare Schickſal der kayſerlichen Truppen, daß dieſe undiſciplinirte Haufen die deutſchen Krieger faſt von allen ihren Poſten bis zur Bochetta vertrieben. Vier und zwanzig dieſer Compagnien drangen bis Campo Morone vor, wo ſie 600 Oeſterreicher niedermachten. Der Poſten von Pietra Lavezara wurde von ihnen mit Sturm erobert, nachdem der Angrif von 8 Uhr Morgens, bis 2 Uhr Nachmittags gedauert hatte. Die Genueſer machten bey dieſen verſchiedenen Gefechten an 700 Mann Gefangene, die ſie nach der Hauptſtadt brachten. Sie hatten aber viel Mühe, ſie der Wuth der Bewohner des Thals von Polſevera zu entziehn, allwo die Panduren und Croaten viel Grauſamkeiten ausgeübt hatten.

Die Belagerung von Genua ſchien vielen Zweifeln unterworfen zu ſeyn, ſo ſehr man auch davon ſprach. Die Kayſerin Königin hatte alle ihre Truppen in Italien nöthig, um

die

die Staaten ihres Alliirten, des Königs von Sardinien zu vertheidigen. Der Graf Braun war nach einem mißlungenen Einfall in der Provence genöthigt worden, über den Varefluß zurückzugehn, und hatte daher ſeit den 3ten Februar die Grafſchaft Nizza beſetzt, wohin der Marſchall von Belleisle, an der Spitze einer großen Armee, ihn zu folgen bereit war. In dieſer Lage konnte Schulemburg nicht wohl verſchieben, ihm zu Hülfe zu eilen. Der Wiener Hof glaubte aber, daß der Ruhm ſeiner Waffen durchaus erforderte, die Genueſer zu unterwerfen. Schulemburg erhielt deshalb Befehl alles zu verſuchen, um dieſen Endzweck zu erreichen.

Jeder Tag zeigte hiezu mehr Schwierigkeiten. Eine Anzahl franzöſiſcher Transportſchiffe hatte den 19. Februar in verſchiedenen Hafen der Republic 5400 Mann ſowohl franzöſiſche als ſpaniſche Truppen ausgeſetzt, die in wenig Tagen ſich in Genua verſammleten. Nur wenige von dieſen Transportſchiffen, die 600 Mann an Bord hatten, fielen den Engländern in die Hände, die an den Küſten kreuzten. Dieſe längſt gewünſchten Hülfsvölker wurden mit großen Freudensbezeugungen empfangen, auch gaben ſie Nachricht, daß ſich nächſtens neue Truppen in Toulon und Marſeille einſchiffen würden. Sie waren aber nicht einmal nöthig, denn alles war in Genua Soldat geworden. Der Edelmann, der Kaufmann, der Handwerksmann, alle waren ſtolz darauf, ihr Vaterland zu vertheidigen. Einige furchtſame Bürger hatten ſich mit ihren Effecten nach Piſa und Livorno geflüchtet, allein dieſe Beyſpiele waren nicht anſteckend geweſen; man hatte ihre Schwachheit verachtet, die hernach durch anſehnliche Geldſtrafen gebüßt werden mußte.

So

So groß indeſſen auch alle Hinderniſſe waren, ſo hatte Schulemburg ſeine gemeſſene Befehle, denen er ſich beeiferte gemäß zu handeln. Die Zeit war koſtbar. Die Genueſer befeſtigten ſich täglich immer mehr in ihrer Stadt und in ihren Poſten, und erwarteten überdem ſtündlich neue Verſtärkungen aus Frankreich; auch wolte der Marſchall von Belleisle zum Vortheil der Genueſer eine Diverſion machen, der man zuvorkommen mußte. Schulemburg ſetzte ſich daher den 22. März in Bewegung. Seine Armee hatte die erwarteten Verſtärkungen erhalten, und beſtand jetzt aus 25,000 Mann. Die ſchlechte Witterung aber zwang ihn, ſeine Operationen noch einige Wochen zu verſchieben. Endlich rückte er den 11. April in drey Colonnen nach der Seite von Biſagno vor. Die erſte gieng auf Lagnaſco zu, welchen Poſten man im Vorbeymarſchiren forciren wolte, da dieſes aber nicht glückte, ſo zog ſich die Colonne um ihn herum, und ſetzte ſo ihren Marſch fort. Die zwote nahm den Weg auf Marigallo, und die dritte nach dem ſogenannten Diamantberg, den man einnahm.

Dieſer Marſch dauerte 42 Stunden. Die kayſerlichen Truppen waren gezwungen bey jedem Schritt zu fechten, wobey ſich die Genueſer in ziemlicher Ordnung von einem Poſten zum andern zurückzogen, ſobald ſie fürchteten abgeſchnitten zu werden. Aus dieſer Urſache hatten ſie auch den Brüderberg, der dem Diamantberg gegen über lag, verlaſſen, da ihnen aber die franzöſiſchen und ſpaniſchen Generals die Wichtigkeit dieſes Poſtens begreiflich machten, ſo nahmen ſie ihn von neuem im Beſitz, und errichteten daſelbſt eine Batterie, um

um die Deutſchen von dem Diamantberge zu verjagen, ja ſie giengen mit nichts geringerm um, als nach und nach die Feinde aus allen ihren Poſten zu vertreiben. Mittlerweile fanden ſich den 15. zwey kayſerliche Officiers nebſt einem Tambour am Fuß des Brüderberges ein, und übergaben der Wache ein Schreiben des Grafen von Schulemburg, an die Regierung in Genua.

Er ermahnte darin die Genueſer ſich der Kayſerin Königin zu unterwerfen, die ihnen nochmals anbot, ihren gerechten Zorn fahren zu laſſen; wenn ſie aber mit ihrem Widerſtand fortführen, ſo drohete man ſie mit der äuſſerſten Strenge zu behandeln. Man kündigte ihnen an, daß eine fürchterliche Artillerie unterweges wäre, ſobald dieſe angekommen ſeyn würde, könte ihr Looß nicht anders als ſchrecklich ſeyn, dem ſie jedoch noch vorbeugen könnten. Doria, General der genueſiſchen Truppen, ſchickte vier Tage nachher eine Antwort ins Lager der Kayſerlichen, in welcher er vorſtellte, daß die Republic bey allen ihren gegenwärtigen Schritten keinen andern Endzweck hätte, als ihre Rechte und Beſitzungen zu erhalten; daß ſie ſich niemals von der Ehrfurcht entfernt hätte, die ſie der Kayſerin Königin ſchuldig wäre, daß jedermann wüßte, wie ſehr ſie ſich den Willen dieſer Monarchin gemäß betragen hätten; auch wären der Welt die mächtigen Bewegungsgründe bekannt, die die Nation gezwungen, die äuſſerſten Mittel zu ergreifen, um ihren Untergang abzuwenden, den der Wiener Hof wider ſeine gewöhnliche Großmuth beſchloſſen hätte; daß die Genueſer ſich jetzo blos bey ihrer Vertheidigung des Naturrechts be-

dienten, und die Kayſerin Königin zu gerecht ſey, um durch ſolch ein Betragen beleidigt zu werden; daß die Unterthanen der Republic bereit wären, ihr Leben und Vermögen für die Freyheit ihres Vaterlandes aufzuopfern, und daß ſie ihr Vertrauen auf die Hülfe des Himmels ſetzten, der das Schickſal der Staaten entſcheidet.

Dieſe gemäßigte aber muthige Antwort zeigte dem Grafen von Schulemburg, daß keine Hofnung übrig ſey, die Genueſer gutwillig zu einer Capitulation zu bringen, dabey empfand er aber auch mehr wie jemals die Schwierigkeit, ſie dazu zu zwingen. Der ihm ſo nöthige Artillerietransport konnte wegen der abſcheulichen Wege nicht ankommen. Er gab daher Befehl, in den Bergen neue Wege zu machen. Dieſe Arbeit aber erforderte viel Zeit, und dieſe Zeit war koſtbar. Man mußte daher das beſchwerliche Mittel ergreifen, die Artillerie zur See kommen zu laſſen. Die engliſchen Schiffe konnten dieſen Transport decken, allein hieran war nicht zu denken, bis man ſich erſt der Poſten bemächtigt hätte, die an der Küſte lagen. Weit entfernt, neue Vorſchritte zu machen, hatten die kayſerlichen Truppen vielmehr einige Poſten verlohren, und andre hatten ſie freywillig verlaſſen. Die Scharmützel dauerten unaufhörlich fort, wobey die Genueſer oft den Vortheil hatten; dennoch behaupteten die Oeſterreicher ihre vornehmſten Poſten, und ſchloßen Genua ziemlich ein, ſowohl von der Seite von Biſagno als von Polſevera her.

Mitlerweile langte der Herzog von Bouflers, Befehlshaber der franzöſiſchen Hülfstruppen, den 30. April in Genua an.

an. Man empfieng ihn wie den Retter der Republic. Er hielt bey verſammleten Senat eine Rede, die voll der ſtärkſten Verſicherungen von dem Schutze ſeines Königs war. Der erhöhete Muth, den ſeine Gegenwart den Genueſern einflößte, war ihm zu angenehm, um nicht daraus Vortheile zu ziehen. Sie waren zwar nie müde geworden, ihre Feinde anzugreifen, und hatten ihnen noch ganz kürzlich wieder einige Poſten weggenommen, aber dieſe Vortheile waren nicht entſcheiden. Bouflers beſchloß daher den 6. May in der Nacht einen Hauptangrif zu machen. Ein ſtarker Regen, der einige Tage anhielt, verhinderte die Ausführung dieſes Entwurfs, der wahrſcheinlich auch nicht geglückt haben würde; denn die Oeſterreicher erhielten durch zwey Carmeliter von dem Vorhaben Nachricht, und waren ſehr auf ihrer Huth. Die Verrätherey wurde aber entdeckt, und die Mönche geſtraft.

Man erwartete noch mehr Truppen aus Frankreich, bis zu deren Ankunft nicht viel Erhebliches vorfiel; nur führte der Partheygänger Barbaroſſa manchen Streich aus. Unter andern grif er die Oeſterreicher bey Pegli an, und machte einige Gefangene. Er nahm darauf Voltri in Beſitz, das die Kayſerlichen verlaſſen hatten, die aber nunmehr in Vereinigung von 800 Piemonteſern wieder kamen, und den Barbaroſſa vertrieben. Voltri wurde bey dieſer Gelegenheit vier Stunden lang geplündert, und viele Grauſamkeiten dabey verübt. Unterdeſſen arbeitete man beſtändig, die Vertheidigungswerke von Genua zu vermehren. Man machte große Verſchanzungen, um die Vorſtadt Pietro d'Arena zu decken.

Die

Die engliſchen Schiffe verſuchten zwar, dieſe Arbeiten durch Canonenſchüße zu ſtören, allein ſie thaten wegen der Entfernung wenig Wirkung. Die Bemühungen der Croaten zu dieſem Endzweck waren eben ſo fruchtloß. Endlich kam den 15. May ein Theil der längſt erwarteten Verſtärkung in Genua an; dieſes waren 1000 Mann Franzoſen, Spanier und Schweizer, welche letztern in ſpaniſchen Dienſten waren. Der übrige Theil des Transports in 5000 Mann beſtehend, landete auch den 26. und 30ſten in verſchiedene Hafen des genueſiſchen Staats, und entgieng alſo glücklich den engliſchen Schiffen, die an der Küſte kreuzten.

Die öſterreichiſche Armee hatte indeſſen auch Verſtärkung bekommen, die ſie in den Stand ſetzten, mit mehr Nachdruck zu agiren. In der Nacht vom 20. May grif ſie die Küſte von Rivarola an, die eine große Strecke einnimmt, und ganz mit Häuſern bedeckt iſt. Dieſe Häuſer waren ziemlich gut beſetzt. Unter andern lagen in einem Kloſter 150 genueſiſche Soldaten, die jedoch bey der Annäherung der Feinde alle ihre Poſten verließen, und ſich auf den Berg Belvedere zurückzogen. Dieſer Berg und der Brüderberg waren die wichtigſten äuſſern Poſten der Genueſer, die jetzo den Angriffen der Oeſterreicher, durch ihren Beſitz der vorbeſagten Küſte, blos geſtellt wurden. Bouflers ſahe die Nothwendigkeit ein, dieſen Angriffen zuvorzukommen, er ſchickte daher gleich die folgende Nacht drauf 1000 Mann von den franzöſiſchen und 300 von den ſpaniſchen Truppen in verſchiedenen Colonnen ab, um die Oeſterreicher von der Küſte von Rivarola wieder zu vertreiben; 1000 bewafnete Bauern folgten dieſen Truppen,

pen, um die einzunehmenden Poſten zu beſetzen. Die Befeſtungswerke in der Stadt wurden mitlerweile durch die Bürgercompanien beſetzt. Faſt alle Angriffe glückten; ſelbſt die wohlausgeſonnene Unternehmung eines öſterreichiſchen Corps den Fluß Polſevera zu paßiren, um den Franzoſen in die Flanke zu fallen, ſchlug fehl, denn Bouflers, der dieſes gewahr wurde, rafte alles von Bürgern und Bauern zuſammen, um ſeine Truppen zu unterſtützen, da denn die Oeſterreicher aus allen Poſten an der Küſte vertrieben wurden, nur ein Nonnenkloſter allein ausgenommen, das ſie beybehielten. Dieſes ſehr lebhafte Gefecht hatte über vier Stunden gedauert.

So währte dieſer Poſſenkrieg beſtändig fort. Schulemburgs vornehmſte Abſicht war nunmehr, ſich eine Communication mit dem Meer nach der Seite von Biſagno zu eröfnen, wo ſein ſchweres Geſchütz gelandet werden ſolte. Dieſes ſuchte Bouflers durch neue Verſchanzungen zu verhindern, die von den Oeſterreichern den 13. Junius mit vieler Lebhaftigkeit angegriffen wurden. Es gelang ihnen auch bis ans Seeufer zu dringen, und ſich des Schloſſes Sturla zu bemächtigen, wo das Meer von Natur einen kleinen Hafen bildet, der zur Landung der erwarteten Artillerie ſehr geſchickt war. Dieſe hatte man ſchon vor einiger Zeit von Savonna nach Seſtri di Ponente geſchaft, woſelbſt ſie nunmehr die engliſchen Schiffe einnahmen, und vier Tage hernach bey Sturla landeten.

Dieſer erlangte Vortheil hatte den Oeſterreichern viel Blut gekoſtet. Sie verlohren dabey über 2000 Mann. Genua

war nunmehr ganz umringt, und ihre Communication mit der öſtlichen Küſte auch abgeſchnitten. Der hier commandirende genueſiſche General Lanira, lies bloß eine Beſatzung in Nervi zurück, und gieng mit ſeinen übrigen Truppen zur See nach Genua.

In dieſer Hauptſtadt nahm die Unruhe nun täglich zu. Sie war mit einer erſtaunlichen Menge Menſchen angefüllt, die ſich vom Lande hereingeflüchtet hatten. Die Hoſpitäler waren voller Kranken. Man fürchtete nicht ſo ſehr die Angriffe der Feinde, als die Folgen einer Blocade. Es geſchahen öffentliche Gebete und Proceßionen. Während der Zeit aber die Genueſer ſich ſo mit dem Himmel beſchäftigten, nahm Bouflers zu ihrer Sicherheit irdiſche Maaßregeln. Er hatte die ganze Nacht vom 14. bis 15. Junius auf den Wällen zugebracht. Den folgenden Morgen ließ er alle Wege ruiniren, die von Genua nach Albaro führten; er lies neue Werke anlegen, neue Batterien errichten, und Tag und Nacht die Feinde in ihren Poſten necken, um ihre Arbeiten zu ſtören. Was aber vorzüglich die Genueſer beruhigte, war die Nachricht, die man den 22. erhielt, daß nemlich die franzöſiſche Armee ſich näherte, und den 26. bey Final eintreffen würde. Der Marſchall von Belleisle hatte an der Spitze der vereinigten franzöſiſchen und ſpaniſchen Armeen den 3. Junius den Varo paßirt, da denn die Oeſterreicher und Piemonteſer ſogleich die Grafſchaft Nizza verlaſſen hatten. Er machte Anſtalten das Schloß Ventimilla zu belagern, wozu er ohngeachtet der größten Hinderniße ſein ſchweres Geſchütz kommen ließ; zugleich war ſeine Abſicht, ſich einen Weg in

Piemont

Piemont zu eröfnen. In dieſer Lage konnte Schulemburg wohl nicht länger vor Genua ſtehen bleiben. Der mit einer ſchleunigen Invaſion bedrohete König von Sardinien ſchickte ihm Couriere über Couriere, um ihn zu vermögen, ihn mit allen ſeinen Truppen zu Hülfe zu eilen.

Dieſe Nachrichten verurſachten große Bewegungen im öſterreichiſchen Lager. Man that einige Angriffe, um deſto beſſer den Entwurf des Rückzugs zu maſkiren. Den 25. Junius wurden die Genueſer auf den Camuldulenſerberg eine Menge beladener Mauleſel gewahr, desgleichen ſahen ſie, daß die engliſchen Schiffe die Artillerie bey Albaro wieder einſchiften. Ob es ihnen gleich höchſt wahrſcheinlich war, daß die Feinde ſich zurückziehen wolten, ſo war man doch nicht ohne Furcht, daß ſie vielleicht nur die Abſicht haben könnten, ihre Angriffe zu verändern, und von der Seite von Polſevera zu erneuern.

Ohngeachtet der engliſchen Schiffe kamen von Zeit zu Zeit Tranſporte in Genua an. Von Porto Fino trafen 32 mit Lebensmitteln aller Arten beladene Schiffe ein. Faſt zu gleicher Zeit langten 600 Franzoſen an, die ſich in den franzöſiſchen Häfen eingeſchift hatten, und die Annäherung des Marſchalls von Belleisle beſtätigten. Jemehr die Genueſer Urſache hatten, ſich mit einer baldigen Befreyung zu ſchmeicheln, jemehr verdoppelten ſie ihre Vorſicht. Alle Kramladen und Gewölber in der Stadt waren geſchloſſen. Die Kaufleute, die Handwerker und die Livreebedienten zogen in den Verſchanzungen auf die Wache. Sechshundert Weltgeiſtliche,

und was noch ſonderbarer war, achthundert Mönche, die die Waffen ergriffen hatten, formirten ein Reſervecorps, um dahin Unterſtützung zu bringen, wo es nöthig ſeyn würde. Schulemburg blieb indeſſen immerfort vor Genua ſtehn, es ſchien aber, daß er alle ſeine Operationen eingeſtellt hätte, bis ihm am 2ten Julius des Abends ein Courier die Ordre brachte, den Belagerungsentwurf aufzugeben, da denn auch ſogleich das Lager abgebrochen wurde.

Die Freude, die dieſer Rückzug in Genua verbreitete, war jedoch durch den Tod des Herzogs von Bouflers etwas geſchwächt, den die Genueſer als ihren Erretter auſſerordentlich liebten. Er war an eben dieſem Tage an den Blattern geſtorben, und hatte bis zum letzten Augenblick ſeines Lebens Proben ſeines unermüdeten Eifers für das Wohl der Republic abgelegt. Den Tag vor ſeinem Tode hatte er noch mit ſeinen Secretären zwey Stunden lang gearbeitet, allein er lebte nicht ſo lange, Genua befreyt zu ſehn. Der Rückzug der Oeſterreicher geſchah des Abends, und er war am Morgen geſtorben. Zur Dankbarkeit für ſeine geleiſteten Dienſte wurde ſeine Familie in das Adelsbuch der Republic eingeſchrieben.

Der Rückzug der Oeſterreicher wurde etwas aufgehalten durch die Langſamkeit der Fuhren, die aus der Lombardie kamen. Die befreyeten Genueſer ließen es nun an feyerlichen Meſſen und Proceßionen nicht fehlen, und es wurde auch für alle künftige Zeiten ein Faſttag verordnet, zum Andenken des ſo ſichtbar erprobten Schutzes des Himmels und

aller

aller ſeiner Heiligen. Auf dieſes Faſten folgten Freudensbezeugungen, wobey der König von Frankreich auch nicht vergeſſen wurde. Die Republic ſchickte Deputirte an ihn ab, die ihm ihre ehrfurchtsvolle Dankbarkeit bezeugen muſten. Die Kramladen wurden wieder geöfnet, die Bürgerwachen eingezogen, die bewafneten Bauern giengen nach Hauſe, und die genueſiſchen Bürger, die ſich aus Furchtſamkeit entfernt hatten, kamen nach Genua zurück.

Der langſame Rückzug der Oeſterreicher war indeſſen mit überaus großem Unfug vergeſellſchaftet. Auf ihrer ganzen Marſchroute ſahe man die Kennzeichen ihrer Wuth. Sie verbrannten muthwillig die Häuſer in Flecken und Dörfern, riſſen die Weinſtöcke aus, und hauten die Olivenbäume ab. Der Marquis von Bißi, franzöſiſcher Marechal de Camp, war indeſſen in Genua angekommen, um das Commando über die franzöſiſchen Truppen zu übernehmen. Seine erſte Sorge war, den Streifereyen der Feinde Einhalt zu thun, die noch einige Poſten jenſeit der Berge beſetzt hielten. Er ſchickte Commandos aus, die im Parmeſaniſchen, in Montferrat und in der Gegend von Tortona Contributionen erheben muſten. Obgleich die Gefahr vorüber war, ſo ſann er doch auf Mittel den künftigen vorzubeugen, und gab deshalb Befehl, die Befeſtigungen von Genua und ihre Auſſenwerke auszubeſſern und zu vermehren.

Auf dieſe Weiſe alſo geſchah in den genueſiſchen Angelegenheiten eine ſehr glückliche Veränderung. Die Staaten der Republic waren gröſtentheils von ihren Feinden den Oe-

ſterreichern und Piemonteſern befreyt. Der Marſchal von Belleisle hatte das feſte Schloß Ventimilla auch endlich erobert, und die Corſen, die von der unglücklichen, ohnmächtigen Lage des Senats profitirt, und von neuem revoltirt hatten, waren gleich nach dem Abzug der Oeſterreicher von den franzöſiſchen Hülfstruppen unterjocht worden. Als daher der Herzog von Richelieu, als Oberbefehlshaber der Hülfsvölker, den 27. September in Genua anlangte, ſo fand er dieſe Stadt wohl befeſtigt, überflüßig mit Lebensmitteln und Kriegsmunition verſehn, und mit 25,000 Mann regulirter Truppen beſetzt.

Genua war nun zwar frey, allein ihre Freyheit erſtreckte ſich nicht viel weiter wie ihre Thore. Der General Nadaſti hatte mit 16 Bataillons regulärer Infanterie und einem Corps leichter Truppen einen Cordon von Campo Fredo bis nach Novi und Gavi gezogen. Der öſtliche Theil des genueſiſchen Staats war ganz für die deutſchen Truppen offen, während der Zeit die Sardiniſchen die weſtliche Küſte beſetzt hatten. Die engliſchen Schiffe kreuzten indeſſen vor den Häfen herum, und verhinderten die Schiffahrt und den Handel der Genueſer; überdem waren die Drohungen des Wiener Hofes fürchterlich. Es waren daher die äuſſerſten Anſtrengungen von Seiten Frankreichs erforderlich, um Genua gegen eine neue Belagerung ſicher zu ſtellen. Die erſte Bemühung des Herzogs von Richelieu war daher, den Einwohnern friſchen Muth einzuflöſſen, und ihnen ihre eignen Kräfte fühlbar zu machen. Wenig Tage nach ſeiner Ankunft ſetzte er ſich an die Spitze aller Hülfstruppen, die er in drey Colonnen

ab-

abtheilte, und ſo brach er auf, um die Feinde aus den benachbarten Poſten zu vertreiben. Er hatte zwey Mörſer, vier ſchwere Canonen und einige Feldſtücke bey ſich, und ließ ſich von 4000 Arbeitern folgen, ſowohl um die Wege auszubeſſern, wo ſolche unbrauchbar gemacht worden waren, als auch die Artillerie durch Menſchenhände nach denen Oertern hinſchleppen zu laſſen, wo man ſich weder der Pferde noch der Mauleſel bedienen konnte.

Die Oeſterreicher, die bey Zeiten von ſeinem Vorhaben Nachricht erhielten, zogen ihre Truppen zuſammen, und nöthigten Richelieu, ein gleiches zu thun. Der Herr von Chauvelin, der die eine Colonne anführte, that dieſes ohne Verzug und ohne alle Hinderniß; die andre Colonne hingegen unter Commando des Grafen von Carcado, konte erſt den folgenden Tag zu ihm ſtoßen, und zwar mit vieler Mühe, da ſie ſchon den Feind auf dem Halſe hatte. Dieſe Colonne war 2000 Mann ſtark, theils Franzoſen, theils Spanier, die Carcado durch ein geſchicktes Manöver von den Höhen von Voltri glücklich herunterbrachte; da er das Land ſehr genau kannte, ſo ſtieß er endlich zum Hauptcorps bey Maſſone, nachdem er nicht mehr als 20 Mann verlohren hatte.

Nach dieſer Vereinigung marſchirte Richelieu nach Campo Fredo, Roßiglione und Voltaggio um dieſe Poſten zu recognoſciren, denn auf den Angrif hatte er bereits Verzicht gethan, da er die Feinde ſo ſehr auf ihrer Huth fand, und er bey dieſer ſeiner erſten Expedition nichts wagen wolte, ohne des glücklichen Erfolgs faſt gewiß zu ſeyn; er kehrte

alſo mit ſeinen Truppen nach Genua zurück. Einige Tage hernach erfuhr er die Nachricht von den Progreſſen der franzöſiſch-alliirten Armee, die die Grafſchaft Nizza eingenommen, und mit 25 Bataillons beſetzt hatte, nachher aber über den Varo zurückgegangen war.

Man fuhr inzwiſchen fort, die großen Auſſenwerke bey Genua vollends zu endigen, wodurch der fortificirte Bezirk einen ſolchen Umfang erhielt, daß 100,000 Mann zur Belagerung erfordert wurden; *) desgleichen ſetzte man die vornehmſten Plätze an der öſtlichen Küſte in Sicherheit. Seſtri di Levante, Chiavari, Sarzana und la Specia. Nahe bey dieſem letztern Ort wurden 6000 Mann poſtirt, und die Vertheidigung des feſten Schloßes vertraute man den oben erwähnten braven deutſchen Officier Tieffenthaler an, der ſich in Ventimilla ſo ausgezeichnet hatte. Die vielen Hülfstruppen, die aus Frankreich noch immer fort anlangten, ließen es an Soldaten nicht fehlen, daher die Feinde mehr auf ihre eigne Vertheidigung als auf Angriffe denken mußten.

Die Piemonteſer hatten zu Varaggio ohnweit Savonna einen wichtigen Poſten inne. Richelieu machte einen Entwurf, ſie daraus zu vertreiben. Varaggio iſt ein mit Mauern um-

*) Dieſe Anzahl iſt nicht übertrieben, auch ſind dieſe Auſſenwerke ſehr beträchtlich; nur aber iſt der kleine Umſtand noch zu berichtigen übrig, wo die 30,000 Mann zur Beſatzung herkommen ſollen, die dazu durchaus gehören; denn Bürger und Bauern ſind zu einem ſolchen Feſtungsdienſt untauglich.

A. d. H.

umgebener Flecken, der mit 600 Mann beſetzt war. Bey demſelben langte der Marquis von Roquepine in der Nacht mit einigen Truppen an, die er auf 2 Galeeren eingeſchift hätte. Niemand wurde ſeine Ankunft gewahr, ſo daß er die Anhöhen nach der Seite von Savonna ungehindert beſetzen konnte. Mit anbrechendem Tage erſchienen die Truppen, die der Graf von Carcado zu Lande herbeyführte. Nun grif man den Flecken an, deſſen Thore die Grenadiers mit Aexten aufſprengten. Die Piemonteſer vertheidigten ſich ſehr gut, da ſie aber 200 Mann verlohren hatten, und an keinen Rückzug denken konnten, ſo ergaben ſie ſich zu Kriegsgefangnen.

Der piemonteſiſche General, Graf von Arignano, eilte indeſſen herbey, um dieſen Poſten zu unterſtützen, oder wieder zu erobern. Zwey engliſche Kriegsſchiffe verließen in eben dieſer Abſicht den Hafen von Vado. Roquepine wolte ihre Ankunft nicht erwarten, ſondern zog ſich nach Genua zurück, nachdem er zuvor einen Theil der Mauern hatte herunterreißen und die Thore ausheben laſſen. Er führte als Gefangene mit ſich 12 Officiers und 409 Gemeine. Wenig Stunden nach ſeiner Retraite kam Arignano an, da er nun Varaggio nicht länger haltbar fand, ſo ließ er es unbeſetzt, und ſtellte hier blos Vorpoſten aus.

Endlich ſchien es, als ob die Oeſterreicher von neuem ihre Operationen gegen Genua anfangen wolten. Sie machten große Bewegungen nach der Seite des Berges von Cento Croci, und man zweifelte nicht, daß ſie ihre ganze Macht auf der öſtlichen Küſte gebrauchen würden. Ihre erſten

Verſuche geſchahen jedoch auf der andern Seite; es ſey daß ſie glaubten, daß man hier weniger auf ſeiner Huth wäre, oder daß ſie die Aufmerkſamkeit von den eigentlichen Gegenſtänden ihres Entwurfs abziehn wolten. Der kayſerliche General, Graf von Nadaſti, marſchirte den 17. Februar 1748 in der Nacht mit 4000 Mann und 4 Canonen nach Voltri. Dieſer Marſch in drey Colonnen geſchah mit ſolcher Geſchwindigkeit und ſo großer Stille, daß die Franzoſen keine Nachricht davon bekamen. Der Marquis von Monti, Comendant in Voltri, hatte nur zwey Regimenter bey ſich, daher er den Grafen von Carcado, der einige Meilen davon ſich mit einem Regiment befand, erſuchen ließ zu ihm zu ſtoßen, während der Zeit er dem Herzog von Richelieu ſeine Lage meldete.

Monti zog ſeinen Poſten zuſammen, und da Carcado ſich mit ihm vereinigt hatte, ſo wehrte er ſich bey den muthigſten Angriffen aufs äuſſerſte, bis der Ritter von Chauvelin ihn vom Hauptcorps Hülfe brachte, nebſt der Anzeige, daß Richelieu ſelbſt mit vielen Truppen unterweges wäre. Dieſer Umſtand, der dem General Nadaſti nicht verborgen blieb, nöthigte ihn an ſeinen Rückzug zu denken. Er marſchirte daher nach Campo Fredo, und ſeine Truppen giengen wieder in ihre Quartiere, nachdem ſie an 500 Mann bey dieſem Angrif verlohren hatten. Der Rückzug geſchah bey der Nacht, und Richelieu fand nicht rathſam ihn mit ſeinem weit ſtärkern Corps zu ſtören. Dagegen machte dieſer General nunmehr auch einen Entwurf, nemlich Savonna zu überrumpeln. Um dieſes Vorhaben deſto beſſer zu verbergen,

ſo

ſo ſtellte er ſich, als ob ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf die Bewegungen der kayſerlichen Armee eingeſchränkt wäre, die unter Commando des Grafen von Braun die öſtlichen Staaten der Republic bedrohete. Richelieu gieng ſelbſt nach Seſtri di Levante, um dagegen die nöthigen Anſtalten zu treffen. Vor ſeiner Abreiſe von Genua aber gab er Befehle zu Ausführung ſeines Entwurfs.

Dieſem zufolge wurden eine Menge Fahrzeuge in dem Hafen von Genua in Bereitſchaft gehalten, auf welchen man den 25. März in der Nacht 2,500 Franzoſen und 800 Spanier einſchifte. Zu gleicher Zeit ſchickte man Truppen ab, um die Poſten der Bochetta und von Voltri zu verſtärken, nach welchem letztern Ort ſich auch der Herzog von Richelieu zu Waſſer hin begab. Dieſe Verſtärkungen geſchahen, um die Truppen des Nadaſti zu verhindern, Savonna zu Hülfe zu kommen. Man hofte, daß die eingeſchiften Soldaten noch vor Tagesanbruch bey dieſer Stadt anlangen, und ſie überrumpeln würden, wobey man auch Vorkehrungen machen wolte, daß die Garniſon ſich nicht aus der Stadt nach der Citadelle ziehen könnte. Der ganze Entwurf ſcheiterte aber, wegen der übeln Witterung, die bis zum 26. des Abends dauerte, und dem Commendanten Zeit lies, Gegenanſtalten zu machen. Da nun die ausgeſchiften Truppen an keine Ueberrumpelung weiter denken konnten, ſo begnügten ſie ſich bis nahe an die Stadtmauern zu dringen, einige Magazine zu verbrennen, und einige Gefangene zu machen.

Digitized by Google

Die Genueſer und ihre Hülfsvölker waren aber bald hernach genöthigt, an nichts als an Vertheidigung zu denken, denn der General Braun, der den 26. April in Parma eintraf, machte zu einer fürchterlichen Invaſion Anſtalt. Richelieu unterließ dagegen keine Vorſicht, die Entwürfe der Kayſerlichen zu vereiteln oder doch zu erſchweren. Die Poſten von Voltri wurden verſtärkt; die Bochetta wurde 2000 Franzoſen anvertraut; der ſpaniſche General, Marquis von Ahumada, beſetzte Chiavari mit ſeinen Spaniern, und der Herzog nahm ſein Quartier zu Seſtri di Levante. Der Cordon von dieſem letztern Ort an bis nach la Specia, beſtand in 12,000 Mann regulirter Truppen und eben ſoviel bewafneten Bauern. Faſt täglich langten in Genua Verſtärkungen aus Frankreich an, die man an die Oerter vertheilte, wo der Angrif am wahrſcheinlichſten war.

Mitten unter dieſen Unruhen aber wurden die Friedenspräliminarien den 30. April 1748 in Aachen von den franzöſiſchen, ſpaniſchen und holländiſchen Bevollmächtigten unterzeichnet, worin in Anſehung der Republic Genua ſtipulirt war; daß man ihr alles wiedergeben ſolte, was ſie vor dem Kriege beſeſſen, nebſt allen den Rechten und Privilegien, die ſie 1740 genoſſen hätte. Der bevollmächtigte Miniſter des Wiener Hofes unterzeichnete erſt den 27. May, und der ſardiniſche Miniſter den 31. May; der genueſiſche aber, Marcheſe Doria, der es nur ſpät erfuhr, konnte nicht eher als den 28. Junius unterzeichnen. Die Feindſeligkeiten hörten bald von allen Seiten auf. Der General Leutrum, der die piemonteſiſchen Truppen in der Grafſchaft Nizza commandirte, ſchloß

den

den 28. May mit dem Marſchall von Belleisle einen Waffenſtillſtand, obgleich der ſardiniſche Miniſter die Präliminarartikel erſt drey Tage hernach unterſchrieb.

Der kayſerliche General, Graf von Braun aber verfuhr mit den Genueſern ganz anders, ohngeachtet der Wiener Hof bereits den 27. May den Interim-Friedensvergleich unterzeichnet hatte. Er fuhr mit ſeinen Invaſionsanſtalten fort, und ſchien vor Niederlegung der Waffen noch den Genueſern den letzten Zorn ſeines Hofes fühlen zu laſſen, daher er den 1. Junius eine Bewegung machte, um den ſo lange gedroheten Entwurf auszuführen. Die Genueſer waren nun überzeugt, daß dieſes der letzte Anfall wäre, den ſie auszuhalten hätten. Ihr Muth wuchs, da ſie den Preis ihrer Arbeiten vor ſich ſahen, ſie erhielten täglich vom Marſchall von Belleisle neue Verſtärkungen, und da der Herzog von Richelieu und der Marquis von Ahumada auch längſt ihre Diſpoſitionen gemacht hatten, ſo konnte der Graf von Braun ſich nicht wohl mit einem glücklichen Erfolg ſchmeicheln.

Seine Avantgarde unter Commando des Grafen von Königsegg brach den 3. Junius auf, und die Armee folgte bald nach. Der rechte Flügel zog ſich nach Cento Croci, und der linke nach Denano, Braun aber marſchirte nach Vareſe, wo er ſein Hauptquartier nahm. Den 8ten nahmen die Truppen in vier Colonnen den Weg nach den Anhöhen von Chiavari, während der Zeit der Graf von Nadaſti mit ſeinem Corps eine Invaſion von der Seite von Campomorone verſuchte. Dieſes Corps war aber genöthigt ſich ohne etwas auszurichten wieder zurückzuziehn.

Braun

Braun lies indeſſen die Spanier bey Chiavari mit der gröſten Lebhaftigkeit angreifen, die ſich aber aufs äuſſerſte vertheidigten, während der Zeit Richelieu herbeyeilte, und das Gefecht allgemein wurde. Es war hartnäckig und blutig. Beyde Theile litten einen großen Verluſt, die Oeſterreicher wurden jedoch gezwungen ſich zurückzuziehn. Brauns Verſuch gieng nicht weiter, denn noch den ſelbigen Tag lies er Richelieu kund thun, daß er von ſeinem Hofe Befehl erhalten hätte, die Feindſeligkeiten in Italien einzuſtellen. Der Admiral Byng, der die engliſche Flotte an den genueſiſchen Küſten commandirte, erhielt kurz darauf aus London ähnliche Befehle. Dennoch hörten die Feindſeligkeiten nicht gleich auf. Die Spanier, die in ihren Quartieren eingeſchränkt waren, fanden für rathſam ſich weiter auszubreiten; ſie griffen daher den 13. Junius die deutſchen Poſtirungen an, und vertrieben die kayſerlichen Truppen daraus, nachdem ſie 200 derſelben gefangen genommen hatten. Zwey Tage hernach wurde der Waffenſtillſtand förmlich den Truppen aller Theile kund gethan. Der Herzog von Richelieu und der Marquis von Ahumada kamen unter dem freudigen Zuruf des Volks nach Genua zurück, und hatten beyde die Ehre in das Adelsbuch der Republic eingeſchrieben zu werden, überdem lies der Senat dem Herzog von Richelieu eine marmorne Bildſäule errichten, die im großen Saal im Palaſt der Republic zu ſehen iſt.

Die Kayſerin-Königin unterzeichnete endlich den Definitif-Friedenstractat den 20. October 1748, die Republic Genua trat demſelben bey den 28. October, und der König von Sardinien

dinien den 7. November. Die Artikel, die Genua betrafen, enthielten, daß die Republic in allen ihren Beſitzungen wieder eingeſetzt werden ſolte, die ſie vor dem Kriege beſeſſen hätte; daß die Geldſummen, die ſie oder ihre Unterthanen in den Banken von Wien und Turin liegen hätten und confiſcirt worden wären, wieder frey gegeben werden, und daß endlich die Zahlung der Zinſen für dieſe Summen mit dem Tage der Ratificationsauswechſelung anfangen ſolte. So waren die günſtigen Bedingungen beſchaffen, die die kurz zuvor ſo ſehr unterdrückten Genueſer nimmermehr hoffen durften. Sie konnten ihre Rettung dem harten ſinnloſen Betragen des Marcheſe de Botta, und dem Muth ihres Pöbels verdanken, deſſen Rolle in der Kriegsgeſchichte unvergeßlich ſeyn wird.

T.

VIII.

An die Exnonnen.

Arme Mädchen! ihr dauert mich von Herzen!
Die ſich alles erlauben, was ſie können;
Aber können, was ihre hunderttauſend
Söldnerſäuſte vermögen, rißen frevelnd
Euch der Jungfrauſchaft gottgelobten Schleyer
Von der Scheitel herunter, ſtürmten eure
Tugendzwinger, und ſtießen euch in dieſe
Welt des Eitlen heraus, der Sorg' und Unruh.
Jetzund ſehet ihr wirklich und am Tage,

Was

Was bisher die Natur euch nur in Nächten
Und gebeichteten Traumphantomen zeigte:
Keuſcher Liebenden Glück, Vermählter Freuden,
Und der fruchtbaren Mutter Seligkeiten
In dem blühenden Kreiſe guter Kinder!
Und laut rufet das Herz euch (einſt geſchweigt um
Chriſtus willen, nun aber nicht mehr ſchweigbar!)
Auch ſo glücklich zu werden, und ſo ſelig!
Doch, daß ungeneckt kein Stand ſey, und alle
Rechte jeder Perſon zertreten werden;
So verſaget die Macht, die eure Klöſter
Umgeſtürzet, zerriſſen euren Schleyer,
Auch die Haube gebenedeiter Ehr euch.
Barkopf ſteht ihr nun da in Wind' und Wetter.
Arme Mädchen! ihr dauert mich von Herzen!

Lor. Leop. Haſchka.

IX.

An Ramler.

Eine Ode.

Von allen Hainen
Erwählete dein Geſang,
Ein Adler, welcher den Himmel liebt, die Zeder,
Die über den Wolken blüht. *)

Darum

*) Ramlers Gedicht an die Prinzeßin Amalia: Vom ganzen Walde wählt mein Lied u. ſ. w.

Darum erlaas
Auch Dich der König,
Dem Du bey ſeiner Wiege,
— Ein kühneres Wiegenlied
Ward keinem Gotte geſungen! —
Prophetiſche Dytiramben ſangeſt: *)
Darum erlaas
Friederich Wilhelm,
Als Er an Deutſchlandes
Sänger gedachte,
Zu ſeinem erſten
Gedanken Dich.

So ſteiget jetzt
Des jungen Adlers Fittig früh'
Zur kommenden Sonne
Empor, und rauſchet,
Wie Dytiramben rauſchen,
Ihr ſeinen trunkenen Lobgeſang!
So läſſet jetzt die Sonne
Sich nieder und beſuchet
Den grauen Adler,
Welcher den Fittig
Schon an ſeinem Felſenneſte ruht.
O, ſie gedenket
An die vergangenen
Jugendtage des Greiſes;
Und, dankbar, pfleget ſie

Mit

*) Ramlers Ode auf die Geburt des Prinzen Friedrich Wilhelm: Gebt mir den königlichen Rebenſaft u. ſ. w.

Mit ihrem linden Lichte
Sein edles Haupt, das auf der Schulter ſchläft.

Umgoſſen von ihrem Glanze,
Wird er die groſzen Flügel
Spreiten und verſcheiden, wie des lyriſchen
Geſanges Athem in hoher
Entzückung verſcheidet!

Das iſt mein Lied, wenn ich die Sonne ſinge,
Das ſey der Sonne Lobgeſang!
Das iſt mein Lied, wenn ich den König ſinge,
Das ſey des Königes Lobgeſang!

Majoch.

X.

Groſze Wirkung aus kleinen Urſachen.

So klein an ſich ein Waſſertropfen iſt,
So unbedeutend wird er manchem ſcheinen;
Gleichwohl iſt ſeine Wirkungskraft, im Kleinen
So wichtig, als der Strohm, der ſich in's Meer ergieſzt.

Füll' ebenvoll ein Glas vom ſtärkſten Wein,
So wird er lange Zeit im Gleichgewichte zittern;
Doch kann ihn eine Kleinigkeit erſchüttern;
Gieſzt man dazu nur noch das kleinſte Tröpfchen drein.

Ein Sinnbild dies von Menſchenherzen iſt;
Denn Herzensfülle wird gar bald zur Thränenquelle;

So

So wirkt ein Küßchen nur mit aller Feuerſchnelle
Auf ein gefühlvoll Herz, das erſte Liebe küßt.

Gabriela von Baumberg.

XI.

An ein junges Brautpaar.

Vor aller Welt gab euch der Prieſter am Altar
Nun heut die Vollmacht: euch zu mehren,
Und keine Macht ſoll eurer Wünſche Ziel,
Und euern treuen Bund zerſtören!

Drum lebe denn ſo froh, ſo glücklich, junges Paar!
Als Menſchen es zu ſeyn vermögen;
Und nimm zum Brautſchatz meiner Freundſchaft hier
Nur dieſen goldnen Rath, ſtatt Segen:

„Wolt ihr nun Schöpfer ſeyn von eurer Kinder Glück,
„Und nicht die Schöpfer ihrer Schmerzen:
„So zeugt denn eure Söhne — ohne Kopf,
„Und eure Töchter — ohne Herzen!“

Gabriela von Baumberg.

XII.

Briefwechſel des Herrn Linguet, bey Gelegenheit ſeiner Reiſe nach Wien im J. 1786.

In der Vorausſetzung, daß die meiſten Leſer dieſes Journals Franzöſiſch verſtehn, werden folgende Briefe in der Originalſprache hier eingerückt. Der Herr von Retzer iſt ſo gefällig geweſen, ſie mir mitzutheilen. Sie ſind in mehr als einer Rückſicht intereſſant, und würden in einer Ueberſetzung zuviel verlohren haben.

v. A.

Lettre à Msr. le Comte de Chotek, Chancellier de Bohême et d'Autriche.

Sans avoir l'honneur d'etre connu de Votre Excellence, j'oſe m'adreſſer à Elle pour en obtenir un Service.

A mon entrée dans les Etats de Sa Majeſté, à Scharding il y a deux mois, les Douaniers m'ont traité plus que durement; nous etions deux, une Dame, et moi: nous n'avions rien, abſolument rien de ſuſpect. Cependant on nous a retenus trois heures dans un paſſage trèsfroid, dont ma Compagne de Voyage a été fort incommodée; et en definitif on nous a confiſqué, une Livre et demi de Chocolat, que nous avions chacun, pour notre proviſion de route, ſous pretexte, que

que nous ne l'avions pas declaré, ce qui auroit été difficile, puisqu'on ne nous parloit qu'Allemand, que nous avions le malheur de ne pas entendre. Mais m'etant aviſé de parler Latin, un des Commis, en a profité pour me notifier la confiscation, et en même tems une amende de ſix florins, que j'ai payée. Cela m'a paru d'autant plus dur, que le Chocolat venoit de Bruxelles, ceque j'ai prouvé par mon paſſeport.

Je ne vous ai point, Mr. le Comte, demandé juſtice de cette petite vexation; par ce que j'ai été occupé pendant mon ſéjour ici d'objets plus importans; mes ſujets, d'humeur contre des Subalternes éloignés, ſe ſont perdus au milieu des Sujets d'admiration, et de reconnoiſſance, qui ſe ſout multipliéz pour moi dans cette Capitale.

Mais on me fait craindre d'eſſuyer le même déſagrement à mon retour, et l'on m'aſſure que Votre Excellence ſeule peut m'en garantir, en me faiſant donner un ordre, qui oblige les Commis au moins à être prompts dans leur viſite, et les préſerver de la tentation, d'abuſer de l'ignorance d'un étranger; C'eſt la grace que j'oſe Vous demander.

Ma Compagne de voyage et moi n'emportons abſolument, que nos bagages, et même en aſſez petit volume, nous avons pour viatique cinq bouteilles de Vin de St. Georges, ſix ou ſept Livres de bougie, et deux Livres et demi de Chocolat.

Si cela doit des droits je les payerai : je voudrois ſeulement n'être plus expoſé a une longueur fatiguante, et a une confiſcation, qui eſt plus douloureuſe pour un voyageur que pour tout autre, parcequ'elle eſt pour lui une perte qu'il ne peut reparer.

Je ſuis avec Reſpect
Mrs. le Comte
de Votre Excellence
Le très humble et très obeiſſant Serviteur
Linguet.

Billet à Monſieur Joſeph de Retzer.

Vers le 28. Janvier de la préſente année *on a* ſaiſi à Mr. le Cher Henry, venant de *Bruxelles*, *trois* Livres de Chocolat qu'il avoit pour ſa *route*; *quoi*qu'il ait declaré en Latin, faute de ſavoir l'Allemand, que c'étoit un *Viaticum*, et on lui a fait paier ſix florins d'amende *ob poenam* a dit un Commis, qui parloit Latin.

On ſe rappelle qu'il y avoit auſſi trois jeux de piquet, marqués de Bruxelles, et qui ont été ſaiſis de méme, mais ſans *poena*.

Lettre à Mrs. Linguet.

Monſieur.

Appuyé du Credit du Comte de Chotek Chancellier de Bohéme et d'Autriche, j'ai enfin gagné le fameux

meux procés, que vous m'avez confié. La Douane m'a remis 3. Livres de Chocolat, 5. jeux de piquet, et 5. fl. 20 kr. Victorieux j'ai depoſé ces objets comme vous le verrez par la quittance et l'aſſignation ci-jointes chez notre ami commun le Cte de Fries, où ils reſteront jusqu'à ce que Vous en ayez ordonné autrement.

Mais pour être Votre Avocat, Monſieur, emploi qui m'honore infiniment, je n'en ſuis que plus obligé d'être juſte. En conſéquence Vous me permettez de defendre tant ſoit peu la cauſe de ma partie adverſe; l'équité l'exige. D'abord il ſ'eſt trouvé une différence marquée entre Votre Billet, et le rapport de la Douane. Ce n'eſt point, comme vous le dites à Scharding, mais à Braunau, que les effets ont été ſaiſis; non pas à Mr. le Cher Henry, mais à Mr. Larcher, non 3. mais 5. jeux de piquet, non le 28. mais le 26. Janvier. L'Amende, n'eſt pas de 6. mais de 5. fl 20 kr. Il n'eſt pas étonnant que les minuties de cette nature ſoient ſorties de Votre mémoire; il ſeroit même étonnant, qu'elles s'y fuſſent gravées; mais il n'en eſt pas ainſi des Douaniers. Tout leur mérite conſiſte à être minutieux. Vous ſentez qu'on ne peut pas leur ſuppoſer de mauvaiſe foi, car ils ſe ſeroient facilement tirés d'affaire au moyen de ces differences; au contraire ils ont remis exactement le tout.

Quoique Vous ſoyez très porté a damner ſelon l'Evangile tous les maltôtiers ainſi que les payens, *ſicut Ethnicus & Publicanus*, en entendant par payens, les philoſophes d'Alembert, Diderot, Marmontel le petit la Harpe, & même le grand Montesquieu avec tout ceux, *qui ont couvé l'oeuf myſtérieux de l'Encyclopedie*, je ſuis ſûr, que Vous excepterez cependant les Douaniers d'Autriche, ſi non à cauſe de leur facilité à prendre, au moins à cauſe de leur docilité à rendre. Car ſi d'un coté vous perdez 40 Kr. de l'autre Vous gagnez 2. jeux de piquet. Pour avoir les cartes j'ai été obligé de les faire timbrer; car faute de l'être elles furent duëment priſes. A votre retour je vous conſeille de ne pas Vous faire viſiter aux frontières, mais bien de faire cacheter Vos malles, et les adreſſer directement ici à la Douane. Mr ** adminiſtrateur en eſt prévenu, il aura pour Vous tous les égards, qui Vous ſont dûs. Encore un conſeil; ſi jamais la fantaiſie Vous prend de voir l'Eſpagne, quoique le Clergé Vous ait de grandes obligations, d'avoir harcellé les philoſophes, gardez-Vous bien de dénoncer Votre Chocolat comme un *Viaticum* pour n'avoir point de quérelle avec la très-ſainte Inquiſition, et comme il ne falloit rien moins que la Baſtille pour prouver que le deſpotisme eſt toujours cruel même envers ſes plus zélés defenſeurs, je ne voudrois pas, que Vous vous racommodaſſiez avec les philoſophes par l'entremiſe du St. Office.

Je

Je ſuis long, mais je ne ſaurois finir ſans vous faire obſerver qu'en pardonnant généreuſement à l'indiſcret receveur de Braunau, vous aurez un très-grand mérite, et que Vous ferez même un acte d'humilité; car il eſt inexcuſable d'avoir pû confondre l'auteur éloquent des Annales, de la Theorie des loix, et de tant de plaidoyers, dont l'Europe a retenti, avec Mr. Larcher inſipide auteur du fort inutile ſupplément à la philoſophie de l'hiſtoire.

Au reſte je profite de cette occaſion pour Vous envoyer la traduction françoiſe de mon Eſſai ſur Metaſtaſio, que Vous m'avez démandé. Je m'eſtimerois heureux ſi cette brochure pouvoit Vous plaire; elle contient au moins une preuve éclatante de l'eſtime, et de la protection que les Princes d'Autriche accordent aux talens et aux beaux arts.

J'ai l'honneur d'être avec tous les ſentimens, que Vos écrits et Votre perſonne inſpirent.

Vienne ce 20. Avril 1786.

Joſeph de Retzer.

Reponſe à Mr. Joſeph de Retzer.

Bruxelles, ce 1. Mai 1786.

J'ai reçu hier la lettre, que Vous m'avez fait l'honneur de m'écrire, le 20. Avril dernier: je ne perds pas un moment pour y repondre et Vous remercier.

Rien de plus agréable d'un bout à l'autre, que cette charmante Lettre: c'eſt un ſujet de regret à ajouter à tous ceux, que m'a cauſé mon départ de Vienne, de ne Vous avoir pour ainſi dire qu'entrevu, Monſieur, et d'avoir ainſi été privé pendant tout mon ſéjour d'une connoiſſance, qui en auroit bien augmenté les agrémens pour moi: mais c'eſt auſſi un *ſujet* de reconnoiſſance de plus, que nos relations commencent par un Service que Vous ne rendez. La maniére dont Vous me l'annoncez en redouble le prix: dans votre empreſſement, et dans le ſuccés, je vois des preuves de Votre amitié, et des égards de S. E. Mr. le Cte de Chotek, qui me flattent infinement: je ne ſuis pas non plus inſenſible à la ſatisfaction d'humilier des Douaniers, qui m'ont tout à la fois pillé et enrhumé, de voir *l'avare Acheron lâcher une fois ſa proie.* Cela eſt aſſez extraordinaire déjà, mais il y a dans notre affaire quelque choſe, qui l'eſt bien plus: je vais peutêtre Vous cauſer autant d'etonnement, que Vous m'avez fait plaiſir, et Vous donner de l'etendue de Votre victoire une idée, que Vous n'en avez pas Vous même.

Ce

Ce n'eſt pas ſeulement la rapacité de nos adverſaires, que Vous avez terraſſée; c'eſt leur intelligence, que Vous avez accablée. Vous les avez reduits à d'avouer coupables d'un delit, qu'ils n'ont pas commis à faire une reſtitution, qu'ils ne me devoient pas, et comme cela paroît avoir été presque volontaire de leur part, ce ne peut être que l'effet de la perſuaſion, et par conſequent le triomphe de l'éloquence de la Vôtre.

Oui, Monſieur, les vexateurs, que Vous avez forcés de reculer ne ſont pas les miens; le Chocolat, les jeux de piquet qu'ils ont regorgés, ne m'appartiennent pas, obligé avant tout d'être exact, même en bataillant avec des gens, qui ne ſe piquent guere de l'être, je ne puis me diſpenſer de Vous réitérer, que c'eſt *à Scharding*, et non pas *à Braunau*, que j'ai eſſuyé la Scene dont il s'agit, que c'eſt au Cher *Henry* & non *à Mr. Larcher*, qu'elle eſt arrivée que c'étoit le 28. Janvier, & non le 26. &c. je n'ai paſſé à Braunau qu'à mon rétour, par ceque j'ai pris la route de la Baviére, et je n'ai eu qu'à me louer du pauvre Directeur, ainſi au moins de ma part, il ne méritoit aucun reproche. Je ſuis très ſûr en venant d'avoir paſſé par *Scharding*, parceque je ſuivois la route de Ratisbonne: C'eſt, Monſieur, un fait conſtant, je ne conçois pas d'où peut venir la mépriſe, et la confeſſion erronée de vous publicains y auroit il eu en effet un Mr. Larcher auſſi moleſte à Braunau le 26.

Janvier,

Janvier que Mr. Henry l'a été à Scharding le 28. et préciſement pour le même objet, pour la même quantité de ces objets; ou bien dans la multitude de vexations que commettent peutêtre les Meſſieurs, ſont ils diſpoſés aux prémieres recherches qu'ils voient appuyées, par le Credit, à ſ'avouer coupables tout d'un coup à fin d'arrêter les éclairciſſemens, avec la petite ruſe ſeulement de changer quelques circonſtances dans le rapport du plaignant, qui eſt ſuppoſé ne s'en guere ſoucier, et dout cependant les plaintes ſe trouveut par là toujours un peu affroiblies dans l'eſprit des ſuperieurs, c'eſt ce que je ne puis décider: mais il eſt clair, que dans les courtes annales des reſtitutions financieres, il ſe trouvera peu defait auſſi ſingulier que celui cy.

Si la choſe en valoit la peine, elle pourroit être réclamée à la grande Douanne de Vienne, ou j'ai dépoſé en arrivant le 30. Janvier à dix heures du ſoir, le paſſavant, qui avoit été donné après la ſaiſie du 28. au cher Henry. Le papier doit s'y retrouver, mais au fonds la choſe n'importe guere elle ne deviendroit du moins importante, qui dans le cas, où ce Mr. Larcher quelque ſoit, formeroit à ſon tour une répétition; alors il n'y auroit, qu'à lui aſſigner mes droits ſur Scharding, en attendant, je crois que nous pouvons en conſcience, nous laiſſer inveſtir des ſiens ſur Braunau, et oublier une affaire, qui ne mérite pas d'occuper davantage vos momens ni les miens. Seulement j'aurai

j'aurai ſoin, de ne pas perdre de vue l'adreſſe, que Vous avez la bonté de me donner; et ſoit par Braunau ſoit par Scharding, à mon retour vers le Danube; j'aurai ſoin également de me faire *ſigiller*, en m'abſtenant de parler en aucune langue du *Viaticum*, je conviens avec Vous que le Latin auroit pu devenir plus funeſte en Eſpagne qu'en Autriche, et qu'un familier du St. Office en auroit tiré encore un plus grand parti qu'un emploié Allemand. Mais il ſera ſcrupuleuſement rayé de ma nomenclature novelle en Voyage.

Si j'étois ſur que le Chocolat de Mr. Larcher valût pour le goût et la ſalubrité, celui de Mr. Henry, je vous prierois de vouloir bien accepter, et en faire uſage, et à tout hazard je vous prie très-inſtamment d'en faire l'experience, il pourroit ſe gâter d'ici à mon retour, et j'en ſuis pourvu ici de maniére, à n'avoir pas à regretter cette bagatelle, même en arrivant la-bas.

Je lu avec le plus vif interet *l'Eſſai ſur le Metaſtaſio*, que Vous avez eu la bonté de m'envoyer, je ne connoiſſois que de nom et par la lecture rapide de quelques unes de ſes piéces ce Poete célébre: je me ſouviens ſeulement d'avoir vu dans ma jeuneſſe repréſenter à Barcelone un de ſes opera que Vous citez, ſon *Achille in Seyro;* il me fit une impreſſion que je n'ai plus depuis éprouvée à aucun opera italien: il eſt vrai, que je ne me ſuis plus trouvé, non plus

plus dans le cas d'en voir repréſenter aucun des ſiens.

Ses Ouvrages le font admirer: Votre eſſai le fait aimer: c'eſt à mon avis, un des derniers traits du bonheur, qui l'a accompagné toute ſa vie, de vous avoir eu pour hiſtorien. Ceque Vous nous apprenez de ſon *in allemandisme* après 50. ans de ſéjour à Vienne, me conſole en peu de l'inaptitude, que je me ſuis trouvée pour cette langue, pendant les deux mois de mon ſéjour. Comme cependant ce n'eſt pas par les endroits foibles des grands hommes, qu'il faut excuſer ſes propres foibleſſes, et que d'ailleurs je n'ai point le droit *defaillir comme lui.*

Certainement ſi j'étois dans le cas de me fixer en Allemagne, je ne pouſſerois pas auſſi loin l'indifférence ni la pareſſe à l'égard d'une langue, dont tant d'écrivains renommés, et Vous en particulier, Monſieur, concourent à me donner grande idée; Vous vous exprimez avec trop d'agrément dans la mienne, pour ne pas m'inſpirer le plus vif deſir de vous entendre, et de vous lire dans la votre; ce ſeroit un de mes motifs, comme des relations ſuivies avec Vous ſeroient, à ce que j'espere une de mes facilités.

En attendant ce moment, ayez, je Vous prie, Monſieur, la bonté d'être l'interpréte de ma gratitude auprès de S. E. Mr. le Comte de Chotek, et de lui faire agréer les aſſurances de mon reſpect.

Je

Je ne tarderai pas, à ce que j'eſpere, à Vous faire parvenir quelque choſe, qui concerne votre ville et un des plus beaux établiſſemens dont S. M. l'a gratifiée. Je ſouhaite que les temoins oculaires et journaliers de la choſe ſoient contens de l'idée que je tâcherai d'en donner aux étrangers.

Je voudrois trouver une occaſion de Vous être utile ici, et de Vous convaincre de la ſincérité des ſentimens, avec les quels j'ai l'honneur d'être

Monſieur

Votre très-humble Serviteur

Linguet.

XIII.

Das Aeſchen und der Fuchs.

Eine Fabel.

Ein Aeſchen, das ſehr oft den witz'gen Gaukler machte,
Und dann durch ſeine Gauckeley,
Die es ſo gern ſelbſt laut belachte,
Die Thiere leicht zum Lachen brachte,
Wand einſt, da ſie mit fröhlichem Geſchrey
Ihm ihren lauten Beyfall gaben,
Zum Fuchſe ſich, und ſprach:
„ Nicht wahr, Herr Fuchs, die Kunſt, die ich beſitze,
„ Und zur Erſchütterung des Zwergfells andrer nütze

„ Macht mir ein andres Thier nicht nach;
„ Denn ſolche laut geprieſ'ne Gaben
„ Beſitzeſt du ja ſelbſt bey aller Schalkheit nicht,
„ Wer lobte je dich ſo wie mich ins Angeſicht?“

Das, ſprach der Fuchs, that man zwar freylich nie;
Allein wenn andre ſich an deinem Spas ergötzen,
So folgt noch nicht, daß ſie dich ſchätzen;
Zum wenigſten thun's die Vernünft'gen nicht.
Sie lachen über ſolch ein albern Vieh; —
Im Herzen, glaub es ſicherlich!
Verachten ſie mit wahrem Abſcheu dich.

* * *

Man lacht, wenn Rulph der Witzling ſpricht;
Allein man lacht auch nur und — — ſchätzt ihn wahrlich nicht.

C. F. Pockels.

XIV.

Nachtrag zur topo = und anthropographiſchen Beſchreibung des Königreichs Babimanien, des Landes der Uhumanen, Sperberlandes, Oſt = und Weſtgothlands, Königreichs der Hunnen und des Landes der Philoſophen.

Der anonymiſche Verfaſſer dieſer genannten Beſchreibung legt dem Publicum in dieſer Topo = und Anthropographie ge-

wiſſenhafte Rechenſchaft von ſeinen in die genannten Länder unternommenen Reiſen ab; macht uns in einer lebhaften Darſtellung mit den Staatsſyſtemen, Finanzmaximen, vorzüglichſten Erwerbszweigen und Sitten, Gebräuchen und Nationalcharactern der Einwohner jedes Landes bekannt, und um ſeinen Beſchreibungen Anmuth und Intereſſe zu geben, kleidet er ſie öfters in ein pragmatiſch-hiſtoriſches Gewand, wodurch er nicht nur dieſen Zweck deſto ſicherer erreicht, ſondern auch vielen Scharfſinn und philoſophiſchen Beobachtungsgeiſt zu erkennen giebt. Indeß, da ſelbſt dem Blick des eifrigſten Forſchers zuweilen Gegenſtände und Situationen entſchlüpfen, die ein Anderer mit geringer Mühe nach ihm öfters bemerken kann, ſo wird der Werth des genannten Buchs gewiß nicht heruntergeſetzt, wenn hier zu demſelben ein kleiner Nachtrag geliefert wird. Jener ungenannte Verfaſſer verdient vielmehr Aufmunterung und vielen Dank, daß er uns dieſe mit Nachdenken niedergeſchriebenen Reiſebemerkungen mitgetheilt hat, da wir von den mehrſten dieſer Länder noch keine eigentlichen Beſchreibungen, wenigſtens faſt keine Beobachtungen dieſer Völker von der Seite aufzuweiſen haben, von welcher der Verf. die ſeinigen angeſtellt hat. Der Herr Profeſſor Emberg, welcher nach ihm, das auf dem Titel zuletzt genannte Land beſucht hat, ſtimmt darin genau mit ſeiner Beſchreibung überein, daß er meldet: der jetzige regierende Fürſt dieſes Landes ſey ein großer Freund, Schützer und Beförderer der Wiſſenſchaften, und die erſtern Diener des Staats beeifern ſich in die Wette, ihrem Fürſten in dieſem Geſchmack nachzuahmen.

Dieſer Nachahmungstrieb äuſſert ſich bey dem gröſten Theil der Großen; beſonders unter denen, die ſich in der fürſtlichen Sphäre oder derſelben nur nahe befinden, ſieht man ſelten einen Herrn, der ſich nicht nach dieſem erſten Muſter bilden ſolte. Vielmehr ſucht ſich ein jeder — wenn gleich öfters wider den Wink der Natur — von dieſer Seite zu rechtfertigen, und wenigſtens ſich den Namen eines Muſenfreundes zu verſchaffen. Es iſt daher dort zur Sitte geworden, daß die erſten Staatsmänner ſich, zur Rechtfertigung ihres Geſchmacks, der Gelehrſamkeit in ſofern thätig anzunehmen, daß ein jeder von ihnen gewöhnlich einen Gelehrten, oft auch mehrere, im Hauſe hält, die unter dem ehrenvollen Titel: Gelehrter Geſellſchafter: ſich mit panegyriſchen Arbeiten beſchäftigen, oder auch anonymiſche Producte aus der Philoſophie, Statiſtic, Politic und Jurisprudenz liefern müßen; von welchen denn zuweilen einige gar der Ehre öffentlicher Bekanntmachung oder Ableſung von den erhabenen Mäcenaten ſelbſt gelegentlich gewürdigt werden; endlich das letztere, aber ſeltenere Geſchäft ſolcher Hausgelehrten beſteht in gründlichen Widerlegungsſchriften, bitter geſalzener fliegender Blätter; dieſes beſteht eigentlich darinn, daß ſolch ein Hausgelehrter die Staatscaroſſe Seiner Excellenz mit ſcharfer Lauge abwaſchen muß, wenn ſich etwa Jemand, dem in der Eile vielleicht ein Bein übergefahren iſt, unterſtehen ſolte, ſeinen Schmerz durch eine Hand voll Koth gegen den Staatswagen auszudrücken. —

Unter allen dort lebenden gelehrten Staatsmännern zeichnet ſich — nach Herrn Prof. Embergs Bericht — der Graf

Graf von Skamberg, der reichſte Miniſter des Fürſten, dadurch in dieſem Puncte aus, daß er bemüht iſt, die Gelehrten des Landes perſönlich zu prüfen und kennen zu lernen, und desbalb jeden reiſenden oder neuankommenden Gelehrten ſogleich, ſo wie alle übrigen aus der Reſidenz, der Reihe nach, an ſeine hohe Tafel und eben dadurch aus der Dunkelheit zieht, und ſich mit ihnen über allerley gelehrte Gegenſtände unterhält. In der Ordnung giebt der Herr Graf den Gelehrten der Reſidenz wöchentlich eine ſolche Fête, wozu denn auch weiter Niemand gezogen wird, um in den philoſophiſchen Geſprächen nicht durch ungeweihete Geſellſchafter geſtöhret zu werden. Da der Herr Graf aber ſchon lange mit verjährten Obſtructionen beſchwert iſt, und ſich der vielen Geſchäfte und Zerſtreuungen halber nicht zu einer langwierigen Cur entſchlieſſen, und noch weniger die hiezu erforderliche Diät beobachten kann; ſo hat ſein Leibarzt ihm wöchentliche Erweichungsmittel verordnet. Um dieſe periodiſche Cur aber unausgeſetzt und deſto gewiſſer zu beobachten, iſt der Freytag zum jedesmaligen, wöchentlichen Erweichungstag des Herrn Grafen ernannt und beſtimmt worden; und auf dieſen, für Sr. Excellenz bequemſten Tag iſt ein für allemal auch die Philoſophenfete feſtgeſetzt, weil der Herr Graf an dieſem Tage ohnehin ſich den Staatsgeſchäften entziehen, ſo wie jeder andern Geſellſchaft, der Speiſen halber, entbehren müßte, und nur allein die Mägen der Philoſophen ſich mit den leichten Speiſen des medicinirenden Herrn Grafen am füglichſten vertragen. Ueber dieſe getroffene Einrichtung wird im Palais Sr. Excellenz auch ſo genau und unverbrüchlich gehalten, daß der Koch, Kutſcher und Portier ſchon immer vorher wiſſen,

was ſie dieſen Tag zu thun haben; letzterer iſt ſogar ein für allemal befehligt, Freytags jeden unphiloſophiſchen Gaſt mit den Worten abzuweiſen: C'eſt le jour de malactique de S. E. — Auch noch der Umſtand macht die gelehrte Zuſammenkunſt an dieſem Tage bequem, daß, da der Herr Graf dieſen Tag nicht füglich en parure erſcheinen und gewöhnlichen Geſellſchaften beywohnen könnte, er im Cirkel ſeiner gelehrten Gäſte ohne Cerimonie und im Negligée bleiben und ſpeiſen kann, weil ja das philoſophiſche Auge über alle dergleichen modiſche Kleinigkeiten hinwegſieht.

Weil Philoſophen aber auch Feinde jeder Art des Pomps ſind oder ſeyn ſolten, ſo wird auch zum Zuſammenholen der freytagiſchen Gäſte niemals die Staats- oder gewöhnliche Equipage Sr. Excellenz genommen, ſondern hiezu iſt einzig ein eigenes, prunkloſes Fahrwerk im Geſchmack der berliniſchen Fiacres, beſtimmt, welches die Philoſophenequipage genannt wird. Dieſe erhabenen wöchentlichen Beweiſe von Sr. Excellenz edlen Denk- und Handlungsart gegen die Wiſſenſchaften und ihre Freunde hatte der Herr Prof. Emberg nicht nur von verſchiedenen Seiten rühmen gehört, ſondern hatte auch ſchon einige Sonnabende die lobpreiſende Anzeige derſelben in den öffentlichen Intelligenzblättern geleſen, worin von dem anonymiſchen Hausgelehrten des Herrn Grafen — (auch eine von den Beſchäftigungen ſolcher Männer!) dem Publicum gemeldet wurde, welche Gelehrte Tages vorher die Gnade gehabt, an Sr. Excellenz Tafel gezogen zu werden; mit welchen dieſer Herren Sr. Excellenz ſich vorzüglich, und über welche große Gegenſtände Sie ſich mit ihnen unterhalten, und

und welche Beweiſe von promptitude und preſence d'eſprit Dieſelben dabey gegeben hätten. Der Herr Prof. Emberg war kaum einige Wochen in der Reſidenz geweſen, und nur mit wenigen Gelehrten bekannt worden, als auch er von dem Herrn Grafen von Skamberg zur Philoſophenfete eingeladen ward. Herr Emberg hatte diesmal wegen gewiſſer Verhinderungen die Ehre verbitten müſſen, und ward demohngeachtet zum folgenden Freytage aufs Neue eingeladen; doch auch diesmal mußte er es wieder ausſchlagen, weil er ſchon vorher zur Geburtstagsfeyer eines Freundes auf dieſen Tag gebeten war. Indeß, da der Herr Graf verſchiedentlich von dem Herrn Prof. Emberg gehört hatte, und ihn doch gern perſönlich kennen lernen wolte, ſo ließ er ihn erſuchen, wenigſtens des Vormittags ihm den gewünſchten Beſuch zu machen. Da Sr. Excellenz ihm alſo mit ſo vieler Huld zuvorkam, ſo konnte Herr E. dies auf keinen Fall länger ausſchlagen, ſondern verſprach, befohlnermaßen am Freytage Vormittags aufzuwarten. Zur beſtimmten Stunde erſchien zu ſeiner Abholung die Equipage des Herrn Grafen, und zwar die vorhin genannte Philoſophenequipage, deren ſimples Anſehen den Herrn Emberg verwunderte, doch ihm zugleich auch hohe Begriffe von der philoſophiſchen Denkungsart Sr. Excellenz und der dortigen Gelehrten gab. Als der Herr Prof. Emberg ins Palais trat, führte ihn ſogleich der Cammerdiener in das Zimmer Sr. Excellenz, wo er den Herrn Grafen in ſeiner philoſophiſchen Kleidung, d. i. im Schlafrock antraf. Da Herr E. ſein dort gehabtes Geſpräch völlig aufgezeichnet hat, ſo mögen die eigenen Worte hier ſtatt der Erzählung dienen.

Der Graf. (ſchiebt die Schlafmütze übers linke Auge) Ey! Ihr Diener! Ihr Diener! Herr Profeſſor. Es iſt mir lieb, Sie kennen zu lernen. Das iſt wahr, Sie machen Sich ſehr rar; — ich habe dreymal nach Ihnen ſchicken müſſen.

Emberg. Ich muß aufrichtig geſtehen, Ihro Excellenz bezeigen Sich äuſſerſt gnädig gegen einen Fremden — und — —

Der Graf. Ja, Herr Profeſſor, ich muß Ihnen ſagen, die Gelehrſamkeit iſt gerade meine ſchwache Seite; ich meine, für die Herrn Gelehrten bin ich gewaltig portirt, und finde ein großes Divertiſſement in philoſophiſchen Unterhaltungen.

Emberg. Ja, davon habe ich hier *überall rühmliche* Beweiſe gehört, und alle Sonnabende gedruckt geleſen.

Der Graf. Gedruckt? (er ſetzt ſich auf das Sopha) Ach! Sie meinen das Intelligenzblatt? Nun ja; aber ich weis nicht, wer das da immer hineinſetzen läßt; ich habe ſchon verſchiedentlich meine Unzufriedenheit darüber geäuſſert. Indeß kann es doch Manchem zur Nachahmung ermuntern, und Auswärtigen eine avantageuſe Idée vom hieſigen Zuſtande der Wiſſenſchaften geben. A propos! Herr Profeſſor! Sind Sie viel gereiſet? Ich mag gerne Reiſebeſchreibungen leſen, aber noch lieber hören.

Emberg. Unſern Welttheil hab' ich ſo ziemlich überall geſehen, und jetzt zuletzt bin ich in Weinland geweſen, wo es mir auſſerordentlich gefallen hat.

Der

Der Graf. (ſich im Sopha dehnend) O erzählen Sie mir davon, Herr Profeſſor!

Emberg. (ſtehend, gerade über den Grafen, den Hut unterm Arm) Wie Ihro Excellenz befehlen. Wie ich in der Reſidenz ankam, ward ich im Thore ſcharf examinirt, und da der Rapport unmittelbar dem Fürſten überbracht werden muß, ſo hatte der auch meine Ankunſt erfahren. Folgenden Morgens ward ich ſogleich befehligt, vor den Fürſten zu kommen. Ich gehorchte, und ſo wie ich den Fürſten in ſeinem Courzimmer fand, kam er mir gleich in völliger Uniform entgegen, bewillkommte mich äuſſerſt gnädig, und eh' er weiter ſprach, befahl er mir gleich, mich zu ſetzen, ob gleich nur ein Stuhl in dem Zimmer war. Ich wolte —

Der Graf. (aufſpringend) O Herr Profeſſor, ſetzen Sie ſich, ſetzen Sie ſich — — das Wetter iſt heut gar vortreflich — ſehr traurig, wolt ich ſagen. Der Profeſſor Emberg ſetzte ſich — und es folgten einige minder intereſſante Geſpräche, die von Seiten Sr. Excellenz häufig unterbrochen wurden, bis ſich bald darauf das ganze Geſpräch endigte, da es beynahe Mittag war, und der Herr Prof. Emberg ſich beurlauben mußte.

XV.

Paul Pasquin, über die Alten und Neuern,

Aus dem Engliſchen überſetzt *).

Hi ſunt inuidiae, nimirum, Regule, mores,
Praeferat antiquos ſemper vt illa novis.

Martial.

Da iſt ſo ein Haufe alter cyniſcher Burſche, die uns unaufhörlich mit dem Lobe der vergangenen Zeiten die Ohren reiben, zwiſchen den Alten und Neuern, zum äuſſerſten Nachtheile der letztern Vergleichungen anſtellen, und ein menſchenfeindliches Vergnügen darinnen finden, wenn ſie die Menſchen von einem Alter zum andern, ſowohl an geiſtigen als körperlichen Vollkommenheiten immer ausgearteter vorſtellen. Bey dieſen Leuten ſind alle Wiſſenſchaften in Verfall; alle Künſte gehen den Krebsgang; die großen Tugenden ſind ein für allemal verſchwunden, und mit aller Sittlichkeit wird es bald garaus ſeyn. Selbſt die menſchliche Geſtalt ſinkt in der

Statur

*) Dieſer Aufſatz iſt aus den Hounger überſetzt, eine vortrefliche periodiſche Schrift, welche in kurzer Zeit 3mal aufgelegt iſt. Zur Oſtermeſſe wird davon eine deutſche Ueberſetzung erſcheinen.

Statur herab, und vermindert ſich an Stärke: das Clima verändert ſich, und die Jahrszeiten werden immer unfreundlicher: Die Sonne verliert ihre Wärme, und die Erde ihre Fruchtbarkeit. Ich will zugeben, daß in einigen wenigen Fällen Etwas dran ſeyn kann, und zum Beyſpiele gern einräume, daß die neuere Muſic nicht mehr ſo mächtig in ihren Wirkungen iſt, als des Orpheus ſeine: daß August der Zweyte, König von Pohlen, ob er gleich ein Hufeiſen zuſammendrücken konnte, es doch nicht mit dem Hercules aufzunehmen vermögend war, daß die Schwäne ihr Vermögen zu ſingen verloren haben: und daß ſelbſt, in den Perioden meiner eigenen Zurückerinnerung, ein großer Verfall in der Kunſt Roſinenkuchen und kleine Paſtetchen zu backen herrſchet. Dagegen glaube ich aber auch, daß das Gemälde in andern Abſichten ſehr ungetreu iſt: und ich bin gänzlich überzeugt, daß, wenn wir die Verdienſte der alten und neuen Welt unpartheyiſch ſchätzen wollen, die Wagſchale der letztern jene hoch in die Höhe ſchnellt.

Ich bin zwar nicht Willens, mich auf eine vollſtändige Erörterung dieſer wichtigen Materie einzulaſſen, ſondern, es mag vor der Hand genug ſeyn, wenn ich einige wenige Beweisgründe, zur Widerlegung der alten angezeigten Knurrbärte vorbringe. Dieſe denke ich, ſollen hinlänglich darthun, daß der Fehler bloß in ihrer milzſüchtigen und mürriſchen Laune liegt: ja, daß die Welt nicht nur heut zu Tage nicht ſchlimmer, ſondern ungleich beſſer iſt, als in vorigen Zeiten. Man wird mir verzeyhen, wenn ich in meinem Vortrage nicht methodiſch zu Werke gehe: und da mein Gemälde

bloß aus verſchiedenen einzelnen Gruppen beſteht, ſo wird nichts daran liegen, bey welchem Ende ich anfange.

Ich bin oft erſtaunt, wenn ich mit dem größten Ernſte habe behaupten hören, daß die Menſchen heut zu Tage weit laſterhafter und ausgelaſſener wären, als in ältern Zeiten. Die Neuern haben ohne Zweifel viel merkwürdige Entdeckungen in Künſten und Wiſſenſchaften gemacht: doch finde ich nicht, daß Mord, Diebſtahl, Meyneid, Ehebruch u. ſ. w. in dieſer Anzahl iſt. Es iſt wahr, daß, ſo wie es in allen menſchlichen Dingen eine Mode giebt, die ſich mit den Zeiten ändert, ihr Einfluß eben ſo gut in Laſtern, als jedem andern Dinge ſich äuſſern muß: hier aber (ich getraue mir es zu behaupten,) liegt der Vorzug ganz auf unſerer Seite. Vormals hatten ſie bey Begehung eines Verbrechens die barbariſche und brutale Mode, daß ſie gerade auf den Punct zugiengen. Wenn ein Nachbar gegen den andern übel geſinnt war, ſo ſchlug er ihn vor den Kopf, ſobald er ſeiner anſichtig ward, oder ſteckte ſein Haus an, und machte ihn, ſein Weib und ſeine Kinder zum Brandopfer. Aber, wie vortheilhaft hat ſich nicht heut zu Tage die Mode geändert. Wir ſehen in der Geſellſchaft keine ſolche wilden Thiere mehr. Ein Feind zeigt ſich jetzt in der Geſtalt eines Freundes: er beweiſt uns äuſſerlich alle nur erſinnliche Höflichkeit von der Welt, und untergräbt unſern guten Namen blos hinter unſerm Rücken: er leiht uns Geld, wenn wir deſſen bedürfen, und wirft uns blos dann in Kerker, wann wir auſſer demſelben verhungern müßten: er würde der letzte in der Welt ſeyn, wenn es darauf ankäme, daß er ſeine Rache

durch

durch einen Schuß oder Dolch an uns ausüben ſolte; wenn er es aber dahin gebracht hat, daß wir, des Lebens überdrüßig, uns ſelbſt die Gurgel abſchneiden, ſo iſt das wahrhaftig nicht ſeine Schuld.

Geſetzt aber auch, die Nothwendigkeit brächte es mit ſich, daß er uns ſelbſt hinrichten müßte, welches ſich wohl zutragen könnte, wenn die Beleidigung zu abſcheulich wäre: zum Beyſpiele, wenn wir von ungefähr an einen Herrn in der Straße ſtießen, unverſehens ihm auf die Schuhe ſpuckten, oder ihn etwa in einer geheimen Zuſammenkunſt mit unſerer Frau ſtörten: ſo unterrichtet er uns von ſeinen Geſinnungen auf das allerartigſte; ſagt uns, daß er uns in jeder Rückſicht für einen Mann von Ehre halte; und bittet uns bloß in einer höflichen Charte, daß wir doch kommen, und uns von ihm durch den Kopf ſollen ſchießen laſſen.

Die Alten, man muß es geſtehen, waren in Abſicht auf guten Geſchmack und gute Sitten weit unter uns. Dieſer verfeinerte Geſchmack, der ſich hauptſächlich durch eine cosmopolitiſche Verachtung aller einheimiſchen Producte und einer großmüthigen Bewunderung Alles deſſen, was fremd iſt, äuſſert, ſcheint in der That ein Vorzug zu ſeyn, der den Neuern ganz beſonders eigen iſt. Ein wohlerzogener Herr von Staude, (das kann man mit Wahrheit ſagen,) hat kein Vaterland, es heiße, wie es wolle. Er vereiniget in ſich die characteriſtiſchen Züge aller verſchiedenen Völker. Er ſchwazt und kleidet ſich franzöſiſch, und ſingt italieniſch: er thut es dem Spanier an Trägheit, und dem Rußen an

Trinken

Trinken zuvor; ſein Haus iſt griechiſch, ſeine Wirthſchaftsgebäude gothiſch, und ſeine Ausmöblirung chineſiſch. Eben die Unpartheylichkeit beobachtet er in ſeiner Religion; und da er keine Urſachen findet, warum er den Confuz, den Brama, oder den Mahometanismus dem Chriſtenthume vorziehen ſolte, ſo hat er für alle ihre Glaubenslehren eine gleiche Duldſamkeit.

Aber, wie verſchieden dachten hierinne die Griechen und Römer! Sclaviſch ihren eigenen Sitten und Gewohnheiten ergeben, behandelten ſie alle Fremden mit Verachtung. Was konnte man alſo von ihnen, die ſolche Barbaren ſelbſt waren, anders erwarten, als daß ſie alle übrigen Völker durch dieſe beſchimpfende Benennung brandmarkten? Durch keine Tugend haben ſich die Alten mehr Anſehen verſchaft, als durch ihren Patriotismus: bey einer genauen Prüfung aber werden wir ſehn, daß man ihre Verdienſte dießfals ſehr übertrieben hat. Es iſt wahr, wir finden einige auffallende Beweiſe von dieſer Tugend bey einigen einzelnen Perſonen: aber ſo ausgebreitet war ſie unter dem großen Volkshaufen bey weitem nicht, als unter uns. Die Thorwärter und Miethkutſcher in Rom und Athen waren in den Angelegenheiten des Staats auf eine beweinenswürdige Art unwiſſend. In dieſen Hauptſtädten waren keine Clubs für die Verbeſſerung ihrer Geſetze. Zimmerleute und Mäurer verbeſſerten bloß ihre Burgſchaften mit der Axt und dem Hammer: Schuſter und Schneider verſtunden ſich gut genug auf die Ahle und Nadel: wußten aber die Regierung nicht auszuflicken.

Viel-

Vielleicht hat man ſogar den Patriotiſmus einzelner Perſonen unter den Alten mehr erhoben, als er es verdient: und man würde bey einer genauen Schätzung finden, daß die Neuern nicht nur gleiche, ſondern noch höhere Beyſpiele von derſelben heroiſchen Tugend aufſtellen könnten. Was iſt zum Exempel denn ſo hervorſtechendes in dem geprieſenen Beyſpiele des Themiſtocles und Ariſtides? Sie waren bittere Feinde, vergaßen aber ihre Zänkereyen, ſobald ihr Vaterland gefährt war, und vereinigten ihre Kräfte, um es aufrecht zu erhalten, als es die Perſer mit dem Untergange bedrohten. Machen es unſere neuern Staatsmänner nicht eben ſo? Heute erklären ſie ſich einander ſowohl bey öffentlichen als Privatangelegenheiten den eingewurzeltſten Haß und Abſcheu, und morgen ſiehet man ſie für das Beſte ihres Landes ſich die Hände ſchütteln, in allen Maaßregeln übereinſtimmen, und einander die aufrichtigſte Hochachtung und Verehrung bezeigen. Decius opferte ſich zwar ſelbſt für ſein Vaterland auf, und gewann dadurch einen groſen Sieg über die Feinde Roms: Allein unſere Befehlshaber gehen noch viel weiter: denn ſie opfern, aus bloßem Geiſte des Patriotiſmus ganze zahlreiche Heere auf. Kurz, man kann zuverſichtlich behaupten, daß alle dieſe prächtigen Beyſpiele, von denen wir in der alten Geſchichte leſen, ihres gleichen in einem neuern Zeitungsblatte finden.

Und nun, da ich einmal auf die Zeitungsblätter komme, ſo erlauben Sie mir zu bemerken, daß dieſe kurzen Chroniken der Zeit täglich unzählige Beweiſe von der Ueberlegenheit

genheit der Neuen über die Alten, in vielen der nützlichſten Künſte und Wiſſenſchaften aufſtellen. In der edelſten aller Künſte, ich meyne der Heilungskunſt, haben die Neuern eine ſo große Vollkommenheit erreicht, daß ein Schriftſteller mit Recht ſeine Verwunderung bezeiget, als er in den Todtenliſten die große Zahl von Menſchen las, die ſich einfallen laſſen, an den oder jenen Krankheiten zu ſterben, wo doch für jede ſo untrügliche und ſpecifiſche Heilungsmittel vorhanden ſind. Wahrhaftig! — wie iſt der Albernheit ſolcher Menſchen abzuhelfen, die ſich weigern, eine Cur zu brauchen, wenn ſie in articulo mortis ſind, d. i. in letzten Zügen liegen: doch ſteht zu hoffen, daß wir nicht mehr von einem ſo entſchloſſenen Selbſtmorde hören werden, *wann* wir leſen, daß einige dieſer modernen Aeſculape blos *ſolche Kranke*, die gerade in dem Zuſtande der Unheilbarkeit *ſind*, wählen werden, an denen ſie ihre Kunſt *beweiſen können.* Einer dieſer vortreflichen Aerzte, ſagt in ſeinen Ankündigungen, daß er wünſcht, Keiner — (ſeine Worte ſind auf das bündigſte ausſchließend,) Keiner ſolle ſich an ihn wenden, der nicht für unheilbar gehalten, oder von der Facultät unheilbar gemacht worden. Er fodert alſo die Kranken jeder Art auf, Alles mögliche zu thun, ſich unheilbar zu machen, damit ſie ſich in den Zuſtand verſetzen, von ihm vollkommen wieder hergeſtellt zu werden.

Mit der Arzeneywiſſenſchaft hat die Kunſt die menſchliche Geſtalt auszubeſſern etwas Analogiſches. Und hier zeigt ſich die Ueberlegenheit der Neuern nicht weniger. In dieſer

ſer höchſt nützlichen Kunſt giengen die Alten nicht viel weiter, als daß ſie dem Geſichte eine kleine äuſſerliche Verſchönerung geben konnten. Sie wußten nichts von der ſchöpferiſchen Kraft, Glieder und ſinnliche Werkzeuge ſo gut als Geſichtszüge zu machen. Die Pergamentbuſen, Korkleiber und ausgeſtopften Hüften: die Einſetzung gläſerner Augen, und die Verpflanzung der Zähne, ſind durchaus neue Erfindundungen. Und ſeit wir davon gewiß ſind, daß der Mechanismus zu einer ſo großen Vollkommenheit gediehen iſt, daß ein hölzerner Mann ein Solo auf der Geige, daß er Schach ſpielen, und ſogar Wörter ausſprechen kann, ſo ſehe ich nicht ein, wie man noch zweifeln mag, daß mit der Zeit künſtliche Menſchen auf den Straßen ſpatzieren laufen, alle Geſchäfte des Lebens verwalten, und ihren Pflichten in der Geſellſchaft ſo gut und ſo ruhig eine Genüge leiſten werden, als die wirklichen. Wann die Kunſt, Automaten zu machen, zu dieſer Vollkommenheit gelanget iſt, wie wir denn hoffen, daß dies in wenig Jahren geſchehen wird, ſo haben wir Urſache, uns zu den großen, politiſchen Wohlthaten Glück zu wünſchen, die aus dieſer bewundernswürdigen Erfindung entſtehen müßen. Da auch kein Zweifel iſt, daß die Verdienſte dieſer Claſſe von Menſchen ſich zu den höchſten Beförderungen fähig machen werden, ſo können wir auch ſicher erwarten, daß jede Staatsbedienung von einem Haufen aufrichtiger und unbeſtechlicher Magiſtratsperſonen wird beſetzt; die große Maſchine des Staats auf das geſchickteſte wird regieret; die Richter mit der ſtrengſten Unpartheylichkeit Recht und Gerechtigkeit verwalten werden;

und (welches ein großes deſideratum des gegenwärtigen Zeitalters iſt) daß ein hölzerner König an dem Ruder des Staats ſitzen, und die Würde der Krone behaupten wird, ohne daß es der Nation einen Heller koſtet; ja, daß er ſie zu gleicher Zeit von allen ängſtlichen Sorgen befreyen wird, seine Größe jemals zu ihren Verderben zu mißbrauchen.

Paul Pasquin.

XVI. Nach-

XVI.
Nachricht.

Ich bin ſeit einiger Zeit von bekannten und unbekannten Perſonen mit einer Menge Beyträge zum Journal beehrt worden, wofür ich hier öffentlich danke. Eine Erklärung iſt jedoch erforderlich. Die mehreſten dieſer Beyträge ſind poetiſchen Inhalts, die ſich in meinem Porte feuille ſo gehäuft haben, und noch immer vermehrt werden, daß ich mich deshalb in keiner geringen Verlegenheit befinde. Nur den kleinſten Theil des Raums, den ein jedes Journalheft einnimmt, iſt dem Plan des Inſtituts gemäß, für poetiſche Aufſätze beſtimmt, und dieſer Plan ſelbſt iſt nach dem Geſchmack der jetzigen Leſewelt geordnet. Meine gütigen Freunde werden alſo erinnert, hierauf gefälligſt Rückſicht zu nehmen; und wenn nicht alles Eingeſandte von Poeſien in dieſem periodiſchen Werk gedruckt erſcheinen ſolte, ſo erwartet man von ihrer Billigkeit, daß Sie ſolches nicht dem Herausgeber zuſchreiben werden, deſſen Privatgeſchmack und critiſches Urtheil hier gar nicht in Betrachtung kommt; da alles hierinn dem Geſchmack des Publicums untergeordnet ſeyn muß. Proſaiſche Aufſätze werden mir daher jederzeit willkommen ſeyn.

Zugleich gebe ich hiermit Nachricht, daß die ſeit einiger Zeit in Hamburg erſchienene engliſche periodiſche Schrift betitelt: The british Mercury, jetzt auch in einer deutſchen Ueberſetzung herausgegeben wird, und alſo dadurch in die Reihe der deutſchen Zeitſchriften tritt, die Politic und die

neueſte Geſchichte zum Gegenſtande haben. Der Inhalt iſt überdem für alle Claſſen von Leſern, und hat folgende Rubriken:

Neuigkeiten aus Großbritiannien, Irrland, den brittiſchen Beſitzungen in Indien und aus America. Staatsſchriften. Politiſche, hiſtoriſche, und ſatyriſche Bemerkungen, litterariſche Artikel. Anecdoten, die neueſten, ſittlichen Vorfälle betreffend. Tribunalvorfälle. Künſte. Poeſien. Theaternachrichten. Sonderbare Avertiſſements. Neue Bücher.

Alle Woche, regelmäßig ohne Rückſicht auf das Auſſenbleiben der engliſchen Poſten, erſcheinen von dieſem Werk ſowohl Original als Ueberſetzung ein Stück von zwey Bogen; die letztere wird von einem ſprachkundigen Gelehrten gemacht. Der Preiß des Jahrgangs, der aus vier Bänden, jeder von 25 Bogen groß 8. beſteht, iſt 6 Rthlr. in Louisd'or, wofür die Stücke franco ſpedirt werden. Die wöchentlichen Verſendungen beſorgen die Poſtämter, die monatlichen aber die Hofmanniſche Buchhandlung in Hamburg.

v. Archenholtz.

X.

Anhang.

No. 1.

In allen Buchhandlungen iſt zu haben: Freymaureriſche Wanderungen des weiſen Junkers Don Quixotte von Mancha und des großen Schildknappen Herrn Sancho Panſa 8 Deutſchwand ohne Erlaubnis der Obern.

Die Abentheuer dieſer beyden berüchtigten Herren auf deutſchen Grund und Boden, ſind nicht der unbeträchtlichſte Theil ihrer Geſchichte. Auch hat der Geiſt des ehrlichen Cervantes ſie nicht ohne einen großen Aufwand ſeines Witzes und ſeiner Laune behandelt.

No. 2.

Bey G. J. Göſchen in Leipzig auf dem neuen Neumarkt iſt zu haben: Dr. J. G. Roſſenmüllers, Superintendenten, chriſtliches Lehrbuch für die Jugend. (In zuſammenhängenden Vortrage mit am Rande beygeſetzten Fragen,) groß 8vo. 14 Bogen. Einzeln a 9 gr. wer 12 Exemplare nimmt a 7 gr.

No. 3.

Der Buchhändler Georg Emanuel Beer in Leipzig hat die mit ungetheilten Beyfall aufgenommene Ergänzung der Geſchichte von Aſien und Afrika, welche der Sachſenweimarſche Herr Kammerrath von Breitenbauch, in dieſen Jahr mit dem vierten Theil geſchloſſen hat, an ſich gekauft, und kann man nun wieder Exemplare davon in allen Buchhandlungen haben. Das ganze Werk beſteht aus 78 Bogen und enthält die Geſchichte der Georgiſchen Reiche, der Arabiſchen Reiche, der Druſen, der Tatariſchen Reiche, von Tibet und Tufan, der Indianiſchen Reiche, des Scherifs von Marocko, der Samorius von Kalikut, von Mayſſur, der Maratten, der Subabie Dekan, der Nabobie Karnatik, der Subabie Bengal, der Patanen, die Geſchichte von Ceylon,

lon, der Molukkiſchen Inſeln, von Sumatra, Java, des Reichs Makaſſar auf Celebes u. a. m. Der Preiß für alle 4 Theile iſt auf 2 Thlr. geſetzt.

No. 4.

A MESSIEURS LES LIBRAIRES.

De la Monarchie Pruſsienne ſous FREDERIC LE GRAND AVEC UN APPENDIX

contenant des recherches ſur la ſituation actuelle des contrées les plus importantes de l'Allemagne.

par Mr. le Comte de MIRABEAU.

Nous venons de faire l'acquiſition de ce manuſcrit important qui renfemre les connoiſſances qu'ont procuré de nombreux voyages en Allemagne à un des hommes les plus celebres que les Lettres comptent aujourd'hui en Europe. Amis ou Ennemis Partiſans ou Critiques, tous ſe réuniſſent du moins ſur les talens de Mr. le Comte de Mirabeau, et l'inexprimable vogue de ſes écrits les moins importans eſt d'un augure plus que favorable pour un ouvrage auquel il ne ſe cache pas d'attacher un grand intérêt de reputation et de gloire. Deux longs séjours à Berlin, des circonſtances particulières aſſez connues, et les communications les plus importantes l'ont mis d'ailléurs à même de ſavoir ſur un régne ſi mémorable, et ſur une monarchie ſi intèreſſante pour la liberté politique de l'Europe, ce dont aucun autre homme de lettres François ne peut être inſtruit.

Nous avons réſolu de ne publier cet ouvrage, ni par la voie de la Souſcription dont on a tant abuſé; ni par parties, ce qui refroidit l'intérêt en déjonant la curioſité. Les ſix ou ſept gros Volumes in-octavo qu'il contiendra paroîtront donc enſemble et dans les premiers mois de l'année 1788.

Nous diſons *les ſix ou ſept Volumes*, par ce qu'il nous eſt impoſſible de fixer préciſement ſur le manuſcript la portée de cet ouvrage. Nous nous engageons ſeulement au moins

moins à six Volumes, et au plus à sept de trois à quatre cens pages chacun, non compris les Etats, ou Tableaux qui seront en grand nombre.

Mais bien que nous ne prétendions pas proposes de Souscription, nous désirons de connoître par les commissions que nous adresseront MM. les Libraires à peuprès le nombre d'Exemplaires qu'il conviendra de tirer.

L'Edition in-octavo à la tête de laquelle nous placerons la plus belle Estampe de Frederic le Grand qu'il soit possible de se procurer, sera d'une exécution peu connue dans les presses étrangères: nous osons le promettre d'après les soins sans nombre, et même le luxe typographie que nous y avons destine: Mr. le Comte de Mirabeau nous permet de déclarer ici hautement, qu'il ne reconnoît et qu'il ne reconnoîtra que cette Edition, ou celles du même ouvrage qui pourront sortir de nos presses; et même qu'il apposera sa signature à chaque Exemplaire Pout ceux qui pourroient désirer cette précaution.

L'Edition in-douze moins belle, mais plus proportionnée aux facultés du commun des Lecteurs, sera imprimée sur l'édition revue par l'Auteur, et par conséquent très-correcte.

L'incertitude du nombre des volumes, nous empêchant de fixer ici le prix de tout l'ouvrage, nous l'établissons à L. 7. de france le volume de l'édition in-octavo, et à L. 4. de france celui de l'édition in-douze. Celle-ci sera reduite en moins de volumes que celle in-octavo.

Si les Amateurs de bibliographie desirent une édition In-quarto, nous en ferons paroître une, pour peu que les demandes de MM. les Libraires nous soient un indice de ce désir. Heureux si commençant notre carriere typographique sous les auspices d'un tel ouvrage, nous donnons au Public une juste idée de notre respect pour lui, et des principes qui présideront à toutes nos spéculations en Imprimerie et en Libraire!

Hamburg le 15. September 1787.

Pierre François Fauche Fils et Comp.

NB. MM. les Libraires qui s'annonceront à nous pour 500 Exemplaires aumoins, auront leur nom au bas du titre de toutes les Editions que nous ferons de cet ouvrage.

No. 5.

The domeſtic Phyſician; or Guardian of Healh, pointing out, in the moſt familiar manner, the nature and ſymtomes of every diſorder incident to mankindwith their gradual progreſs, and the method of cure; particularly adapted to the uſe of families and private practioners.

Von dieſem Buche wird nächſtens in meinem Verlage zu Berlin und Leipzig eine deutſche Ueberſetzung mit Anmerkungen eines bekannten Arztes herauskommen.

Johann Friedrich Unger.

No. 6.

Unter den kriegeriſchen Thaten Friderichs des Zweiten, iſt die Schlacht bey Prag ohne Zweifel auch darum eine der merkwürdigſten, weil in derſelben einer der größten Preußiſchen Generale, aus Liebe zu ſeinem Könige und dem Vaterlande, ſich wie ein zweyter Decius gewiſſermaßen aufopferte, indem er, ſein Regiment zum weitern Vorrücken zu ermuntern, einem Junker die Fahne wegnahm, und mit derſelben in der Hand den Tod des Helden ſtarb.

Dieſen rühmlichen Tod des General-Feldmarſchals von Schwerin hat der Königl. Hofmahler und Rector der Berliniſchen Academie der bildenden Künſte Herr Friſch gemahlt, und hat bey der diesjährigen öffentlichen Ausſtellung der Academie über dies Gemählde den ungetheilteſten Beifall des Publicums erhalten.

In der Hauptgruppe ſieht man den auffallend ähnlich gemahlten Helden, noch mit der Fahne im Arm, todt da liegen, Sein Stallmeiſter und ſein Jäger ſind im Begriff, ihn vom Schlachtfelde aufzuheben, unter den übrigen Figuren, welche die Hauptfigur umgeben, und denen der Künſtler ſämmtlich den angemeſſenſten Ausdruck gegeben hat, zeichnen ſich beſonders die beyden Adjutanten des gefallnen Helden aus: von denen der eine, ſein Neffe, herbeieilt, und der andre, ein Herr von Platen, den Entſchluß faßte, den er wirklich ausführte: ſich ins feindliche Feuer zu ſtürzen, und da den Tod zu ſuchen; dies iſt die hiſtoriſche Wahrheit, die durch Männer, die noch bey der preußiſchen Armee leben, uns durch Zeugniſſe beſtätiget haben.

Kenner und Liebhaber wünſchen dies Gemählde voll Geiſt und Leben durch den Grabſtichel vervielfältigt zu ſehen; ich bin daher entſchloſſen, es in Kupfer zu ſtechen, und

und zwar in eben der Größe, als das bekannte Blatt, welches den Tod des Generals Wolff von Wollet vorſtellt, nehmlich $16\frac{1}{4}$ Zoll hoch und $22\frac{1}{2}$ Zoll breit. Was die Manier betrifft, ſo werde ich allen Fleiß anwenden, um nicht zu weit hinter dem engliſchen Künſtler zurück zu bleiben.

Da ich zur Anfertigung der Platte 14 Monat Zeit bedarf, ſo wähle ich den Weg der Pränumeration, deren Betrag ich auf einen Friderichsd'or beſtimme. Damit jeder Pränumerant verſichert ſeyn könne, einen guten Abdruck zu bekommen, werde ich überhaupt nur 400 Pränumeranten annehmen. Die Pränumeration iſt vom unterzeichneten Tage an 4 Monat offen, in Sachſen nimmt Herr Buchhändler G. J. Göſchen in Leipzig Pränumeration an.

Nach Verlauf dieſer Zeit wird ein Abdruck nicht anders, als für 3 Dukaten verkauft werden. Wer 10 Pränumeranten ſammlet, hat den gewöhnlichen Vortheil, daß er das 11te Exemplar unentgeltlich erhält.

Daniel Berger,

Rector der Königl. Preußiſchen Academie der bildenden Künſte.

Berlin,
den 16. Auguſt 1787.

No. 7.

In der Mitte des Octobers wird bey G. J. Göſchen in Leipzig zu haben ſeyn:

Pandora, oder Calender des Luxus und der Moden Herausgegeben von Bertuch und Kraus, auf das Jahr 1788. 20 Gr.

— dieſelbe als Taſchenbuch ohne Calender.

Selten wird ein Unternehmen bey dieſem erſten Verſuch alle Vollkommenheiten erreichen, welche gewiſſenhafte Herausgeber ihr zugeben wünſchen. Ob die Herrn Herausgeber und der Verleger dieſes Jahr ihren Wunſch, die Pandora mit jedem Jahre reizender und dem Publico angenehmer zu machen, erreicht haben, mögen die Herrn und Damen, für die ſie beſtimmt iſt, entſcheiden. Wenigſtens können ſie mit dem redlichſten Bewuſtſeyn behaupten: daß ſie keine Zeit, keine Mühe und keine Koſten geſparet haben,

 um

um ihn zu erreichen. Sie haben die vernünftigen Erinnerungen ihrer einſichtsvollen Correſpondenten ſoviel als möglich benutzt, ohne dabey ihren wohlüberlegten Plan aus dem Auge zu verliehren. Die Kupfer ſind dieſes Jahr 1.) ein reizendes Frontespitz von Malvieur. Die Pandora wird von den 3 Grazien geputzt, die Mode will ihr einen abentheuerlichen Huth dazu reichen; allein der Genius des guten Geſchmacks und der Natur weiſet ſie zurück. Dazu gehöret ein Gedicht als Prolog zum Calender von Blumauer, den Liebling der comiſchen Muſe. II.) Kopfputz der vier weiblichen Alter: des Kindes, der Jungfrau, der Frau, und der Matrone. III.) Sechs ausgemahlte Kupfer: die neueſten Damentrachten; No. 1. Wintertracht, No. 2. Redoutenkleid, No. 3. Damenſchlafrock, No. 4. groſſer Abingtonrock, No. 5. halber Anzug oder Robe à l'angloiſe No. 6. voller Anzug. IV.) 6 Blätter von Penzel, 1) dealiſche Kleidung, 2.) römiſche Tracht, 3.) romantiſche Kleidung, 4.) Ritterkleidung, 5.) Tracht aus dem mittlern Zeitalter, 6.) moderne Characterkleidung. V.) Sechs engliſche Tänze mit Touren von Herrn Ollivier in Leipzig.

Der Inhalt iſt I.) obiges Gedicht von Blumauer: Die Göttin Mode vor Gericht. II.) Miſcellaneen aus der Geſchichte der Moden und der häuslichen Gebräuche. II.) Toilette der türkiſchen Damen. IV.) Ueber die Mode der Bärte. V. Ueber den Kopfputz der vier weiblichen Alter. VI.) Rußiſche Aſſembleegeſetze. VII.) Der Blumenkranz. VIII) Neujahrgeſchenk für das ſchöne Geſchlecht oder neueſte Damentrachten. IX. Die Tulipomanie. X.) Ueber den Luxus der Bäder der Alten und Neuern. XI.) Modiſcher Lebenslauf eines neumodiſchen Weltbürgers von Muſäus, Verfaſſer der Volksmärchen. XII.) Bemerkung über Theatertrachten. XIII.) Der Tanz als geſelliges Vergnügen. XIV.) Erklärung der Kupfer.

No. II. III. IV. ſind vom Herrn Bibliothecar Reichard No. V. XII. XIII. vom Herrn Legationsrath Bertuch.

Der Calender enthält auſſer dem gewöhnlichen den gewöhnlichen, den rußiſchen und einen Blumencalender, und bey jedem Tage Platz für ein Memorandum.

Alle Bände ſind gemahlt mit Einfaſſungen und Blumen, und nur das Futteral iſt mit goldnen Linien eingefaſt. Auſſer dieſen Bänden kann man auch ſeidene ungemahlt zu 1 Rthlr, und gemahlte Bände in Seide zu 1 Rthlr. 8 Gr. haben.

Neue Litteratur
und
Völkerkunde,

1ter Jahrgang 2ter Band.
No. XI.
November, 1787.

Deſſau und Leipzig, bey G. J. Göſchen.

Digitized by Google

Die Eßlingeriſche Buchhandlung in Frankfurt, welche ſeit einem halben Jahrhundert als eine der anſehnlichſten und ausgebreiteſten Handlungen überall bekannt iſt, wurde nach dem Tode des ſel. Hrn. Joh. Georg Eßlingers, da deſſen zur Fortſetzung des Geſchäftes beſtimmter einziger Sohn, Hr. Friedrich Eßlinger, noch minderjährig war, bis zu deſſen Vollbürtigkeit, durch von den geſammten Erben gemeinſchaftlich beſtellte Faktore beſorgt, bis endlich zu Ende des 1786. Jahres beſagter Hr. Friedrich Eßlinger nach erreichter Volljährigkeit mit den übrigen Intereſſenten völlig abtheilte, und ſeine eigene Buchhandlung, unter ſeinem Namen und für ſeinen alleinigen Riſico, mit dem 1. Jenner 1787 anfieng. Nach dieſer getroffenen Abtheilung, bey welcher Hr. Friedrich Eßlinger den ihm gebührenden Antheil ſowohl an Sortiment als Verlagsartikeln nach eigener Wahl zu ſich genommen hatte, blieb noch von dem Eßlingerſchen Lager ein ſehr beträchtlicher Vorrath von mehreren tauſend Bänden übrig, welche meiſtens von der Art ſind, daß ſie von der Vollſtändigkeit des ganzen Eßlingerſchen Lagers keine geringe Idee geben.

Dieſen letzten anſehnlichen Vorrath nun ſind die ſämmtlichen Eßlingeriſchen Intereſſenten einig geworden, durch den Weg einer öffentlichen Auction an die Meiſtbietenden zu erlaſſen.

Von dem innern Werthe dieſer zum Theil auch ſeltenen Werken aus allen Theilen der Wiſſenſchaften zeugt dem Kenner das Verzeichniß; ihre äuſſere gute Beſchaffenheit betreffend, ſo kann man dem Publikum die Verſicherung geben, daß ſie alle wohl gehalten ſind, und auch als ſolche allen reſp. Hrn. Liebhabern vorgelegt werden ſollen.

Man hat mancherley Inkonvenienzien vorzubeugen den Entſchluß gefaßt, die Auctionen nicht ununterbrochen fort, ſondern periodiſch zu halten, und eben ſo die Auctionskataloge zu verfertigen und austheilen zu laſſen, mit der jedesmaligen beſtimmten Nachricht von dem Auctionstermin der in jeder Lieferung der Verzeichniſſe enthaltenen Bücher.

Für die erſte Lieferung, welche A und B enthält, iſt der dritte December 1787 zum Anfangstermine beſtimmt, und ſo wird nach befundenen Umſtänden periodiſch mit Verſteigerung des ganzen großen Vorrathes fortgefahren werden. Wozu alle reſp. Hrn. Liebhaber geziemend eingeladen ſind. Frankfurter Herbſtmeſſe 1787.

Die Eßlingeriſchen Erben.

Die gewöhnlichen Ladenpreiſe ſind bey den meiſten Artikeln beygeſetzt; dieſes fanden wir um deswillen für nöthig, weil es unſere Abſicht nicht iſt, die Bücher über ihren Werth zu verkaufen, welches nur gar zu oft in öffentlichen Auctionen aus Mangel der Kenntniß der eigentlichen Preiſe geſchiehet. Die Auctionskataloge ſind in vielen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben, beſonders aber in Frankfurt am Mayn bey Hrn. Friedrich Eßlinger bey dem Ausrüfer Hrn. Fayh, bey denen Antiquarien, Hrn. Hager, Hrn. Schneidewind, Hrn. Seyffert u. ſ. w. bey Hrn. Kämmerer im Eßlingerſchen Haus, welche auch die Commißionen übernehmen, die ihnen von auswärtigen Bücherliebhabern aufgetragen werden. In Leipzig findet man den Catalogus bey Hrn. G. J. Göſchen, in Hamburg bey Hrn. Hofmann, in Berlin bey Hrn. Vieweg dem ältern.

Meine Predigten über das 1. B. Moſe unter dem Titel: Joſephs und ſeiner Väter Leben, zur Förderung einer heiteren Frömmigkeit und der häuslichen Glückſeligkeit, welche allhier bey Hrn. Stage in 6 Bändchen, von 1784 an, herauskamen, und nun geendiget worden ſind, haben Beyfall, Abgang und Segen gehabt; wofür ich Gott, dem Publikum, und meinen Herren Rezenſenten danke. Dieſes und die Ermunterung gelehrter und nicht gelehrter Leſer macht mich geneigt, in eben einer ſolchen Abtheilung, das iſt in 6 Bändchen, nur etwas ſchleuniger, nämlich von Oſtern 1788 an alle halbe Jahre ein Bändchen, meiner bereits ausgearbeiteten und gehaltenen Predigten über das 2. B. Moſe zu geben, unter dem Titel:

Erbauliche Belehrungen für chriſtlich-vernünftige Bibelfreunde über die Geſchichte der Iſraeliten nach dem 2. B. Moſe.

Es ſind deren 74. Ich habe ſie, das darf ich, ohne zu ſtolz zu ſeyn, behaupten, mit noch mehrerm und geübterm Fleiße ausgearbeitet. Um aber zu wiſſen, wie ſtark die Auflage gemacht werden müſſe, indem man nicht gerne aufs Ungewiſſe drauf losdrucken laſſen möchte; ſo wünſchte ich, daß diejenigen, welche dieſe fortgeſetzte Arbeit zu bekommen Luſt haben, mir noch vor Anfang des 1788. Jahres zu beſtimmen belieben, ob und wie viele Exemplare ſie verlangen. Format, Schrift und Papier wird wie beym erſten Werke ſeyn. Es wird vorausbezahlt, und zwar wieder wie beym vorigen Werke, entweder auf jedes Bändchen 30 kr., oder auf das ganze Werk gleich mit einander ein Conventionsthaler. Da in jedes Bändchen 12 bis 13 Predigten zu ſtehen kommen; ſo iſt leicht zu erachten, daß der Preiß ſehr billig iſt. Iſt das Werk fertig, und man hat ſich nicht vor der Zeit gemeldet, ſo koſtet jedes Bändchen 45 kr. Die Herren Buchhändler aber werden auf den bey ihnen gewöhnlichen Fuß bedient werden. So ſehr gerne ich dem Publikum zu gründlicher Schriftkenntniß nach meinem möglichſten Vermögen diene, und ſo gerne ich durch meine Arbeit mir etwas verdiene; ſo ſehr wünſche ich viele Beſtellungen und reichen Segen von dem Gebrauche dieſes Buches, das ich Gott, und meinen Leſern ſamt mir beſtens empfehle.
Augsburg, im Auguſt, 1787. J. D. G. Weiler,
erſter Diakon an der evangel. Barfüßergemeine.

Von dem Magazine zur Geſchichte der Jeſuiten iſt nunmehro bey Keyſer in Erfurt der 2te und 3te Heft à 6 Gr. erſchienen. Es enthält mit jedesmaliger Anzeige der Quellen eine Menge Facta aus der ältern und neuern Geſchichte dieſes Ordens. Die Einrichtung deſſelben iſt für den eigentlichen Geſchichtforſcher bequem getroffen worden, wird aber beſonders denen willkommen ſeyn, welche ſich über dieſen itzt ſo intereſſant gewordnen Gegenſtand auf eine unterhaltende und bequeme Art mehr Licht und Aufklärung verſchaffen wollen. Denn an ſonderbaren Anekdoten fehlt es nicht, wie z. B. ein Jeſuit durch eine Bouteille Wein Cardinal wird, ein andrer die Hofdame zu Gräz bepiſt, ein dritter ſeinen eignen Vater betrügt.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

1. Jahrgang. 2. Band.

No. XI. November. 1787.

Inhalt.

. Die Schlacht bey Hochkirch. Im Jahr 1758. von J. W. v. Archenholtz. S. 433
II. Einige neue Nachrichten von dem Leben und Character des Weltumſeglers Cook, von David Samwell. Aus dem Engliſchen überſetzt, vom Herrn Cramer. 443
III. Apollo. Skizze aus dem goldenen Alter, von Hrn. Ludwig Schubart. 460
IV. Die Freyheit. Eine Antike, von Hrn. L. Schubart. 463
V. Kurze Biographie des verſtorbenen preußiſchen Dichters D. A. Surkau, von Hrn Grüner. 464
VI. Genuine Nachricht von der Beendigung der zweyjährigen allgemeinen Getraidetheurung in Deutſchland und an vielen Orten erlittenen Hungersnoth durch den Reichsſchluß in Regensburg vom 7. Febr. 1772. 480
VII. Ueber die Bücherfreyheit im Oeſterreichiſchen, von Hrn. Haſchka. 497
VIII. Der aufrichtige Schurke, von Hrn. Haſchka. 499
IX. Etwas von Königen, Generalfeldmarſchällen und meinem Grosvater, von Hrn. Doktor Cordes. 500
X. Am fünf und zwanzigſten Jahrstag der Vermählungsfeyer meiner lieben Eltern, den 3ten Hornung 1787. von Fräulein Gabriela von Baumberg. 506
XI. Betrachtungen und Urtheile über die neueſten polischen Begebenheiten. 509
XII. Der falſche Graf von Sarjedo, eine hiſtoriſche Anekdote des 17. Jahrhunderts. 515
XIII. Hume, Spinoza und Mendelsſohn. Drey Manen, von B. 526
XIV. Das Glück der Völker. Eine Vorleſung vom Hrn. Domprediger Streithorſt in Halberſtadt. 529
XV. Das engliſche Lyceum und der brittiſche Mercur, als litterariſche Unternehmung betrachtet. 535

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

XI.
November. 1787.

I.
Die Schlacht bey Hochkirch, im Jahr 1758, von J. W. von Archenholtz.

Dies iſt ein Fragment der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, die eigentlich für unmilitäriſche Leſer geſchrieben, für den hiſtoriſchen Calender des Jahrs 1788 beſtimmt, und jetzt unter der Preſſe iſt. *)

Beyde Armeen änderten endlich ihre Stellung. Daun nahm abermals ein feſtes Lager in einer geringen Entfernung von

*) Dieſer Calender, der bekantlich eine gemeinnützige und koſtbare Unternehmung der Haude und Speneriſchen Buchhandlung in Berlin iſt, wird zur Illuſtrirung dieſer vaterländiſchen Geſchichte mit mehr als gewöhnlichen Zierrathen geſchmückt werden: hiſtoriſche Kupfer von Chodowiecky, Bildniſſe von Feldherrn, eine Kriegscharte, neue Lettern, u. ſ. w.

v. A.

von ſeinem vorigen, und die Preußen lagerten ſich bey Hochkirch. Ein Fehler, den der preußiſche General Retzow begieng, einen Berg unbeſetzt zu laſſen, war hier die Quelle einer großen Begebenheit, die den König ſeinem Untergang nahe brachte, ſeinen Heldengeiſt im glänzendſten Lichte zeigte, und zu den auſſerordentlichſten Scenen dieſes Kriegs gehört.

Die vernachläßigten Anhöhen wurden gleich von den Oeſterreichern beſetzt. Die dadurch gewonnenen Vortheile waren ſo groß, daß ſie bey dem ſonſt ſo behutſamen Daun die Idee erzeugten, den König in ſeinem Lager zu überfallen. Der Plan dazu wird dem General Laudon zugeſchrieben. Er war mit Klugheit entworfen, und wurde mit Muth und Nachdruck ausgeführt. Alles both dazu die Hand. Die Armeen ſtanden ſo nahe aneinander, daß der rechte Flügel der Preußen nur einen Canonenſchuß vom feindlichen Lager entfernt war. Die Menge der leichten Truppen beym öſterreichiſchen Heere war vorzüglich zum Ueberfall geſchickt, und da ihre Scharmützel Tag und Nacht nicht aufhörten, ſo konten gröſſere Entwürfe dadurch verdeckt werden. Die Preußen, unter Friedrichs Anführung beſtändig gewohnt ſelbſt anzugreifen, träumten nicht einmal die Möglichkeit eines Angrifs von dem vorſichtigen Daun, deſſen Läger nie genug befeſtigt werden konnten, wenn er ſich nur in der Nähe des furchtbaren Feldherrn befand. Er kannte deſſen unternehmenden Geiſt, dem nichts unmöglich ſchien, und die Schnelligkeit, womit preußiſche Truppen geordnet, und gegen den Feind angeführt werden können. Bey allen gut gewählten Maaßregeln war daher dennoch ſein gröſtes Vertrauen auf

die

die eingebildete Sicherheit Friedrichs und ſeines Heers geſetzt.

Das Nachtheilige ſeiner Stellung war jedoch dem König nur zu wohl bekannt; er hielt es aber für ſchimpflich, und dabey nicht für durchaus nothwendig, ſich zurück zu ziehen. Der in den Waffen grau gewordene Feldmarſchall Keith ſagte: „Wenn die Oeſterreicher uns in dieſem Lager ruhig „laſſen, ſo verdienen ſie gehangen zu werden.“ Friedrich erwiederte: „Wir müßen hoffen, daß ſie ſich mehr vor uns, „als vor dem Galgen fürchten.“ Endlich aber beſchloß er doch das Lager zu verändern, ſobald die Armee aufs neue mit Proviant verſehn ſeyn würde. Die Nacht vom 14ten zum 15ten October war zu dieſem Aufbruch feſtgeſetzt. Das Leben vieler tauſend Menſchen alſo beruhete auf dem Unterſchied eines einzigen Tages.

Es war aber ſchon am 13ten in der Nacht, daß alle Colonnen der öſterreichiſchen Armee ihr Lager verließen, um die Preußen zu überfallen. Die Zelter blieben ſtehn, und die gewöhnlichen Wachtfeuer wurden ſorgfältig unterhalten. Eine Menge Arbeiter mußten die ganze Nacht durch Bäume zu einem Verhau fällen, wobey ſie ſangen, und einander beſtändig zuriefen. Durch dies Getöſe wolten ſie die preußiſchen Vorpoſten hindern, den Marſch der Truppen wahrzunehmen. Die wachſamen preußiſchen Huſaren aber entdeckten doch die Bewegungen des Feindes, und gaben dem König ſogleich Nachricht davon. Anfangs bezweifelte er die Bewegungen ſelbſt; da aber die wiederholten Berichte ſolche beſtätigten, ſo vermuthete er jede andere Urſache derſelben, nur keinen

förmlichen Angrif. Seidliz und Ziethen befanden ſich beym Könige, und erſchöpften ihre Beredtſamkeit ſeine Zweifel in dieſen bedenklichen Augenblicken zu bekämpfen; ſie brachten es auch dahin, daß Befehl an einige Brigaden geſchickt wurde aufzuſtehn, wobey mehrere Regimenter Cavallerie ihre Pferde ſatteln mußten. Dieſer Befehl aber wurde gegen Morgen wieder aufgehoben, — und der jetzt ganz unbeſorgte Soldat überlies ſich dem Schlaf ohne alles Bedenken.

Der Tag war noch nicht angebrochen, und es ſchlug im Dorfe Hochkirch 5 Uhr, als der Feind vor dem Lager erſchien. Es kamen ganze Haufen auserwählter Soldaten bey den preußiſchen Vorpoſten an, und meldeten ſich als Ueberläufer. Ihre Anzahl wuchs ſo ſchnell und ſo ſtark, daß ſie bald Vorpoſten und Feldwachen überwältigen konnten. Die öſterreichiſche Armee, in verſchiedene Corps getheilt, folgte der Avantgarde auf dem Fuße nach, und nun rückten ſie Colonnenweiſe von allen Seiten ins preußiſche Lager ein. Viele Regimenter wurden erſt durch ihre eigenen Canonkugeln vom Schlaf aufgeſchreckt; denn die anrückenden Feinde, die groſʒentheils ihr Geſchütz zurückgelaſſen hatten, fanden auf den ſchnell eroberten Feldwachen und Batterien Canonen und Munition, und mit dieſen feuerten ſie ins Lager der Preußen.

Nie befand ſich ein Heer braver Truppen in einer ſchrecklichern Lage, als die unter der Aegide Friedrichs ſorglos ſchlafenden Preußen, die nun auf einmal im Innerſten ihres Lagers von einem mächtigen Feind angegriffen, und durch Feuer und Stahl zum Todesſchlaf geweckt wurden.

Es

Es war Nacht, und die Verwirrung über allen Ausdruck. Welch ein Anblick einer nächtlichen Viſion ähnlich. Die Oeſterreicher gleichſam wie aus der Erde hervorgeſtiegen, mitten unter den Fahnen der Preußen, im Heiligthum ihres Lagers. Viele hundert wurden in ihren Zeltern erwürgt, noch ehe ſie die Augen öfnen konnten; andre liefen halbnackend zu ihren Waffen. Die wenigſten konnten ſich ihrer eignen bemächtigen. Ein jeder ergrif das Gewehr, das ihm zunächſt in die Hände fiel, und flog damit in Reih und Glied. Hier zeigten ſich die Vortheile einer vortreflichen Diſciplin auf die auffallendſte Weiſe. In dieſer entſetzlichen Lage, wo Gegenwehr faſt Tollkühnheit ſchien, und der Gedanke an Flucht und Rettung bey allen Soldaten aufſteigen mußte, wäre gänzlicher Untergang das Kriegsloos einer jeden andern Armee irgend eines Volks geweſen; ſelbſt die beſten an Krieg und Sieg gewöhnten Truppen unſers Welttheils, hätten hier das Ziel ihrer Thaten, und das Grab ihres Ruhms gefunden; denn Muth allein galt hier wenig, Diſciplin alles.

Das Kriegsgeſchrey verbreitete ſich wie ein Lauffeuer durchs ganze preußiſche Lager; alles ſtürtzte aus den Zeltern, und in wenig Augenblicken, trotz der unausſprechlichſten Verwirrung, ſtand der größte Theil der Infanterie und der Cavallerie in Schlachtordnung. Die Art des Angrifs nöthigte die Regimenter einzeln zu agiren. Sie warfen ſich dem Feind nun allenthalben entgegen, und ſchlugen ihn auch an einigen Orten zurück; an mehreren aber mußten ſie der Uebermacht weichen. Der anbrechende Tag diente nicht die Verwirrung zu vermindern, denn ein dicker Nebel lag auf

den ſtreitenden Heeren. Die preußiſche Reuterey, von Seidlitz angeführt, flog umher, und ſchnaubte nach Thaten. Sie wußte in der Dunckelheit nicht wo ſie den Feind ſuchen ſolte. Fand ihn ihr Schwert zufällig, ſo war das Blutbad entſetzlich. Ein einziges Cüraßierregiment warf eine ganze Linie öſterreichiſcher Infanterie über den Haufen, und machte an 300 Mann Gefangene.

Das Dorf Hochkirch ſtand in Flammen, und wurde dennoch von den Preußen aufs tapferſte vertheidigt. Der Sieg ſchien von dem Beſitz deſſelben abzuhängen, daher Daun immer friſche Truppen zum Angrif anrücken ließ. Nur 600 Preußen waren hier zu beſiegen, die, nachdem ſie kein Pulver mehr hatten, den kühnen Verſuch machten, ſich durch die große Menge Feinde durchzuſchlagen. Ein kleiner Theil war ſo glücklich, es zu bewirken; das Looß aller übrigen war Tod, Wunden, oder Gefangenſchaft. Nun rückten ganze Regimenter Preußen an, und ſchlugen den Feind wieder aus dem Dorfe. Hier ward ſodann der Hauptplatz des blutigſten Kampfes. Eine Canonkugel nahm Prinz Franz von Braunſchweig den Kopf weg. Der Feldmarſchall Keith bekam einen Schuß in die Bruſt, ſtürzte zu Boden, und gab ohne einen Laut ſeinen Heldengeiſt auf; auch der Feldmarſchall Fürſt Moriz von Deſſau wurde tödlich verwundet. Die Preußen von vorne und im Rücken angegriffen, mußten weichen, und die öſterreichiſche Cavallerie hieb nun mit Vortheil in die tapferſten Regimenter des preußiſchen Fußvolks ein. Der König führte in Perſon friſche Truppen gegen den Feind an, der abermals zurückgetrieben wurde; die öſter-

öſterreichiſche Reuterey aber vernichtete wieder dieſe Vortheile der Preußen.

Der Nebel verzog ſich endlich, und beyde Heere überſahen nunmehr den mit Leichen beſäeten Wahlplatz, und die allenthalben herrſchende Unordnung. So ſehr auch die Disciplin der Preußen Ordnung ſchuf, ſo ſtand ihnen dennoch die Dunkelheit entgegen, ihre Tactic zu brauchen, und zweckmäſſig zu kämpfen. Man formirte von beyden Seiten neue Schlachtordnungen. Daun, ohnerachtet aller erlangten Vortheile glaubte nicht eine Armee beſiegt zu haben, die alle menſchliche Erwartungen betrogen hatte; die, obgleich in der Nacht mitten im Schlaf überfallen, dennoch ſo viel Stunden mit erſtaunlicher Tapferkeit, in Dunkelheit und Nebel geſtritten, die mehrſten ihrer Heerführer verlohren hatte, und doch jetzt im Begrif ſtand den Blutkampf zu erneuern. Dieſes war auch die Abſicht Friedrichs, als der Herzog von Aremberg, der mit dreyßig Bataillons Oeſterreichern unter Begünſtigung des Nebels dem König in die Flanke gekommen war, den linken Flügel der Preußen angrif. Hier wurden einige tauſend Mann über den Haufen geworfen, und eine große Batterie erobert. Dies war aber auch die Gränze des Siegs. Der König, der jetzt feindliche Truppen vorne und im Rücken hatte, zog ſeine tapfern Schaaren mitten unter dieſem Mordgetümmel zuſammen, und machte nach einem fünfſtündigen verzweifelten Gefecht einen Rückzug, dem nichts als ein zweytauſendjähriges Alter fehlt, um von allen Zungen geprieſen zu werden. Er wurde durch ein ſtarkes Artilleriefeuer, und durch Linien von Cavallerie gedeckt, hinter denen

ſich die Infanterie formirte. Die öſterreichiſche Armee war in zu großer Unordnung, um einen ſolchen Rückzug zu ſtören; überdem hatte Daun ſchon bey Kollin zu erkennen gegeben, ſein Grundſatz ſey, daß man einem fliehenden Feind eine goldene Brücke bauen müſſe.

Der Marſch Friedrichs gieng nicht weit. Nur eine halbe Meile vom Wahlplatz lagerte er ſich mit ſeinen Truppen, die den größten Theil ihrer Artillerie und Bagage verlohren, den kurzen Rock in der rauhen Jahreszeit zur Decke, und den Himmel zum Zelt hatte. Es fehlte ihnen ſogar an Pulver und Kugeln, dieſem größten Bedürfniß der europäiſchen Heere. Ein neues Treffen in dieſer Lage hätte die alten Schlachten erneuert, wo Mann gegen Mann focht, und jeder ſich auf ſeine Fauſt verließ. Die Stellung des Königs war indeſſen ſo vortheilhaft, die Mittel allen Gefahren Trotz zu bieten, bey ihm ſo mannigfaltig, und ſeine Truppen ſelbſt in ihrem geſchlagenen Zuſtande noch ſo furchtbar, daß Daun keinen neuen Angrif wagen wolte. Die preußiſche Armee verlohr an dieſem unglücklichen Tage nebſt dem Gepäcke, über 100 Canonen und 9000 Mann, die Oeſterreicher 8000 Mann.

Der König war in der größten Gefahr gefangen zu werden. Schon hatten ihn die Feinde beym Dorfe Hochkirch umringt; er entkam aber durch die Tapferkeit der ihn begleitenden Huſaren. Allenthalben gegenwärtig, wo der Kampf am blutigſten war, ſchien er ſein Leben für nichts zu achten. Nie zeigte ſich ſein Geiſt und ſeine großen Fähigkeiten

keiten in einem ſo glänzenden Lichte, als in dieſer Nacht, die anſtatt ſeinen Ruhm zu ſchwächen, ihn vielmehr auſſerordentlich erhöhete. Nicht der König, der mitten im Kriegsgetümmel alle Regierungsgeſchäfte beſorgt, und ſeine Staaten ſo wie im Frieden durch eigene Verordnungen beherrſcht; der in gefahrvollen Stunden die Flöte ſpielt, und gleich darauf die tief durchdachteſten Befehle ertheilt; der am Tage vor einer entſcheidenden Schlacht franzöſiſche Verſe macht, Geſetze entwirft, und Rechnungen durchſieht; nicht der Sieger von Liſſa, der auf Schleſiens Feldern griechiſche Tactic durch Thaten lehrt, und ein ungeheures Heer ſtreitbarer Völker vernichtet; nicht dieſer auſſerordentliche Mann iſt dem Philoſophen, dem Geſchichtsforſcher, dem Denker ſo verehrungswürdig, als der bey Hochkirch überfallene, geſchlagene, aber doch nicht beſiegte König, der ſeine ſchlafenden Krieger zuſammenraft, ſie einem tapfern und weit ſtärkern Feinde entgegenſtellt, der mit allen Vortheilen verſehn, ſich ſchon mitten im Lager befindet, und ſelbſt durch preußiſche Kugeln Preußen tödtet; der in dieſen erſchrecklichen Augenblicken ſeinen Buſenfreund fallen ſieht, alle ſeine vornehmſten Feldherrn verliert, und nun ſich ganz allein überlaſſen, durch die Kraft ſeines Geiſtes die zweckmäßigſten Maaßregeln ergreift, das Chaos ſeines Heers mitten unter Blut und Tod zur Harmonie umſchaft, fünf Stunden lang kämpft, und ſich mit großer Ordnung zurück zieht; der in dieſer Lage ohne Canonen, Munition und Bagage, dem Feinde noch Furcht einflößt, und gleich darauf fähig iſt, belagerte Feſtungen zu entſetzen. Ein ſolcher Fürſt erzwingt die Bewunderung aller Nationen und aller Zeitalter.

Verſchiedene alte Regimenter, die nichts als Siege erfochten, und nie einer Niederlage beygewohnt hatten, waren nun gezwungen, dem Feind den Rücken zu kehren. Ohne dieſen Tag, ſo ſehr er auch die preußiſchen Truppen mit einem Ruhm bedeckte, den ihnen zehn Siege nicht verſchafft haben könnten, würden dieſe Regimenter noch immer die Unüberwundenen ſeyn. *) Viele alte Officiers von dieſen ſieggewohnten Haufen, hatten ſo hohe Begriffe von militäriſcher Ehre, daß ſie durchaus der Uebermacht nicht weichen wolten, und unter das Schwert des Feindes fielen; andere mußte man halb mit Gewalt vom Schlachtfelde ſchleppen, weil ſie einen ſo unglücklichen Tag nicht überleben, ſondern lieber als Kriegesopfer fallen wolten.

*) Das Regiment von Forcade Infanterie, zur Garniſon von Berlin gehörig, worunter ich die Ehre gehabt zu dienen, war eins dieſer Kriegsſchaaren, die ſeit ihrer Stiftung im J. 1726 bis zum October 1758 verlohrne Schlachten blos aus Erzählungen kannten.

v. A.

II. Ei-

II.

Einige neue Nachrichten von dem Leben und Character des Weltumſeglers Jac. Coock; nebſt der Erzählung ſeines Todes,

von

David Samwell,

Wundarzt auf der Discovery. *)

(Aus dem Engliſchen überſetzt.)

Der Schifscapitain Jacob Coock wurde zu Marton in Cleaveland, einem kleinen Dorfe, in der Grafſchaft Yorck, fünf engliſche Meilen ſüdoſt von Stockton gebohren. Seinen Namen findet man in dem Kirchenbuche des Dorfs im J. 1729. (Der Capitain King und andre irren alſo, wenn ſie die Jahre 1727 oder 28 für ſein Geburtsjahr ausgeben.) Sein Geburtstag iſt der 3te November. Die Hütte, in der ſein Vater ehemals lebte, iſt nun verfallen, aber die Stelle wo ſie ſtand, wird den Fremden immer noch gezeigt. In der Nachbarſchaft lebt noch ein Mann, der mit dem alten Vater des Capitain Coock als gemeinen Taglöhner im Felde arbeitete. Er gab ſeinem

*) Dieſe Nachricht von dem Tode des groſſen Seefahrers iſt ganz von der bisher mitgetheilten verſchieden, und hat daher in England viel Aufſehn erregt.

v. A.

ſeinem Sohne, ungeachtet ſeines niedern Standes, die gewöhnliche Schulerziehung in der Pfarrſchule, und that ihn ſchon früh bei einem Krämer Namens Saunderſon zu Staith, einer kleinen Fiſcherſtadt auf den Küſten von Yorck, ungefehr 9 engl. Meilen nordwerts von Whitby in die Lehre. (Ich hatte die Neugierde den Laden vor $1\frac{1}{2}$ Jahren zu beſuchen, wo Herr Sunderſons Sohn das Verkehr noch fortſetzt.) Allein in dieſer Lage blieb der junge Coock nicht lange, ſondern verlies ſeinen Lehrherrn mit Verdruß, und begab ſich zur See, wie es in ſolchen Fällen oft zu geſchehen pflegt. In den benachbarten Seehafen Whitby fand er bald Gelegenheit, ſeiner Lieblingsneigung folgen zu können. Hier gab er ſich als Lehrling bei einen Kohlenſchiffer Namens Johann Walker, der nun in Südwhitby wohnt, auf 9 Jahr in Dienſte. Bald darauf wurde er bey dieſem Verkehr Schifsgeſelle, und nachdem er einige Zeit Geſelle geweſen war, wurde es ihm angeboten Meiſter zu werden. Aber er ſchlug das Anerbieten aus. Hieraus erhellet, daß er ſchon damals ſeine Gedanken auf die Flotte gerichtet hatte. Beym Ausbruch des Krieges im Jahr 1755 gieng er am Bord des Adlers (Eagle) von 64 Canonen. Kurz nach ſeiner Ankunft wurde der jetzige Admiral Hugh Palliſer, zum Befehlshaber dieſes Schifs ernannt. Dieſer Umſtand iſt deswegen merkwürdig, weil er den Grund zu dem nachmaligen Ruhme und Glücke des Capitain Coocks gelegt hat. Denn ſeine nicht gemeinen Verdienſte blieben dieſem klugen Officier nicht lange verborgen. Er beförderte ihn bald auf das Verdeck, und begünſtigte ihn hernach immer mit einem Eyfer und Aufmerkſamkeit, die ſeinem Character Ehre macht. Ihm iſt die Welt Dank dafür

ſchuldig,

ſchuldig, daß er das größte nautiſche Genie, welches je ein Zeitalter oder Land hervor brachte, zuerſt aus der Dunkelheit hervorzog, und hernachmals immer weiter beförderte. Im Jahr 1758 war er Schifsmeiſter auf dem Northumberland, der damals in America unter den Befehlen des Lord Calville war. Hier war es, wo er zuerſt, wie einſtens er erzählte, während den harten Winter den Euclid las, und ſich auf die Aſtronomie und Mathematic legte. Jedoch konnte er darinn keine beträchtliche Fortſchritte machen, weil er keine andere Hülfsmittel als ſeinen Fleiß und ſein Genie hatte. Während der Zeit da er ſich bemühte ſeinen Geiſt auszubilden, mit Kenntniſſen zu bereichern, und die Mängel ſeiner erſten Erziehung zu verbeſſern, war er beſtändig in den geſchäftigſten und thätigſten Auftritten des Kriegs in America verwickelt. Bey der Belagerung von Quebeck machte ihn Sir Hugh Palliſer dem Admiral Carl Sonders bekannt, der ihm das Geſchäft auftrug, die Böte zum Angrif des Bergs Morenci, und die eingeſchiften Truppen zur Beſtürmung der Hafen von Abraham anzuführen. Er wurde auch gebraucht, die Paſſage des Fluſſes St. Laurence zu unterſuchen, und Ankerpfähle zur Richtung des Laufs der Kriegsſchiffe zu errichten. Kurz er hatte an allen, was nur von Seiten der Flotte zur Eroberung dieſes Orts vorgenommen wurde, einen vorzüglichen Antheil, und benahm ſich überall dabei ſo gut, daß er ſich dem Admiral ſehr empfohl. Nach Beendigung des Kriegs übertrug ihm Sir Hugh Palliſer, der als Befehlshaber auf dem Poſten von Neufoundland kreuzte, das Geſchäft, dieſe Inſel und die Küſten von Labrador zu unterſuchen, und gab ihm hierzu die Grenville Jacht. Wie vortreflich er dies Geſchäft ausführte,

de-

beweiſen ſeine davon herausgegebenen Charten zur Gnüge. (Hier hatte er das Unglück auf der Jagd, daß ſein Pulverhorn, welches er in der Hand hielt, Feuer fieng, ihm den Daumen der rechten Hand zerſchlug, und einige Finger beſchädigte. Er wurde zwar wieder geheilt, konnte ſich aber doch beym Schreiben des Daumens nicht bedienen, ſondern mußte mit dem Mittel- und Zeigefinger ſchreiben.) Er blieb hier bei dieſer Beſchäftigung bis ins Jahr 1767, wo er nach England zurückkehrte. Während dieſer Zeit hatte er ſich ein kleines Hauß und Garten zu Mils-End, nahe bey London gekauft, und glaubte ſeine Tage als Schifsmeiſter hinzubringen. Allein das Schickſahl hatte ihn zu etwas gröſſern beſtimmt. Denn eben um die Zeit wurde die bekannte Reiſe nach der Südſee veranſtaltet, um den Durchgang der Venus durch die Sonne beobachten zu laſſen, und in dieſem groſſen Ocean Entdeckungen zu machen. Lord Hawke, damaliger Präſident der Admiralität, wurde inſtändigſt gebeten, Herrn Alexander Dalrymple zum Befehlshaber dieſer Unternehmung zu ernennen; aber durch Vermittelung ſeines Freundes Sir Hugh Palliſer erhielt Capitain Coock die Befehlshaberſtelle, mit dem Range als Lieutenant. Es wurde feſtgeſetzt, daß er bey ſeiner Zurückkunſt die Stelle als Aufſeher in Neufoundland wieder erhalten, und daß für ſeine Familie, im Fall daß ihm ein Unglück zuſtieße, geſorgt werden ſolte.

Er ſegelte in der Endeavour im Jahr 1768 mit den Herren Banks und Solander von England ab, und kam im Jahr 1771 wieder zurück; nachdem er die Erde umſchift, viele wichtige Entdeckungen in der Südſee gemacht, die Inſeln

ſeln von Neuſeeland und einen großen Theil der Küſten von Neuholland entdeckt hatte. Die Geſchicklichkeit die er bey der Führung dieſes Unternehmens bewieſen, machte ſeinen Namen als Seemann ſehr berühmt; und empfahl ihn auch unausbleiblich bey dem Grafen Sandwich, damaligen Präſidenten der Admiralität. Ueberdem brachte ihm die Reiſe 3 bis 4000 Pfund ein. Jhm wurde der Rang als commandirender Schifsmeiſter ertheilt. Kurz darauf 1772 wurde er vom neuen beordert, dieſelbe Reiſe in das ſtille Meer mit zwey Schiffen der Reſolution und der Adventüre noch einmal zu machen, um das vorgebliche ſüdliche feſte Land zu ſuchen. Statt Hr. Banks gieng Herr D. Forſter mit ſeinem Sohne diesmal mit. Er umſchifte vom neuen die Erde, bewieß das Nichtdaſeyn des ſüdlichen feſten Landes, und fügte manche ſchätzbare Entdeckungen zu ſeinen ſchon in der Südſee gemachten hinzu. Seine eigne Nachrichten davon liegen dem Publicum vor Augen, und er wird eben ſo ſehr wegen ſeiner Genauigkeit und mannichfaltigen Kenntniße, als wegen ſeiner Geſchicklichkeit und Unerſchrockenheit als Seemann, bey Führung des Unternehmens bewundert. Bey ſeiner Zurückkunft wurde er zum wirklichen Capitain der Flotte erhoben; und erhielt als ein ſolcher eine Stelle im Hoſpital zu Greenwich. Allein in dieſer Abgeſchiedenheit raſtete er nicht lange. Denn da ſeiner Geſundheit ein thätiges Leben am zuträglichſten war, ſo erbot er ſich, auch die dritte Reiſe in die Südſee, die damals im Werke war, um eine nordliche Durchfahrt von Europa nach Aſien ausfindig zu machen, als Befehlshaber zu führen. Es wurde ihm gewährt, und er ſegelte 1776 mit der Reſolution und Diſcovery von England ab; allein bey

 dieſer

dieſer verlohr er unglücklicher Weiſe ſein Leben, ohne vorher die Abſicht der Reiſe gänzlich erfüllt zu haben.

Der Character des Capitain Coock erhellt am beßten aus ſeinen geleiſteten und allgemein bekannten Dienſten, die ſeinen Namen über jeden Seemann der alten oder neuern Zeiten ſetzen. Die Natur gab ihm einen ſtarken empfänglichen und leicht begreifenden Geiſt, den er in reifern Jahren mit Sorgfalt ausbildete. Seine Kenntniſſe im allgemeinen waren ſchon mannigfaltig und weitläufig, aber in der Schifskunſt war er ohne Gleichen. Er hatte eine ſcharfe Urtheilskraft, einen ſtarken männlichen Verſtand, und die entſchiedenſte Entſchloſſenheit: ſein Genie war vorzüglich zu Unternehmungen gemacht. Er verfolgte ſeinen Gegenſtand *mit unerſchütterlicher Ausdauer*. Er war in einem hohen Grade wachſam und thätig, bey Gefahren kalt und *unerſchrocken*; geduldig und ſtandhaft bey Mühſeligkeiten und Leiden; fruchtbar an Rettungs- und Auskunftsmitteln. In allen ſeinen Entwürfen war er groß und originell, bey der Ausführung derſelben thätig und entſchloſſen. Alle dieſe Eigenſchaften machten ihn zur Seele der Unternehmung; in jeder Lage ſtand er ohne Nebenbuhler und allein, auf ihn waren aller Augen geheftet. Er war unſer Leitſtern, der uns bey ſeinem Untergange in Finſterniß und Verzweiflung verhüllte. — Seine Leibesbeſchaffenheit war ſtark; ſeine Lebensart mäſſig, dabey war er eben kein Feind vom guten Leben, und hielt immer eine gute Tafel. Aber den Mangel derſelben ertrug er ohne Murren. Er war ein beſcheidner Mann, oder vielmehr blöde. Seine Unterredung war angenehm, lebhaft

haft voll Empfindung und Verſtand. Sein Gemüth war etwas heftig, doch war er dabey gütig, wohlwollend und menſchenfreundlich. Er war 6 Fuß hoch, und ob er gleich nicht übel ausſahe, ſo war er doch im Anſtande und Anzuge ſehr einfach. Sein Kopf war klein. Sein ſchwarzbraunes Haar trug er in einem Zopf gebunden. Sein Geſicht war voller Ausdruck, ſeine Naſe gut geſtaltet, ſeine kleinen und ſchwarzbraunen Augen waren lebhaft und durchdringend, ſeine Augenbraunen hervorſtehend, welches ſeinem Geſichte zuſammengenommen ein finſtres Weſen gab. — Er wurde von ſeinem Schifsvolke, das ihn als ihren Vater anſahe, ſehr geliebt, und ſie gehorchten ſeinen Befehlen ohne Verzug. Das Zutrauen das wir in ihn ſetzten, war unbeſchränkt, unſere Bewunderung ſeiner großen Talente unbegränzt, und unſere Liebe und Achtung wegen ſeiner guten Eigenſchaften zärtlich und aufrichtig. — Beym Erforſchen unbekannter Länder war er vielen und ungewöhnlichen Gefahren unterworfen. Allein bey ſolchen Gelegenheiten zeigte er allemal große Gegenwart des Geiſtes, und eine unveränderbare Beharrlichkeit in Verfolgung ſeines Gegenſtandes. — Die Schätze, womit er unſere Kenntniſſe vom Erdboden bereichert, ſind unermeßlich. Nebenbey hat er noch die Schifskunſt verbeſſert, und die Naturkunde erweitert. — Die Thätigkeit ſeines Geiſtes zeichnete ihn ſehr aus. Denn ſie ſetzte ihn in Stand, eine unermüdete Aufmerkſamkeit auf jeden Gegenſtand des Dienſtes zu verwenden. Die ſtrenge haushälteriſche Sparſamkeit, die er bey der Austheilung der Schifsvorräthe beobachtete, und die unabläßige Sorgfalt, die er anwandte, ſein Schifsvolk geſund zu erhalten, waren die Urſachen, die ihn in

in Stand ſetzten, Entdeckungsreiſen in ſo entfernte Gegenden der Erde, und auf ſo lange Zeit fortzuſetzen, welches den ältern Seemännern unmöglich und unthunlich ſchien. Die Methode, die Geſundheit des Schifsvolks auf langen Seereiſen zu erhalten, welche er erfand, wird ſeinen Namen als einen Freund und Wohlthäter des menſchlichen Geſchlechts auf die Nachwelt bringen. Der glückliche Erfolg, den dieſe Methode hatte, machte dieſem wahrhaft großen Manne mehr Vergnügen, als der ausgezeichnete Ruhm, der ſeine Entdeckungen begleitete. — England hat ſeinen Tugenden einmüthig Beyfall gezollt; und ganz Europa iſt von ſeinen Verdienſten Zeuge geweſen. Es giebt ſchwerlich einen Winkel auf der Erde, er ſey ſo weit und wild er wolle, wo man ſich nicht noch lange ſeiner Güte und Menſchenliebe erinnern wird. Der dankbare Indier wird in kommender Zeit auf die in ſeinen fruchtbaren Ebnen weidenden Heerden zeigen, und wird ſeinen Kindern erzählen, wie und von wem der erſte Stamm davon ins Land gebracht wurde; und Coocks Name wird immer von ihnen unter jenen allgütigen Geiſtern genannt werden, die ſie als die Quelle jedes Guten und den Brunnen alles Segens verehren! — —

„Da jeder Umſtand von dieſem überaus merkwürdigen „Mann intereſſant iſt, ſo wird auch den deutſchen Leſern eine „genaue Nachricht von der Art ſeines Todes gewiß willkom„men ſeyn, zumal da die bisherigen Erzählungen von derſel„ben, dieſen traurigen Vorfall von einer Seite ſchildern, die „auf den Character des Capitain Coocks ein nachtheiliges „Licht wirft! — Herr Samwell liefert davon als ein Au„gen-

„genzeuge folgende genaue umſtändliche und glaubwürdige Er„zählung: — —

Einige Einwohner von der Inſel Ouwhyhee, (ſie hatten den Capitain Coock bey ſeiner erſten Landung faſt göttlich verehrt, und mit allen möglichen Erfriſchungen verſorgt, nachdem er aber durch einem Windſtoß gezwungen, kurz nach ſeiner Abfahrt in ihren Hafen zurückkehrte, zeigten ſie ganz veränderte und feindſeligere Geſinnungen) hatten in der Nacht das große Boot der Diſcovery geſtohlen, welches an einem ihrer Ankerpfähäle befeſtigt lag. Sie hatten dieſen Diebſtahl in ſolcher Stille vollführt, daß wir das Boot nicht eher als den andern Morgen Sonntags den 14. Februar vermißten. Der Capitain Clerke verlohr keinen Augenblick Zeit, den Capitain Coock von dieſem Vorfalle zu benachrichtigen. Er kam mit dem Befehle am Bord zurück, daß ſich ſowohl das große (Cutter) als das kleine Boot unter dem Befehle des zweyten Lieutenants der Diſcovery vor die öſtliche Spitze der Rheede legen ſolte, um die Canoes aufzufangen, die auslaufen wolten, und wenn es nöthig wäre, auf ſie zu feuern. Zu gleicher Zeit wurde der dritte Lieutenant der Reſolution in gleicher Abſicht mit dem großen und dem kleinen Boote der Reſolution auf die entgegengeſetzte Seite der Rheede abgeſchickt. Der Schifsmeiſter wurde mit dem großen Boote abgeſandt, um ein doppeltes Canoe zu verfolgen, das mit vollen Seegeln aus dem Hafen zu entkommen ſuchte. Es wurde aber bald eingeholt, und durch Abfeurung einiger Musketenſchüße ans Ufer getrieben, wo es die Indianer verließen. Dies Canoe gehörte zufälliger Weiſe den Omina, der den Titel

Orono führte. Er war ſelbſt am Bord deſſelben, und es wäre ſehr gut geweſen, wenn ſich unſere Leute ſeiner Perſon bemächtigt hätten. Denn ſeine Perſon wurde für eben ſo heilig gehalten, als die des Königs. Während dieſer Zeit beſchloß Capitain Coock ſelbſt ans Land in die Stadt Cavaroah zu gehen, um ſich der Perſon des Königs Kariopoo zu bemächtigen, ehe er Zeit hätte, ſich in einen andern Theil der Inſel zu begeben, wo wir ſeiner nicht habhaft werden konnten. Dies war in dieſer Lage das wirkſamſte Mittel, unſer Boot wieder zu erhalten. Bey ähnlichen Vorfällen auf den in dieſem Meer belegenen Inſeln hatte er immer eben dieſe Maasregel befolgt, und war ſtets zu ſeinem gewünſchten Zweck gelangt. Wir hatten Urſach zu vermuthen, daß der König mit ſeinem Gefolge bey dem erſten Lerm entflohen wäre. In dieſem Falle hatte Capitain Coock die Abſicht, ſich der großen Canoes zu bemächtigen, die auf den Strand gezogen waren. Er verließ um 7 Uhr Morgens das Schif, von dem Lieutenant der Seeſoldaten, einem Sergeanten, einem Corporal und ſieben Gemeinen begleitet. Das Schifsvolk auf der Pinaſſe war auch bewafnet, und ſtand unter den Befehlen Mſtr. Roberts. Als ſie nach der Küſte zu ruderten, gab Capitain Coock Befehl, daß das große Boot den Poſten auf der weſtlichen Spitze der Rheede verlaſſen ſolte, um ſein eignes Boot zu unterſtützen. Dieſer Umſtand iſt bemerkenswerth. Denn er zeigt deutlich, daß er wohl Widerſtand von den Inſulanern vermuthet, und die nöthige Fürſorge für ſeine und ſeiner Leute Sicherheit nicht vernachläſſiget habe. Ja ich mögte faſt behaupten, daß, nach dem Anſcheine der damaligen Umſtände zu urtheilen, Niemand auſ-

ſer

Digitized by Google

ſer ihn, eine ſolche Vorſicht für unumgänglich nöthig hielt. Sein Benehmen hierbey verräth alſo nicht die geringſten Zeichen von zu raſcher Unbedachtſamkeit oder zu voreiligen Selbſtvertrauen. Er landete mit ſeinen Seeſoldaten am obern Ende der Stadt Kavaroah. Die Indianer ſammelten ſich ſogleich wie gewöhnlich haufenweis um ihn her, und erwieſen ihm, indem ſie ſich vor ihm niederwarfen, die gewöhnlichen Zeichen der Achtung. Sie äuſſerten keine feindſelige Geſinnungen, und machten auch eben keinen großen Lerm. Indeß ſchien doch Capitain Coock dem bloßen Anſcheine nicht ſo ganz zu trauen; ſondern er war vielmehr beſonders auf die Stellung ſeiner Seeſoldaten aufmerkſam, und ſuchte ſie immer von der Menge befreyt zu halten. — Zuerſt fragte er nach den Söhnen des Königs, zwey Jünglinge, die ihm ſehr ergeben, und am Bord gemeiniglich ſeine Geſellſchafter waren. Er ließ ſie durch Boten ſuchen, und ſie kamen ſogleich. Sie benachrichtigten ihn, daß ihr Vater in einem nicht weit entfernten Hauſe ſchliefe. Er begleitete ſie dahin, und nahm die Seeſoldaten mit. Wo er vorbey gieng, warfen ſich die Einwohner aller Arten vor ihm nieder, und ſchienen die Achtung nicht vergeſſen zu haben, die ſie ſeiner Perſon ehemals erzeigt hatten. Auf dem Wege ſtießen verſchiedene Oberhäupter zu ihnen, unter denen auch Kauyrah und ſein Bruder Koohowrooah befindlich waren. Dieſe hielten nach ihrer ſonſtigen Gewohnheit die Menge in Ordnung, und fragten ihn öfters, ob er Mangel an Schweinen oder andern Schiffsvorräthen leide, weil ſie mit der Abſicht ſeines Landens noch unbekannt waren. Er antwortete, daß es ihm hieran nicht fehle, ſondern daß er den König ſprechen wolle. Als er vor

das Hauß kam, befahl er einigen Indianern herein zu gehen, und den König Kariopoo zu benachrichtigen, daß er drauſſen warte und ihn ſprechen müße. Sie kamen zwey oder dreymal heraus, aber anſtatt von dem König Antwort zu bringen, überreichten ſie einige Stücke rothen Zeug. Dieſerwewegen kam Capitain Coock auf den Argwohn, daß der König vielleicht gar nicht in dem Hauſe ſey. Daher mußte der Lieutenant der Seeſoldaten hinein gehen. Dieſer fand denn den alten Mann, wie er ſo eben erwacht war, und merklich über die Botſchaft erſchrocken ſchien. Jedoch gieng er ohne Weigerung ſogleich mit ihm heraus. Capitain Coock nahm ihn bey der Hand, und bat ihn freundlich, mit ihm an Bord zu gehen, wozu er ſich auch ſogleich willig finden ließ. Bis hieher nahm die Sache einen guten Gang. Die Eingebohrnen ſchienen hierüber nicht unruhig zu ſein, oder von unſerer Seite Feindſeligkeiten zu befürchten. Darüber ſchien Capitain Coock etwas verwundert, und ſagte: Da die Einwohner dieſer Stadt an den Diebſtahl des Boots unſchuldig zu ſeyn ſcheinen, ſo werde' ihnen auch kein Leid zufügen; aber den König müßte er mit an Bord nehmen. Dieſer ſaß vor ſeiner Hausthür von einer großen Menge umgeben, welche Kanynah und ſein Bruder beſtändig in Ordnung zu erhalten ſuchten. Indeß bemerkte man bald darauf, daß ſich die Indianer mit langen Speeren, Keulen und Pfeilen bewafneten, und ſich mit dicken Matten bedeckten, die ſie ſtatt einer Rüſtung gebrauchen. Dieſe feindſeligen Anſtalten nahmen zu, und wurden furchtbarer, als zwey Indianer in einem Canoe von entgegengeſetzter Seite mit der Nachricht ankamen, daß einer ihrer Oberhäupter, Namens Kareemoo, von einem

aus

Digitized by Google

aus dem Boote der Diſcovery bey ihrer Ueberfahrt getödtet ſey. Bey dieſer Nachricht lieſen die Weiber, die am Ufer bey ihrem Frühſtück ſaßen, mit unſern Leuten in den Booten freundlich ſprachen, ſchnell hinweg, und unter der Menge entſtand ein verwirrtes Gemurmel. Ein alter Prieſter drängte ſich zum Capitain Coock, mit einer Cocusnuß in der Hand, die er ihm zum Geſchenck darbot, und dabey ſehr laut ſang. Es wurde ihm öfters Stillſchweigen geboten, aber vergebens. Er wurde immer ungeſtümer und läſtiger, und man konnte ſeiner und ſeines Geſchreyes platterdings nicht los werden. Es ſchien, als wolte er die Aufmerkſamkeit unſerer Leute von ſeinen Landsleuten abziehen, die immer aufrühreriſcher wurden, und ſich in allen Quartieren wafneten. Da Capitain Coock von einer ungeheuren Menge Volks umgeben war, ſo hielt er ſeine Lage wirklich für gefahrvoll. Er ließ daher den Lieutenant mit ſeinen wenigen Leuten nach der Waſſerſeite vorrücken, wo die Boote einige Ruthen weit von der Küſte lagen. Die Indianer machten ſogleich für ſie zu einem engen Durchgange Platz, und ſchienen ſie am weitern Vorrücken nicht hindern zu wollen. Der Weg bis zur Küſte betrug etwa 50 oder 60 Ruthen. Capitain Coock folgte ihnen mit dem Könige Kareopoo an der Hand, der ſich willig führen ließ, und den ſeine Gemahlin, ſeine beyden Söhne und einige Oberhäupter begleiteten. Auch der alte überläſtige Prieſter blieb nicht zurück, und machte immerfort den wilden Lerm. Keowa der jüngſte Sohn des Königs gieng gerade in die Pinaſſe, und erwartete ſeinen Vater; aber indem er auf die Waſſerſeite kam, ſchlang ſeine Frau ihre Arme um ſeinen Hals, und zwang ihn mit Hülfe zweyer Oberhäupter

ſich auf den Rand eines doppelten Canoes niederzuſetzen. Capitain Coock machte ihnen hierüber Vorwürfe, die aber nichts fruchteten. Sie ſagten: ſie wolten den König nicht weiter fortgehen laſſen, und ihn lieber tödten, ehe er mit ihm an Bord gehen ſolte. Kariopoo, deſſen Entſchließung ganz auf den Willen der Uebrigen zu beruhen ſchien, hieng den Kopf, und war traurig. — Indeß der König in dieſer Lage war, hatte ſich ein uns bekanntes Oberhaupt, Namens Coho, genähert, und machte Miene, mit einem unter ſeinen Mantel verborgenen Dolche nach Capitain Coock oder den Lieutenant zu ſtoßen. Letzterer wolte nach ihn feuern, aber Capitain Coock gab es nicht zu. Da ſich aber Coho näher herzu drängte, ſo war der Lieutenant gezwungen, mit ſeinem Gewehr nach ihm zu ſchlagen, worauf er ſich *entfernte*. Ein anderer Indianer grif nach des Sergeanten Muſkete, und bemühte ſich, ſie ihm aus den Händen zu *winden*; er ward aber durch einen Schlag des Lieutnants daran *verhindert*. Capitain Coock bemerkte, daß der Lerm immer mehr zunahm, und daß die Indianer dreiſter und kühner wurden. Er ſahe wohl ein, daß er den König mit Gewalt nicht würde an Bord nehmen können, ohne das Leben vieler ſeiner Leute aufzuopfern. Er ſtand ein wenig nachdenkend ſtill, und war eben im Begrif, Befehl zum Einſchiffen zu geben, als ihn ein Indianer mit einen Stein warf, welches er mit einem ſchwachen Schuß erwiederte, womit der eine Lauf ſeiner Doppelflinte geladen war. Der Indianer hatte eine Matte um, und litt wenig oder gar keinen Schaden. Er ſchwang ſeinen Speer, und drohete den Capitain damit zu durchbohren, der dennoch nicht Willens war ihm das Leben

zu

zu nehmen, ſondern ihn nur, ſtatt mit einer Kugel auf ihn zu feuern, mit ſeiner Muſkete niederſchlug. Er zankte heftig mit den Vorderſten des Haufens, über ihr aufrühreriſches Betragen. Da es nun ganz unthunlich ſchien, den König an Bord zu bringen, ſo hatte er ſchon alle Gedanken davon aufgegeben, und ſeine ganze Sorge gieng nur dahin, ſich zu vertheidigen, und ſich und ſeinen kleinen Haufen, der von einigen tauſenden Indianern umdrängt war, ein ſicheres Einſchiffen zu verſchaffen. Keowa der Sohn des Königs erſchrack in der Pinaſſe bey dem erſten Schuße, und bat, man mögte ihn ans Land ſetzen, welches auch geſchahe. Denn in dieſem Zeitpuncte glaubte Miſtr. Roberts, der die Pinaſſe führte, nicht, daß Capitain Coock irgend in Gefahr ſey, ſonſt würde er gewiß den Prinzen zurück behalten haben. Dies hätte ohne Zweifel die Indianer im Zaum gehalten. Hinter einem doppelten Canoe ſahe man einen Indianer eben im Begrif, ſeinen Spieß nach Capitain Coock zu werfen, und er ward gezwungen zu ſeiner Vertheidigung Feuer auf ihn zu geben, tödtete aber einen andern, der vorn unter dem dicken Haufen ſtand. Nach dieſem Fehlſchuſſe erhielt der Sergeant Befehl auf ihn zu feuern. Er that es, und tödtete ihn. Dies dämpfte den Ungeſtüm der Indianer in etwas. Sie wichen zurück, und ſchienen unſchlüßig zu wanken. Allein da ſie von den Hinterſten wieder vorgedrängt wurden, ſo erneuerten ſie den Angrif; und begrüßten die Seeſoldaten mit einem hageldicken Steinregen. Ohne auf Befehl zu warten, erwiederten ſie dieſen Gruß mit einer Generalſalve aus ihren Muſketen, der augenblicklich das Feuern aus den Booten folgte. Hierüber äuſſerte Capitain Coock

ſein äuſſerſtes Erſtaunen. Er winkte mit der Hand nach den Booten hin, rief ihnen zu nicht mehr zu feuern, und näher ans Ufer zu kommen, um die Seeſoldaten einzunehmen. Mſtr. Robert brachte augenblicklich die Pinaſſe ſo nahe ans Ufer, als ohne zu ſtranden möglich war, ungeachtet des Steinregens, der unter ſeine Leute fiel. Aber der Lieutenant Williamſon, der das groſſe Boot führte, entfernte ſich, ſtatt dem Capitain zu Hülfe zu kommen, in dem Augenblicke noch weiter, da alles auf den zeitigen und thätigen Beyſtand ſeiner Leute ankam. Nach ſeinem eignen Geſtändniſſe mißdeutete er das gegebne Zeichen. Doch dem ſey wie ihm wolle. Soviel ſcheint mir indeß gewiß, daß dieſer Umſtand der Sache eine nachtheilige Wendung gab, und dem Capitain Coock alle Mittel benahm, mit ſeinem Leben davon zu kommen. Denn die Folge davon war, daß den Leuten in der Pinaſſe die Rettung der Seeſoldaten auf dem Waſſer allein zur Laſt fiel, wodurch ſie ſo ſehr mit Menſchen überladen wurde, daß die Soldaten ihr Gewehr nicht gehörig gebrauchen, und dem Capitain die Hülfe nicht geben konnten, wie ſie ſie ihm ohne dieſen Umſtand gegeben haben würden. Er hat alſo in dem gefährlichſten Zeitpuncte den Beyſtand beyder Boote entbehren müßen, welches blos der Entfernung des großen Boots zuzuſchreiben iſt; denn ob ſie gleich aus denſelben in ihrer entfernten Stellung auf die Menge feuerten, ſo mußte doch, um das wenigſte anzunehmen, die durch ihre Entfernung entſtandene Unordnung die volle Wirkung vereitelt werden, die nach Coocks Befehlen durch die ſchleunige Mitwirkung zur Rettung ſeiner ſelbſt und ſeiner Leute erreicht werden ſolte. In dieſem entſcheidenden Zeitpuncte

konnte

konnte Capitain Coock ſeine Rettung einzig und allein nur von beyden Booten erwarten. Denn da die Seeſoldaten gefeuert hatten, ſo ſtürzten ſich die Indianer unter ſie, und drängten ſie ins Waſſer, wobey 4 Mann umkamen. Der Lieutenant wurde verwundet, entkam aber glücklich, und wurde in die Pinaſſe aufgenommen. Capitain Coock war nun noch allein auf dem Felſen zurück. Man ſahe ihn nach der Pinaße hineilen, die linke Hand über den Kopf haltend, um ſich vor den Steinen zu ſchützen, und die Muſkete unter den andern Arm tragend. Ein Indianer folgte ihm vorſichtig und furchtſam; denn er blieb einigemal ſtehen, als wäre er unſchlüßig weiter zu gehen. Endlich näherte er ſich ihm hinterrücks, und gab ihm mit ſeiner großen Keule einen Schlag aufs Hinterhaupt, und eilte ſchnell zurück. Der Schlag ſchien den Capitain betäubt zu haben, denn er taumelte einige Schritte vorwärts, fiel auf eine Hand und ein Knie, und lies ſeine Muſkete fallen. Während dem Aufſtehen und ehe er noch auf die Füße kommen konnte, ſtieß ihn ein anderer Indianer mit einem Dolch in den Nacken. Nun fiel er Knietief ins Waſſer; worauf noch mehr Indianer herzu eilten, und ihn unter Waſſer zu halten ſtrebten. Er kämpfte heftig mit ihnen, richtete ſich aus dem Waſſer empor, und blickte nach der Pinaſſe, als ſchien er um Hülfe zu flehen. Ob ſie gleich nicht über 5 oder 6 Ruthen von ihm entfernt, ſo war es ihr doch wegen der Menge und Verwirrung unter dem Schifsvolke unmöglich ihn zu retten. Die Indianer bekamen ihn vom neuen unter ſich, und tauchten ihn tiefer unter Waſſer. Indeß kam er doch noch einmal mit dem Kopfe empor, und da er durch das Kämpfen ganz

er-

erſchöpft war, ſo drehte er ſich nach den Felſen hin, und ſuchte ſich daran zu ſtützen. In dieſem Augenblicke gab ihm ein Wilder einen Schlag mit der Keule, und es war um ſein Leben geſchehen. — — —

Die Wilden zogen ihn leblos auf den Felſen, wo ſie ſich damit ein barbariſches Vergnügen zu machen ſchienen, daß ſie alle Grauſamkeit an ſeinem todten Leichname ausübten. Sie rißen einer dem andern die Dolche aus der Hand, um die ſchreckliche Freude zu haben, das durch ihre barbariſche Wuth gefallne Schlachtopfer damit zu durchbohren.

C. Kramer.

III.

Apollo.

Skizze aus dem gold'nen Alter, 1785.

In den ſeligen Tagen, die Apollo durch ſeinen Aufenthalt auf der Erde heiligte, hatten ſich einſt mit der Abendröthe alle benachbarte Hirten um den Gott verſammelt. Er ſelbſt ſtund auf einen anmuthigen Hügel und ſang. — Schön war ſein Geſang; — wie Thau traf er ihm von der freundlichen Lippe. Mit himmliſchen Accenten prieß er dich, ſtille Tugend, und dein göttliches Gefolge — die Freude, die Menſchenliebe und die Zufriedenheit.

Schwei-

Schweigend hieng ihm die Verſammlung entgegen: Bewunderung, Freude, Sehnſucht, — der feurige Entſchluß — brachen wechſelsweiſe aus ihren Geſichtern. Jezo ſchloß Cynthius:

Und — o glaubt mir, ihr Lieben! dieſe Schutzgeiſter meines Himmels werden nur dann Eure Hütte begrüſſen, wenn Arbeitſamkeit mit den Künſten ſich gattet, die ich Euch lehrte. Der Ackerbau und die nährenden Heerden ſeyen eure erſte Sorge. Sie ſind die milden Quellen der Nahrung und der Geſundheit.

Wenn Ihr dann müde mit der ſinkenden Sonne vom Felde kommt, wenn die liebende Gattin euch den Schweiß von der Stirne gewiſcht hat; dann ſolt ihr euch mit ihr, und euren fröhlichen Kindern unter dem Abendhimmel verſammeln und beten:

„Sey gegrüßt, o Himmel, und ihr ſelige Bewohner, „dieſes Himmels — o ſeyd uns gegrüßt! Seht, hier ſind „wir, und freuen uns des Lebens, wie ſich der Vogel des „Morgenlichts freut. Ach für dies Leben; — für alle „Freuden des Lebens, — für den Seegen der Arbeit, — „für dies offene Herz, — danken, — danken wir Euch, ihr „Wohlthäter des Menſchen. Möchte dies Leben rein, wie „der Himmel über uns, in die Zukunft hinwallen, möchten „wir alsdann mit unſern Brüdern, wie heute Euch preiſen „ihr guten Götter!“

So ſolt ihr beten, Kinder meiner Liebe, und dann vor der Hütte das Mahl bereiten im Abendſtrahl; — einfach

und erquickend, wie es die Natur euch vom freundlichen Baume, vom Acker, von der ſchwellenden Euter reicht.

Habt ihr dann den Buſen gelabt durch die liebliche Speiſe: dann töne die liſpelnde Lyra, die ich vom Himmel euch brachte, melodiſch töne ſie mit der ſanſtern Flöte in euren Preißgeſang; und — o glaubt mir, — wie *Mayen*duft wird er zum Himmel ſteigen. Der ſchimmernden Länder, der hochgethürmten Städt' und Paläſte werden alsdann die Götter vergeſſen, — und Euer Loblied anhören; in umarmenden Gruppen werden ſie ſich lauſchend niederneigen von ihrem Olympus, und ihr himmliſches: Ja auf eure Gebete herunterlächeln.

So ſchloß der menſchenliebende Gott, als vom Gebirge der Abendſtern kam. Wie *Flammen brannten* ſeine Worte im Herzen der Schuldloſen. Er *hatte* ſie *vor allen* Erdebewohnern ſeiner göttlichen Lehre werth befunden; denn ſie vollbrachten willig ſeine Gebote.

Zwar mußt' er ſich nach dem Rath des Schickſals von ihnen trennen; — mit heiſſen Thränen mußt' er ſich trennen. Aber unſichtbar bewacht er ſie auch nach dem weinenden Abſchied noch immer. Sie waren die Blume der Erde, die Glücklichſte unter den Sterblichen. Und — noch immer flüchtet die Muſe zum zufriednen Landmann; denn ſie verſcheucht, wie die Taube, der Tumult des ſtädtiſchen Laſters!

Ludwig Schubart.

IV. Die

IV.

Die Freyheit.

Eine Antike.

1785.

Als Brutus ſtarb — da neigte ſich
Mit aufgelößten Haaren, — Geiſterbleich
Die Göttin Freyheit über ſeinen Leichnam.
Sie rang die Hände über ihm, und ſchrie:

„ So biſt du denn dahin, geliebter Sohn,
„ So früh dahin, du Edelſter der Menſchen?
„ Frohlocke Tod! — Der Fall des einen Mannes
„ Hat dich geadelt. Künftig wag es keiner
„ Dich Ungeheu'r zu ſchelten. — Nein, ein Knabe
„ Biſt du nur, — ein mitleidvoller Knabe, —
„ Des Lebens ſchön'rer Theil, — ein Genius
„ Der Seele — der ſie lächelnd
„ Ins Heiligthum der Welten Gottes führt;
„ Und mit dem güldnen Stab ihr auf die Brücke
„ Des Himmels winkt. —
Der tiefgefall'ne Römer
„ War dein nicht werth, geliebter Brutus,
„ Nicht werth des großen Opfers deiner Tugend.
„ Verhaßt iſt mir des Menſchen Antlitz: — Laß mich
„ Mit dir der Erd' enteilen, Einziger!
„ Auf ewig unzertrennlich an dir hangen
„ Der du für mich im Blutgefilde ſankſt. “

Mit

Mit jedem Tropfen Bluts der aus dem Leichnam drang,
Fiel eine Zähre aus dem Aug der Mutter.
Sie ſchritt in einem Nachtgewölke weinend
Voran bey ſeinem Leichenzug; ſo ſchreitet
Im Regenflor der Vollmond durch die Wüſte.

Bald hub ein edler Künſtler Roms ihr Bildniß
An Brutus Grab. Gleich hängt es auf die Urne
Herabgebückt, — und ſchweigt und jammert ewig. —

Sie ſelbſt entfloh mit ſeiner beſſern Hälfte
Ins Mutterland des ew'gen Friedens, wo
Kein Erdengott den Patrioten feſſelt, —
Wo Machtgekrönte Peiniger nicht mehr
Ins Blut der Knechtſchaft ihre Geißel tauchen,
Und ſelbſt zur frechſten Laſterthat den Stempel
Der Tugend borgen: — wo der reine Wille
Geläutert durch das Auge des Verſtandes
Das Leitgeſtirn beglückter Geiſter iſt!

Ludwig Schubart.

V.

Kurze Biographie des verſtorbenen preußiſchen Dichters, D. A. Surkau.

D. A. Surkau ward 1756 in Königsberg von rechtſchaffenen, aber unbemittelten Eltern gebohren. Sein Vater war ein Bernſteindreher, die Mutter eines rechtſchafnen Bürgers Tochter. Schon das Aeuſſerliche des Knabens reizte ſeine guten

guten Eltern zur unbegränzten Liebe gegen dieſen erſten Sohn beyderſeitiger Zärtlichkeit. Sein muntres Temperament und auſſerordentlicher Verſtand machte Ihn bald zum Abgott aller Nachbarn und Bekannten. Eine Menge kleiner Anecdoten aus den Tagen ſeiner Kindheit könnt ich anführen, wenn nicht die Geſchichte ähnliche Beyſpiele ſolcher Geiſteskinder zur Genüge aufbewahrte, die dem aufmerkſamen Beobachter der menſchlichen Natur Fingerzeige geben können, daß künftige Größe, Geiſtesgaben, ſchon im kindlichen Lächeln der noch lallenden Unſchuld aufzuſuchen ſind. Erziehung — Beyſpiel — ſtete Beſorgniß, kann, wie ich nicht ableugnen will, auf den moraliſchen Character des Menſchen wirken, ſie kann Temperamente ſchwächen, mildern; aber wirkliches Genie — Größe des Geiſtes, liegt gewis ſchon in jedem Partikelchen der zuſammengefügten Materie, woraus ein Nichtalltagsmenſch gewebt iſt. Ich übergehe die Knabenjahre des Seligen, weil ich nicht ſeine Lebensgeſchichte, ſondern nur einen kleinen Beytrag zur Geſchichte ſeines Daſeyns liefern will. Seine Eltern, zu unbekannt mit den Vorzügen der feinen Welt, erzogen dieſen Sohn nach dem gewöhnlichen Schlag und Zuſchnitt ihres bürgerlichen Verhältniſſes. Sie ſagten ihm ſchon frühe, daß ein Gott lebte, der da richte Gutes und Böſes, wußten aber dem wißbegierigen Knaben keine fernere Erläuterung zu geben, wenn er ſie über die eigentliche Urquelle dieſes Gottes, über deſſen Weſenheit, über den Unterſchied zwiſchen Guten und Böſen, nach Maßgabe ſeiner ihm angebohrnen Verſtandskräfte befrug? Jene ſophiſtiſche Erziehungsbegriffe, wodurch unſre jetzigen Philantropiſten ſich getrauen auch den unwiſſendſten Negerkopf zum

Kraftdenker zu formen, waren den guten Eltern böhmiſche Dörfer; zwar war die Stimme der Aufklärung in dem Staat wo ſie lebten ſchon reizbar, ſelbſt für die niedre Menſchenclaſſe, nichts deſto weniger hielt das Stück von Ludimagiſter, bey dem Daniel ſeinen erſten Unterricht anfieng, Neuerungen in Abſicht der Erziehung gefährlich — behauptete gar keklich, daß die Religion ſchlechterdings an ihrer Würde verlöhre, die Seligkeit zweifelhafter gemacht würde, wenn der Menſch mehr auf die Stimme der ſo oft trügenden Vernunſt, als auf Offenbarung, (den eigentlichen Weg zum Himmel) hörte.

Daniel ward alſo fromm und einfältig erzogen. Er lernte Leſen, Schreiben und Rechnen, beyher lateiniſche Vocabeln. Sein Vater beſtimmte ihn zum Handwerk, wozu bedurft er alſo gröſſerer Gelehrſamkeit? Daniel konnte an dieſer trocknen Lehrart unmöglich Geſchmack finden, allmählig entwickelten ſich eine Menge Fähigkeiten, deren Urſprung er ſelbſt nicht kannte, er fühlte in ſich einen unwiderſtehlichen Reiz Alles zu wiſſen, was er ſah und hörte; eine auſſerordentliche Gedächtnißkraft, unerreichbares Empfindungsvermögen, machte ihm jede Lection leicht, ſein alter Zoilus ſchätzte ihn dieſer Eigenſchaften wegen, und überſah manche witzige Streiche, manche Ausgelaſſenheit, die Daniel nur zu oft exercirte. Bey ſo hervorſtechenden Talenten konnte er nicht unbemerkt bleiben, er reizte bald die Aufmerkſamkeit der Vorſteher des Erziehungsweſens. Die Zeit rückte heran, daß der Knabe aus der Schule genommen und einem Meiſter übergeben werden ſolte. Mit elterlicher Zärtlichkeit kündigten ihm

die

die ſo ſehr mit ihm zufriednen Alten ihren Entſchluß an. Flehentlich bat der Jüngling ihn in der Schule zu laſſen. — „Wir ſind zu arm war die Antwort! " — Jetzt verſuchte der Jüngling alle Mittel, die Herzen ſeiner Wohlthäter zu erweichen, ſeine Bitten, ſeine Ueberredungskünſte machten die Erfüllung leicht; Daniel ſah ſich durch Unterſtützung guter Menſchen in Stand geſetzt, fort zu ſtudieren.

Man wies ihm die Quellen an, ſich zu erhalten, und die Vorſorge ſeines Landesvaters, vermöge milder Stiftungen ſich gute Bürger zu erziehn, ward Ernährungszweig ſeines phyſicaliſchen und moraliſchen Zuſtandes. Er bezog die hohe Schule, und fand — was ſein Herz wünſchte, ein weites Feld, ſeine Wißbegierde zu ſättigen. Jeder, der ihn in den erſten Jahren ſeines damaligen Zuſtandes gekannt hat, wird es bezeugen können, wie emſig er den Wiſſenſchaften oblag, wie begierig er war, die goldnen Wahrheiten der Philoſophie aus den Schlacken des Vorurtheils und der Schulfüchſerey auszuſpähen, mit welchem Muth er ſich durch ungeheure Folianten durcharbeitete, um Licht und Wahrheit zu haſchen. Seine Sprachkentniſſe machten ihn mit den Ueberbleibſeln des Alterthums bekannt, und ſein Muth verringerte die Beſchwerlichkeit des Suchens.

Vater Homer ward bald ſein Gott — ſein Alles, Gebetbuch und Glaubensbekentniß; der Jüngling ſtand auf dem gefährlichſten Punkt mit ſeinen Meynungen, als er nun zum wirklichen Studenten eingeweiht ward, und der Univerſität ſeiner Vaterſtadt ſich einverleibt ſah.

Er hörte jezt alle öffentliche und Privatvorleſungen, und ſein Eifer war noch immer ſo mächtig wie ehedem; man machte ihm allmählig bekannt, daß er ſich zu etwas beſtimmen müſte, Verhältniß und Convention machten dieſe Forderung billig.

Der Vater des Jünglings wolte, er ſolte die Theologie wählen, andre meinten die Jurisprudenz. Einer ſeiner Lehrer ſtimmte für Medicin — und er der Lernende ſelbſt ſtimmte für Nichts. „Wozu, ſagte er: ſoll ich mich Einſchrän„kungen unterwerfen? Noch kenn ich mein Lieblingsfach „nicht — aber ich will aufmerkſam auf mich ſelbſt ſeyn, und „meine Wahl getreulich melden.“ Im Grunde war dies nur eine erkünſtelte Ausflucht, um Zeit zu gewinnen, er wolte und konnte keine Einſchränkung ertragen — ſeinem Geiſt Feſſeln anzulegen, ſchien ihm Verbrechen gegen ſich ſelbſt; zu hochgeſpannte Begriffe über menſchliche Freyheit, ſein Hang zur Schwärmerey und zur Uebertreibung machte ihm die Menſchen als Böſewichter abſcheulich, in denen er eigentlich ſeine Wohlthäter erkennen ſolte. — Wiederholte Angriffe erregten ſeinen Stolz, und eben da der Jüngling die Staffel des Glücks erklimmen konnte, ſank er, weil er kein Weſen um ſich hatte, das ihn verſtand, das ſeinen feſſelloſen Geiſt ſanft in die Bande zu ſchmieden im Stande war, die das politiſche Verhältniß in dieſer beſten Welt nun einmal beſtimmt hat.

Leider gebrach es jenem Zeitraum auch noch an dem hellleuchtenden Lichte der Aufklärung und Vernunft, um die auflö-

lodernde Flamme des Jünglings mit kälterer Beurtheilung zu ahnden. So viel auch ſchon über Erziehung und Lehrmethode geſagt und geſchrieben ward, verfehlten damals die mehrſten Lehrer — verfehlen leider noch jetzt die Erzieher, den wahren Endzweck der Bildungsart.

Sclaviſche Einſchränkung, barbariſche Gebräuche, die die Gewohnheit geadelt hat, heißt Milde und Vorſorge; dagegen ſündigen, Hochverrath. Wer je die innern Uebel unſrer Univerſitäten mit dem Auge des Kenners durchſchaute, wird wohl nicht in Abrede ſeyn, das jedwede vor ſich betrachtet einer kleinen Reformation bedürfte. Der Bombaſt, womit einige von Daniels Lehrern ihre Vorleſungen würzten, der Firlefanz, womit ſie ihre Ausdrücke umhüllten — die Sprache ſelbſt, in der ſie längſt geſagte Dinge dunkel wieder ſagten, ſchien dem Jüngling zu arm; er fand eine Nacktheit im Ausdruck, eine Beſchwerlichkeit reinen Sinn von Charlatanerie zu ſondern, daß er gar bald mit ſatyriſchen Ausdrücken gegen ſeine Lehrer zu Felde zog, und von Seiten der Moral merklich ausartete. Der Arme! — er bedachte nicht was er ſich ſelbſt dadurch ſchadete. Er grif die Eitelkeit an, das war die gefährlichſte Saite, die er anſchlagen konnte.

Die Seelenbändgerin Poeſie, mit ihren bunten Farbenſchmuck ward des Jünglings Lieblingsbeſchäftigung, der Reiz für ſie wuchs um ſo ſtärker, da er durch ſie allen geheimen Empfindungen Ausſtrömung verſchaffen konnte.

Ohnerachtet der damalige Lehrer der Dichtkunſt noch ſehr an der Manier des Vater Gottſcheds klebte, und die lang-

ſchleppenden Alexandriner für die beſte Versart hielt, ſonderte ſich Daniel von der Meynung ſeines Lehrers dadurch ab, daß er ſich ein eignes Syſtem entwarf, alle Sylbendrechsleréy verſchrie, und blos der Einbildung ofnes Feld ließ, wie ſie die Wörterſtellung ordnen wolte. Daniel war beſonders glücklich in Spottgedichten, ſein Styl war blumicht ohne Uebertreibung, und verfehlte die zubezeichnende Sache nie. Seine ſanguiniſche Stimmung, ſein zu heftiges, wildes Jugendfeuer ließ ihn oft ins Reich der Satyre ſich verſteigen, er ward perſonel, und erſchuf ſich Feinde. Irgend eine alberne Gewohnheit von der lächerlichſten Seite zu zeichnen, dazu war er der Mann, junge zügelloſe Studenten, Stutzer, Witzlinge, und wie die Windmichels alle heißen, benutzten ſeine Naturgaben, gebrauchten ihn zu mancher Fehde, denn ſie *waren* von ſeinen Zeichnungen ſo ſehr überzeugt, daß *auch* die Kleinſte ſo treffend hieß, daß man *austufen konnte, das iſt Er!* Ich übergehe alle die weitläuftigen Vorfälle und Begebenheiten nicht ohne Abſicht, die ihn endlich ins Exilium jagten, theils weil ich mich zu weit von meinem Abſchnitt entfernen müßte, theils um nicht eine Menge Beſchuldigungen aufzuwärmen, die jeder Theil zu ſeiner Rechtfertigung gebrauchte. Daniel ward relegirt, Daniel hatte gegen die Geſetze gehandelt, Duellanten ſecundirt, ohne Anzeige ſolches Unfugs, ſein Urtheil hieß gerecht, das Conſilium abeundi die gelindeſte Strafe. Er floh nach Danzig ohne Ausſicht ſeiner künftigen Tage. Sein Vater war in der Zwiſchenzeit geſtorben, auch konnte er ſich, hätt er gelebt, keiner Unterſtützung von dieſer Seite gewärtigen, ein Häufchen Kinder und hülfloſe Armuth war das Erbe des Ausgeſtoßnen aus dem Kreiſe ſeiner Vaterſtadt.

Jetzt

Jetzt erſt, da ſich die Nahrungsſorge mit ihren Stiefkindern einſtellte, bedauerte der junge Wüſtling zu ſpät, keiner Brodgebenden Wiſſenſchaft obgelegen zu haben. Die wenigen Kleidungsſtücke, und was er ſonſt fortbringen konnte, wurden angegriffen, um ſich des Hungers zu erwehren, in etlichen Monaten ſah er ſich in dem Zuſtande, den erſten beſten Vorübergehenden anzuſprechen; — Er war zu ſtolz, um betteln zu können, arm — entblößt von allen Mitteln, in einem fremden Orte — was blieb ihm übrig? — In dieſer grauſamen Situation faßte er den Entſchluß, Hungers zu ſterben. Stolz und Verzweifelung ſchien ihm zur Ausführung Kräfte zu leihen, er kannte die Menſchen zu wenig, von der Seite ihrer Schwachheiten hatte er ſie nie ſtudiret; die Gabe ſich zu empfehlen, beſaß er nicht, dazu fehlt es ihm an Dreiſtigkeit. Mitten in dieſem Zuſtande ließ ihn das Ungefähr mit einem jungen Kaufmann, Namens Boſchke bekannt werden. Dieſer junge Mann gab ihm frey Logis in einem ſeiner Häuſer, beyher kleine wöchentliche Unterſtützungen. Bekanntlich iſt das Vorurtheil dem Fortkommen preußiſcher Eingebohrnen in Danzig ſehr zuwider, die Nation haßt ihre Nachbarn von preußiſcher Seite, vermuthlich nur aus mißverſtandner Politic, denn die Herzen ſind groß und gut, nur etwas Aufklärung fehlt hin und wieder.

Trotz dem ward Daniels Verdienſt erkannt — obſchon nicht belohnt, doch war er im Stande, durch kleine Gelegenheitsgedichte *) ſein Leben zu friſten. Verſchiedene junge

*) Er ſchrieb auch eine Zeitlang die Danziger wöchentliche Zeitung in J. H. Flörkens Verlag.

Engländer dachten edel genung, dem unglücklichen Mitbruder ein nothdürftiges Gehalt zu gewähren, und weiheten ihn zum Poeten ihrer feſtlichen Gelage. Kein dampfender Napf Punſch konnte geleert werden, ohne ein lärmendes Lied von Daniels Arbeit dabey zu ſingen. Daniel vergaß in dieſen fröhlichen Zirkeln ſein Leiden, ſein hartes Lager und drückende Verfaſſung; er lebte auf Unkoſten ſeiner Freunde dies Pflanzenleben eine Zeitlang fort, und fiel leider in das abſcheulichſte unter den Laſtern, das heißt, er ergab ſich dem Trunck. Mit etwas Maſke, mit einiger politiſchen Kenntniß der Dinge konnte ſich Daniel in Danzig den Weg zu einer Brodſtelle öfnen, man liebte ihn ſeines Verſtandes wegen, und ſeufzte laut über ſeine Unbeſonnenheit. Daniel war zu viel Naturmenſch, um jemand über ſeine Meynungen in Zweifel zu laſſen, ſein Wahlſpruch war: Trocknes Brod und Freyheit! Die Begriffe über Religion in dieſem Staate heißen den Mehrſten ehrwürdige Betrachtung, die allgemeine Stimme klebt nicht am Gürtel der philoſophiſchen Vernunftlehre, mithin konnte ſich Daniel durch ſeine freye Demonſtration nicht viel Verehrung von dieſer Seite verſprechen. Die bekuttete Heerde, ſo wie die Bekenner des ſel. Luthers und Calvins, verachteten ihn als einen Atheiſten, und böſen Chriſten, die Edlen unter ihnen zuckten die Achſeln, ließen ihn laufen, und ſagten: Schade um den jungen Mann! Seine Freunde gaben ſich viel Mühe, ihm eine Brodſtelle zu verſchaffen, aber immer zerſchlug ſich die Ausſicht meiſtens durch ſeine Schuld.

Offenherzigkeit war Daniels Fehler, er konnte nicht ſchmeicheln und kriechen, immer ſprach er frey vom Herzen

weg,

weg, wie ſolte er bey der Menge ſeiner Meynungen in einem Staat vorwärts kommen, wo öffentliche Aemter die beſonders Erziehungsweſen und Seelſorge betreffen, vom Einfluß der heiligen Männer Ol — und L — und Conſorten abhangen. Daniel ward eine kurze Zeit Hofmeiſter in der Nachbarſchaft bey Danzig, kam aber bald wieder zurück; ſein Hang zur Freyheit konnte keine Einſchränkung dulden.

Unglückliche und unbedächtige Liebe veränderte in dieſem Zeitraum die Lebensmethode des Dichters merklich. In wie weit der Gegenſtand ſeiner Zärtlichkeit den Ausguß ſeiner Empfindungen verdiente, davon iſt in ſeinen Papieren wenig beſtimmtes auszufinden; daß aber dieſe Liebe von ſeiner Seite eben ſo heftig als ſchwärmeriſch getrieben ward, beweiſen einige Elegien und Gedichte, die klärlich von ſeinem damaligen Zuſtande zeugen konnten. Daniel überließ ſich dieſer Empfindung ſo ſehr, das ſie allmählig in eine ſtille Melancholie ausartete, die ſeine Munterkeit verſcheuchte und ſein Elend vergröſſerte. Mitten inne, wenn ihm dann ſein Blut wieder einmal einen Streich ſpielte, ward er Sybarit, und überließ ſich dem ſinnlichen Genuß, Wein und Liebe untergrub mit vereinter Kraft die Stützen des ſchon ſinkenden Gebäudes. In den letzten Jahren ſeines Lebens ſchien ſein Gefühl öfters überzuſchnappen, ſeine Phantaſie verirrte ſich dann in die Gefilde der Zukunft, er konnte ſelbſt im Zirkel ſeiner Lieben, die für ernſthafte Geſpräche wenig Neigung und Sinn hatten, anfangen, eine ſtundenlange Oration bald in Verſen, bald in Proſa zu halten. Selten ſah ich bey einem ſolchen Monolog auch das ungeübteſte Auge trocken, immer

riß er mit unwiderſtehlichem Zauber die Herzen derer hin, ſo auf Ihn horchten und nicht horchen wolten. Der Zirkel derer, die ihn ernährten engte ſich durch Zufall oder ähnliche Zwiſchenſpiele mehr und mehr zuſammen, einige thaten ihm noch heimlich Gutes, denn öffentlich ließ ſichs allmählig nicht thun, ohne eigne Gefahr. Daniel opferte zu ſehr den Fleiſchtöpfen Egyptens, und ſein Betragen fiel ſtärker und ſtärker auf. Die Leidenſchaft dieſes bedauernswürdigen Menſchen, und ſein Hang zum Trunk machte ihn ungeſellig, er war wenig zugenieſſen, ſeine Kräfte waren erſchöpft, er ſiechte beſtändig, und ſchwankte gleich einer lebendigen Leiche umher. „Meine Harfe liegt zerſplittert, ſagte er eines Morgens zu mir, meine Kraft iſt geſunken, ich fühle „daß es Zeit iſt.“ Leicht war es dann durch ein Glas geiſtigen Wein dieſe Stimmung zu verſcheuchen, aber wenn er wieder zu ſich kam, ward ſein Gefühl düſtre Schwermuth und tiefes verlohrnes Hinbrüten in ſein Elend. In ſeiner Ausgelaſſenheit war er unnachahmlich — ſeine Schweinigelleyen, wie er ſie nannte, im Geſchmack des Grecourt, verdienten der Nachwelt aufbewahrt zu werden, wenn nicht etwa jetzt ſchon politiſche Würmer daran nagen. Den bekannten Compagnon im Danziger gelehrten Blütchen über Schauſpiel und Critic ſchrieb er im geſellſchaftlichen Gelag beym Glaſe Punſch.

Bey ſolchen Gelegenheiten erhielten die mehrſten Gedichte von ihm ihr Daſein. An der würdigen Madame Schuch, Principalin der daſigen Schaubühne, die von Seiten ihres guten Herzens ſo ſehr bekannt iſt, hatte Daniel eine große

Freun-

Freundin. So lange ſie in Danzig war, gebrach es ihm nie an Taſchengeld und Unterhalt. Ihr Tiſch ſtand ihm offen, ſie ließ ſich ſeine Gedichte mit Vergnügen vorleſen, und ſchätzte ſein großes Verdienſt. Ein Bändchen Elegien hat Flörke verlegt. Daniel war zu läßig, in der Auswahl. Verſchiedne dieſer Gedichte ſind Schwärmereyen der erſten Jugendzeit, ſtellenweiſe ſtößt man auf trefliche Bilder, glühende Phantaſie belebt das Ganze, und verdunkelt oft durch zu viel Schwung die Seele des Gedichts.

Die beſten Aufſätze und ſpätern Arbeiten des Dichters ſind noch ungedruckt, oder gehen vielleicht zur Schande des deutſchen Edelmuths ganz verlohren. Daniel fühlte ſich am Ende ſeiner Tage faſt von allen Freunden verlaſſen, ich könte ſelbſt dem ſonſt wackerherzigen Boſchke vorwerfen, das er ſich zu wenig um den Duldungsſohn bekümmerte. Zwar ließ er ihm freye Wohnung bis ans Ende, aber doch hätt er aus Mitleid und Achtung mehr thun können — ſollen, denn er kante ſein Verdienſt und ſeine wahre gute Seite.

Daniel ſtarb nach 3tägiger Krankheit überraſchend und plötzlich. Seine wenigen Freunde waren Zeugen ſeines Todes. Gelaſſen und ſtandhaft litt er die unſäglichen Schmerzen, die ſeinen Tod hervorbrachten. „Ich habe, ſagte er, dem Jam„mer ins Auge geſehn, laß ſehn, ob mich der Tod zittern „machen kann! —“ Er entſchlummerte zu früh für die Muſe, aber eben zu rechter Zeit, um nicht elender zu werden als er ſchon war. Kein Geiſtlicher gab ſich die Mühe ihn zu beſuchen, die Herren ſind etwas ungefällig, auch verbat er

ſich

ſich dieſen Vorſchlag ſeiner Freunde. „Ich weis das Alles, „ſagte er, was mir auch der Würdigſte ſagen kann, und „nicht kann, mein innrer Richter hat mich ſchon zur Reiſe „ausgerüſtet.“ Einer von Daniels wärmſten Freunden, gegenwärtig Weinhändler in Danzig, ein Mann von mittelmäßigen Glücksumſtänden, aber großem und gutem Herzen, Namens Hirſchfeldt, ließ dem entſchlafnen Sänger nach heilige Leichnam begraben, nicht ohne damit verknüpfte Schwierigkeit und Koſten. Herr Boſchke unterſtützte die Bemühungen des guten Hirſchfeldt, dadurch erhielt der Selige einen Leichenſtein. Ich kam kurz darauf nach Danzig, wie eben deſſen Grabmaal in Arbeit war. Der Verluſt eines Mannes, den ich ſo herzlich liebte und bedauerte, beugte mich tief.

Ich beſang ſeinen Tod mit aller Theilnahme des Freundes, und fertigte auf ſein Grabmal die Inſchrift: „Hier ruht entfeſſelt der Leiden, D. A. Surkau, reif zum „Grabe, aber zu früh für die Muſe entriß ihn der Thränen„lohner, ſank des Sängers Hülle in Staub.“ Von ſeinen poetiſchen Arbeiten beſitz ich noch Verſchiedenes. Der Selige unterhielt die letzten Jahre ſeines Lebens eine ſtete Correſpondenz mit mir, die nach unſrer beyderſeitigen Verabredung in Verſen ſeyn mußte. Verſchiedne Gelegenheitsgedichte von ihm beſitzen diejenigen, in deren Namen ſie gemacht wurden, den größten Antheil ſeiner Papiere beſitzt Herr Boſchke. Vielleicht daß durch Bemühung eines ſeiner Bekannten mit der Zeit eine Ausgabe veranſtaltet werden könnte, doch gehörte dazu eine vorzügliche Kenntniß zur Auswahl. Das beſte Gedicht iſt öfters auf eine Menge kleiner Flickchen Papier

pier geſchrieben, oder auf der andern Seite eines Tabaks-briefs. Bücher hatte der Selige nicht, und hinterließ auch keins, ſein Kopf war das erſte und größte Buch was er haben konnte.

Einer ſeiner Brüder kam nach dem Tode des Seligen nach Danzig, um ſich über die Verlaſſenſchaft des Seligen zu erkundigen. Er fand — was er finden mußte, Armuth: — aber einige edle Menſchen, die den Seligen liebten, beſchenkten den trauernden Bruder, der eben ſo arm war wie der Entſchlafne, und bewieſen ihm, daß ſie das Andenken des Dichters ſchätzten. Er ließ die Papiere, die er nicht zu ſchätzen verſtund, in den Händen, wo ſie waren; vielleicht fehlte es ihm auch an Unterſtützung, eine Ausgabe davon zu veranſtalten. Der Unglückliche fiel kurz darauf in eine Sinnloſigkeit, die ihn des Verſtandes beraubte, und ſchmachtet noch jetzt in dieſer Zerrüttung. Er war Bernſteindreher, und in ſeiner Art ein eben ſo großes Genie wie ſein Bruder.

Die gänzliche Lebensgeſchichte meines ſeligen Freundes hieß gewiß mit Fug und Recht, merkwürdiger Beytrag zur Geſchichte der Menſchheit. Sein Andenken heiſcht ſchon deshalb das innigſte Bedauern, weil alle Kräfte, alle ſeltne Gaben der wohlthätigen Natur in ihm lagen, die vermögend geweſen wären, einen großen Mann zu bilden. — Aber das Glück wachte nicht über ſeine Erziehung. So ſank der Mann, nur gekannt von Wenigen, in die ſelbſtgemachte Grube, die er nicht ſo früh erreicht hätte, wäre ſeine Bildung

ſorgfältiger betrieben worden, oder wenn er ein Weſen um ſich gehabt hätte, das ſeinen emporſtrebenden Geiſt zu mildern verſtand. Er war ein Menſch, und beſaß bey ſeinen ſeltnen Gaben viel menſchliche Schwächen. Friede demohngeachtet über der Stätte des Gerechten, denn ſein Herz war groß und gut! —

Gruner.

Ich liefere hier noch als Beylage einen ſeiner an mich geſtellten Briefe vom May 1782.

Meinen Kuß zuvor, und treuen Händedruck, biedrer Sänger, nach der Väter Weiſe!
Mächtig ſchlug bey deinem Briefe, ſchlug bald gemäßigter bald leiſe
Mein halbmattes Herz, wie auf ſeiner Balſamreiſe, milder Zephirs Flug.

Freund mein Schickſal quält mich für und für, feſſelt mich an meinen öden Kerker
Macht mich wiederkäuend oft und ärgerlich. Guk ich dann manchmal aus meinen hohen Erker
Sehe rings um mich der Freude Spur, im geheimen Weben der Natur —
Ach! — und bin nur trauriger Bemerker; ha: — da iſt's als faßte mich noch der alte
Wonnevolle Schauer, wenn zu kommender geſehnter Trauer herrlich ſchön des Tages Aug erblich
Sieh — da iſts, als ſtimmte meine Seele, noch zur ſanften Melodie,
Meiner Freundin Philomele, aber ſieh! — Freudeſang wird plötzlich Elegie

Und

Und um mich herum ſchwindt jede große Scene, und die Unholdin Melancholie
Preßt mir wider Willen manche Thräne.

Freund! woher dies Trauren dieſes Sehnen?
Dieſes Ringen nach der ſtillen Gruft, dieſes Streben nach der Todtenkluft
Dieſes Auge voller Thränen? —
Ja im Marke unſers Lebens liegt, all der Keim der Schmerzen
Tief verborgen, bey dem kleinſten Sonnenblicke ſchmiegte ſich ans Herz
Ein Schwarm von ſchwarzen Sorgen, feſſelt uns am kaum
Erwachten Morgen, folget uns, wann ihn die Nacht beſiegt.

Nenne mir den Mann der ſonder Thränen ſeinen Weg durch dieſes Leben gieng,
Dem auf ſeiner Bahn bey allen Scenen nicht die Trauerperl im Auge hieng?
Findſt ihn nirgends, ſuchſt ihn ganz vergebens unterm Diademe das den Kayſer ſchmückt;
Jede Perle, Freund, die dich entzückt, iſt ein Fels der den Monarchen drückt,
Iſt ein Rieſgebürg auf ſeinem Weg des Lebens, und du räumſt ſie nicht trotz alles Strebens
Kaum beginnet unſer Seyn, ſo hüllt ſich das Auge ſchon im Thränenſchimmer
Thräne füllt den Blick des Kindes, füllt deinen Jünglingsblick auf nun und immer
Thränen harren deiner noch als Mann! Wohl dir Freund wenn nimmer — nimmer,
Deines Lebens Keim begann, ſank dein Grundſtein lieber gleich in Trümmer.

Aber

Aber wähne nicht das Leben ſey, ewiges Geweb von Schmerz,
ein ewig Einerlei
Nein, auch hin und wieder giebt es Freuden, aber kärglich nur,
der Schmerzen giebt es mehr
Und du magſt nur ſparſam dich an Erſtern weiden, denn bald
drückt dich Kummer centnerſchwer
Blitzſchnell folgen ihrer Spur die Schmerzen, wühlen deſnen
Mark und nagen dir am Herzen.

Aber willſt du Freund die wahre Ruhe finden, die dir nie
dein ganzes Daſeyn gab
O ſo ſuch ſie in des Todes Gründen, Ruhe — Ruhe Freund
gewährt
Dir nur das Grab.

Ha auch da — da ſoll tiefer Schlaf mich jedes Harms ent-
binden
O mir flamts — mir iſt's! — Leb wohl! — Leb wohl!

D. A. S.

VI.

Genuine Nachricht, von der Beendigung der zwey-jährigen allgemeinen Getraidetheurung in Deutſchland und an vielen Orten erlittenen Hungersnoth, durch den Reichsſchluß vom 7. Febr. 1772.

Im Jahr 1769 war vom Niederrhein bis an die Donau, wenigſtens ſo weit ſie durch Deutſchland fließt, ſo viel Regenwetter, daß die Winterſaat nicht gut in die Erde gebracht werden konnte.

Da

Da nun in dieſem Jahr der Preiß des Getraides ſchon über den Mittelpreiß geſtiegen war; ſo beſorgte man allgemein für das künftige Jahr noch einen höhern Preiß, weil man aus der Winterſaat auf die Fruchtbarkeit des künftigen Jahres zu ſchließen pfleget, obgleich dieſer Schluß ſo vielfältig und auf ſo mancherley Art trügt.

Der darauf folgende Winter war naß und unbeſtändig. Wenn es einen Tag fror und ſchneyete, ſo gab es wieder mehrere Tage Thauwetter, und jederman beſorgte, daß die Winterſaat einen merklichen Schaden leiden würde.

Im Frühjahr 1770 kamen ſehr rauhe Winde, und im März, ſo wie in der erſten Hälfte des Aprils, fiel öfters tiefer Schnee, der gleich wieder wegthaute.

Demohngeachtet folgte in dieſem Jahr kein ganzer Mißwachs für Deutſchland, ſondern man konnte nach der genauen Beobachtung eines Reiſenden (der auf ſeiner damaligen Reiſe von Preßburg bis in die Gegend von Cölln nicht den geraden Weg nahm, ſondern bald tiefer in Bayern, bald tiefer in Franken abwich, und auf die damalige Erndte aller Orten genau Achtung gab) überall eine halbe Ernte an Winter- und Sommerfrüchten annehmen.

Ohngeachtet nun noch überall alte oder vorjährige Früchte vorräthig waren, ſo ſetzten doch obgedachte Umſtände nebſt dem anhaltenden Regenwetter im Jahr 1770 den gemeinen Mann in große Furcht. Von dieſer wurden auch nach und nach die Beamten aller Orten eingenommen. Als

nun bekannt wurde, daß die Italiener, Schweizer, Franzoſen und Holländer mehr als gewöhnlich in Bayern, Schwaben und am Rhein Früchte einkauften, und in ihre Länder führten; ſo entſtund die allgemeine Sorge, man würde in Deutſchland Hungers ſterben müßen. Jederman kam nun auf einen Gedanken, der bey einem ſich ereignenden Mangel jedem ſogleich einfällt, nämlich dasjenige, was noch vorräthig iſt, zu ſeiner eigenen Nothdurft beſtmöglichſt zu erhalten. Nun glaubten die Landesregierungen an gar vielen Orten und in den Ländern großer Chur- und Fürſten, einem ſolchen allgemeinen Nothſtand vorbeugen zu müſſen. In einigen Ländern verbot man ſogleich alle Ausfuhr des Getraides; in andern aber, wo man den Handel nicht ſogleich ſperren konnte, oder wo man von der Unterbrechung des Kornhandels noch größeren Schaden für das Publicum und den Haupttheil ſeiner Unterthanen beſorgte, glaubte man mit mehrerer Vorſicht zu Werk zu gehen, wenn man nicht nur den im Lande befindlichen Vorrath an Getraide, ſondern auch die Conſumtion im Lande genau aufzeichnete, um daraus zu ermeſſen, ob und in welcher Maaße man den Getraidehandel ferner geſtatten oder verbieten müße. An einigen Orten wurde bis zu deſſen Aufklärung nach vollbrachter Erforſchung des Vorraths und der Erforderniß proviſorie aller Getraidehandel verboten.

Wer nun vorher nur beſorgte, es mögte Theurung oder ein merklicher Mangel bevorſtehen, der fürchtete jetzt ſchon eine Hungersnoth.

Die

Die Herrſchaften, Clöſter, begüterter Privatmänner und Fruchthändler verſchloſſen jetzt ihre Fruchtſpeicher, und nur diejenigen brachten ihren Vorrath zum feilen Verkauf, welche ihre herrſchaftl. Abgaben, Zinſen oder aufgekündigte Capitalien nicht anders als mit dem Erlöß aus ihren verkauften Früchten entrichten konnten, oder ſonſt nothwendig Geld brauchten, welches ſie auſſer dem Verkauf ihrer Früchte aufzutreiben nicht im Stande waren. Hierdurch ſtieg der Preiß auf den Kornmärkten an den meiſten Orten mehr als noch einmal ſo hoch, als er vorher war. Dieſer wurde noch mehr dadurch erhöhet, daß bey den vorgedachten Unterſuchungen faſt jederman ſeinen Vorrath geringer als er war, ſeine Nothdurft aber höher, als er nachher brauchte, angab. Letzteres, damit er auf alle Fälle, die er nicht vorausſehen können, nicht ſelbſt Mangel leiden möge. Erſteres aber aus Furcht, es mögte ihm ſein Ueberfluß von Obrigkeitswegen weggenommen — und er um die freye Diſpoſition über ſein Eigenthum gebracht werden. Man weis aus den vielen Brochüren, die zu damaliger Zeit herausgekommen ſind, was die Pachter und Bauern für heimliche Wege ergriffen haben, um den größten Theil ihres Vorraths zu verſtecken, und wie ſie ſolchen in Ställen auch andern Orten, wo man keine Früchte ſuchte, vergraben haben.

Es iſt auch bekannt, mit welcher Verſchlagenheit ſie ihren Ueberfluß an- und über die Gränzen den benachbarten Müllern und den damaligen häufigen Kornaufkäufern zuzuführen gewußt haben. Kurz, die von den Regierungen angeordnete Unterſuchungen dienten zu nichts, und waren ganz

vergeblich, weil die Bedürfniß aller Orten viel zu groß, der Vorrath aber viel zu gering angegeben war.

Diejenigen Regierungen, welche das Ueberſpannte in ſolchen Aufzeichnungen einſahen, und daher den Angaben der Beamten, Schultheißen und Gemeindsvorſteher keinen Glauben beymeſſen wolten, ſondern für nöthig fanden, durch eigene Commißionen reelle Unterſuchungen anſtellen zu laſſen, bekamen keinen richtigern Statum. Denn wenn er gleich von dem vorigen hin und wieder bey einzelnen Perſonen verändert wurde, ſo war er doch in Anſehung der künftigen Nothdurft nicht viel geringer als der vorige, in Anſehung des Vorraths war er aber meiſtens noch weit geringer, weil alle, welche bey der erſten Nachſuchung ſich vor einer obrigkeitlichen Wegnahme ihres Vorraths gefürchtet hatten, ſelbige nun bey der reellen Unterſuchung für gewiß hielten, und in der Geſchwindigkeit nicht nur noch mehr heimlich aus dem Lande ſchleppten, ſondern auch noch mehreres an heimliche und undurchdringliche Orte verbargen. Solche unrichtige Rechnungen und übel ausgeſchlagene Unterſuchungen beſtärkten nun die Regierungen in ihrer Meynung, daß das Verbot der Ausführung nun unter den ſchärfſten Strafen zu beſtätigen, und alle Gränzen des Landes mit Wachen zu beſetzen ſeyen, damit ja keine Früchte aus dem Land in ein anderes gehen mögten. Alles dieſes diente nun augenſcheinlich zu nichts weiter, als den größten Theil des Vorraths dem gemeinen Handel zu entziehen, den Mangel auf den Fruchtmärkten zu vergrößern, den Preiß des Getraides noch höher hinauf zu treiben, und den zahlreichſten Theil der

Ein-

Einwohner in noch mehrere Furcht einer Hungersnoth zu ſetzen.

In dieſem allgemeinen Nothſtand von faſt ganz Deutſchland, gieng an einigen, obgleich wenigen Orten, ein unvermuthetes Licht auf.

Vornämlich hatte der nunmehrige Fürſt und damalig regierende Herr Graf zu Neuwied, aus vorherigen mehrmaligen Streitigkeiten mit benachbarten Chur- und Fürſten, beſonders aber dem hohen Erzſtift Trier, die Erfahrung erlanget, daß die verhängte Verbote der Ausfuhr in ſein Land keinen Mangel in demſelben nach ſich ziehen, ſondern diejenige, von welchen ſeit vielen Jahren die Neuwieder Früchte und andere Waaren zu kaufen und abzuholen gewohnt waren, ſie nun ſelbſt durch allerhand Neben- und Umwege dahin bringen, und ſeinen Unterthanen die Mühe, ſie von andern Orten abzuholen, erſparen. Hochderſelbe war alſo ſchon gewohnt, ſeinen Unterthanen den Schrecken von der Sperre zu benehmen. Ein viele Jahre vorher ſich ereigneter Vorfall kam nun in friſches Gedächtniß. Als nämlich einmal das Neuwieder Marktſchif vom Coblenzer Fruchtmarkt ganz leer zurück kam, und man das Aushungern von Neuwied ſchon für unfehlbar hielt, ließ dieſer ſelbſt denkende und unermüdete Regent in ſeiner Stadt unter Trommelſchlag bekannt machen, daß holländiſche Früchte unter Wegs ſeyen, und eheſter Tagen ankommen würden, wer nun alſobald Früchte brauche, der könne ſie ſogleich auf einem benannten herrſchaftl. Speicher abholen. Dem allgemeinen Lamentiren

 nach

nach wären 100 Malter für das damalige Erforderniß zu wenig geweſen; es wurden aber nur wenige (ohngefähr 8 Malter) abgeholt, und das Gerücht von dieſem Ausruf durch den Trommelſchlag kam der benachbarten übermächtigen Regierung ſo zu Ohren, daß ſie das Verbot von ihrer Ausfuhr als unnütz, und in der Folge ihrem eigenen Handel nachtheilig, wieder aufhob.

Dieſer alte kluge Regent war alſo nicht nur aus eigenem Nachdenken, ſondern auch aus Erfahrung überzeugt, daß weder die Erforſchung des Vorraths noch des Bedürfniſſes des Landes das rechte Mittel ſey, dem Mangel und der Theurung abzuhelfen, ſondern daß man dem Lande Hofnung zur Herbeyſchaffung fremder Früchte machen müſſe, *und dieſes allein das rechte Mittel ſey.* Hochderſelbe ließ zwar ſeinen Beamten ebenfalls beyläufige Ueberſchläge, *wie viel Getraide* im Lande vorräthig, und wie *vieles noch bis* zur künftigen Ernte erforderlich ſeyn mögte, abfodern. Er fand ſie aber gleichfalls ſo, als ob der Vorrath nicht zum 3ten Theil hinreichend ſeyn würde. Demohngeachtet ließ Hochderſelbe den Verkauf der Früchte an Auswärtige nicht verbieten. Dahingegen zog dieſer thätige Regent durch die vielerley Correſpondenten aus allen Nationen und Gegenden, die ſich in dem — für alle Freyheitsliebende ſo ſchönen und geliebten Neuwied aufhielten, genaue Nachricht von der Beſchaffenheit der damaligen Ernte und dem Getraidepreiß in nahen und fernen Ländern ein, um auf den Nothfall ermeſſen zu können, wo, und wie man am beßten die ermangelnde Früchte herbeyſchaffen könne. Während dem aber

kam

kam zu Ende des Sommers in dem vorgedachten Jahr 1770 ein ängſtlicher Bericht des Schultheiſsen zu Hedesdorf, (einem ſtarken Dorf ganz nahe an Neuwied, und nur eine halbe Stunde vom Rhein entlegen) dahin ein, daß den Abend vorher trieriſche Unterthanen faſt den ſämtlichen Fruchtvorrath dieſes Dorfs, und zwar das dortige Malter (welches damals ſchon 8 Rthlr. und ſomit faſt das Duplum von dem Mittelpreiß gegolten) um 10 Rthlr. gekauft hätten, ſolchen auch nächſter Tagen abzuführen Willens ſeyen, daß aber, bey der ſchlecht ausgefallenen Ernte, das Dorf und die ganze Nachbarſchaft in die betrübteſte Umſtände verſetzet werden würde, wenn nicht die Ausfuhr dieſer gekauften Früchte, nach dem Beyſpiel der Nachbarn, ſchleunig verboten werde. Auſſer dieſem Bericht ſetzte Hochdenſelben das mündliche Lamentiren mehrerer Unterthanen, die keinen Ueberfluß an Früchten und nichts zu verkaufen hatten, daher ſich aus dem obgedachten Verkauf ihrer Miteinwohner eine Hungersnoth vorſtellten, in einige Verlegenheit. Hochderſelbe ließ alſo den Director ſeiner Regierung ungeſäumt zu ſich rufen, und ſagte ihm, daß Hochderſelbe zwar bisher nicht Willens geweſen ſey, ſeiner Regierung irgend eine Verfügung wegen der dermaligen Theurung der Früchte aufzutragen, daß er auch noch nicht geſonnen ſey, dem Beyſpiel ſeiner Nachbarn in Anſehung der Fruchtſperre zu folgen, ſondern daß ihn nur die vorgedachten ängſtlichen Bitten einiger ſeiner Unterthanen bewogen, mit ihm ſeinem Regierungsdirector zu überlegen, was für eine ſchickliche Antwort den ängſtlich ſupplicirenden Unterthanen zu geben ſey, um ſie einestheils nicht troſtlos zu machen,

anderntheils aber den Verkauf an die trierische Unterthanen nicht zu hemmen.

Dieſes gab nun Gelegenheit zu einer langen Unterredung zwiſchen dieſem preißwürdigen Regenten und dem Director ſeiner Regieruug, wobey am Ende beſchloſſen wurde, dem Schultheißen aufzugeben, ungeſäumt und zuförderſt ein Verzeichniß von den ſämlichen in ſeinem Kirchſpiel an die Churtrieriſche Unterthanen verkauften Früchten einzugeben, um daraus ermeſſen zu können, in wieferne das Verbot der Ausfuhr nothwendig ſey, inzwiſchen aber diejenigen Früchte, die die Churtrieriſchen contractsmäßig abholen würden, nicht aufzuhalten, indem man von Herrſchaftswegen dieſen Abgang anderwärts zu erſetzen geſonnen ſey. Es wurde aber auch über dieſes beſchloſſen, noch ſelbigem Vormittag die ſämtlichen Kaufleute zu Neuwied vor die Regierung zu fodern, und ihnen den Mangel am Getraide im Lande, nebſt der Beſchwerlichkeit von der von ſämtlichen Nachbarn verhängten Sperre vorzulegen, anbey ihre Meynung zu verlangen, wie dem beſorglichen Nothſtand durch auswärtige Früchte abgeholfen werden könne. Dieſes geſchah, und ſie verlangten nur bis auf den Nachmittag Bedenkzeit. Hierauf erklärten ſie, daß ſie ſich zwar anheiſchig machen wolten, ein mäßiges Quantum Früchte auf herrſchaftl. Credit auswärts herkommen zu laſſen, daß man ihnen aber eine determinirte Summe der Früchte, nebſt der Zeit der Ablieferung beſtimmen, und ſie alſo ſicher ſetzen ſolle, daß die Früchte, die ſie kommen ließen, ihnen auch von Herrſchaftswegen abgenommen und bezahlet werden würden. Da man ihnen nun von Regie-

rungs-

rungs- und Herrſchaftswegen kein determinirtes Quantum für das ganze Land ſogleich beſtimmen konnte; ſo gab man ihnen von Regierungswegen auf, vor der Hand nur einen geringen Theil desjenigen kommen zu laſſen, welches nach den obgedachten Specificationen der Beamten, nach Abzug des angegebenen Vorraths, an der Subſiſtenz des Landes, bis auf künftige Ernte noch ermangelte.

Nach dieſer Operation gab man auch dem Schultheißen zu Hedesdorf auf, nicht nur die vorgedachten an die Trieriſchen um 10 Rthlr. p. Malter verkaufte Früchte verabfolgen zu laſſen, ſondern auch den Verkauf eines jeden, der mehr als den landläufigen Preiß vor ſeine Früchte erhalten könne, zu befördern, indem von der Landesherrſchaft Accorde mit Kaufleuten getroffen worden ſeyn, daß es im Lande niemalen an Früchten um den landläufigen Preiß mangeln ſolle.

So gering nun das von den Kaufleuten beſtellte Quantum in Verhältniß desjenigen geweſen, was nach den mehrgedachten Specificationen der Beamten zur Subſiſtenz des Landes an auswärtigen Früchten erfoderlich war; ſo wurde doch auch nicht einmal jenes von denen vorher in ſo groſſer Angſt geweſenen Aemtern und Kirchſpielen abgeholet, ſondern es wurde meiſtens wieder an Fremde und Ausländiſche verkauft.

Indem nun die Kaufleute, die ſich damit abgaben, ſahen, daß ſie einen Zugang von Auswärtigen erhielten; ſo machten ſie bey der Regierung den Antrag, daß, wenn man

ſie von Regierungswegen bey einem Kornhandel uneingeſchränkt und unbeeinträchtiget laſſen wolte, ſie Früchte genug gegen den Preiß, den ſie jederzeit in den benachbarten Landen haben würden, herbeyſchaffen wolten. Dieſes geſchah um ſo unbedenklicher, je gewiſſer ohnehin der Landesherr mit ſeiner ganzen Regierung überzeugt war, daß nichts als die Freyheit des Handels die geſucht werdende Waare herbeyſchaffen könne.

Hiervon erhielten nun gar bald Auswärtige und beſonders cöllniſche Kaufleute die Nachricht. Sie meldeten ſich daher auch zu Neuwied um die nämliche Freyheit, und erhielten ſie dahin, daß von Landesherrſchaftswegen ihnen nicht die mindeſte Hinderung gemacht — ſondern völlig *frey gelaſſen* werden ſolle, diejenigen Früchte, die ſie nach Neuwied bringen würden, ſo hoch oder ſo gering *ſie nur immer wolten*, auch an wem ſie nur immer wolten, (nämlich nicht blos an die Landeseinwohner, ſondern auch an alle und jede Fremde und Ausländiſche, in und auſſer dem Creyß) zu verkaufen, ja ſogar, wenn ſie ihre nach Neuwied bringende Früchte insgeſamt an Fremde verkaufen wolten, ihnen von Herrſchaftswegen nicht zugemuthet werden ſolle, das mindeſte davon an die Einwohner zu verkaufen, wenn auch gleich dieſe im gröſten Mangel ſich befinden ſolten.

In dieſer Verſicherung lag gewiß keine ſtiefväterliche Geſinnung gegen ſeine eigene Unterthanen und Einwohner; denn die damalige beyde mit herrlichen Talenten, mit vielen Einſichten und groſer Erfahrung begabte beträchtliche Kaufleute,

leute. die Hrn. Cammerräthe Remy und Bleibtreu hatten die kaufmänniſchen Grundſätze, daß an dem Ort, wo viele Verkäufer ſeyn, es den Einwohnern nie an der Waare, und zwar um den billigſten Preiß, der in der ganzen Gegend ſey, fehlen könne, in ein allzu klares Licht geſetzet.

Man gab alſo denen ſich anmeldenden Kaufleuten die heiligſte Verſicherung, daß man ihnen auch in Anſehung der Früchte, deren die neuwiediſchen Landeseinwohner benöthiget ſeyn würden, weder einigen Preiß ſetzen — noch auch ihnen zumuthen wolle, einen beſtimmten Theil ihrer einzuführenden Früchte (wie in einigen benachbarten Ländern gleichwohl geſchehen war) an die Landeseinwohner zu verkaufen.

Hierdurch bekam Neuwied eine ſtarke Zufuhr und Niederlage an Getraide. Die Schiffe und Nachen auf dem Rhein, ſo wie das Fuhrweſen in der Stadt, gieng Tag und Nacht ununterbrochen fort. Es wurden die herbeygeführten Früchte nicht allein in die ganze umliegende Gegend am Rhein, auf dem Hundsrück und Weſterwald, ſondern auch bis in Franken und Schwaben verkauft und verführt.

Es entſprung auch hieraus noch ein Nebenaſt des Fruchthandels. Es war nämlich in den geſperrten Landen nicht hinreichendes gebackenes Brod zu bekommen. Es fuhren daher alle Schiffe, die oberhalb Neuwied den Rhein herunter kamen, zu Neuwied an, und verſahen ſich mit Brod auf ihre Reiſe den Rhein hinunter. Es kamen auch täglich Nachen, Wagen und Karren in groſſer Menge allda an, blos um

Brod

Brod für die in der Nähe ſowohl, als die 8 bis 10 Stunden weit entlegenen Ortſchaften abzuholen.

Die Anzahl der Beckermeiſter vermehrte ſich dadurch ſehr, und mußte jeder in 24 Stunden 3mal backen, waren aber kaum im Stande, jeden Tag ſo viel Brod zu backen als geſucht wurde, ſo daß mancher Nachen und manche Fuhre bis auf den andern Tag warten mußte. In dieſem Nebenhandel traf der Landesregent durch ſeinen Obriſt von Lützow (einen Edelmann von der rühmlichſten Thätigkeit, der in dem Cameralweſen, ſo wie in Forſt- und Fabrikenſachen um das ganze Land eben ſo große und unſterbliche Verdienſte, als um die Landesherrſchaft und das dortige Militaire hatte), noch beſondere Einrichtungen, welche denen, die Brod verkauften eben ſo vortheilhaft waren, als denen die ſelbiges kauften, deren umſtändliche Beſchreibung aber nicht gerade zu meinem Endzwecke gehöret.

Dieſer beträchtliche Frucht- und Kornhandel machte nun in der Nachbarſchaft vieles Aufſehen, weil er den Grundſätzen und Regierungsoperationen in den benachbarten Landen gerade entgegen war; ja es kamen viele der Hauptperſonen in den Sperrungen der benachbarten Lande auf den Gedanken, daß man zu Neuwied alle daſige Früchte in den geſperrten Landen aufkaufe, und ihnen dadurch Mangel und Theurung verurſache. Es wurden daher im Frühjahr 1771 zwey zu Cölln für den Herrn Cammerrath Bleibtreu zu Neuwied mit Früchten beladene Schiffe zu Bonn arretirt, und erſagter Eigenthümer war nicht im Stande, deren Freylaſſung

allein

allein zu bewirken. Es ſchickte daher der Fürſt zu Neuwied ſeinen damaligen Canzleydirector (den dermaligen fränkiſchen und weſtphäliſchen Comitialgeſandten von Fiſcher) nach Bonn. Dieſer nahm Audienz bey dem Churfürſten, und ſprach auch ausführlich mit dem dortigen alles vermögenden Miniſter, dem damaligen Freyherrn von Belderbuſch, ingleichen mit einigen anderen Herren Präſidenten; er wurde aber von allen an das dortige Cammercollegium verwieſen.

Als er nun zu einer beſtimmten Stunde daſelbſt erſchien, mußte er von einigen Herren Cammerräthen harte und empfindliche Vorwürfe für ſeine Perſon, ſeinen hohen Principalen und die ganze neuwiedſche Regierung anhören; ja man wolte ganz Neuwied für Kornjuden — und den dortigen Getraidehandel für einen wucherlichen und verbotenen Handel erklären. Dieſes geſchah mit einer Heftigkeit, die ihn gleichfalls aus der Gelaſſenheit brachte. Er zeigte mit einer Lebhaftigkeit, die das ganze Collegium aufmerkſam machte, daß die Grundſätze, die man in Neuwied in dieſem allgemeinen Nothſtand ausübe, den göttlichen und weltlichen, natürlichen und poſitiven Geſetzen, inſonderheit aber den Reichsconſtitutionen von der Policey und den Commercien vollkommen angemeſſen, die Sperren der Reichsſtände unter ſich aber denenſelben ſowohl als der Klugheit entgegen ſeyen. Das Ende davon war dieſes, daß der damalige Herr Vice-Cammer-Präſident, Graf von Metternich-Kracht (deſſen Einſicht und Rechtſchaffenheit der dermalige Churfürſt zu Cölln kennet und belohnet) nicht rathſam hielte, daß ſich darauf eingelaſſen würde, ſondern ſogleich zur Freylaſſung der beyden

Schiffe die nöthigen Expeditionen beförderte. Als nun der obgedachte Director der neuwiedischen Regierung von dieſer merkwürdigen Unterredung ſeinem hohen Principalen den ausführlichen Bericht erſtattete; ſo war es Hochdemſelben vieles Vergnügen, daraus zu erſehen, daß ſein Benehmen in dieſer auſſerordentlichen Zeit eben ſo allen Rechten, und insonderheit den Reichsconſtitutionen gemäß ſey, als es ſeinem Lande erſprießlich war. Hochderſelbe befahl alſo, die Vertheidigungsgründe ſeines Benehmens aus dem Bericht herauszuziehen, und ſomit aus ſelbigem eine Schrift in Form einer anonymiſchen Abhandlung zu verfaſſen.

Dieſes geſchah. Indem aber mehrgedachter Canzleydirector verſichert ſeyn wolte, ob auch diejenigen Handlungs*principia*, welche er der Churcöllniſchen Cammer ſo nachdrücklich vorgeleget hatte, in Praxi richtig ſeyen; ſo gieng er darüber mit obgedachten beyden einſichtsvollen Negotianten und Cammeräthen Remy und Bleibtreu zu Rath, und dieſen iſt es hauptſächlich zu verdanken, daß dieſer Ausarbeitung das juriſtiſche Kleid ausgezogen — und daſſelbe in ein faſt pur kaufmänniſches und politiſches geſtecket — und ihr der allgemeine Titel:

Anmerkungen über die dermalige Fruchtſperre

gegeben worden.

Obbemeldeter preißwürdige Regent zu Neuwied, ſchickte ſie dem Reichstagsgeſandten des Reichsgräfl. Weſtphäl. Collegii (wovon Hochderſelbe Director war, und noch iſt) dem Herrn von Piſtorius zu, um eines Theils, wenn Hochdeſſelben —

ben — denen damaligen in Deutſchland faſt allgemein ausgeübten Grundſätzen nicht gemäß ſeyendes — jedoch mit dem glücklichſten Erfolg begleitetes Benehmen öffentlichem Tadel ausgeſetzet ſeyn ſolte, ſolchen dadurch zu heben, andern Theils aber auch, um die unglücklichen Folgen der Sperre dem ganzen deutſchen Reich zur nähern Ueberlegung anheim zu geben.

Ermeldeter Comitialgeſandter von Piſtorius, theilte alſo gleich dieſen Aufſatz dem damaligen — wegen ſeiner Einſichten und andern fürtreflichen Eigenſchaften, unvergeßlich bleibenden churmainziſchen Reichstagsgeſandten, Baron von Lyncker mit. Dieſer gab ſolcher Abhandlung nicht allein ſeinen vollkommenſten Beyfall, ſondern veranlaßte auch den Herrn von Piſtorius, ſie drucken zu laſſen, damit die ſämtlichen Reichstagsgeſandtſchaften Gelegenheit hätten, ſie an ihre Höfe mit der Empfehlung der darin enthaltenen Grundſätze einzuſchicken. Faſt zu gleicher Zeit ſchrieb der berühmte Doctor Reymarus in Hamburg eine Abhandlung über den nämlichen Gegenſtand, und behandelte ihn faſt auf eben die Art, wie in dem Neuwiediſchen Aufſatz geſchehen war. Dieſes gab Gelegenheit, daß des Berliner Oberauditeurs, Herrn Philippi, einige Jahre zuvor mit vieler Laune und mit eben ſo wahren Grundſätzen geſchriebener Kornjude, ſehr aufgeſuchet wurde.

Dieſe drey überzeugende Schriften veranlaßten hierauf einen Geſandten bey dem Oberrheiniſchen Creyßconvent, welcher im Herbſt deſſelben Jahres gehalten wurde, in einem

Pro Memoria darzulegen, daß die Aufhebung der Sperre dieſem Creyß ſowohl als andern ſehr anzurathen ſey: weil aber darinnen meiſtens theoretiſche Grundſätze zum Grund geleget waren; ſo befahl Hocherſagter — um das allgemeine Wohl ſo rühmlich beſorgte Regent zu Neuwied dem Director ſeiner Regierung, dieſe theoretiſchen Sätze durch practiſche Anmerkungen dem deutſchen Reich noch begreiflicher zu machen.

Dieſe ſämtlichen Schriften von der Schädlichkeit der Getraideſperre wirkten nun an den deutſchen Höfen ſo viel, daß denen Comitialgeſandtſchaften, welche aus der erſten Abhandlung die vollkommenſte Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Aufhebung der Sperre erhalten hatten, *nichts* mehr im Wege ſtunde, um darüber am *7ten Februarii* 1772 einen allgemeinen Reichsſchluß zu errichten. *Kaum war dieſer gemacht*; ſo fiel der exorbitant geweſene Preiß des Getraides auf einmal ſo herunter, daß er kaum noch das alterum tantum des gewöhnlichen Preiſes erreichte. Was man vor dem Reichsſchluß mit 20 oder mehrern Thalern bezahlen mußte, konnte man um 7 bis 8. Thaler kaufen, und der drückende Mangel war auf einmal verſchwunden. So ſchuf dieſer Reichsſchluß auf einmal Früchte genug, ohne ſie zu erſchaffen.

Daß nun dem alten preißwürdigen regierenden Fürſten zu Neuwied die gröſte Ehre des wichtigſten Verdienſtes, viele tauſend Menſchen am Leben erhalten, und faſt das ganze deutſche Publicum aus einer quälenden Angſt gerettet zu

haben,

haben, gebühre, wird jeder von ſelbſt aus dieſer genuinen Nachricht ſchließen.

Möchten doch bey künftigen ſolchen Zeiten alle Fürſten dieſem Beyſpiel und denenjenigen, welche der Großherzog von Florenz und der regierende Markgraf von Baadendurlach auf nämliche, wie auch der Biſchof zu Coſtanz, in ſeiner Art, gegeben haben, nachfolgen!

VII.

Ueber die Bücherfreyheit im Oeſterreichiſchen.

Idem, cum quidam Lameſtii ſimilis, nomine Demaenetus, in concione populi de rebus geſtis eius detrahere caepiſſet ac nonnulla inveheretur in Timoleonta, dixit: Nunc demum ſe voti eſſe damnatum, namque haec a diis immortalibus ſemper precatum, ut talem libertatem reſtituerent Syracuſanis, in qua cuiuis liceret, de quo vellet, impune dicere.

Corn. Nep. Timoleon cap. 5.

„Götter! erfüllt, warum ich euch bat, iſt mein Wunſch mir:
„Ungeſtraft darf nun ein jeder Syracuſa's
„Reden, was und von wem er will. Wie
„Schön iſt mein Wunſch mir erfüllt!“

Dankend brach ſo Timoleon aus, da des Volkes,
Das von dem Druck der Tyrannen er befreyt hat,

Einer öffentlich ihm entgegen
Stand, und in's Antlitz ihn ſchalt.

Welcher ihn ſchalt, Demánetos tönt mit des Edlen
Namen uns noch durch den Mund von Chäronea;
Alſo bringet der Perlenfiſcher
Schlamm mit der Muſchel herauf.

Dazumal zwar war ſelber ein Schelm noch ſo redlich,
Daß er dem Mann, den er *vornahm*, ſein Geſicht wies,
Und der Ehre des Volkes von ſeinem
Namen ein Sühnopfer gab.

Aber der Schelm von heute vermummt ſich *erſt neunfach*,
Bläſt dann den Bolz der Verleumdung durch *ein ſtummes*
Rohr auf den, den er haßt, und *kehrt, ein*
Niemand, zu Winkel und grinſ't.

Drückteſt du nicht dem Deutſchen die Hand, der den Schlagbaum
Oeſterreichs hob, daß der Schelm auch in der Mumme,
Kriechend zwar auf dem Bauch, doch durchkömmt?
Dem nicht? gutedeler Griech!

Lor. Leop. Haſchka.

VIII. Der

VIII.

Der aufrichtige Schurke.

Johann Galeaz war's, Milano's Herzog,
Der aufrichtig geſtand: Er ließe ſeines
Landes Räuber vertilgen,
Um der einige ſelbſt zu ſeyn.

Wer denn raubt ihm nicht nach von unſern Fürſten?
Aber welcher bekannt's? Sie ſtreifen jedem
Unterthane das Fell, doch
Zum gemeinſamen Beſten ab.

Alſo hier auch ſogar nur feig, nur klein, nur
Niederträchtig? Auch hier nicht einmal Löwen?
„Mein iſt dieſer" des Ganzen
Letzter Theil! „weil ich Löwe bin!"

Lor. Leop. Haſchka.

weil ich Löwe bin) Eine Anſpielung auf Phädrus 5te Fabel des erſten Buches: Die Kuh und die Ziege, das Schaf und der Löwe.

IX.

Etwas von Königen, Generalfeldmarſchällen und meinem Großvater.

Es treibt ein Tag den andern fort
Der neue Mond verändert ſich noch immer
Dem Tode nahe läßt du noch
Viel Marmor haun.

Horaz.

Langens Ueberſ. der 18. Ode des 2ten Buchs.

Welchen Plan haben eigentlich Ew. Majeſtät, wenn ich fragen darf, bey dem Feldzuge gegen die Römer? — So fragte einmal vor langen lieben Jahren der Cabinetsminiſter Cineas den König Pyrrhus von Epirus. Der König entgegnete:

„Ganz Italien will ich erobern.

„Und dann?

„Dann wollen wir mit dem Heer nach Sicilien gehen, und auch das wegnehmen.

„Und dann?

„Dann ſollen die Truppen nach Africa hinüber

„Und dann?

„Und dann? Und dann? Ich weis nicht was Sie damit wollen — dann wollen wir uns ruhig hinſetzen,

ein

ein gut Glas alten Wein mit einander trincken, und recht vergnügt ſeyn.

„Aber wenn ich ſagen darf. Ew. Majeſtät, warum können und wollen wir das nicht gleich thun?

Was des Königes Majeſtät hierauf zu erwiedern geruht, findet ſich in der Geſchichte nicht, oder es kann auch ſeyn, daß ich's wieder vergeſſen habe. Soviel iſt aber gewiß, das Herumſchlagen war bis zum letzten hohen Athemzug faſt ſein einziger Zeitvertreib, und er rückte der angenehmen vergnügten Stunde bey einem Glaſe guten Wein, immer um keinen Zoll näher. Bey der Belagerung einer Stadt erhielten endlich Se. Majeſtät eine ſtarke Kopfwunde, und gaben in Ihrem hohen Beruf daran Ihren Geiſt auf.

Das vielfache rege Beginnen und Treiben der Erdbewohner, das beſtändige Sinnen auf neue Arten von Beſchäftigung, iſt im Grunde nichts mehr und nichts weniger, als man will immer neue Methoden haben, auf eine gute Manier über Jahre, Tage und Stunden weg zu kommen, ohne eben ſterben zu wollen. Der gegenwärtige Augenblick drückt uns, wir eilen über ihn weg, und jagen nach dem folgenden — ſind wir da, ſo iſt es doch wieder nicht recht. Jahre lang ſchmachten wir nach einem Genuß, und haben wir ihn, ſo hat die Herrlichkeit wieder ein Ende. Unſer ganzes Leben iſt Hofnung, eine ewige Folge von Ueberdruß und Verlangen.

O liebe, duldende Mutter Erfahrung! wie freundlich ſind oft deine Winke, aber auch wie jämmerlich werden manche deiner Kinder übers Ohr gehauen, die deiner ſpotten! — und der Erfolg iſt doch faſt immer derſelbe. Die größte Majeſtät lebt ſowohl auf Hofnung, als der Hofbürgſchwanzſchwencker; und da ſie faſt Meiſter von Allem iſt, und nicht recht viel zu wünſchen übrig behält, ſo iſt ſie faſt elender daran, als dieſer. Eben weil Alles da iſt, hat ſie keinen rechten Geſchmack daran. Es geht dann freylich auf des armen Nachbars Gränzen loß, aber es ſtillt doch nicht den Appetit nach mehreren.

Soviel iſt gewiß, und kann man es tagtäglich hören und ſehen, daß die geſammte Menſchheit in ſteter *Unruhe* und Bewegung iſt, und all das Weben und Leben iſt weiter nichts, als eine Art Zerſtreuung, ein *Mittel, die Zeit hinzubringen*. Fürſten gehen in den *Krieg*, wie auf die Jagd, ſie wollen ſich amüſiren, eine Veränderung, eine Bewegung haben. Große Leute ſtreben nach Orden und Bändern, wie Kinder nach Flöten und Schallmeyen, um ein Spielzeug zu haben — und wenn darüber mannichmal die andern armen Menſchenkinder gedrückt und gedrängt werden, oft des Lebens dabey nicht ſicher ſind, zu Tauſenden auch wohl ins Gras beiſſen müſſen; ſo haben ſie gerade das nicht gewolt, ſie ſuchten nur einen Zeitvertreib. König Alexander der Große, die Generalfeldmarſchälle Cäſar und Hannibal, ſahen das Fechten und Säbeln, wobey unſer einem grün und gelb vor den Augen wird, wie Ballſpielen an. Als erwachſene Männer ritten ſie nun auf ganzen Provinzen, wie ſie einſt als Knaben

auf

auf ihren kleinen Stecken ritten. Und dieſe ſo verſchiedene Leibesübung ihrer jugendlichen und männlichen Jahre hatte doch nur eine gemeinſame Quelle, ſie konnten nämlich ſchlechterdings nicht ruhig ſeyn, nicht auf einem Fleck bleiben. Hälſe herunter zu ſäbeln, iſt dem Krieger eine Kurzweil, wie es den Kindern iſt mit Mürweln und Knickern zu ſpielen. Ganze Provinzen zu überrampeln, Städte auszuplündern, zu morden, zu brennen, und gewaltig zu ravagiren — das Alles heiſst dem wahren Helden nur einmal friſche Luft ſchöpfen, oder ſich honetten Zeitvertreib machen.

Wenn wir zuweilen ſagen, „erſt wollen wir dies thun, „dann das, und dann jenes, und dann Baſta“ ſo iſt das eigentlich Nichts geſagt. Leidenſchaften und Begierden ſind in ihrem Laufe nicht zu hemmen. Wünſche hören nicht auf, ſo lange wir Athem holen, zwiſchen Bewegung und Tod läſst ſich nichts denken. Daſs wir alſo immer etwas in der Hand haben, iſt eine Folge, daſs wir leben und ſind. Iſt ja ein Augenblick da, wo wir einmal die Hände in den Schooſs legen, ſo iſt das nur ein Augenblick des Nachſinnens und der Ueberlegung, was wir nun forthin beginnen wollen.

Alten Leuten rückt man's auf, daſs ſie zu groſsen, weitausſehenden Gebäuden und Werken Riſſe machen und Grundſteine legen, die ſie doch nie ausbauen und vollendet ſehen können. Aber man thut ihnen Unrecht, denn ſie machen ſich dadurch nur etwas zu ſchaffen, und öfnen ſich eine Quelle des Vergnügens. Weitausſehende Entwürfe ſind die wahren

Mittel die Hofnung zu beleben und zu ſtärken, ſie geben dem Leben Nahrung und Reiz. Selten oder gar nicht fällt auch ſolchen alten Projectmachern ein, daß ſie einmal, und vielleicht bald abtreten müſſen. Ein jeder hat von ſich die beßte Meynung von der Welt, und ſo ſchmeichelt ſich auch ſolch ein Alter mit der Hofnung, daß er recht die Kunſt zu leben verſtehe, und noch lange nicht daran denken dürfe, zu ſeinen Vätern verſammlet zu werden.

Ich habe einen Mann gekannt, der im 85ſten Jahre Wallnußbäume in ſeinem Garten pflanzte. Der Garten war ziemlich von allen Seiten offen, demnach machte ihm ſein Nachbar die gegründete Erinnerung: „Wenn die Bäume einmal „tragen ſolten, würden die Dorfknaben alle Nüße ſtehlen." O Herr Nachbar! erwiederte der 85jährige Pflanzer mit vieler Lebhaftigkeit, dafür laſſen Sie mich ſorgen, mit ſolchen Buben will ich denn ſchon fertig werden. Im 90ten Jahre ließ ſich mein Großvater einen recht warmen plüſchnen Winterrock machen; „der muß mir, ſagte er, drey Winter halten, und dann laß ich mir eben ſo einen wieder machen."

Schwerlich kann man all die Künſte, Handgriffe und Mittel namhaft machen, die wir Menſchen gebrauchen, über Tage und Stunden wegzukommen. Ruhe und Bewegung — beydes iſt uns läſtig — jede Stunde liegt wie ein Gewicht auf uns. Mit etwas müſſen wir immer beſchäftiget ſeyn, um zu vergeſſen, daß wir Langeweile haben. So jagen uns Vorwitz, Abwechſelung und Ueberdruß beſtändig im Cirkel herum.

So

So wie Temperamente und Fähigkeiten, ſo ſind auch die Arten und Weiſen, Mittel und Wege verſchieden, wie ſich dieſe und jene durch Stunden, Tage und Jahre durcharbeiten. Einige, wie ich ſchon bemerkt habe, fechten und ſäbeln Köpfe herunter, andere bauen Häuſer und Kirchen, und andere machen Gloſſen darüber. Mannbare Jungfrauen von zartem Nervenbau, werden von alten und ſtörrigen Aerzten mit bittern Eſſenzen gequält, und in kalte Bäder geſchleppt — jüngere und feurigere glauben, es ſey ihnen mit Reiben, Streichen und ſanftem Gekrabel weit beſſer und ſchneller geholfen, und andere haben Aerger oder leidige Späße darüber. Einige quälen ſich mit Zahlen, andere mit Verſen; und wieder andere zerarbeiten ſich an politiſchen Händeln, am Ende ſtochern ſich auch wohl einige die Zähne. Der Schnupftaback hat ſich hierinn große und allgemeine Reputation erworben, und eine Priſe im rechten Moment an die Naſe gebracht, giebt der Seele neue Kraft, zuweilen Luſt. Damen nehmen ihre Zuflucht zu Kaffe und Theegeſellſchaften, ſprechen mit vieler Herzlichkeit über Moden und die wichtigſten Vorfälle der Stadt, greifen nach den Umſtänden auch wohl zum Fächer, ſich abzukühlen, oder in dem behaglichen Zuſtande des Nichtsdenkens ihn gedankenlos auf und abrollen zu laſſen, und was dergleichen angenehme Tändeleyen mehr ſind, die ich nicht alle namhaft zu machen weis. In beyden Geſchlechtern giebt es wieder einige, die in der Andacht das beſte Mittel finden, ſich die Zeit zu kürzen; bey andern iſt wieder das Spiel die beßte Methode, und da haben ſie die ſchönſte Gelegenheit mit wunderſamer Leichtigkeit, Zeit und Geld los zu werden. An den meiſten

Höfen, da haperts noch einzig und allein, da hat man ſo eigentlich keine Methode noch ausfindig gemacht.

Wenn man ſich nur hütet keinen Menſchen zu foppen und wehe zu thun, ſo kann ſich ein Jeder amüſiren, wie er will. Wer ſich aber auf ſolche Art Vergnügungen und Erholungen verſchaft, daß ein Anderer davon Verdruß haben und ſich grämen muß, der handelt gegen Vernunft und Religion.

Cordes.

X.

Am fünf und zwanzigſten Jahrstag, der Vermählungsfeyer meiner lieben Eltern.

Den 3ten Hornung, 1787.

Da, wo die Frommen ſich verſammeln
Um Klagen oder Dank zu ſtammeln,
In Gottes Tempel kniet' ich heut,
Voll von dem tröſtenden Gedanken:
Gott für das ſeltne Glück zu danken,
Das mir der heut'ge Tag erneut.

Und von des Altars Stufen wallten
Herab drey himmliſche Geſtalten,
Vertraut geſchlungen Hand in Hand.
Zween Jünglinge, in ihrer Mitte
Ein Mädchen, ſchön, voll Engelsgüte,
Als Friedensboten mir geſandt.

Ent-

Enthüllt von jedem Nebelſchleyer
Sah ich in ſtiller Himmelsfeyer
Nun die Verklärten vor mir ſtehn;
Sie reichten mir die Leyer wieder,
Es waren meine beyden Brüder,
Und mein verſtorbnes Schweſterchen.

Stimm' an ein Lied auf dieſen Saiten,
Wir wollen deinen Sang begleiten,
Erſcholl's, und freudig ſangen ſie:
Daß heut vor fünf und zwanzig Jahren
Zween Liebende vereinigt waren
Durch Prieſterhand und Sympathie.

„ Voll Zuverſicht auf Gottes Huld,
„ Und auf des Himmels Segen,
„ Sah'n ſie mit froher Ungeduld
„ Dem ſchönen Tag entgegen,
„ Wo man nur Freudenthränen weint,
„ Und der auf ewig ſie vereint.“

„ An Einem Tag in Einem Jahr *)
„ Ward dieſes Paar gebohren,
„ Und Eines für das Andre war
„ Als Kinder ſchon erkohren:
„ Um nun vereinigt durchs Geſchick,
„ Zu werden deines Lebens Glück.“

„ Uns nahm der Schöpfer bald zu ſich,
„ Als Kleeblatt ihrer Triebe;

„ Wir

*) Beyde gebohren den 29. Sept. 1730.

„ Wir ſchieden früh, und machten dich
„ Zur Erbin ihrer Liebe;
„ Die du, weil du allein nun biſt,
„ Auch ganz und ungetheilt genießt. “

„ Sey ihrer würdig, tröſte ſie
„ Mit dem, was du geſehen,
„ Und ſage: daß wir ſpät und früh
„ Für ſie um Segen flehen
„ Bey dem, der über Sternen wohnt,
„ Und eheliche Treue lohnt. “ —

Und hier verſtummten ihre Lieder,
Sie ſchwanden hin; da ſang ich wieder,
Was ich geſehn, was ich gehört;
Soll auch ein ähnliches Entzücken
Wie meine Mutter mich beglücken,
So ſey mir dieſer Wunſch gewährt:

„ Ruft einſt mein Loos mich von den Beyden,
„ Aus deren Schooß zu Hymens Freuden
„ Man doch die Hand mit Zittern reicht:
„ So leite meine ſcheuen Schritte
„ Ein Mann, der ganz an Herzensgüte,
„ Und Treue meinem Vater gleicht! “

Gabriele v. Baumberg.

XI.

Betrachtungen und Urtheile über die neueſten politiſchen Begebenheiten.

Freymüthige Urtheile über politiſche Vorfälle unſrer Zeit werden in Deutſchland ſehr ſelten dem Publico vorgelegt. Wer ſeine Ruhe liebt, bleibt damit zurück, oder drückt ſich doch darüber mit vieler Behutſamkeit aus. Da indeſſen ſolche Urtheile mit Vernunft und Sachkenntniß gefällt, intereſſant und lehrreich ſind, ſo dürfte es gewiß den mehreſten Leſern dieſes Journals angenehm ſeyn, dergleichen zu hören, und zwar von Britten, die, mehr als irgend eine andre Nation mit der Politic vertraut, nicht ſelten gründliche Betrachtungen über Gegenſtände und Vorfälle dieſer Art anſtellen. Ich beſitze davon einen anſehnlichen Vorrath in der großen Menge engliſcher öffentlicher Blätter, die ich zu meinem brittiſchen Mercur gebrauche. Der Raum in dieſem Mercur geſtattet mir, wegen der andern Materien die Thatſachen betreffen, nur einen Theil dieſer politiſchen Bemerkungen dort einzurücken. Ich bin daher entſchloſſen, dergleichen von Zeit zu Zeit dieſem Journal einzuverleiben.

v. A.

Der Vorfall in Holland mit der Prinzeßin von Oranien zieht die Aufmerkſamkeit der Welt auf ſich. Nach allem was man über dieſe Sache gehört hat, kann man urtheilen,

 daß

daß von beyden Seiten ſich manches anführen laſſe. Es iſt nicht unmöglich, daß die mißlungene Reiſe auſſer dem Verſöhnungsplan noch andre Abſichten zum Gegenſtande hatte. Wenn daher die Gegenparthey Gründe hatte, oder zu haben glaubte, dieſe Reiſe als nachtheilig für ihr Intereſſe zu betrachten, ſo iſt die Hemmung derſelben eben nicht zu verwundern. Mitten in der Wuth ſtreichender Factionen bedient man ſich aller Vortheile, und die gewöhnliche ehrerbietige Willfährigkeit gegen Perſonen von Rang iſt ſodann nicht zu erwarten. Es iſt daher nicht die Sache ſelbſt, ſondern die Art, wie man ſie gethan, die ſo ſehr zu tadeln iſt, und in der That nichts, ſelbſt nicht die wichtigſten Staatsurſachen, kann die grobe und bäuriſche Behandlung, die Ihro *Königl.* Hoheit wiederfahren, entſchuldigen. Die Bewegungsgründe, der Prinzeßin nach dem Haag zu reiſen, mochten *ſeyn welche* ſie wolten, ſo verlangten ihr Rang und *ihr Geſchlecht* Ehrfurcht und Delicateſſe. Es war hinreichend ihre Abſicht zu vereiteln, ohne Beleidigungen hinzuzufügen. Dieſes hätten die Obern derjenigen bedenken ſollen, die dieſe unedle That verübten; es hätte müßen auf der Stelle durch die ſtrengſten Verweiſe, ja ſelbſt durch Strafen geahndet werden, ohne erſt auf klagende Vorſtellungen zu warten. Hiedurch hätten ſie wenigſtens zu erkennen gegeben, daß perſönliche Feindſchaften keinen Antheil an den gegenwärtigen Unruhen in Holland haben.

Die Franzoſen zeigen einen Grad von Achtung für Gerechtigkeit bey den holländiſchen Angelegenheiten, und zwar auf

auf eben die Weiſe, wie ſie es im Anfange des americaniſchen Kriegs thaten. Sie liebten die Americaner nicht, allein ſie wünſchten England zu ſchwächen. Im gegenwärtigen Fall ſind ihnen die ſogenannten Patrioten in Holland höchſt gleichgültig, allein ſie haſſen den Statthalter, und zwar vorzüglich deßwegen, weil er den Engländern geneigt iſt. Solte der Prinz von Oranien unterliegen, ſo würden die Franzoſen in den vereinigten Niederlanden mehr Macht als je gewinnen; dagegen auf der andern Seite, wenn der Statthalter wieder in ſeine Rechte eingeſetzt wird, ſo erlangt Großbritannien die Zufriedenheit, einen Freund aufrecht erhalten, und einen Feind in ſeine vorigen Schranken zurückgewieſen zu haben. Daß die Holländer dem Statthalter ſeine Vorrechte nehmen ſolten, weil er ſolche von ihnen erhielt, iſt kein ſtarkes Argument. Auch das engliſche Volk ſchuf ſich ein Oberhaupt, allein niemand wird behaupten, daß es deßhalb Recht habe, den König nach Gefallen vom Throne zu ſtürzen. Wenn unſre Vorfahren es thaten, ſo geſchahe es erſt nach weltkundigen Beweiſen von Tyranney, und da alle ihre bürgerliche und Religionsfreyheiten aufm Spiel ſtanden.

Die Holländer konnten ſich ehmals einer Freyheit rühmen, die wenig Nationen der Erde je zu Theil worden war; allein durch politiſche Künſte, und durch eine Neigung zu ſclaviſchen Maximen, wurde endlich am Ende des 16ten Jahrhunderts durch ein Geſetz verfaſſungsmäßig feſtgeſetzt, daß das Volk keinen fernern Antheil an der Geſetzgebenden Gewalt haben ſolte. Dies war die Periode, wo alle pa-

triotiſche Tugenden entflohen, und nur der Schatten einer Republic zurückblieb. Jetzo, wenn ein Senator ſtirbt, ſo beſetzen die andern Rathsglieder die erledigte Stelle nach ihrem Wohlgefallen. Geht man gleich noch ſo ungerecht bey ſolchen Gelegenheiten zu Werke, ſo wird doch die Stimme des Volks ſelten gehört. Auf dieſe Weiſe iſt es augenſcheinlich, daß wenn das Volk einmal die Gewalt aufgiebt, Magiſtratsperſonen und geſetzgebende Staatsbürger zu erwählen und zu verändern, ſo iſt alle Freyheit zu Ende. Machiavell ſagt, daß die Verlängerung der Magiſtratur in Freyſtaaten gewöhnlich den Verluſt der Freyheit nach ſich zieht. Die Würde eines Dictators im alten Rom war eine weiſe Einrichtung, und rettete oft die Republic. Allein die römiſche Freyheit wurde vernichtet, da ein Bürger dieſe Würde beſtändig beybehielt.

Nationalvorurtheile können weder nach den Grundſätzen der Philoſophie noch des Chriſtenthums gerechtfertigt werden; dennoch finden wir, daß ſie einen ſehr mächtigen Einfluß auf unſer Betragen haben. Auch iſt kein Menſch, ſo ſehr er auch durch Reiſen und großen Umgang mit der Welt gebildet ſeyn mag, ganz von dieſer Schwachheit frey, die von der menſchlichen Erziehung, ja von der menſchlichen Natur unzertrennlich zu ſeyn ſcheinet. Allein von allen Nationen unſers Welttheils beſitzt vielleicht keine ſo viel Nationalvorurtheile als die holländiſche. Ohne daß ſie eben ihre Nachbarn beleidigt haben, war ihr Syſtem doch lange von der Art, daß ſie jetzt in ihrem Unglück auch nicht einen

ein-

einzigen freundſchaftlich ſympatheſirenden Staat in ganz Europa haben. Selbſt England, das bey ſo vielen Gelegenheiten den Holländern Hülfe geleiſtet, betrachtet jetzt ihre Zerrüttungen mit einer heimlichen Freude. Nur Nationalundankbarkeit kann dieſe Wirkung erzeugen.

Wie ſteht es nun um den ſo geprieſenen Bund dauernder Freundſchaft, der auf einen ſo feſten Grund als den neuen Commerztractat mit Frankreich gegründet war? Blindheit und beharrendes Zutrauen iſt immer das Loos engliſcher Miniſter geweſen. Selbſt zu der Zeit, da dieſer Tractat negocirt wurde, rüſteten die Franzoſen Kriegsſchiffe aus, die nach Oſtindien beſtimmt waren. Wie zahlreich ſind die Beyſpiele gebrochener franzöſiſcher Bündniſſe? Und bedarf die Schädlichkeit des Comerztractats noch fernere Beweiſe? Will man den Nutzen beurtheilen, ſo frage man in unſern Manufacturſtädten nach. Man wird hören, daß die Beſtellungen, die im Anfang, im erſten Eifer des Bundes gemacht wurden, ſehr nachgelaſſen haben.

Die verblendeten holländiſchen Patrioten nennen den König von Frankreich ihren beſten Freund. Dies thaten auch die Americaner. Auf dies unzufriedene, unglückliche Volk ſolten die Holländer nun ihre Augen richten, und ſich um die Folgen des Bündniſſes erkundigen. Der banquerotte Kaufmann und der zu Grunde gerichtete Pachter werden am beſten die Frage beantworten können.

Frankreich erzeugt alles was nur ſinnreich, und alles was nur abgeſchmackt genannt werden kann. Dieſe Nation iſt fähig, alles was groß iſt, auszuführen, und ſich auch mit den nichtswürdigſten Kleinigkeiten abzugeben. Sie iſt verfeinert in den Künſten der Politic, und unerſchöpflich in den Künſten der Kochkunſt; glücklich in ihren Miniſtern, und überaus wohl verſehn mit ihren Tanzmeiſtern; berühmt wegen ihrer Feldherrn und Schneider. Dieſes Volk hat nun das Vergnügen zu ſehen, daß eine benachbarte Nation*) alle Mühe anwendet, ihre Köche, Schneider und Tanzmeiſter habhaft zu werden, um wo möglich durch Nachahmung das große Muſter zu übertreffen.

*) Der Engländer redet hier von ſeiner Nation, wo die Nachäffung franzöſiſcher Sitten und Manieren, beſonders bey den höhern Volksclaſſen, immer zunimmt. Dieſe Nachäffung, worauf ſich ſo viel reſpectable Nationen etwas zu Gute thun, ſcheint in Deutſchland ihre höchſte Periode überlebt zu haben. Die Italiener ſind das einzige große Volk in Europa, das von dieſer Manie befreyt blieb. Sie waren ſchon völlig gebildet, da die franzöſiſche Form noch nichts galt, die nachher Modeform der Höfe von Tagus bis zur Wolga wurde.

v. A.

XII. Der

XII.

Der falſche Graf von Sarjedo.

Eine hiſtoriſche Anecdote des 17ten Jahrhunderts.

Es hat von jeher ſeine Betrüger gegeben, die die Leichtgläubigkeit ihrer Zeitgenoſſen mißbrauchten; eine Wahrheit, die wohl keines weitläuftigen Beweiſes bedarf. Die Annalen aller Zeiten und aller Völker, ſogar die Geſchichte unſerer Tage, liefern eine unzählige Menge Beyſpiele dieſer Gattung, die bald mehr, bald weniger bekannt ſind. Gegenwärtige Anecdote ſcheint zu der letztern Art zu gehören. Dellon, ein franzöſiſcher Arzt, der in der letzten Hälfte des verwichenen Jahrhunderts eine Reiſe nach den franzöſiſchen Niederlaſſungen auf der malabariſchen Küſte unternahm, und den falſchen Grafen von Sarjedo 1672 zu Daman mit eignen Augen ſahe, hat uns in ſeiner Reiſebeſchreibung *) eine

*) Sie erſchien 1685 zu Paris bey Claude Barbin, und iſt dem damaligen Biſchof von Meaux zugeeignet. Auch hat man noch eine ſpätere Ausgabe dieſes Reiſewerks, die 1711 bey Pierre Marteau, in Cöln herausgekommen, und dem Baron de Breteuil, Introducteur der auswärtigen Geſandten, zugeſchrieben iſt. Dieſe letztere enthält zugleich eine Nachricht von der Inquiſition zu Goa, die aber nicht in jener ſteht. Dahingegen findet man in der erſtern eine merkwürdige Abhandlung von den Krankheiten, die in den Morgenländern herrſchen, und welchen die dahin Reiſenden

eine umſtändliche Nachricht von dieſem Abentheurer hinterlaſſen, die wir hier ihm getreulich, obgleich ohne uns gar zu genau an ſeine Worte zu binden, nacherzählen wollen.

Ein Portugieſe, den Dellon nicht mit ſeinem wahren Namen nennt, deſſen Glücksumſtände ſehr zerrüttet waren, der aber viel Dreiſtigkeit und nicht weniger Verſtand beſaß, hatte Gelegenheit gehabt ſich zu überzeugen, daß er dem jungen Grafen von Sarjedo, einer der vornehmſten und reichſten Standesperſonen in Portugall vollkommen ähnlich ſähe. Auf dieſe Bemerkung gründete er nun einen der kühnſten Entwürfe, die jemals ein Wagehals ausgeheckt und unternommen hat. Der wahre Graf von Sarjedo, der ſich damals zu Liſſabon befand, war der Sohn eines ehemaligen portugieſiſchen Oberſtatthalters zu Goa, oder ſogenannten Vicekönigs von Indien, dem ſeine ſanftmüthige Regierung allgemeine Liebe erworben hatte, und deſſen Gedächtniß ſich noch immer in den Herzen ſeiner vorigen Untergebenen erhielt. Auſſer dieſem ſeinen rechtmäßigen Erben, hinterließ er noch zu Goa einen natürlichen Sohn, der durch die Freygebigkeit ſeines Vaters ein ſehr anſehnliches Vermögen beſaß, bey allen ſeinen Landesleuten in ganz Indien in großem Anſehen

den vornämlich unterworfen ſind; desgleichen von den Hülfsmitteln, die dagegen angewendet werden müſſen. Dellon reiſete nach ſeiner Zurückkehr aus Indien als Leibarzt mit dem Prinzen von Conti nach Ungarn. Sein Werk iſt nicht übel geſchrieben, ſo wie er auch überhaupt ein Mann von vielem Kopf und Beurtheilungskraft geweſen zu ſeyn ſcheint.

Digitized by Google

ſehen ſtand, und auch noch überdem einen vorzüglichen Rang unter ihnen behauptete. *)

Don Ludwig de Mendoza Furtado regierte damals das portugieſiſche Indien. Weil aber ſeine Zeit bereits verfloſſen war, ſo erwartete man zu Goa tagtäglich die Ankunft ſeines Nachfolgers aus Europa. Auſſerdem hatte ſich auch durchgehends das Gerücht verbreitet, daß Don Pedro, Prinzregent von Portugall, den jungen Grafen von Sarjedo, dieſen geliebten Sohn eines beynahe angebeteten Vaters, zum neuen Vicekönig ernannt hatte. Alle dieſe Umſtände wußte unſer Abentheurer aufs Beßte zu ſeinem Vortheil zu nützen. Er verließ ſogleich Liſſabon, gieng nach London, und begab ſich von dort in einem eben nicht ſehr glänzenden Aufzuge, mit zwey Cammerdienern, auf ein nach Madras deſtinirtes engliſches Compagnieſchif, wo er ſich mit dem Capitain wegen der Ueberfahrtskoſten verglich, und ihm das Geld dafür zum voraus zahlte. Er ließ zu gleicher Zeit einen guten Vorrath von allerley Dingen, die zur Erquickung des Seefahrers dienen, z. B. Brantwein, ſpaniſchen Wein und Toback, die er von Zeit zu Zeit unter die Matroſen austheilte, aufs Schif bringen, wodurch er ſich denn bald auch das ganze Zutrauen und die größte Achtung bey dieſem Volk erwarb.

*) Dellon bemerkt bey dieſer Gelegenheit, daß die natürlichen Kinder der Portugieſen, eben ſo gut für adlich als ihre Väter, und wie die ehelichen gehalten würden. Nur haben ſie keinen Antheil an der Erbſchaft, ob man ihnen gleich Vermächtniſſe und Geſchenke aller Arten nach Wohlgefallen zuwenden kann, ſoviel man nur will.

Hiezu kam noch, daß er anfänglich viel Zurückhaltung beobachtete. Dieſes und ſein mit Würde verbundenes anſtändiges Betragen überhaupt, verurſachte, daß ihn ein jeder wirklich für einen ſehr bedeutenden Mann hielt, der ſeine Urſachen haben müßte, unbekannt bleiben zu wollen. In der Folge aber ließ er ſich nach und nach, obgleich nur in dunkeln zweydeutigen Ausdrücken, gegen die Engländer aus, er wäre der Graf von Sarjedo. Sobald ſie in der Nähe von Madras waren, wurde er noch offenherziger. Er nahm nun öffentlich dieſen Namen an, und geſtand, daß er von dem Liſſaboner Hof beſtimmt wäre, den Don Ludwig de Mendoza Furtado abzulöſen. Um aber zugleich eine einleuchtende Urſache anzugeben, warum er in einem ſeiner *neuen* Würde ſo wenig angemeſſenen Aufzuge erſchien, ſagte er: daß es dem Prinzregenten nicht ſogleich *möglich geweſen* wäre, ihn mit einer zahlreichen Flotte und *gehörigem Pomp nach* Indien zu ſchicken; daher er denn Befehl erhalten hätte, unbekannter Weiſe abzureiſen, um ſoviel mehr, da die Zeit der Statthalterſchaft des Mendoza bereits längſt verlaufen, und der Hof es alſo für höchſt nöthig fände, daß ein neuer Vicekönig je eher je lieber nach Goa käme.

Von dieſem Augenblick an überhäuften ihn die Engländer mit noch weit größern Ehrenbezeigungen wie zuvor, und begegneten ihm mit all der Achtung und dem ganzen Ceremoniel, welches ſie einem Manne von ſo ausgezeichneten Rang ſchuldig zu ſeyn glaubten. Sie zeigten auf die ausſchweifendſte Art ihre Freude, daß ſie ſo glücklich geweſen wären, ihn nach Indien zu bringen, und zweifelten nicht im geringſten,

er würde während ſeiner Regierung ſowohl der engliſchen oſtindiſchen Handlungsgeſellſchaft, als auch denjenigen, die ſich insbeſondre bey dieſer Gelegenheit ihm verbindlich gemacht hätten, große Gegengefälligkeiten leiſten. Um ihn nun hierzu noch mehr zu verpflichten, bot ihm ein jeder, ſobald er nur ans Land getreten war, allen benöthigten Vorſchuß an baarem Gelde an, ſoweit dieſes nur in ihren Kräften ſtand, und dies war es eben, was unſer Abentheurer erwartet hatte. Er nahm mit beyden Händen all die Summen, die ſowohl die Caßirer der Compagnie, als auch andre Privatperſonen ihm darboten, die ſich wegen des ihnen vor andern zugeſtandenen Vorzuges glücklich prieſen und für äuſſerſt geehrt hielten; auch zum Theil bereits im voraus mächtige Luftſchlößer auf ſeine Verſprechungen baueten. Doch nicht allein die Engländer, ſondern auch die zu Madras und in den umliegenden Gegenden wohnenden Portugieſen öfneten ihm ihre Geldſäcke. Letztere eilten ſogar haufenweiſe herbey, und formirten ihm eine Art von Hofſtaat, wobey ſie nicht wenig Eiferſucht gegen die genoſſenen Vorzüge der Engländer blicken ließen. Der Pſeudograf empfing ſeine neuen Unterthanen mit dem ganzen Anſtand eines wahren Souverains, und verſtand die Kunſt, ſich auf eine ſeiner neuen Würde vollkommen angemeſſene Weiſe auszudrücken, ſo gut, daß in den Augen ſeiner Untergebenen aller Argwohn, ſogar ſelbſt bis auf die kleinſte Spur, in der Geburt erſtickt wurde.

Die reichen Portugieſen, die ihm Geld vorſchoſſen, baten ihn unaufhörlich, ihren Beutel ja nicht zu ſchonen, und ſchienen überhaupt von der Wahrheit ſeines Vorgebens ſo

ſo ſehr überzeugt zu ſeyn, daß ſie ſelbſt die Empfangsſcheine anzunehmen ſich weigerten, die er ihnen mit vieler herablaſſenden Güte für ihre Gefälligkeit anbot. Einige beſchenkten ihn mit Diamanten und andern koſtbaren Steinen. Auch bey dieſer Gelegenheit betrug er ſich ſeiner Rolle gemäß. Er ſchlug nichts aus, nahm es aber auf eine ſo gute Art, daß es vollkommen das Anſehen hatte, als ob er nur die Gabe bloß wegen des Gebers nicht verſchmähen wolte. Hierauf ſchafte er ſich eine Leibwache an, legte ſich eine Menge Bedienten zu, und erſchien bald nachher in einem Prunk, der ſeinem vorgegebenen Rang gänzlich entſprach. Endlich verließ er Madras, nachdem er ſich einen halben Monat lang an dieſem Ort aufgehalten hatte. Sein Gefolge war ausnehmend zahlreich und prächtig; denn er wußte wohl, daß ihm die Unterhaltung deſſelben nur wenig Unkoſten verurſachen würde, weil ſichs unterwegens ein jeder für eine Ehre ſchätzte, ihn und ſeinen Hofſtaat unentgeltlich zu bewirthen.

Auf dieſe Weiſe zog er langſam immer weiter. Sobald er an eine franzöſiſche oder holländiſche Handlungsniederlage kam, hütete er ſich ſehr, irgend ein ihm angebotenes Geſchenk auszuſchlagen, weil er, wie er ſagte, ſich fürchtete, dieſe guten Leute zu beleidigen, wenn er ihnen weniger Höflichkeit bezeigen ſolte, wie den Engländern. Die reichen indiſchen Kaufleute, und überhaupt ein jeder, dem ſein Anſehen und Vermögen über den gemeinen Pöbel erhob, er mochte Muhamedaner oder Götzendiener ſeyn, folgten dem Beyſpiel der Europäer. Ein jeder beeiferte ſich, einem ſo bedeutenden Mann, der ihm dereinſt entweder nützen oder ſchaden könnte,

konnte, gefällig zu ſeyn. So durchſtrich unſer Abentheurer die ganze Küſte Coromandel und Malabar. Ueberall erhielt er beträchtliche Geldvorſchüße und Geſchenke. Auch war er verſchlagen genug, allerley Juwelen und andre Seltenheiten aufzukaufen, ſo oft er nur unterwegens etwas fand, welches ihm des Mitnehmens werth ſchien. Doch nahm er ſich ſehr in Acht, für irgend eine dieſer Koſtbarkeiten baar Geld auszugeben, ſondern verſchob auf eine gute Manier die Bezahlung derſelben bis nach ſeiner Ankunft zu Goa.

Endlich näherte er ſich dieſem Hauptſitz der dortigen portugieſiſchen Herrſchaft. Der Ruf von ſeiner Ankunft war ihm bereits vorhergegangen. Man erwartete ihn daher mit der äuſſerſten Ungeduld. Zu klug aber in eigner Perſon zu erſcheinen, begnügte er ſich blos, einen ſeiner vornehmſten Bedienten abzuſenden, durch den er dem natürlichen Sohn des alten Grafen von Sarjedo, den er mit dem Titel eines Bruders beehrte, ſeine Empfehlung abſtatten ließ. Dieſer gute Mann befand ſich eben unpäßlich, als er das Schreiben des falſchen Grafen erhielt. Er konnte daher nicht ſelbſt in Perſon abreiſen, ſchickte aber an ſeiner Stelle ſeinen älteſten Sohn, den Dellon während ſeinem Aufenthalt zu Goa kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und den er wegen ſeiner guten Eigenſchaften ſehr rühmt, ſeinem vermeinten Bruder entgegen. Unſer Abentheurer empfing ihn ausnehmend höflich, aber auch zugleich mit all dem Stolz, den vornehme Portugieſen gegen ihre natürlichen Anwandten jederzeit zu beobachten pflegen. Da er nicht allein von allen Staatsangelegenheiten, ſondern auch von denjenigen, die das Haus

Sarjedo insbeſondre anbetrafen, hinlänglich unterrichtet war, ſo entſchlüpfte ihm nie ein Wort, welches die gute Meynung, die man bereits durchgehends von ihm hegte, nicht noch mehr hätte beſtätigen ſollen. Er gab bey dieſer Gelegenheit zugleich ſeinem ſogenannten Neveu und allen übrigen Portugieſen, die von Goa herüber gekommen waren, ihm ihre Aufwartung zu machen, zu verſtehen, daß er noch vor ſeinem Einzug in die Hauptſtadt des portugieſiſchen Indiens verpflichtet wäre, eine Reiſe nach Surate zu unternehmen, um mit den Miniſtern des großen Mogols, die ſich in gleicher Abſicht daſelbſt einfinden würden, gewiße ihm vom Hofe aufgetragene geheime Geſchäfte abzumachen. Durch dieſen Kunſtgrif entgieng er der nahen Gefahr nach Goa kommen zu müſſen, wo ſeine Betrügereyen natürlicher Weiſe ſogleich entdeckt worden wären; ſo wie er ſich denn auch überhaupt dieſem Ort nicht weiter als in einer Entfernung von zehn franzöſiſchen Meilen *) näherte. Indeſſen vergrößerten ſich von Tag zu Tag ſeine Reichthümer und ſein Gefolge immer mehr und mehr: denn der Adel aus allen portugieſiſchen Pflanzſtädten, die an der Landſtraße lagen, reiſete ihm unaufhörlich entgegen; auch fuhr man fort, ihn von allen Seiten mit Geſchenken zu überhäufen, die er ſeinem alten Vorgeben nach, aus Höflichkeit nicht ausſchlagen durfte.

So kam er endlich bis in die Gegend der Stadt Daman, wo ſich Dellon damals aufhielt, ließ aber zuvor dem Gouverneur dieſes Orts den Tag melden, an welchem er

*) Sechs deutſche Meilen.

er einzutreffen gedächte. Zu gleicher Zeit verlangte er auch, daß man auſſerhalb der Stadt eine Wohnung für ihn zurecht machen ſolte, weil er gerne alles Ceremoniel vermeiden wolte, oder es doch wenigſtens bis nach ſeiner Zurückkehr von Surate zu verſchieben wünſchte. Dieſen Aeuſſerungen, die man ſo gut als für Befehle anſah, gemäß, wurde ſogleich ein Haus zu ſeiner Aufnahme eingerichtet, welches den dortigen Jeſuiten zugehörte, und nur eine kleine Strecke von der Stadt entfernet lag. Hier ſtieg er aus ſeinem Palankin. Der Gouverneur ſowohl wie der geſamte Adel hatte ſich bereits dahin verfügt, um ihm ihre Ehrfurcht zu bezeigen. Auch eilten die Einwohner der Stadt und der umliegenden Gegend gröſtentheils herbey, blos nur um die Ehre zu haben, den neuen Vicekönig ſehen und grüßen zu können. Ein Jeſuite aus dem Collegio zu Daman, der mit dem wahren Grafen von Sarjedo zu Coimbra ſtudirt hatte, und ihn von Perſon ſehr gut zu kennen glaubte, kam mit dem Pater Rector gleichfalls dahin, um ihn in ihrem Hauſe als Gaſt zu empfangen. Er ſah, ſprach ihn, und wurde ſo ſehr überzeugt, daß es der wahre Graf von Sarjedo wäre, daß auch nicht der geringſte Argwohn dagegen bey ihm aufſtieg.

Den Morgen darauf befand ſich der ſogenannte Vicekönig wegen einer Unverdaulichkeit, die ihm einige Schmerzen in dem Eingeweide verurſachte, ein wenig unpäßlich. Er fragte daher, ob nicht ein Arzt in der Stadt wäre? Man ließ den Dellon rufen, der auf dieſe Weiſe die Ehre hatte, ihn zu ſehen und zu bedienen. Der Kranke ſchien mit ſeiner Hülfsleiſtung zufrieden zu ſeyn. Indeß will Dellon

doch

doch bemerkt haben, daß ſeine angenommene vornehme Miene, ſo wie ſein ganzer Anſtand affectirt geweſen ſey. Auch wundert er ſich, daß ihm dieſer ſtolze Vicekönig wegen einiger nicht ganz ehrfurchtsvollen Ausdrücke denen er ſich gegen ihn bedient hätte, einen öffentlichen Verweiß gab, ohne zu bedenken, daß man von einem Ausländer unmöglich verlangen könnte, daß er die portugieſiſche Sprache eben ſo zierlich, wie ein Eingebohrner ſprechen ſolte. Doch dieſe Empfindlichkeit war nur vorübergehend, und hinderte den Grafen nicht, viel Achtung und Zutrauen gegen den franzöſiſchen Arzt zu bezeigen, und ihm goldne Berge zu verſprechen. Daher denn auch Dellons Freunde nicht unterließen, ihm wegen der guten Gelegenheit, die er gefunden hatte, ſein Glück zu machen, ihre Freude zu erkennen zu geben.

Unſer Abentheurer, der in wenig Tagen gänzlich wieder hergeſtellt war, dachte nun an nichts, als ſeine Reiſe ſobald wie möglich weiter fortzuſetzen. Indeß kaufte er auch in dieſer Stadt eine Menge koſtbarer Sachen, doch ohne das Geringſte dafür zu bezahlen. Er empfing zwar auch hier von verſchiedenen Perſonen beträchtliche Summen an baaren Gelde, gab aber niemand einen Heller, und auch Dellon ſelbſt erhielt für ſeine gehabte Mühe und gelieferten Arzneyen, auſſer leeren Complimenten, nicht das Geringſte. Endlich reiſete er ab. Sein ohnedem ſchon mehr als zu zahlreiches Gefolge wurde noch von einem Sohn des Gouverneurs zu Daman vermehrt, den er auf das dringende Bitten des Vaters unter ſeine Hofjunker aufzunehmen würdigte. In dieſem glänzenden Aufzug begab er ſich nach Surate, wo

er

er ſich es vornämlich angelegen ſeyn ließ, ſein baares Geld gegen Juwelen umzuſetzen. Sobald dies geſchehen war, gab er vor, er müße mit einem bevollmächtigten Miniſter des Mogols, der ſich an einem gewiſſen, einige Meilen von Surate entlegenen Orte einfinden würde, eine geheime Unterredung halten; daher er denn auch nur einen einzigen Bedienten, wohl aber verſtohlner Weiſe alle ſeine Koſtbarkeiten mitnahm. Von dieſem Augenblick an erwartete man vergebens ſeine Zurückkunft. Seinem Hofſtaat fieng allmählig an die Zeit lang zu werden, und nach und nach ſtiegen allerley arge Gedanken bey ihnen auf. Indeß war er doch noch ſo ehrlich, nach Verlauf von ungefehr acht Tagen ſeinen betrogenen Begleitern ſagen zu laſſen, ſie könnten nur immerhin nach Hauſe gehen, weil ſeine Geſchäfte unmöglich ihm erlauben wolten, ſobald wieder zu kommen.

Dellon ſetzt noch hinzu: Das Gerücht von dieſem Abentheurer hätte ſich durch ganz Indien verbreitet, und er ſelbſt habe den ſämtlichen Adel, den der liſtige Betrüger einige Monate lang bey der Naſe herumgeführt hätte, voller Schaam durch Daman zurückkehren ſehen. Vermuthlich genoß jener feine Spitzbube derweilen die Früchte ſeiner Anſchläge in irgend einem entfernten Lande. Doch hat man ihn ſeitdem nie wieder geſehen, noch ſeine ferneren Abentheuer erfahren können.

F.

XIII.

Hume, Spinoza und Mendelsſohn.

Drey Manen.

Sp. Sey mir gegrüßt, würdiger Bruder, der du dich dort, entfeſſelt vom Vorurtheile, durch der Philoſophie Dornen wandeſt, um auf mühvollem Pfaden in ihr Heiligthum zu dringen. Hier, wo dem Geiſte vergönnt iſt, von grober Hülle entlaſtet, in nie erreichte Gefilde zu ſchweben, hier freue dich täglich mehr jener Fortſchritte, die du gethan haſt.

M. Es ſey mir vergönnt, meine Freunde, euch zu begleiten, ſo oft ihr in den Tempel der Wahrheit geht, anzubeten, um von euch zu hören, wenn ihr, ihre Prieſter, aus dem Allerheiligſten belehrt herauskommt.

H. Siehe, wer auf Erden nach Wahrheit eifrig forſchte, wenn er ſie auch nie fand, dem wird's hier frühe vergönnt, zu ihren Altären zu treten. Folg uns! — —

Blicke hier um dich im Vorhofe des Tempels. Siehe die Länder der Erde! Dort Deutſchland, viel Sterne flimmern über ſeinen Paläſten am Himmel der Wahrheit, dort ein Stern, blinkender als der übrigen viele, aber doch matt. Dort jegen Norden ein heller Stern über Ko-

ruſ-

ruſsien! Miß ſeinen Glanz über der andern Sterne Glanz, als würd er zur Sonne.

M. Ich ſehe, — aber die Deutung! —

H. Komm! — Ich war einſt Zweifler, Freund! nicht aus Bosheit oder Neid über die Menſchen, die ſich ruhig fühlten, weil ſie — glaubten: Ich zweifelte an Wahrheit, weil ich keine fand. Ich träumte, und konnte meine Träume denken, ich brauchte den Prüfſtein der Begriffe, und die meinen hielten aus. Genug für mich, mit meiner Phantaſie zu toben, wohin ich wolte. Alle Grundſätze waren für mich Phäntome, erzeugt durch Willkühr und Zufall und genährt durch Gewohnheit. Viele haben gegen mich geſtritten, viele geſchmäht, aber ihre Waffen waren ſtumpf, ihre Zungenpfeile eyterten nur in meinem Namen. Als ich den Stern im Tempel erblickte, da ſchwand die Hülle vom Auge, ich ward ins Heilige gerufen, und die Wahrheit richtete mich nach Kants Geſetzbuche, und entließ mich beruhigt und belehrt.

Sp. Ich ſchwebte lange umher in den Regionen der Ideen, ſpann ein feines Gewebe, und kein Dogmatismus drang hindurch. Man eiferte gegen den Feind jener großen Lehre der Menſchheit. Deine Liebe Moſes hat dich verleitet, meine Sache zu führen, aber du mußteſt meinen Worten Gewalt anthun, und meine Sätze verſtümmeln. Ich träumte wirklich, Freund! aber von Boruſsien her

brach

brach der Morgen hervor, und meine Träume verſchwanden mit dem Nebel der Nacht.

M. Verkannter, nie gekannter Weiſe! So erfandſt du alſo, was noch keiner erfand, und ich ſchmähte dich Zerſtörer aller Erfindung? Eile hieher, daß ich dir ſage, wie ſehr ich dich verkannte, wie ſehr — laßt ihn, meine Freunde, vom Schickſal in unſre Mitte erflehn! —

H. Noch nicht, noch leb' er der Welt! — Aber laßt uns hier am Tempel der Wahrheit einen Altar erbauen, und an ſeinen Stufen jede Betrachtung mit Gebet für ſein Wohl krönen. Schon färbte das 64ſte Jahr ſeinen ehrwürdigen Scheitel. Mögen ſich *noch* viele an jene Kette reihen, möge Munterkeit und Ruhe ſeiner Tage Abend erheitern, und ſein forſchender Geiſt ſo leicht und ſanft, wie der Deine, der gröbern Hülle enteilen!

B.

XIV. Das

XIV.

Das Glück der Völker.

Aus einer Stunde.

Eine Vorleſung
von
J. W. Streithorſt,
Domprediger in Halberſtadt.

Welch ein Schauſpiel würd' es für unſern Verſtand ſeyn, wenn wir einmal alle die Wirkungen ohne Ausnahme überſehen könnten, welche durch eine Urſach hervorgebracht werden; wenn ſich uns einmal die ganze ununterbrochene Reihe der Folgen darſtellte, die ſich von einer einzigen Begebenheit herſchreiben? Allein von der großen Kette, die der Allmächtige hält, und die bis in die Unendlichkeit reicht, ſehen wir nur wenig einzelne Glieder, diejenigen nämlich, in welche wir, die wir ſelbſt in das Ganze verwebt ſind, zunächſt eingreifen. Wir ſehen Urſachen wirklich werden, und ahnden die großen und erſtaunlichen Wirkungen nicht, welche dadurch hervorgebracht werden. Berthold Schwarz, als er von ohngefähr Erfinder des Schießpulvers wurde, dachte ſich die großen Revolutionen, die gewaltigen Wirkungen nicht, welche ſeine Erfindung hervorbringen würde. Wir erwarten

von gewiſſen Begebenheiten große Folgen, weil ſie dergleichen unter ähnlichen Umſtänden hervorzubringen pflegen; ſie aber zum voraus beſtimmt anzugeben oder aufzuzählen, ohne eine zu übergehen, das ſteht nicht in dem Vermögen eines Menſchen. Wenn mächtige Heere gerüſtet gegen einander ſtehen, ſo iſt es natürlich, daß wir voll großer Erwartungen dem erſten Schlage entgegen ſehen. Wer kann aber vorher den Sieg beſtimmen, oder die Opfer, womit er erkauft werden, oder die Entſcheidung, die er geben wird? Hinterher erſt, wenn eine große Reihe von Wirkungen und Folgen wirklich geworden iſt, ſind wir vermögend, einen ſchwachen Blick in den Zuſammenhang zu thun. Es geht uns da, wie dem Beobachter, der von einer Anhöhe ein großes Gebiet überſchauet, aber nur das, was merklich hervorragt, wahrnimmt, und das übrige nicht unterſcheiden kann.

Ich hoffe mit Zuverſicht, daß der Menſch einmal mehr ſehen wird, als er jetzt ſehen kann. Die Lüſternheit des geübten Verſtandes, tiefer in den Zuſammenhang der Dinge einzudringen, ſein Vermögen, Etwas davon zu ſehen, ſey es auch ſo wenig, als es wolle, die Erhebung der Seele, wenn ſie Blicke dieſer Art thut; das alles bürgt mir dieſe Hoffnung. Wie es wohlthätige Einrichtung unſrer Natur iſt, daß unſre menſchlichen Sinne ein beſtimmtes Verhältniß zu der Körperwelt haben, denn wie ſchlimm würden wir nicht dran ſeyn, wenn wir z. B. die denkbar möglichſte Schärfe des Geſichts, oder die größeſte Feinheit des Geruchs, oder das leiſeſte Gehör, und dabey übrigens alle unſre menſchlichen Einſchränkungen hätten: ſo iſt es für jetzt auch wohlthä-

thätig für uns, daß wir mit dem Geiſtesauge nur auf eine beſtimmte Weite, und nur gewiße Gegenſtände in der großen Verkettung der Dinge ſehen können. Welche Widerſprüche und Verwirrungen würd' es nicht in unſerm moraliſchen Daſeyn gegeben haben, wenn wir den Wunſch unſrer frühern Jahre erfüllt, und die Veränderungen unſers künftigen Lebens vorhergeſehen hätten? Der menſchliche Blick in den Zuſammenhang der Dinge reicht gerade ſo weit, und umfaßt gerade ſolche Gegenſtände, wie es zu unſrer gegenwärtigen Entwickelung erforderlich, und mit unſerer übrigen Beſchaffenheit verträglich iſt. Ich bin überzeugt, daß jeder unſrer Fußtritte auf die ganze Körperwelt wirkt, denn jede Bewegung in dem unermeßlichen Raum bewirkt eine allgemeine Veränderung; ich bin überzeugt, daß jeder Gedanke einem Saamenkorn gleicht, das ſich in unendlicher Zahl vervielfältiget. Allein ich mögte den ganzen Einfluß nicht ſehen, welchen mein menſchliches ſtets wirkſames Daſeyn auf die ganze Körper- und Geiſterwelt hat; denn es würde mir wie dem Hypochondriſten zu Muthe ſeyn, der es nicht wagt, einen Schritt vorwärts zu thun, weil er in ſeinen Gedanken ein Rieſe iſt, der mit jedem Fußtritt eine ganze Generation zermalmen würde; mein Denken würde in der Unendlichkeit ſchwindeln, und ich würde fremd in meinem eignen Hauſe ſeyn. Der Menſch ſieht von der großen Verkettung der Dinge ſo viel, als ihm nöthig iſt, um ſich gehörig anzuſchließen, und den Gliedern, die ſich an ihm halten, ſo nützlich zu werden, als es ihm diejenigen ſind, von welchen er gehalten wird. Er ſieht ſo viel, daß es ihm nicht ſchwer werden kann, ſich die Allkraft zu denken, welche alles hält,

ohne welche die ganze Kette in die ewige Nacht des Nichtdaſeyns herabfallen würde.

Wir können aber auch in den Zuſammenhang der Urſachen und Wirkungen ſo weit vor- und rückwärts ſehen, als erfordert wird, um diejenigen Geiſtesfreuden ohne Gefahr der Täuſchung genießen zu können, welche uns die Erinnerung und Hofnung gewährt. Was wäre unſer Leben ohne Erinnerung des genoſſenen Guten, ohne Hofnung künftiger Freuden? Ein thieriſcher Genuß, das Wohlſeyn eines Augenblicks. Aber wie erhebt dieſe Erinnerung, dieſe Hofnung den Menſchen! Er vergegenwärtiget ſich dadurch die Vergangenheit und Zukunft, und lebt das Leben eines vernünftigen Geiſtes. Es ſind feſtliche Stunden für das Herz, wo wir uns, nicht an Traumbildern der Phantaſie, ſondern an treuen Gemählden lieblicher Scenen des Lebens, die unſer Gedächtniß aufbewahrt, oder an Bildern der Zukunft weiden, die uns der unbeſtochne Verſtand zur Schau aufſtellt. Je weiter unſer Geſichtskreiß reicht, deſtomehr erweitert ſich auch unſre Theilnehmung, deſtomehr wird auch unſer Gedächtniß mit Gemählden des Guten und Schönen bereichert, deſtomehr Herrlichkeiten der moraliſchen Welt läßt uns alsdann auch die Hofnung erblicken. Es iſt eine große erhebende Betrachtung, bey dem erſten Keim zu verweilen, von deſſen Entfaltung die ganze Reihe der wohlthätigen Wirkungen und Folgen abhängt, die wir im Allgemeinen zu überſehen im Stande ſind, ſie mögen nun bereits wirklich geworden oder im Wirklichwerden begriffen ſeyn, oder den Ruf zum Daſeyn noch erwarten. Welche Wonne für den edeln Mann im

Alter,

Alter, auf ein wohlgeführtes Leben zurückzuſehen, und ſeinen Lebensweg von der Wiege an bis zum Rande des Grabes zu überſchauen! Welches Vorgefühl der höhern Vaterfreuden bemächtigt ſich des väterlichen Herzens, wenn ſein Blick und ſein Gedanke an dem Erſtgebohrnen hängt, der ſeiner ſelbſt noch unbewußt auf dem Schooß der zärtlichen Mutter ruht! Wenn die Friedriche mit unſterblichem Ruhme gekrönt von dem irrdiſchen Schauplatz abtreten, um auf einer höhern Laufbahn zu glänzen, dann winkt die Erinnerung den tief gerührten Patrioten, und weiſet ihn hin auf die unvergänglichen Trophäen, auf die unauslöſchlichen Denkmale ihres Daſeyns, läßt ihn die unvertilgbaren Wirkungen ihrer Größe und Güte anſchauen, ſie tröſtet ihn mit der Ueberſicht ihres thaten- und verdienſtvollen Lebens. Wenn der Tag wiederkehrt, der uns die Friedrich Wilhelme gab, dann denkt ſich der Patriot die Stunde, aus welcher ſich Freude über Millionen Leben ergoß, in welcher als in einem edlen Saamenkorn die herrlichen Früchte unentwickelt lagen, die ihm jetzt in ihrer goldnen Reife anzuſchauen und zu genießen vergönnt ſind. Die Hofnung enthüllt ihm die Zukunft, ſoviel es ſein Auge ertragen kann. Er ſieht ein glückliches Zeitalter, werth mit dem Namen des goldnen benannt zu werden. Er erblickt die Weisheit, den Heldenmuth, die Güte und Gerechtigkeit, die Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften, deutſchen Biederſinn, deutſche Vaterlandsliebe auf dem Thron; er ſieht die Friedrich Wilhelme mit raſcher Thätigkeit fortſetzen, was die Friedriche thaten, und vollenden, was dieſe nicht vollenden konnten; welch eine Zukunft muß ſich ſeinem Geiſte nicht darſtellen? Beglücktes Vaterland, denkt er,

du haſt eine hohe Beſtimmung, deine Fürſten ſollen Lehre und Muſter für die Völkerbeherrſcher ſeyn, und von dir ſollen die übrigen Länder lernen, was ihres Wunſches und Beſtrebens eigentlich werth iſt. Dir leuchtet die Wahrheit, Gerechtigkeit wohnt innerhalb deiner Gränzen, weiſer Gebrauch deiner Kräfte, edle Thätigkeit ſichert und erhebt deinen Wohlſtand, dein nervigter Arm und Friedrich Wilhelms Heldenmuth gewährt dir Schutz und Frieden. Du mein Vaterland, biſt ein vorzügliches Augenmerk der Vorſehung, verdank es ihr, daß ſie dir Friedriche und Friedrich Wilhelme gab, denn mit ihnen gab ſie dir das Glück, um welches dich deine Nachbarn beneiden. Freue dich deines Glücks an dem Tage, welcher einen Friedrich Wilhelm ins Leben rief. Segne die Aſche deines unvergeßlichen vor kurzem erſt entſchlafnen Vaters, empfinde dein gegenwärtiges Glück, freue dich der kommenden Zeiten, und jeder deiner Bewohner ſtimme ein in den Freudenruf:

Es lebe Friedrich Wilhelm der Zweyte!

XV.

Das engliſche Lyceum und der brittiſche Mercur, als litterariſche Unternehmung betrachtet.

Die Unternehmung in Deutſchland engliſche, periodiſche Schriften herauszugeben, iſt ſo originell, daß ſie wohl etwas mehr, als eine Titelanzeige im Meßcatalogus verdient. Da die engliſche Sprache jezt über alle Vorſtellung, ſelbſt in kleinen Städten cultivirt wird, ſo daß nach Hamburg Briefe über Briefe einlaufen, um Sprachmeiſter zu verſchreiben, ſo iſt die Handlung wohl nicht ganz verdienſtlos, dieſe ſich ſo ſehr verbreitende Liebe zur Litteratur und Sprache eines ſo aufgeklärten Volks, das uns zu unſern großen Fortſchritten in dem Reiche der Wiſſenſchaften und des Witzes ſo behülflich geweſen, nach allen Kräften zu befördern. Es iſt keine litterariſche Verbindung zwiſchen Deutſchland und England vorhanden; ja ſelbſt in denen Provinzen, die mit Britannien durch mercantiliſche Geſchäfte, oder auf andre Art verbunden ſind, erfodert es Mühe, Zeit und Koſten, engliſche Bücher kommen zu laſſen. Wie ſoll nun der mit der engliſchen Sprache bekante Deutſche von dem neueſten Zuſtande der Britten, von ihren originellen Handlungen, von ihren Fort- oder Rückſchritten in den mannigfaltigen Culturzweigen unterrichtet werden? Die beſten engliſchen Zeitungen, die ſogenannten Daily Papers in groß Folio, werden wegen des hohen Preiſes, (der nach der Entlegenheit der Oerter, 70, 80 und mehr Rthlr. jährlich beträgt) ſehr wenig geleſen,

und doch ſind brittiſche Nachrichten, Erzählungen, Bemerkungen u. ſ. w. mit den eignen Worten der Engländer niedergeſchrieben, durchaus nothwendig, die Originalität dieſer Nation zu beurtheilen. Das Originelle fehlt nie zu intereßiren; es mag eine die Menſchheit veredelnde Handlung eines ſehr aufgeklärten Volks, oder ein höchſt barbariſcher Gebrauch einer wilden Menſchenrace ſeyn. Dergleichen Nachrichten ſind von deutſchen politiſchen Blättern nicht zu erwarten. Oft werden daſelbſt auſſerordentliche Vorfälle, die nicht politiſch ſind, übergangen, oder doch nur mit wenig Worten angezeigt. Die Handlungen des ſittlichen Menſchen, die nicht ſelten geheime Falten des menſchlichen Herzens aufdecken, müſſen dort den Anſtalten zu Fehden, zu Hofbällen u. ſ. w. nachſtehn. Wie viel Deutſche ſind wohl von dem auſſerordentlichen Vorfall genau unterrichtet, daß *ein ganzes Volk*, ſelbſt zu der Zeit, da auf deſſen Inſel der *Luxus alles zu verheeren*, und alle guten Sitten zu *vernichten droht*, ſich vereinigt, um einem obſcuren Bürger, der keine ſcheinende, aber deſtomehr edle Handlungen gethan hat, dem Menſchenfreunde Howard, wegen ſeiner Tugenden in der Hauptſtadt des Reichs eine Bildſäule zu ſetzen? Wer kennt das Detail der eben jetzt entworfenen ſo ſonderbaren als wohlthätigen Speculation, durch eine höchſt ſinnreiche Anſtalt, das Eigenthum der Mitbürger gegen Diebe und Räuber zu ſichern? Eine Anſtalt, einzig in ihrer Art, die in dem ungeheuern London mehr als alle Blutgeſetze den Räubereyen Einhalt thun wird. Wer in ſolchen Handlungen, deren Seltenheit zu beurtheilen, nur eine ſehr mäßige Kentniß der Geſchichte erfodert, nicht den Nationalgeiſt der Britten erkennt und bewundert, dem

wird man es gerne verzeihen, wenn er den Verfaſſer des Werks, England und Italien für übertrieben partheyiſch, und die Franzoſen für die unerreichbarſten Muſter aller Nationen hält. *)

Dieſe Betrachtungen erzeugten bey mir die Idee einen brittiſchen Mercur herauszugeben, der zwar noch nicht das iſt, was er ſeyn könnte, allein bey gröſſerer Unterſtützung es gewiß werden ſoll, da alsdann auch der Preiß merklich verringert werden wird. Der verehrungswürdige Profeſſor Schlözer bezeichnet dieſe Unternehmung im 38ſten Heft ſeiner Staatsanzeigen mit den kraftvollen Worten: „Der Freund „der brittiſchen Litteratur erſpart dadurch mir Thalern Gui„neen.“ Nur wenige ſind im Stande, die auſſerordentliche

 Mühe

*) Der deutſche Büchernachdruck, unter dem die verdienſtvolleſten Gelehrten und die Wiſſenſchaften ſo auſſerordentlich leiden, und der in Oeſterreich, troz der lauten Stimme der würdigſten Männer alldort, aus wahrer Liebe zur Aufklärung, oder wie es nach dem Ausdruck kriechender Wiener heißt, zur Beförderung der allerhöchſten menſchenfreundlichen Abſichten Sr. Kaiſerl. Majeſt. ſo ſehr beſchützt wird, würde in England nicht lange dauern. In einem ſolchen Fall, wenn Vorſtellungen nicht geachtet werden, dürfte es dem brittiſchen Nationalgeiſt nicht ſchwer ſeyn, Mittel zu finden, alle zum Raub authentiſirte Patente unnütz zu machen. Eine Societät in Deutſchland zu dieſem Endzweck vereinigt, iſt eine Sache, die jedoch mehr zu wünſchen, als zu erwarten iſt.

v. A.

Mühe bey dieſer Arbeit zu beurtheilen, die manchem, weil es blos Compilation iſt, leicht ſcheinen dürfte, allein mir in jeder Woche fünf Tage raubt. Wer aber die ungeheuren engliſchen Blätter, und die darin herrſchende Unordnung kennt, wo alle Nachrichten, Bemerkungen u. ſ. w. in den 16 Columnen der groß Folio Bogen, wie ein Chaos untereinander liegen, und wo zahlloſe Wiederhohlungen, die der deutſche Leſer nicht verzeihen würde, in den mannigfaltigen Zeitungen erſcheinen, wird die große Geduld und Mühe des Herausgebers alles zu ſieben und zu ordnen, gehörig zu ſchätzen wiſſen. Die Rubriken, worunter die verſchiedenen Materien gebracht werden, ſind: Neuigkeiten, Staatsſchriften, hiſtoriſche, politiſche und ſatyriſche Bemerkungen. Litterariſche Artikel. Tribunalsnachrichten. Anecdoten, worunter ſittliche Vorfälle aller Art begriffen ſind. Künſte. Poeſien. Theaterneuigkeiten. Auſſerordentliche Anzeigen. Neue Bücher. Die Stücke werden alle Montage, ohne Rückſicht auf das Auſſenbleiben der engliſchen Poſten in Hamburg ausgegeben. Dieſe Ordnung iſt nun bereits ſeit ſieben Monat ganz unverrückt beobachtet worden, und wird auch ferner auf das genaueſte befolgt werden, daher die Subſcribenten bey einem unrichtigen Empfang der Stücke, ſich allein an die Poſtämter und Buchhändler, die die Beſtellungen angenommen, halten müſſen.

Die größern Aufſätze, womit die vornehmſten Londner Zeitungen ſo angehäuft ſind, und die oft mehr Werth haben, als alle, die man in den engliſchen Magazinen und andern Journalen findet, machten eine abgeſonderte Monats-

ſchrift

ſchrift nothwendig, wenn nicht vieles Leſenswürdige und Unterrichtende, ja manches wahrhaft vortrefliche für Deutſchland verloren gehen ſolte. So entſtand das engliſche Lyceum. Ein ungeheurer Vorrath von höchſtmannigfaltigen Aufſätzen, der poſttäglich ſo ſehr gehäuft wird, daß noch drey andre Werke dieſer Art geſchrieben werden könten, bürgt mir die Subſcribenten fortdauernd mit einer intereßanten Lectüre zu verſehen. Druck und Papier iſt auszeichnend, und der Preiß nicht höher wie bey deutſchen Journalen. Hier iſt das Inhaltsverzeichniß der erſten beyden Stücke:

THE ENGLISH LYCEUM.

Published

by I. W. v. ARCHENHOLTZ.

Vol. I. No. 1.

1) Six Lettres from the celebrated Mr. Stérne
2) Letter from John Howard.
3) An account of the three Volcanos in the Moon. By William Herſchell, L. L. D. F. R. S. Read before the Royal Society, April 26, 1778.
4) The Miſanthrope on his Death-Bed.
5) The Adieu and Recall to Love.
6) A new Song.
7) Female Literature.
8) The Moraliſt.
9) On the Spirit of Enquiry in Arts and Sciences.
10) Origin of Comte Caglioſtro.
11) Love Lettres of Sir Richard Steele. Addreſſed

to

to Mrs. Sourlock, who was afterwards his ſecond wife. (Never printed before.)

12) Lord Viſcount Gormanſton. A new political Anecdote.

13) Prior, to F. S. (A Manuſcript from that celebrated Poet lately found.)

14) An Epitaph on a Lawyer.

15) Lettres from a Engliſh Gentleman travelling through France. The Philoſophic Vagabond.

16) Character of the Earl of Mansfield, as a Judge.

17) Faſhion. A Compariſon between the European Ladies and thoſe of Africa.

18) Hiſtory of the Dutch.

19) Soliloquy. Written by an unfortunate youth, immediately before his ſtabbing himſelf the 5th of Auguſt 1787 in London.

20) Prologue, to The Way to Keep Him. Written by the Right Hon. Lieut. General Conway.

21) Epilogue. Written by Lieut. General Bourgoyne.

22) Nature our beſt inſtructor. Nature and Man. Nature and God.

23) Political Sketches. Mr. Pitt. Mr. Fox.

24) Arithmetic. Recommended to the Ladies. (A Satyre.)

25) Reflexions on the Human Frame.

26) Miſs Fanny's Account of the Metropolis and its Suburbs, in a letter to her Siſter Nancy in Cornwall.

27) Ex-

27) Extract of a letter from Captain Wemyſs, dated Atcheen, in Borneo, Nov. 23, 1786.

28) A Hymn to Narayena. By Sir William Jones.

29) Muſical Sketches, by Mr. Collyer.

30) Marcus and Monimia; an affecting Story lately happened.

31) Letter to the Devil.

32) An Account of the Burning Well at Barrahcoon in Bengal.

33) Ode to George III. King of Great Britain, by Mr. Warton, Poet, Laureat.

No. 2.

1) Letters on the preſent State of Litterature in England. Letter I.

2) Letters from the late Mr. Sterne. (Never printed before.) Letter XIII. XIV. XV. XVI.

3) Detail of the Forms and Ceremonies, obſerved on the Trial of Doctor Henry Sacheverell at the Bar of the Houſe of Lords in the Year 1709.

4) Man was made to Mourn. A Dirge.

5) A Poetical Encomium on the late Marq. of Rockingham.

6) The humble Petition of a Convict condemned for robbing a Juſtice.

7) Extract of a Letter from a travelling Engliſh Gentleman, dated Vienna, March. 30. 1787. concerning

Baron Born's Proceſs of Amalgamation; and a Literary Expedition to the Archipelago.

8) Johnſoniana.

9) Letters from a travelling Gentleman.

10) The Law at Norwood.

11) Number of Houſes in the North-American Towns.

12) Affecting Narrative of Murderers and Suicides.

13) The Changes of 10 Years.

14) Scientific Account of the Muſical Feſtival. By J. Collyer.

15) Muſical Sketches.

16) Narrative of the Eſcape of the Counteſs la Motte Valois. Stated by herſelf.

17) The Virgin's firſt Love.

18) On Sir John Cope, who *was famous for making* good Punch.

19) Epigram on the Uncertainty of the Law.

20) The Performers of Macbeth.

21) Obſervations on the Practice of Archery in England, by the Hon. Daines Barrington.

22) An infallible Cure for Hard Times.

23) Verres and Haſtings.

24) Anecdotes of Cheſs.

25) Letter from a Dramatic Author to a Manager.

26) Character of Mr. Burke, by Richard Champion, Eſq.

27) To the Memory of Mr. Garrick.

28) Deſcription of a Garretteer Poet. By Mr. Keate.

29) In-

29) Invocation to Melancholy. By W. Hamilton Reid.

30) The Size of London.

31) Feſtival of Saint John by the ancient Maſons of England ſolemnized the 25th of June, 1787.

32) Conſtantinople.

33) A curious Trial relating to a dubious Picture of Pouſſin.

34) Mr. Haſtings's Violation of Orders.

35) Extract from Dr. S. Johnſon's Pamphlet of Falkland Islands.

36) An Account of the Feaſt given by the Emperor of China, Kienlong, to the Ancients of his Kingdom, on the 14th of February, 1785.

37) The Stroke of Death. A Fragment.

38) Extract from an Original Letter of Voltaire to an English Gentleman. (Never printed.)

In den folgenden Stücken kommt die ſo berühmte Parlamentsrede Sheridans, wodurch Haſtings Verbrechen beſtimmt wurde, die alle Freunde des Beklagten zum Schweigen brachte, und das ganze Parlament in Erſtaunen ſetzte.

Man ſubſcribirt ſowohl auf das Lyceum, als auf den brittiſchen Mercur auf allen Poſtämtern und bey allen Buchhändlern Deutſchlands. Der Preiß des erſtern Werks

 iſt

iſt jährlich ſechs, und des letztern acht Rthlr. in Louisd'or, wofür ſie franco ſpedirt werden.

Von dem brittiſchen Mercur iſt auch bereits ein Band in deutſcher Sprache überſetzt unter dem Titel erſchienen: Jahrbücher der Geſchichte, der Politic, der Sitten, der Litteratur, der Künſte, der Induſtrie u. ſ. w. des brittiſchen Reichs. Gedruckt auf Koſten des Herausgebers, und in Commißion in der Hofmannſchen Buchhandlung in Hamburg.

v. A.

Nach-

Nachricht.

Ich bin ſeit einiger Zeit von bekanten und unbekanten Perſonen mit einer Menge Beyträge zum Journal beehrt worden, wofür ich hier öffentlich danke. Eine Erklärung iſt jedoch erfoderlich. Die mehreſten dieſer Beyträge ſind poetiſchen Inhalts, die ſich in meinem Porte feville ſo angehäuft haben, und noch immer vermehrt werden, daß ich mich deshalb in keiner geringen Verlegenheit befinde. Nur den kleinſten Theil des Raums, den ein jedes Journalheft einnimmt, iſt dem Plan des Inſtituts gemäß, für poetiſche Aufſätze beſtimmt, und dieſer Plan ſelbſt iſt nach dem Geſchmack der jetzigen Leſewelt geordnet. Meine gütigen Freunde werden alſo erinnert, hierauf gefälligſt Rückſicht zu nehmen; und wenn nicht alles Eingeſandte von Poeſien in dieſem Journal gedruckt erſcheinen ſolte, ſo erwartet man von ihrer Billigkeit, daß Sie ſolches nicht dem Herausgeber zuſchreiben werden, deſſen Privatgeſchmack und critiſches Urtheil hier gar nicht in Betrachtung kommt, da alles hierin dem Geſchmack des Publicums untergeordnet ſeyn muß. Proſaiſche Aufſätze werden mir daher jederzeit willkommener ſeyn.

Zugleich gebe ich hiermit Nachricht, daß die ſeit einiger Zeit in Hamburg erſchienene engliſche periodiſche Schrift betitelt: The british Mercury, jetzt auch in einer deutſchen Ueberſetzung herausgegeben wird, und alſo dadurch in

die Reihe deutſcher Zeitſchriften tritt, die Politic und Geſchichte zum Gegenſtande haben. Der Inhalt iſt überdem für alle Claſſen von Leſern, und hat folgende Rubriken:

Neuigkeiten aus Großbrittanien, Irrland, den brittiſchen Beſitzungen in Indien, und aus America, Staatsſchriften, politiſche, hiſtoriſche und ſatyriſche Bemerkungen, litterariſche Artickel, Anecdoten, die neueſten ſittlichen Vorfälle betreffend, Tribunalvorfälle, Künſte, Poeſien, Theaternachrichten, ſonderbare Avertiſſements, neue Bücher.

Alle Wochen, regelmäßig ohne Rückſicht auf das Auſſenbleiben der engliſchen Poſten, erſcheint von dieſem Werk, ſowohl Original als Ueberſetzung ein Stück von zwey Bogen; die letztere wird von einem ſprachkundigen Gelehrten gemacht. Der Preiß des Jahrgangs, der aus vier Bänden, jeder von 26 Bogen, gr. 8. beſteht iſt, ſechs Reichsthaler in Louisd'or. Jeder Band wird auch einzeln verkauft. Die wöchentliche Spedition beſorgen die Poſtämter, die monatliche aber die Hofmannſche Buchhandlung in Hamburg.

v. Archenholtz.

Verbeſſerung.

Im October S. 422. Zeile 4. v. u. lieſs ſtatt Hounger Lounger.

XI.

Anhang.

No. 1.

Die beynahe allgemein eingeführte Gewohnheit, daß ſich Freund und Freundin am Neujahrstage ihre Achtung durch Wünſche beweiſen, brachte zu dem Verſuch etwas zu liefern, welches ein wenig mehr Geſchmack und Brauchbarkeit hat, als ein Pyramidenförmiger, auf Papier oder ein Stückchen Atlas gedruckter Neujahrwunſch. Einen Fächer, dächt' ich, trägt das ſchöne Geſchlecht beynahe das ganze Jahr; nichts führt der Freundin die Wünſche des Freundes ſo oft vor die Erinnerung als ein Fächer: und ſo ſucht' ich den vortreflichen, und an ſchönen Ideen unerſchöpflichen Künſtler Herrn Meil in Berlin dazu zu bewegen, die Sache auszuführen. Wirklich iſt derſelbe anjetzt damit beſchäftiget, den Hauptgegenſtand, eine ſchöne Allegorie, umgeben mit einem ſich darauf beziehenden Wunſch, und die ſchicklichen Verzierungen nach ſeiner eigenen Zeichnung, in Kupfer zu ſtechen, und wird in einigen Wochen fertig. Alsdann kann man bey mir, und in den vornehmſten Buchhandlungen erfahren, wo man an jedem Ort denſelben haben kann, und ich hoffe, daß er nicht ohne allen Beyfall aufgenommen werden ſoll.

Leipzig, den 26. Oct. 1787.

Georg Joachim Göſchen.

No. 2.

In der Frommaniſchen Buchhandlung iſt in dieſer Michaelismeſſe neu gedruckt.

Ueber Kinderunzucht und Selbſtbefleckung. Ein Buch blos für Eltern, Erzieher und Jugendfreunde, von einem Schulmanne. Herausgegeben und mit einer Vorrede und An=

Anmerkungen begleitet von Schl. Pr. in L. mit einem vortreflichen Titelkupfer von Prenzel in Dresden, gr. 8. 1 Thlr.

Magazin für Prediger ꝛc. 8ter Theil, gr. 8. 20 Gr.

Die Brüder ein Roman aus dem engliſchen von Herrn Prof. Schreiter in Leipzig überſetzt, 2ter Band 8. 18 Gr.

Der dritte und lezte wird zur Oſtermeſſe fertig.

Auch giebt Herr Prof. Schreiter zu dieſer Meſſe von der in England in kurzer Zeit 3mal aufgelegten und in mehr als einen Betracht merkwürdigen philoſophiſchen Schrift: The Firſt Principles of Philoſophy aud their application to the ſubjects of Taſte, Science and hiſtory, by John Bruce, eine deutſche Ueberſetzung heraus. — In eben dieſer Handlung erſcheint auch zur Oſtermeſſe: Ueber Homers Iliade für Dichter, Künſtler und Liebhaber, Eine Preißſchrift des Herren J. D. Boſch. Aus dem holländiſchen, von E. H. Mutzenbecher in Amſterdam.

Für die Güte dieſer beyden Schriften ſowohl als Original als in der Ueberſetzung bürgt gewis ſchon im voraus der Name ihrer Ueberſetzer.

No. 3.

Die ſchon im Jahre 1782 angekündigte Fortſetzung des Dictionnaire des Artiſtes &c. davon der erſte Theil bereits 1778 gedruckt worden, iſt durch den Zufall bisher unterblieben, daß ein auswärtiger Verleger ſolche übernehmen wollen, der aber nicht Wort gehalten hat. Nunmehr aber können die Liebhaber der ſchönen Künſte verſichert ſeyn, daß dieſes Werk, welches wegen ſeines Inhalts den Kennern und Liebhabern von Kupferſtichen eben ſo angenehm als nothwendig ſeyn muß, gewiß fortgeſetzt werden ſoll.

Es ſind vielleicht viele bisher durch den Gedanken der Weitläuftigkeit geſchreckt worden, da der erſte Band nur den Buchſtaben A enthält, daß das Werk aus eben ſo vielen Bänden beſtehen müße, als das Alphabet Buchſtaben enthält. Nach dem erſten Grundriſſe des Werkes würde ſolches auch wenigſtens 20 Bände ſtark geworden ſeyn, indem die, ſchon bey dem Namen eines jeden Malers in Kupfer geſtochenen angeführten Werke deſſelben, bey jedem Kupferſte-

cher

cher wörtlich wiederholt wurden. Dieſe Wiederholung und daraus fließende Weitläuftigkeit nun zu vermeiden, iſt der erſte Grundriß des Werkes dahin geändert, daß nur allein bey dem Namen des Malers die Stücke genennt werden, welche verſchiedene Kupferſtecher nach ihnen geſtochen haben: bey dem Kupferſtecher hingegen allein die Maler genennet werden, nach welchen jene gearbeitet haben; ſo daß dadurch auch die Werke der Kupferſtecher leicht zuſammen geſucht werden können, ohne ſolche weitläuftig zu wiederholen. Wenn aber dieſe Kupferſtecher nach ihren eigenen Zeichnungen gearbeitet, desgleichen Blätter ohne Namen des Malers oder Zeichners gefertiget haben: ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß bey ihren Namen, auch dieſe ihre Werke beyſammen ſtehen. Eben ſo findet man von denjenigen berühmten Kupferſtechern, z. B. Bartolozzi, Edelinck, Nanteuil ꝛc. von welchen die Liebhaber gern ihre Werke beſonders ſammlen, ein vollſtändiges Verzeichniß, damit ſie der Mühe überhoben werden, erſt lange darnach herum zu ſuchen. Auf dieſe Art können die Liebhaber verſichert ſeyn, daß das ganze Werk nicht über zehen Bände begreifen werde.

Die Breitkopfiſche Buchhandlung in Leipzig und Dresden hat die Ausgabe dieſes Werks zu beſorgen übernommen. Um aber wegen der Anzahl der Exemplarien ſicher zu ſeyn, welche zu deſſen Ausführung nöthig ſind: ſo ſoll auf den zweyten Theil bis Oſtern 1788 ein Thaler Pränumeration angenommen werden. Bey Empfang eines jeden Bandes wird wieder 1 Thaler nach, und 1 Thaler auf den künftigen Theil voraus, und bey Empfang des Letzten nur noch 1 Thaler bezahlt, ſo, daß jeder Band dem Erſten gleich den Liebhabern auch nur 2 Thaler zu ſtehen kommt, welcher hernach denen, die nicht pränumerirt haben, nicht unter 1 Ducaten verlaſſen werden kann. Werden ſich zwiſchen hier und der Neujahrmeſſe 1788 die nöthigen Liebhaber finden: ſo ſoll zur Oſtermeſſe 1788 wenigſtens der 2te Band, auch wohl nach Befinden in jeder Meſſe 2 Bände geliefert werden. Neuen Liebhabern, welche den 1ſten Band noch nicht beſitzen, ſteht derſelbe unter eben denſelben Bedingungen zu Dienſte, ſo, daß zum Anfange 3 Thlr. auf den erſten und zweyten Theil bezahlt, und der Erſte ſogleich erhalten wird. Leipzig, den 1 Sept. 1787.

J. G. J. Breitkopf.

No. 4.

Vie de
FREDERIC II,
Roi de Prusse.

Accompagnée d'un grand nombre de Remarques, Anecdotes & Pièces juſtificatives, dont la plupart n'a point encore été publiée. Quatre Volumes petit-octavo. A Strasbourg 1787. Chez I. G. Treutel, Libraire. A Paris, chez les principaux Libraires. A Geneve, chez Barde, Manget & Comp.

Il ſerait difficile de trouver dans l'hiſtoire un homme auſſi extraordinaire que Frédéric II. Né avec le goût des plaiſirs, la ſoif de la gloire ſubjugua dans ſon cœur, toutes les autres paſſions, & en fit le plus grand homme de ſon ſiècle. Il n'eſt aucune eſpèce de gloire à laquelle il n'ait aſpiré; il n'en eſt aucune à laquelle il n'ait ſu atteindre.

Simple dans ſes mœurs, *ſenſible dans ſes liaiſons*, ami des ſciences & des arts qu'il cultivait avec ſuccès, créateur dans l'art militaire, intrépide dans les combats, réuniſſant dans les plus grands dangers, tout le feu de l'héroiſme au ſang froid de la reflexion; inébranlable dans les revers, inépuiſable dans les reſſources, maître des évènements par l'aſcendant de ſes lumières & de ſa ſageſſe, plus actif dans la paix que d'autres au milieu des troubles & des dangers de la guerre; on l'a vu augmenter de plus de 180 mille hommes, une armée de 60 mille hommes que ſon père avait créée avec des peines infinies; on l'a vu ſe créer une cavalerie, ſimplifier la tactique & la ſoumettre à ſon génie; on l'a vu par un plan d'adminiſtration admirable, ſoutenir cette armée coloſſale, qui ſemblait devoir abſorber toutes les reſſources d'un pays

pays ſans population, & où l'agriculture & le commerce étaient dans leur enfance. On l'a vu réſiſter ſeul aux efforts réunis des plus grandes puiſſances de l'Europe, ſortir vainqueur de cette guerre mémorable, & preſcrire des loix à ſes ennemis.

On l'a vu préparer, avec une ardeur infatigable, au milieu de la paix, les appuis inébranlables de ſa nouvelle puiſſance, & combiner autant qu'il était poſſible, le bonheur de ſes ſujets avec l'énormité de ſes forces. La même main qui tenait la balance de l'Europe, qui protégeait la liberté germanique; traçait au milieu des camps l'éloge de Voltaire; gravait au temple de mémoire, l'hiſtoire de ſa maiſon & de ſes victoires: dirigeait ſur la flûte les ſons les plus brillants; folâtrait avec les Muſes, & répondait avec exactitude à la lettre du dernier payſan de ſes états.

L'Europe ſemble attendre avec impatience la vie de cet homme immortel. En effet, cette vie ſe lie à tous les grands évènements de ſon ſiècle. Elle offre de grands exemples aux rois dans toutes les parties de l'adminiſtration; aux guerriers, dans tous les arts de la guerre & dans tous les ſacrifices de l'héroiſme; aux philoſophes, dans toutes les vertus de l'humanité. Elle eſt une ſource d'inſtruction, d'admiration & d'étonnement pour les hommes de tous les états depuis ceux qui portent le diadème, juſqu'à celui qui ſe courbe ſur la charrue; depuis le général qui meut des armées, juſqu'au fantaſſin qui manie des armes.

On eſt impatient d'apprendre, par quels moyens il a pu former ſes troupes invincibles, renouveller la ſcience de la tactique, créer & exécuter ſes marches ſavantes, & promptes que l'Europe admire & qu'elle tâche envain d'imiter. On voudrait le ſuivre dans ces

opérations de finance & d'économie; ſeuls moyens de prévenir ſa ruine lorſque ſes victoires & ſes conquêtes avaient jetté de toutes parts les ſemences d'une vengeance, qui ſemblait devoir être auſſi terrible qu'inévitable.

Après l'avoir admiré au milieu des combats, on voudrait le voir gouverneur ſon peuple, augmenter la population, perfectionner l'agriculture, travailler à étouffer l'hydre de la chicane, terraſſer la tyrannie des ſubalternes, protéger le ſoldat qui lui gagnait des batailles, & le laboureur qui nourrit les princes & les ſoldats.

On voudrait voir l'influence de ſon génie de ſes actions, de ſes opinions ſur ſes propres états; ſur la conſtitution de l'Empire, ſur le ſyſtême politique & militaire de toute l'Europe, ſur les opinions & les révolutions de ſon ſiècle. On voudrait le voir dans le ſilence de la vie privée, ou *dépoſant* l'éclat du diadême ſe délaſſer dans le ſein de l'*amitié*, & devenir dans des banquets dignes des beaux ſiècles de la Grece, l'aimable émule du poète & du philoſophe.

L'ouvrage que nous annonçons ici, ſuit les détails les plus intéreſſans de la vie de ce grand homme, depuis ſa naiſſance juſqu'a ſa mort. On a conſulté avec ſoin tout ce qui a été écrit ſur ce prince dans toutes les langues, & on n'y avance rien qui ne ſoit fondé ſur des mémoires authentiques. Les qualités mêmes qui font les grands hommes, ſont la ſource de quelques défauts inſeparables de l'humanité; on s'eſt gardé de taire ces défauts. Ce n'eſt point un éloge, ce n'eſt point un panégyrique que l'on offre au public; c'eſt une hiſtoire fondée ſur des faits. C'eſt une ſuite de faits conſacrés dans des mé-

mémoires authentiques, ou atteſtés par des témoins, dignes de foi.

Cet Ouvrage eſt diviſé en quatre parties.

La première offre la Vie de Frédéric, depuis ſa naiſſance juſqu'au commencement de la guerre de ſept ans; c'eſt à dire, depuis 1712-1756.

La ſeconde comprend l'hiſtoire de la guerre de ſept ans. C'eſt-à-dire depuis 1756-1763.

La troiſième après avoir offert un tableau de l'adminiſtration de Frédéric pendant la paix; donne l'hiſtoire du partage de la Pologne, de la guerre de la ſucceſſion de Bavière & de la confédération germanique.

La quatrième contient les détails de ſa vie privée & littéraire; de ſa maladie & de ſa mort; & finit par des réflexions ſur l'influence de ce grand homme ſur ſon ſiècle.

Chaque partie eſt accompagnée d'un grand nombre de remarques anecdotes, & pièces juſtificatives, dont une partie conſidérable n'avaient point encore été publiées.

On ſouſcrit aux mêmes adreſſes pour les Oeuvres du Roi de Pruſſe.

No. 3.

No. 5.

Nachſtehende Verlagsartikel der fürſtl. Wayſenhausbuchhandlung zu Braunſchweig werden von jetzt bis zum Ablauf der diesjährigen leipziger Michaelismeſſe um beygefügte herabgeſetzte Preiſe gegen baare Bezahlung verkauft.

Belidors (des Herrn) vermiſchte Werke über die Befeſtigungskunſt und Artillerie, nebſt einer angehängten Fortifikations- und Artilleriebibliothek. Herausgegeben von D. A. Schneller, mit K. gr. 8. Braunſchweig, 1769. 1 Thl. 12 Gr. Jetziger Preis 20 Gr.

Bell (Wilh.) Unterſuchung der göttlichen Sendungen Johannis des Täufers und Jeſu Chriſti. Aus dem *engl.* überſetzt. Mit Anmerkungen und einem Anhange von H. P. C. Henke, gr. 8. 1779. 20 Gr. — 12 Gr.

Beyträge (neue Bremiſche) zum Vergnügen des Verſtandes und Witzes, neue Auflage in 2 Bänden, 8. 1768. 2 Thl. — 1 Thlr.

Breithaupts (J. W. W.) heilige Reden über die gewöhnlichen Evangelia der Sonntage und vornehmſten Feſte des ganzen Jahrs, 3 Bände, gr. 8. 1779-1781. 4 Thl. — 2 Thlr. 12 Gr.

Calvörs (Hennig) hiſtoriſch-chronologiſche Nachricht und theoretiſche und practiſche Beſchreibung des Maſchinenweſens bey dem Bergbau, 2 Theile, mit vielen Kupfern. Fol. 1764. 5 Thlr. — 3 Thlr.

— hiſtoriſche Nachricht von dem Unter- und geſammten Oberharziſchen Bergwerken. Fol. 1765. 1 Thlr. 12 Gr — 1 Thlr.

Spaniſches Theater, aus dem Franz. überſetzt, 3 Bände, gr. 8. 1770-1771. 1 Thlr. 18 Gr. — 1 Thlr.

Fleiſchers (Fr. Gottl.) Sammlung einiger Menuetten und Polonoiſen, nebſt einigen andern Stücken für das Clavier, neue Auflage, gr. 4. 1769. 1 Thlr. 8 Gr. — 20 Gr.

Gaillards (des Herrn) Geſchichte Franz des Erſten, Königs in Frankreich, aus dem Franz. 4 Theile, gr. 8. 1767-1769. 4 Thlr. 8 Gr. — 2 Thlr. 12 Gr.

Gellerts (C. F.) Orakel, eine Operette, von F. G. Fleiſcher komponirt, gr. 4. 1771. 1 Thlr. 16 Gr. — 1 Thlr.

Ge-

Geſchichte des Fräuleins von Birkenſee und des Herrn Baron von Linz in Briefen, 2 Theile, 8. 1782. 1 Thlr. 12 Gr. — 1 Thlr.

Gräfens (J. F.) funfzig Pſalmen, geiſtliche Oden und Lieder zur Privat- und öffentlichen Andacht, in Melodien mit Instrumenten, gr. 4. 1760. 1 Thlr. 16 Gr. — 1 Thlr.

Knittel (Fr. Ant.) Vlphilae verſio gothica nonnullor. capitum epiſt. Pauli ad Rom. e litura codicis cujusdam mſpti. reſcripti Auguſta, quae Guelſerbuti floret, bibliothecae eruta, cum fig. med. 4. 1762. 3 Thlr. — 2 Thlr.

Leßings (G. E.) Berengarius Turonenſis: oder Anzeige eines ſehr wichtigen Manuſcripts von dieſem Scholaſtiker, welches in der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel befindlich, und bisher völlig unbekannt geblieben iſt, 4. 1770. 16 Gr. — 8 Gr.

Neuenhahns (C. L.) vermiſchte Bibliothek, oder Auszüge aus verſchiedenen zur Arzeneygelahrtheit, Chemie, Naturkunde, Oekonomie, zu Manufakturen und Künſten gehörigen akademiſchen Streitſchriften und andern Abhandlungen, 2 Theile, gr. 8. 1768. 1 Thlr. — 16 Gr.

No. 6.

Bey dem Buchhändler W. Vieweg, dem jüngern, in Berlin, iſt in vergangner Michaelismeſſe erſchienen.

Gerhard, Dr. C. A. Abhandlung über die Umwandlung und über den Uebergang einer Erd- und Steinart in die andere, 8. 9 Gr.

Lorenz, J. G. Predigt über die Nothwendigkeit die Sommerſchulen zu beſuchen, gr. 8. 2 Gr.

Deſſen Evangelien und Epiſteln, nebſt Anmerkungen, Erklärungen und Betrachtungen, 8.

In Commiſſion

Spinoza, oder Subiroth Sopim. 8. 8 Gr.

No. 7.

No. 7.

Der Buchhändler, Joh. Heinrich Cramer in Bremen, will von jezt bis Oſtern 1788 folgende Verlagsartikel gegen baare Bezahlung für die Hälfte des ſonſtigen Verkaufspreiſes erlaſſen:

Bibliotheca Bremenſis nova hiſt. philol. theol. Claſſ. I-V. in 15 Faſc. et Claſſ. VI. faſc. Imus 8. 760-66. ſonſt 4 Thlr. 4 Gr. jezt 2 Thl.

Columella 12 Bücher von der Landwirthſchaft, ins Deutſche überſezt von M. C. Curtius, 8. 769. 1 Thlr. 8. Gr. jezt 16 Gr.

Des General von Mannſteins Beytrag zur Geſchichte Rußlands vom Jahr 1727 bis 1744, nebſt einem Anhange über die damalige Beſchaffenheit des Krieges, des Seewesens, des Handels, der Akademie ꝛc. aus einer franzöſ. Handſchrift überſ. mit 10 Charten und Plans, gr. 8. 777. 2 Thlr. jezt 1 Thlr.

Marmontels Dichtkunſt, 3 Theile, aus dem franzöſ. überſ. gr. 8. 766—68. 1 Thlr. 20 Gr. jezt 1 Thlr.

Moldenhawers (Dr. J. H. D.) Anweiſung, wie die von den 4 Evangeliſten aufgeſezte Nachrichten nach der Zeitordnung aufeinander folgen, gr. 8. 780. 10 Gr. jezt 5 Gr.

Deſſen Prüfung des Fragments, vom Zweck Jeſu und ſeiner Jünger, gr. 8. 781. 20 Gr. jezt 10 Gr.

Oelrichs (D. Gerh.) Theſaurus Diſſertationum juridic. ſelect. in Academiis belg. hab. 2 Vol. in 6 Tom. div. 4to 768 — 71 Schreibpap. 7 Thlr. jezt 3 Thlr. 12 Gr.

Oelrichs (Dr. Ioh.) Belgii litterati Opuſcula hiſt. phil. theol. 2 Tomi 8. 774—76. 1 Thl. 12 Gr. jezt 18 Gr.

Ejusd. Daniae et Sueciae litteratae Opuſcula hiſt. phil. theol. 2 Tomi, 8. 774—76 1 Thl. 8 Gr. jezt 16 Gr.

Pratje (J. Heinr.) Predigten nach dem Vorbilde der heilſamen Lehre, 1ſter B. gr. 8. 776. 1 Thlr. jezt 12 Gr.

dat rigiſche Recht, mit einem Gloſſario von Dr. Gerh. Oelrichs, gr. 4to. 773. auf Schreibp. 2 Thlr. jezt 1 Thl.

Drey-

Dreymal drey Reden über die Uebereinſtimmung der Freymäurerey mit der Religion, 3 Sammlungen, 8. 779—81. Schreibpap. 18. Gr. jezt 9 Gr.

Sammlung alter und neuer Geſetzbücher der Reichsſtadt Bremen, herausgegeb. von Dr. Gerh. Oelrichs, gr. 4to, 771. auf Schreibpap. 5 Thlr. jezt 2 Thlr. 12 Gr.

Webers (Ge. Heinr.) Auszüge aus neuen Diſſertationen phyſikal. medicin. Inhalts, 2 Bände, m. K. 8. 775. 76. 1 Thlr. 8. jezt 16 Gr.

Die Bezahlung geſchiehet in Louisd'or à 5 Rthlr. und Dukaten à 2 Rthlr. 20 Gr. Die reſpect. Liebhaber können ſich mit ihren Beſtellungen entweder an den Verleger ſelbſt, oder an Herrn Cruſius, Buchhändler in Leipzig wenden.

No. 8.

Seit mehreren Jahren arbeitet Herr Schedel in Hamburg an einem Handlungswaarenwörterbuch, woran es bisher dem handelnden Publiko gefehlt hat.

Das Werk wird dadurch den möglichſten Grad der Vollkommenheit und allgemeinen Nützlichkeit erhalten, daß verſchiedene gelehrte und erfahrne Männer das Manuſkript, bevor es dem Druck übergeben wird, durchſehen.

Unterzeichnete werden den Verlag davon übernehmen, und es in zween Bänden in gr. 8vo und Lexiconformat auf Oſtern und Michaeli 1788 liefern.

Zu dieſem Vorhaben fodern wir das Publikum auf, da wir nicht zweifeln, daß ein ſo nützliches Werk die Unterſtützung erhalten wird, welche es wirklich verdient.

Der Waarenhändler, der groſze und auch der kleine Kaufmann, werden hierinn eine vollſtändige und genaue Beſchreibung aller rohen und verarbeiteten Waaren, Kunſterzeugniſſe und Handesartikel finden, eine richtige Erklärung ihrer Verhältniſſe in Gewicht, Maaß, Verkaufungsart, woher ſie zu beziehen ſind, wie ſie behandelt oder benutzt werden, welche Sorten den Vorzug verdienen, oder welche zu verwerfen ſind? u. ſ. w. Der Handelsſtand bekömmt dadurch ein Handbuch, das ihm in wichtigſten unter

ter den praktiſchen Fächern der Handlung, nemlich in der Waarenkenntniß, unentbehrlich iſt.

Was den Preis deſſelben anbetrift, ſo ſind wir vor der Hand nicht im Stande, ihn genau beſtimmen zu können; aber ſchwerlich wird das Ganze über einen halben Carolin zu ſtehen kommen. Wir werden keine Koſten und Mühe ſparen, um das Werk in einem ſo reinlichen und anſtändigen Gewande, und zugleich in ſo billigem Preiſe zu liefern, als wir den würdigen Theilnehmern an dieſer Arbeit und dem Publiko es ſchuldig zu ſeyn glauben. Allein, um dieſes möglich zu machen, iſt es auch nothwendig, einigermaßen die Auflage beſtimmen zu können, und deshalb ſchlagen wir den Weg der Subſcription ein.

Jeder Liebhaber, der uns ſeine Unterzeichnung vor Ablauf dieſes Jahres überſendet, hat ſich — ſo wie vorzüglich jeder Sammler — von unſerer Dankbarkeit beſondere Vortheile zu verſprechen, und ſein Name wird als Beförderer des Nützlichen und Guten, dem Werke vorgedruckt.

Offenbach, im Auguſt 1787.

Weiß und Brede.

In Leipzig kann man darauf ſubſcribiren bey dem Verleger dieſes Journals.

No. 9.

Hr. Villaume, dieſer durch mehrere pädagogiſche und philoſoph. Werke rühmlichſt bekante und allgemein beliebte Schriftſteller, hat ſich entſchloſſen, mit Anfang künftigen Jahrs ein Wochenblatt in franzöſ. Sprache, im Verlag des Buchhändlers J A. Werner zu Frankf. am Mayn, herauszugeben. Der Zweck deſſelben ſoll hauptſächlich ſeyn: jungen Leuten allerley für das Leben nützliche Kentniſſe in jeder Art beyzubringen; die Aufklärung des Verſtandes zu befördern; Geſchmack für Wiſſenſchaften zu verbreiten und tugendhafte Geſinnungen einzuflößen, nebenbey das Studium der franz. Sprache zu erleichtern. — Eltern und Erzieher mögen beurtheilen, welcher vielfache Nutzen für die Jugend von dieſer Wochenſchrift erwartet werden darf — auf den Beyfall und die Unterſtützung für die edle Bildung jener in Rückſicht genommenen Leſer beſorgten Männer hoft man ſicher rechnen zu können. Es erſcheint von dieſem Blatte alle Wochen 1 Bogen in gr. 8. auf Schreibpap. Der jährliche Preis iſt eine halbe Carolin, deren Hälfte pränumerando, oder beym Empfang des erſten Stücks bezahlt wird. Wer es wöchentlich verlangt, beliebe ſich bey den Poſtämtern ſeines Orts zu melden; quartaliter kann man es in den Buchhandlungen brochirt erhalten, wenn die Beſtellung nach Ablauf dieſes Jahrs geſchieht.

Ankündigung
eines vollſtändigen
italieniſch = teutſchen
und
teutſch = italieniſchen Wörterbuchs
vom
Herrn Rath und Bibliothekar Jagemann
in Weimar.

Ein ganz zuverläßiges, und vollſtändiges Wörterbuch in eigener Mutterſprache zu verfertigen, iſt ein überaus ſchweres und wichtiges Unternehmen: aber noch weit ſchwerer iſt es, in zwei verſchiedenen Sprachen ein ſolches Werk zu Stande zu bringen. Der Verfaſſer muß eine ſo vollkommene Kenntniß beider Sprachen beſitzen, daß man ſich in einer ſo wohl als in der andern auf ſeine Worterklärungen gänzlich verlaſſen kann. Ob jemand durchs Bücherleſen oder durch einen Aufenthalt weniger Monate dermaßen mit fremden Nationen naturaliſirt werden könne, daß er den Sinn ihrer Denk= und Redensarten ganz erſchöpfe und ſich eigen mache, das überlaſſe ich einem jeden zu beurtheilen. Mich brachte dieſer Gedanke auf den Zweifel, ob wir wirklich ein italieniſch = teutſches und teutſch = italieniſches Wörterbuch beſäßen, auf deſſen Vollſtändigkeit und Zuverläſſigkeit wir uns verlaſſen könnten. Eine Frage, die ich an Herrn Rath und Bibliothekar Jagemann that, und die Antwort deſſelben beſtätigte mich in meinem Zweifel, und bewog mich, dieſen Mann, der gegen 16 Jahr in Toſkana zugebracht, und ſowohl daſelbſt, als auch in Teutſchland viele überzeugende Beweiſe von ſeiner Stärke in der Toſkaniſchen Sprache an den Tag gelegt hat, zu erſuchen, daß er das ſchwere Werk, ein ſolches Wörterbuch zu ſchreiben, auf ſich nähme. Sein patriotiſcher Eifer, die italieniſche Litteratur immer weiter in Teutſchland auszubreiten, war es, was ihn bewog, in mein Verlangen einzuwilligen, ſo mühſam und verdrießlich auch dieſe Arbeit an ſich iſt. Aus dem, was bereits davon fertig liegt, bin ich im Stande jedermann zu überzeugen, daß wenn man es gegen die bereits herausgekommenen Wörterbücher dieſer Art hält, faſt keine Seite iſt, wo nicht entweder die Anzahl der Wörter vermehrt, oder weſentlichnothwendige Veränderungen in der Erklärung der Wörter, Redensarten, und Sprichwörter vorgenommen worden ſind. Damit das Werk nicht unnütz aufſchwelle, ſo ſind die durch die Grammatik bekannten, und leichten Veränderungen und Ableitungen der Stammwörter, wofern ſie keine beſondern Bedeutungen haben, und von den gemeinen Regeln nicht abweichen, ausgelaſſen worden; wodurch zu mehrern Sprichwörtern und Redensarten Plaz gewonnen wird.

Ich verlange weder Pränumeration noch Subſkription, ſondern die Urſache, warum ich dieſes Werk, für deſſen Güte der Name des berühmten Verfaſſers bürgt, ankündige, iſt: weil ich veranlaßt worden bin, eine kleine Anzahl auf Schreibpapier zu drucken, und dieſe Zahl vermehrt wiſſen mögte; wer alſo binnen jezt und längſtens Leipziger Oſtermeſſe 1788 Beſtellung macht, erhält ein Exemplar auf gut weiß Schreibpapier für eben den Preis, was nachmals ein Exemplar auf Druckpapier koſtet. Bei einem Werk, das ſo oft in die Hände genommen und worin viel geblättert wird, iſt dies kein geringer Vortheil, den man bloß durch zeitige Beſtellung erlangen kann.

Liebhaber, oder Beſitzer koſtbarer Bibliotheken, die das Werk auf gut weiß Schweizer-Schreibpapier mit breitem Rand ſo zu haben wünſchen, wie es bereits für einige fürſtliche Bibliotheken beſtellt worden, bezahlen für beide Theile einen halben Louisd'or mehr, als der gewöhnliche Preis iſt, müſſen aber ſo gütig ſeyn und ihre Beſtellung bald machen. Auf beide Sorten Schreibpapier wird kein Exemplar mehr gedruckt, als binnen der Zeit beſtellt werden.

Preis und Bogenzahl kann ich noch nicht genau beſtimmen, ſchäze aber den erſten italieniſch-teutſchen Theil circa drei Alphabeth in groß Oktav, in geſpaltenen Kolonnen, aus kleiner jedoch leſerlicher neuer Schrift. Ich verſichere aber auf Ehre: daß ich den Preis ſo gering als möglich machen werde.

Der Druck ſoll äußerſt korrekt werden, weshalb ich dem Hrn. Rath Jagemann jeden Bogen zur nochmaligen Durchſicht nach Weimar ſchicke. Aus dieſer Urſache kann ich den an ſich ſehr mühſamen Druck nicht beſchleunigen. Die Zeit der Ablieferung werde ich in Zeitungen und Journalen bekannt machen, und, weil das Werk nicht getrennt wird, beide Theile zugleich liefern. Ohne baare Zahlung wird ſodann aber auch kein beſtelltes Schreibpapier-Exemplar verabfolgt.

Diejenigen Privat-Freunde, die zu zehn Exemplaren Liebhaber ſammlen, erhalten, nebſt meinem Dank, das 11te Exemplar für Ihre Bemühung. Auf 15 aber ein Exemplar auf Schweizer-Papier, und auf weniger, verhältnißmäßigen Rabat. — Buchhandlungen bewillige ich den gewöhnlichen Rabat, den ſie von ſolchen Artikeln mit Recht fodern können, und den ich hier nahmhaft zu machen nicht nöthig finde.

Redakteurs von gelehrten Zeitungen erſuche ich hiermit und um nicht erſt beſonders zu ſchreiben, um baldige Bekanntmachung dieſes Avertiſſements. Ich erſtatte entweder die Koſten oder bin auf eine andre befriedigende Art erkenntlich, wenn man mir das Stück, worin es abgedruckt iſt, franco Leipzig zuſchickt.

Während den Meſſen wohne ich in Leipzig in der Nikolaiſtraße in Schirmers Hauſe, woſelbſt alsdenn auch meine übrigen Verlags-Artikel zu haben ſind. Weißenfels in Sachſen, im Oktober 1787.

Friedrich Severin.

Neue Litteratur und Völkerkunde,

1ter Jahrgang 2ter Band.

No. XII.

December, 1787.

Deſſau und Leipzig, bey G. J. Göſchen.

Bey Siegfried Lebrecht Cruſius in Leizig ſind vorige Michaelmeſſe folgende neue Bücher herausgekommen:

Baſedows, Joh. Bernh., neues Werkzeug zum Leſenlehren. der für die Lernenden beſtimmte Theil, in welchem zugleich geſorgt iſt für den Anfang der Sachkenntniß der Sittenlehre, der Gotteskenntniß und der Sprachrichtigkeit. Neue Aufl. 8. 4 Gr.

der für die Eltern und Lehrer beſtimmte Theil. 8. 2 Gr.

Beſchreibung, kurze, einer Harzreiſe des deſſauiſchen Erziehungsinſtituts. 8. 3 Gr.

Bayers, Joh. Rud. Gottl., Handbuch für Kinder und Kinderlehrer über den Katechismus Lutheri. Zweite viel wohlfeilere Ausgabe, 2ter Band, der den 4. 5. 6. Theil der gröſſern Edition enthält. 8. 18 Gr.

Bußens, Friedr. Gottl., gemeinverſtändliches Rechenbuch für Schulen, 2te Hälfte. 8. 10 Gr.

— Anleitung zum Gebrauche deſſelben. 8. 4 Gr

Campers, Peter, ſämmtliche kleinere Schriften, die Arzney- Wundarzneykunſt und Naturgeſchichte betreffend, aus dem Holländ. überſetzt, mit neuen Zuſätzen des Verfaſſers bereichert und mit Anmerk. herausgegeben von J. F. M. Herbell. 2r Band 2s u. 3r Band 1s Stück. gr. 8 1 Thl. 8 Gr.

Chryſels, Chr., Nachrichten von denen gegenwärtigen Koten und Salzpfannen in England. 8. 2 Gr.

Gmelins, Joh. Fr., Anhang zu ſeiner Abhandlung von der Wurmtrockniß, beſtehend in Actenſtücken, die Trockniß am Harze betreffend und Auszügen aus denſelbigen gr. 8. 1 Thlr. 4 Gr.

Guiberts, Verfaſſer der élémens de la tactique générale, Denkſchrift auf König Friedrich den Großen, auf Befehl der Akademie der Wiſſenſchaften in Paris herausgegeben, aus dem Franz. gr. 8. 12 Gr.

Heilwerth, Emanuel, eine Geſchichte aus dem deutſchen Vaterlande, 1ter Theil. 8. 16 Gr.

Lehrbücher für die Jugend in Nordkarolina, entworfen von einer Geſellſchaft helmſtädtiſcher Profeſſoren. Erſte Lieferung: Katechismus und Fragebuch. 8. 17 Gr.

der Katechismus einzeln 5 Gr.

das Fragebuch 12 Gr.

Millers, Franz, reine Tactick der Infanterie, Cavallerie und Artillerie, mit Kupf. 1r Band. gr. 8. 3 Thlr. 4 Gr.

eben daſſelbe Buch in franzöſiſcher Sprache überſetzt vom Herrn Prof. Delaveaux. gr. 8. 3 Thlr. 4 gr.

Monatsſchrift, philoſophiſche und litterariſche, für Menſchen in allen Ständen und Verhältniſſen zur Bildung des Verſtandes und Herzens, herausgegeben von J. F. Knüppeln und L. C. Renke, 2r Band 4s Stück, 8. geheftet. 6 Gr.

Oſtfriesland, das gelehrte, 1r und 2r Band, gr. 8. 2 Thlr. 8 Gr.

Pennants, Tho., Thiergeſchichte der nördlichen Polarländer, a. d. engliſchen mit Anmerkungen und Zuſätzen von E. A. W. Zimmermann 2 Theile mit den engl. Originalkupfern gr. 4. 9 Thlr.

Relſigs, Johann, Predigten über die Evangeliſten, 1r Band 4s Heft, gr. 8. 5 Gr.

Rothens, Johann Erdm., neueſte Sammlung kurzer und auserleſner Predigten über alle Sonn- und Feſttägliche Evangelien des ganzen Jahrs beſonders zum Gebrauch des gemeinen Mannes 4. 1 Thlr. 12 Gr.

Salzmanns, C. G., Unterhaltungen für Kinder und Kinderfreunde, 8s und leztes Bändchen, 8. 8 Gr.

— Beyträge zur Verbeſſerung des öffentlichen Gottesdienſtes der Chriſten, 2r Band 1s St. 8. 12 Gr.

— Reiſen der ſalzmanniſchen Zöglinge 5r Band, 8. 16 Gr.

— Anhang zu den ſalzmanniſchen Gottesverehrungen in 4 Vorleſungen der Jugend zu Schnepfenthal gehalten. 8. 3 Gr.

— über die heimlichen Sünden der Jugend. Neue Auflage, 8. 16 Gr.

Salzmanns, Chr. Gotth., Anhang zum 5ten Theile Carls von Carlsberg, welcher eine Apologie deſſelben enthält 8. 6 gr

Setau, S. L., franzöſiſche Sprachlehre für die Deutſchen. 8. 22 Gr.

Skeete, Thomas, Erfahrungen und Beobachtungen über die röhrichte und rothe peruvianiſche Rinde, aus dem Engliſchen, 8. 16 Gr.

Trakimor oder das goldene Land, 1r Band 8. 1 Thlr. 16 Gr.

Trotters, Thomas, Bemerkungen über den Scorbut, aus dem Engl. von Chr. Fr. Michaelis, 8. 6 Gr.

Velthuſens, J. C., erſter Catechiſmus mit den fünf Hauptſtücken, 8. 1 Gr.

— zweyter Catechismus, mit Fragen und mit den Hauptſtücken nebſt Luthers Erklärung, 8. 2 Gr.

— Spruchregiſter über den Catechismus, 8. 1 Gr.

Warnefried oder über die Verbeſſerung alter Schulanſtalten, ein Gutachten an die Schulpatronen zu * * 8. 14 Gr.

Zeitung, deutſche, für die Jugend, herausgegeben vom Heern Rath Becker in Gotha, auf das Jahr 1787. 3s Quartal. 8. 12 Gr.

Annales litterarii cura H. Ph. C. Hencke & P. I. Bruns 1787. Aprilis — September, 8. Helmſtadii. 2 Thlr.

Livre pour apprendre á lire & á penſer, ouvrage conſacré á la jeuneſſe par C. H. Wolcke, gr. 8. 1 Thlr.

Neue Litteratur und Völkerkunde.

1. Jahrgang. 2. Band.

No. XII. December. 1787.

Inhalt.

I. An die Stadt Amſterdam. Von Hrn. Gleim. S. 547

II. Die Schlacht bey Torgau, am 3ten Nov. 1760. Von einem preußiſchen General. 548

III. Prophezeyhungen für das Jahr 1784. Von Schink 569

IV. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Ferdinand Alwarez de Toledo, Herzogs von Alba 576

V. Der gehörnte Bachus, von B. 595

VI. An Haſchka 599

VII. An die Liebe, von Hrn. C. F. Pockels 600

VIII. Der Spaz aus Gallien. Eine Fabel von ebendemſelben 601

XI. Litterariſche Nachrichten von dem berühmten Roger Bacon 602

X. Florio und Lucilie; oder die tugendhafte Entführung. Eine Erzählung, von Hrn. C. F. Kramer 610

XI. Berichtigung eines nicht unbedeutenden Druckfehlers 620

Neue
Litteratur und Völkerkunde.

XII.
December. 1787.

I.

An die Stadt Amſterdam.

Iſts Scipio, der dich bezwungen hat,
Dich unbezwungne, ſtolze Stadt!
Die Cäſarn trotzte mit dem Gelde,
Das auf dem Weltmeer und der Schelde
Du holteſt, her in dich aus Winkeln aller Welt,
Iſts der Zerſtörer? iſts der alte Römer Held?
Carthago's Schrecken? Nein! Carl iſts! In deinen Thoren,
Wie auſſer ihnen Menſchenfreünd!
Durch Ihn, als deinen Feind,
Haſt Stolze, Stolze du gewonnen, nicht verlohren,
In dir iſt nicht ein Aug' ihn ſehend, welches weint!
Er iſt Erhalter! nicht Zerſtörer,
Wie Scipio und Titus!*) ſtolze Stadt,

Dem

*) Scipio zerſtörte Carthago, Titus Jeruſalem.

Dem beſſern Titus danks, der dich geſondet hat,
Und, darf ich rathen, nimm den großen Mann zum Lehrer!
Er lehre, lehre dich: Nicht ſtolz zu ſeyn aufs Geld,
Nicht zu verlaſſen dich auf deine Menſchenhaufen,
Und, Menſchenſeelen zu verkaufen,
Sei Sünde, lehr er dich, und ſchaf es ab, und werde,
Durch dieſen Heldendienſt der Erde,
Noch erſt der größte Held!

October, 1787.

Gleim.

II.

Die Schlacht bey Torgau, am 3ten Nov. 1760. *)

Einer meiner Freunde, ein Gelehrter, deſſen Name ſehr rühmlich auf dem deutſchen Parnaß bekannt iſt, hat mir gegenwärtigen Beytrag nebſt der folgenden Einleitung zugeſchickt.

*) Gegenwärtiger Aufſatz iſt ein Stück aus einer höchſt merkwürdigen und intereſſanten Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs, wovon das franzöſiſche Original nächſtens unter dem Titel: Campagnes de Fréderic II. Roi de Pruſſe 1756 bis 1762 im Druck erſcheinen wird, und einen ſchon im Kriegsſache als Schriftſteller rühmlich bekannten preuſſiſchen General, der dieſe Feldzüge ſelbſt mitmachte, zum Verfaſſer hat. Der Reichthum an bisher unbekannten Anecdoten, und die Unpartheilichkeit und Freymüthigkeit, die

ſchickt. Da ich eben dieſe Kriegsgeſchichte bearbeite, obgleich nicht tactiſch, nicht critiſch, ſondern auf eine eigene Art, für unmilitäriſche Leſer, ſo kann das hier angezeigte Werk mit dem meinigen nicht wohl in Colliſion kommen, und geſchähe es auch, ſo würde dennoch die vervielfältigte Erörterung dieſer großen Weltbegebenheit, die ſieben Jahre lang die vornehmſten Völker der Erde beſchäftigte, bey mir jeder andern Betrachtung nachſtehn. Ich liefere daher dieſes Fragment ohne Verzug. So ſehr es auch zu Bemerkungen Anlaß giebt, ſo habe mich doch enthalten, dergleichen zu machen, ein paar Stellen ausgenommen, wo der Text mir gleichſam die Feder in die Hand drängte, und wo ich als Co-Hiſtoricus unmöglich ſchweigen konnte. Wahrſcheinlich dürfte das Werk ſelbſt, nach der Erſcheinung die militäriſchen Kunſtrichter nicht wenig beſchäftigen, da hier ein preußiſcher General (wie es heißt) auftritt, der preußiſche Thaten erzählt, mit ſonderbaren auffallenden Behauptungen nicht ſparſam iſt, und der nach dieſem Bruchſtück zu urtheilen, ſich nicht ſelten mit den bis jetzt bekannten Geſchichtſchreibern der gedachten Epoke im Widerſpruch befindet.

v. A.

die durchaus in dieſer Geſchichte herrſchen, machen die öffentliche Bekanntmachung derſelben, die eben deshalb bis nach des Königs und ſelbſt des Verfaſſers Tod verſchoben werden mußte, zu einer höchſt merkwürdigen Erſcheinung, und geben ihr zugleich die Autorität einer Art Kontrole zu derjenigen Geſchichte, die wir aus dem Nachlaß des ſeligen Königs ſelbſt zu erwarten haben.

Mit dem Einmarſch des Königs in die Niederlauſitz, verſchwanden alle feindliche Truppen. Die rußiſche Hauptarmee, welche bey Frankfurt ſtand, zog ſich nach Polen; und dies wars gerade, was man gewünſcht hatte. Soltikow übergab das Commando an Butturlin: man machte ihm den gerechten Vorwurf, daß er die Gegenden, wo er geſtanden, zu hart mitgenommen habe. Da König Friederich von Schweidnitz abgieng, nahm er ſeinen Zug über Hainau, Prinkenau, gieng über den Bober, über Protau, Guben, Luben, wo er die Nachricht erhielt, daß die Ruſſen ſich zurückgezogen haben, und daß Berlin vom Feinde geräumt ſey. Dies bewog ihn, ſich links zu ziehn, um der Elbe näher zu kommen, und ſich neuerdings zum Meiſter über Sachſen zu machen, das ihm unentbehrlich war. Hülſen, und der mit ihm vereinigte Prinz Friederich von Würtemberg, hatten ſich nach Brandenburg zurückgezogen; von da marſchirten ſie gegen Belſey, um bey Magdeburg über die Elbe zu gehn, wodurch der Herzog von Würtemberg, der ſich aus Mißvergnügen von der Reichsarmee getrennt hatte, gezwungen ward, die Staaten des Königs zu verlaſſen. Wittenberg wurde ſchnell geräumt; und die nämliche Armee, welche dieſe Stadt in Brand geſteckt hatte, um ſie auf einige wenige Tage in Beſitz zu bekommen, zog ſich eiligſt bis hinter Leipzig, welches bey Annäherung einiger preußiſchen Truppen ebenfalls Preis gegeben wurde, und zwar mit Verluſt der Feinde, die man während ihres Rückzuges angriff. Nun rückte die Reichsarmee in Franken ein; und der König, welcher bey allen ſeinen Bewegungen nicht den mindeſten Verluſt erlitten hatte, fand, durch ein unbegreiflich günſtiges

ſtiges Glück, nun weiter Niemanden im Wege, als den General Daun. Er hatte ſogar auf ſeinen ſtets angeſtrengten Märſchen, in mehrern Scharmützeln, über 1000 Gefangene gemacht. Daun, dem natürlicher Weiſe dieſe Wendung der Sachen ſehr unangenehm war, gieng bey Torgau über die Elbe, und bezog jenes berühmte Lager, wo er ein Jahr vorher den Prinzen Heinrich anzugreiffen nicht gewagt hatte, in der Vermuthung, daß der König eben ſo vorſichtig ſeyn würde, wie er ſelbſt, und dieſer Plaz ihm alſo hinlängliche Sicherheit gewähre. Da ich nicht als bloßer Zeitungsſchrei, ber von dieſem Kriege reden will, ſo muß ich etwas weiter ausholen, um mit wenig Zeilen darzuthun, mit welcher Ueberlegenheit des Geiſtes und mit welcher Einſicht der König alle ſeine Bewegungen leitete, welche ſeit dem Anfange des Feldzuges alle unverbeſſerlich waren, bis auf den einzigen Marſch ins Gebirge, da er nach Landshut gehn wolte. Er hob im Angeſichte Dauns ſein Lager auf; defilirte vor deſſen linken Flügel vorbey; warf 8 Bataillons in jene ſchleſiſchen Feſtungen, deren Garniſonen ihm unzureichend ſchienen, zog das kleine Corps des Goltz an ſich, das unter den Canonen von Glogau geſtanden hatte; lenkte ſeinen Marſch, als ob er über die bey Frankfurt an der Oder ſtehenden Ruſſen herfallen wolte; dieſe ziehn ſich bey ſeiner Naheung nach Polen zurück; und Laſcy ſtoßt bey Torgau zu Daun. Sobald Friederich jener Gäſte los iſt, ſchwenkt er ſich links, um der Elbe nahe zu kommen, die ihm unumgänglich nöthig war. Die Corps des General Hülſen und des Prinzen Friederich von Würtemberg konnten zu Wittenberg, das die Reichsarmee verlaſſen hatte, über die Elbe gehn; aber nein:

der König läßt ſie bis gegen Magdeburg rücken, um den Herzog von Würtemberg ſo weit zurück zu treiben, daß ihm die Luſt vergehn ſolte, ſobald wieder zurück zu kommen. Hülſen dringt bis Deſſau vor; indeſſen macht ſich die Reichsarmee gänzlich davon, um nicht durch jene Corps abgeſchnitten zu werden. Jetzt gieng der König mit ſeinem Heer bey Roslau und Bleſſere, über die Elbe, wo ſich alles vereinigte. Sobald Friederich den Abmarſch der Ruſſen erfahren hatte, ſchickte er Goltz nach Schleſien, den aber Laudon nicht erwartete. Alles dies wurde glücklich entworfen, glücklich und ohne Verluſt ausgeführt. Daun wolte ſich zwar dem Uebergang des Königs über die Elbe widerſetzen, und war in dieſer Abſicht ſchon bis Eulenburg vorgerückt, weil er aber dabey mit ſeiner gewöhnlichen Langſamkeit zu Werke gieng, ſo kam er immer zu ſpät. Er fand die preuſſiſche Armee ſchon links bey Sleutna verſammelt, und zog ſich in das berühmte Lager bey Torgau zurück, wo ihn der König am 3ten November angriff, wie ich hier ausführlicher erzählen will.

Man hat behauptet, der König hätte dieſen Angrif nicht thun ſollen; ich will alſo einige Bemerkungen darüber machen, die jeder nach ſeinem Belieben beurtheilen mag. Nachdem der alte Ziethen von ſeinem Zug gegen die Reichsarmee zurückgekommen war, von welcher Daun alle öſterreichiſche Truppen, bis auf das Corps des Luzinſky, an ſich gezogen hatte, beſchloß der König, ihn anzugreifen. Kaum hat man je ſo widerſprechende Berichte geſehn, als beyde Theile über dieſes Treffen bekannt machten; da ich nun

alle

alle Umſtände von demſelben genau weis, ſo will ich ſie hier mit dem ſtrengſten Wahrheitsſinn erzählen. Das öſterreichiſche Heer war in der Form eines halben Mondes geſtellt, deſſen beyde Enden beynahe die Elbe berührten. Der linke Flügel war wegen des unwegſamen Terreins vor dem Angrif geſichert; die Anhöhen des Dorfes Siptitz waren auf Dauns Seite, lagen beynahe am Mittelpunkt ſeines Heeres, und waren von ihm mit zahlreicher Artillerie beſetzt. Die ganze Fronte von Siptitz bis zum rechten Flügel war von einem Walde gedeckt, der einen Kreis um dieſen Flügel ſchloß, und an einigen Stellen auf 1000 Schritte von der Fronte des Feindes entfernt war, an andern um etwas weniger. Daun hatte alſo ſeine Linie nach der Stellung des Waldes eingerichtet, und einige kleine Schanzen aufgeworfen, um ſeine Artillerie darauf zu ſtellen. In dieſer vortheilhaften Stellung beſchloß ihn der König anzugreifen. Ziethen hatte 35 Bataillons, und der König 30. Der erſtere wandte ſich rechts, um den linken Flügel der Feinde am äuſſerſten Ende anzugreifen. Friederich marſchirte links, um das nämliche gegen ihren rechten zu thun. Der Mittelraum blieb ganz leer, und beyde Corps hatten keine Communication miteinander, als mittels eines großen Umweges von hinten herum. Die Abſicht des Königs war, beyde feindliche Flügel über den Haufen und auf ihren Mittelpunct zurück zu werfen, wo dann unvermeidlich die größte Verwirrung hätte entſtehen müſſen. Hätte man in einer vortheilhaftern Gegend zu fechten gehabt, und wäre die Stellung des Feindes nicht ſo gar feſt geweſen: ſo hätte man keinen ausgeſuchtern Plan entwerfen können. Ueberdas iſts gewis, daß die Oeſterreicher

den Preuſſen ſehr an der Menge überlegen waren; denn dieſe letztern hatten kaum 40,000 Mann; und ihre beßte Infanterie beſtand noch obendrein aus feindlichen Gefangenen und Deſerteurs, die man theils gutwillig, theils mit Gewalt zum Dienſt gebracht hatte. *) Hätte dem König ſein Vorhaben gelungen, wie er es hoſte, ſo würde dem ungeach-

*) Die beßte Infanterie des Königs, und zwar an dieſem denkwürdigen Tage, wo er den Kern ſeiner Truppen bey ſich hatte, aus Gefangenen und Deſerteurs beſtehend? Dieſe Behauptung iſt ſo auſſerordentlich, daß ich meinen Sinnen kaum trauen wolte, als ich es las. In dem Tagebuche eines Croatenofficiers, der ſeine Feinde halt nach ſeiner Art beurtheilt, war ſo etwas wohl zu *erwarten*, aber daß einem preußiſchen General ſein Gedächtniß bis zu dem Grad untreu ſeyn konnte, dieſes überſteigt mein Begreifungsvermögen. Und wo waren denn die Veteranen der Berliner, der Potsdammer und Magdeburger Garniſon? Regimenter, die beſtändig das erſte Treffen der Armee des Königs formirten, und deren Soldaten bey weitem der größere Theil aus Landskindern beſtanden? Es iſt wahr, daß um die bey Maxen und Landshut gefangenen Regimenter wieder herzuſtellen, eine Menge Gefangene und Ueberläufer in denſelben incorporirt wurden, allein das preußiſche Heer, das bey Torgau ſtritt und ſiegte, war ganz anders beſchaffen. Der Abgang wurde faſt ganz aus den militäriſchen Cantons durch junge Landleute erſetzt, die alle Winter in groſsen Schaaren bereits mondirt und etwas exercirt, den Regimentern zugeführt wurden. Das Regiment von Forcade, bey dem ich ſtand, erhielt deren jedes Jahr 500, 600, auch mehr. Am Tage der Schlacht bey Torgau, wobey ich mich auch befand, zählte

geachtet die öſterreichiſche Armee in die Elbe geſprengt, und gänzlich zu Grunde gerichtet worden ſeyn; aber, wie geſagt, ihre Stellung war ſo feſt, daß ſie nicht konnte geſchlagen werden, wofern ſie nicht die gröbſten Fehler machte, welches denn auch richtig geſchah, und verurſachte, daß der König das Schlachtfeld behauptete.

Beyde Corps der preußiſchen Armee ſolten zu gleicher Zeit angreiffen. Ziethen fand auf ſeinem Weg einen Verhau, der mit ungariſcher Infanterie beſetzt war, und fieng eine heftige Canonade dagegen an, um ſie daraus zu vertreiben. Daun hatte ſeinen rechten Flügel ſo weit vorrücken laſſen, daß er beynahe an Siptitz ſtieß, welches zuvor

zählte das Regiment daher kaum 200 Ausländer, und ſo ungefehr ſah es auch bey den übrigen Regimentern des erſten Treffens aus, die beßte Infanterie des Königs, nicht allein in dieſer Schlacht, ſondern überhaupt. Wie ſchlecht ſteht es um alle hiſtoriſche Glaubwürdigkeit, wenn ein General, ein Augenzeuge, eine ſo weſentlich ganz notoriſche Sache, die keinem Corporal unbekannt ſeyn kann, falſch erzählt? In welchem Grade verächtlich wäre die preußiſche Armee geweſen, wenn ihre beßte Infanterie aus ſolchen zuſammengerafften Geſindel beſtanden hätte? Ihre ſchlechteſte hätte daher natürlich noch unter dem Rang der Zigeuner geſtellt werden müſſen. Schwerlich dürfte ein gröſſer Wunder in der Geſchichte aufgezeichnet ſeyn, als wenn eine ſo beſchaffene Armee noch zwey glorreiche Feldzüge, und zwar gegen ſehr kriegeriſche Truppen, und ſehr erfahrne Feldherren hätte thun können.

v. A.

ſein Centrum geweſen war, weil er glaubte, daß er blos auf ſeinem linken Flügel würde angegriffen werden. Da er aber von den Anhöhen den König jenſeits des Waldes anrücken ſah, nahm er ſeine vorige Stellung wieder an, wozu er ſich ſeines Reſervecorps bediente, welches ſich nebſt einigen anderen Brigaden rechts zog, indem es durch Gegenmärſche und einen Halbcirkel rückwärts marſchirte. Sobald der König das ſtarke Feuer hörte, welches ſich auf Ziethens Seite angefangen hatte, glaubte er, dieſer General wäre mit dem Feind ſchon im Schlagen begriffen, und rückte mit verſtärkten Schritten vor; denn, wie ich ſchon bemerkt habe, er hatte keine Communication mit demſelben, auſſer durch einen großen Umweg. Friederich formirte eilig ſeine Avantgarde, die aus zehn Bataillons Grenadiers *beſtand*, und ſtellte ſie in den Wald. Die in zwey Colonnen nachfolgenden Corps ſolten eben das thun, *ſo wie ſie an* die bezeichnete Stelle kamen. Indeſſen *konnten ſich dieſe durch* die gehörige Schwenkung rechts nicht formiren, weil man ſich nicht weit genung links gezogen hatte. Man mußte alſo einen Gegenmarſch machen, damit ſich die Regimenter in ihrer natürlichen Richtung in Schlachtordnung ſtellen konnten, womit die Generale ſo lange zögerten, bis ſie ſich unter dem feindlichen Feuer befanden. Alles dieſes nahm viele Zeit weg, und verſetzte den König in ſehr üble Laune. Während dem Anrücken hatte man dem König die Nachricht gebracht, daß das Regiment St. Ignon in einer Ecke des Waldes im Hinterhalt liege, und ihm in die linke Flanke fallen würde, ſobald er das Gefecht anfienge. Er umzingelte den Wald mit den Grenadiers, und ließ das Ziethenſche

Huſaren=

Huſarenregiment hineinbrechen, welches die Dragoner wie Hirſche auf einen Platz zuſammenjagte, und ſie gänzlich aufrieb. Endlich rückte Friederich an der Spitze ſeiner Grenadiers aus dem Walde hervor; dieſe wurden aber durch das feindliche Feuer ſo plötzlich dahingeſtreckt, daß die meiſten nicht einmal Zeit hatten, ihre Flinten loszuſchießen. Der König war mit dem General Syburg zu Pferde, und ſah dieſe Niederlage ohne Beſtürtzung an; er befahl jetzt, die ſchwere Artillerie aufzuführen, aber die dazu beſtimmten Pferde wurden niedergeſchoſſen, ehe ſie noch angeſpannt waren; worüber der König ausrief: welche ſchreckliche Canonade! Haben Sie jemals eine ähnliche gehört? Er blieb immer vor der feindlichen Fronte zu Pferde, und bekam endlich eine ziemlich ſtarke Contuſion. Darauf ließ er ſeine erſte Linie anrücken, welche mit einigem Vortheil focht, und eine kleine Unordnung unter dem Feinde anrichtete. Sie ward aber ebenfalls zurückgetrieben. Ein Theil der öſterreichiſchen Cavallerie hatte ſogar einige von den am beßten fechtenden Bataillons zu Gefangnen gemacht, und den Feinden einige Canonen abgenommen, die ſich auf dem einmal gewonnenen Platz erhielten, indeſſen daß ſich die übrigen in den Wald zurückzogen, ja gar bis auf die Stelle wichen, die ſie bey Einſchlieſſung deſſelben beſetzt hatten. Der Prinz von Hollſtein, welcher unſere Cavallerie commandirte, zog ſich links durch den Wald, um den Feind in die rechte Flanke zu kommen; er zog ſich aber zu weit links, und verirrte ſich. Das Cüraßierregiment Span ſah rechts eine Oefnung, und ſtatt dem Prinzen von Hollſtein zu folgen, zog es ſich gegen die Oefnung, und formirte ſich. Der

König

König wolte, Dalwig ſolte vorrücken, ſobald nur eine einzige Schwadron aufmarſchirt wäre; dieſer erſuchte aber Se. Majeſtät, ſo lange zu warten, bis ſich das ganze Regiment im Walde in Schlachtordnung geſtellt hätte, denn obſchon der Wald hier ziemlich licht war, ſo verbarg er die Truppen doch vor dem Feinde. Nachdem dieſes geſchehen, rückte er mit voller Fronte aus dem Walde heraus, und ſtieß gerade auf die rechte Flanke des öſterreichiſchen Cüraßierregiments Anſpach, welches auf unſere Infanterie losgieng, die auf dieſe Art Art davon befreyt, das feindliche Regiment aber übel mitgenommen wurde. Dieſes letztere ward aber von andrer Cavallerie unterſtützt, ſo, daß nun auch Dalwig großen Verluſt würde gelitten haben, wenn nicht das Cüraßierregiment Prinz Friederich von Schwedt, welches jenem nachgerückt war, ſich eilig formirt, es von dem Andringen des Feindes losgemacht und in den Wald zurückgeführt hätte. *Der Prinz von* Hollſtein fand in der Folge auch Gelegenheit, ſich in Fronte zu ſtellen, aber er war zu weit links. Er griff die Cavallerie vom rechten Flügel des Daun an, wurde aber durch dieſelbe und durch Cartetſchenfeuer zurückgeſchlagen; überdas war ihm ein mit vielen Waſſergräben durchſchnittener Weg aufgeſtoßen, wo viele ſeiner Reiter hineinfielen und ertranken.

Indeſſen fieng es an Nacht zu werden. Der König gieng in eine Kirche, um ſich dort verbinden zu laſſen, weil ihm ſeine Contuſion viele Schmerzen machte. Einige Infanterieregimenter von der zweyten Linie rückten aus dem Walde hervor, gaben Feuer, und die Oeſtetreicher antworteten ihnen.

ihnen. Nun glaubten ſie, geſchlagen zu ſeyn, zogen ſich einige hundert Schritte zurück, und das Feuer hörte auf. Der General Bülow, der mit dem Dragonerreginent Bareuth in der Dunkelheit ſeinen Poſten ſuchen wolte, verirrte ſich, und ſtieß auf öſterreichiſche Infanterie, ohne ſie zu kennen. Dieſe war nicht auf ihrer Huth. Bülow erkannte ſie endlich an der weißen Uniform, fiel über ſie her, nöthigte fünf Bataillons das Gewehr niederzulegen, befahl den Capitäns derſelben, bey ihren Leuten zu bleiben, für die ſie ihm haften mußten, und trug ihnen auf, gutes Feuer anzumachen, um ſich zu wärmen. Er verließ ſie, um der Cavallerie entgegen zu gehn, von der man ihm geſagt hatte, daß ſie gegen ihn anrücke. Da er aber nichts von derſelben vorfand, nahm er ſeinen Poſten in der Linie wieder ein. Die gefangenen Bataillons waren von den Regimentern Kaiſer, Neuperg und Puabla. Sie bewegten ſich nicht von der Stelle, obwohl ſie niemand bewachte. Bülow erzählte dem König, was er ausgerichtet hatte, aber mit dem Beyſatz, er wiſſe nicht, ob die Gefangenen noch da würden ſeyn, welche er jedoch glücklich noch auf der Stelle fand, wo er ſie gelaſſen hatte. Daun ward verwundet, und übergab das Commando an Odonell. Da er rings um ſich nicht mehr feuern hörte, ſo glaubte er, die Preuſſen wären abgezogen. Er wußte, daß Laſcy dem Ziethen überlegen war; und dann ſchickte er einen Courier nach Wien, mit der Nachricht vom Siege, den er gewonnen zu haben glaubte. Man ſagt, der heftige Wind habe verhindert, das Ziethen die Canonade vom Angrif des Königs nicht hören konnte; und er ſelbſt hatte wegen anbrechender Nacht den ſeinigen beynahe aufgegeben.

Da er nichts weiter unternehmen konnte, zog er ſich links, indem er ſagte, er wolle ſeinen König aufſuchen, und deſſen Rückzug decken, weil er ihn für geſchlagen hielt. Als er vor Siptitz ankam, welches brannte, machte er Halt, und da er ſah, daß von den Anhöhen nicht mehr gefeuert wurde, ließ er, wie man ſagt, auf Anrathen des Möllendorf, vorrücken. Zwey der beßten Bataillons giengen ohne Canonen durch das Dorf, ſtiegen mit vorgeſteckten Bajonet auf die Anhöhen, beſetzten ſie mit geringem Verluſt, und bemächtigten ſich der großen daſelbſt befindlichen Batterie. Man behauptet, daß die Spitze der Anhöhen ſchon von Truppen entblößt geweſen, und daß ſich dieſe rechts herunter gezogen hatten, weil ſie glaubten, es wäre nicht weiter nöthig, *dieſe* Anhöhen beſetzt zu halten. Allein es ſcheint, daß auf der Rückſeite doch noch Truppen müſſen *geſtanden haben*, weil unſere Bataillons ziemlich Leute *verloren haben*. Dieſen zwey Bataillons folgten unſre übrigen, welche ihre Kanonen mit den Händen zogen. Die Cavallerie kam auch nach, und formirte eine Flanke links zwiſchen dem Dorf und den Anhöhen. Alles dieſes fiel ſchon während der Nacht vor. Darauf fieng Ziethen an, rückwärts heftig auf den rechten Flügel der Oeſtreicher zu canoniren, welches einige Unordnung unter denſelben verurſachte, weil ſie nicht wußten, woher dieſes Feuer komme. Die Regimenter des linken Flügels vereinigten ſich auf Befehl des Königs ſo gut ſie konnten, und zogen ſich rechts, daß ſie an den linken Flügel, des Ziethen ſtießen. Da Laſcy bemerkte, daß Ziethen ſich links gezogen habe, zog er ſich rechts, um ihn an der Seite zu bleiben. Als er nach Siptitz kam, fand er unſere Leute

auf

auf den Anhöhen, wurde zurückgetrieben, und gieng nun durch eine Wendung links auf dem nämlichen Weg wieder ab, woher er gekommen war. Dauns Armee gieng über die Elbe zurück, und verließ Torgau. Laſcy marſchirte links fort, und zog ſich nach Dresden.

Die meiſten Gefangenen machten unſere Truppen in der Nacht, weil die Oeſterreicher, in dem ſie ſich auf ihren rechten Flügel warfen, um der Canonade des Ziethen auszuweichen, dort Unordnung verurſachten. Viele, die von allen Seiten ihre Corps ſuchten, fielen unſern Leuten in die Hände, ohne es zu wiſſen. Um 10 Uhr Nachts wußte weder der König noch ſonſt jemand etwas von dem Rückzug der Feinde; unſere Leute ſtanden vor dem Wald im Gewehr. Endlich ſchickten einige Regimentscommandanten Unterofficiers mit wenigen Gemeinen vorwärts, die ſo ſtille als möglich Kundſchaft einziehn ſolten, was denn die Oeſtreicher machten. Sie fanden einige Verwundete, von denen ſie vernahmen, daß ſich die Armee näher gegen Torgau gezogen habe; auch hörte man aus dem Getöſe, daß ſie über die Brücke gieng, ſo daß beym Anbruch des Tages das ganze Heer am andern Ufer ſtand. Die Pontons waren bis auf einige weggenommen, welche ſie zurückgelaſſen hatten.... Dies iſt ein wahrhafter Bericht von dieſem Treffen, worin wir zwar das Feld behalten, aber ungleich mehr Leute verloren haben als der Feind. Die Infanterie vom Corps des Königs iſt faſt gänzlich aufgerieben worden, ſo daß man von 15 Bataillons Grenadiers nicht mehr drey komplet herſtellen konnte. Sie wurden ſtraks durch das erſte Feuer der Oeſterreicher zu Grunde gerich-

gerichtet: auch iſt dies das gefährlichſte; denn ihre Canoniers zielen ſehr gut, wenn ſie die erſten abfeuern, ohne daß man ihnen antworten kann, und ohne daß ſie dem Muſketenfeuer ausgeſetzt ſind, dann machen ihre Canonen eine ſchreckliche Verheerung. Darum muß man ihnen auch die Cavallerie nie zu ſehr ausſetzen, weil ſie nicht wieder zurückfeuern kann; ſobald man ſie aber mit Muſketenfeuer erreichen kann, dann verlieren die Canoniers bald ihre Faſſung, und ſchießen gewöhnlich nur in die Luft. Der größte Theil der Verwundeten verlor durch die heftige Kälte das Leben, welches bey den Preuſſen ihr gewöhnliches Schickſal iſt, wo die Spitäler ſo ſchlecht eingerichtet und ſo ſtinkend waren, daß jeder Soldat, ſobald er hineinkam, ſich ſchon für todt anſah. Man verwundere ſich nicht, daß man nach einem ſo mörderiſchen Krieg ſo wenig verſtümmelte Leute in den Staaten des Königs von Preuſſen ſehe; ich weis aus zuverläßiger Quelle, daß die Doctoren und Chirurgen in den Hoſpitälern Befehl hatten, alle diejenigen umkommen zu laſſen, welche auf eine ſolche Art verwundet waren, daß ſie nach ihrer Heilung nicht wieder dienen konnten; und dies, um die Koſten ihrer Erhaltung zu erſparen: *) in der That, ein abſcheulich grauſamer

*) Iſt dieſe ſchreckliche Behauptung wahr, ſo iſt unſer aufgeklärtes Jahrhundert mit Schande gebrandmarkt, ja die ganze Menſchheit entehrt, da hier von einem ſehr geſitteten Volk, und von einem Monarchen die Rede iſt, der das Muſter der Könige war. Von einem Tempelhof, der für die Nachwelt künftiger Krieger ſo unterrichtend ſchreibt, iſt eine Unterſuchung und Widerlegung dieſer Abſcheulichkeit

ſamer Ausweg! Indeſſen weil der König ſeinen Soldaten viele Ausſchweifungen erlaubte, fand er deren immer welche.

Man behauptet, daß der feindliche General, welcher auf den Anhöhen bey Siptitz commandirte, dieſelben mit einigen Truppen verlaſſen habe, um ſich auf den rechten Flügel zu ziehn, wodurch ſie zu ſehr entblößt wurden, und dem Ziethen ohne viele Mühe in die Hände fielen. Ihm hatte Friederich dieſen Sieg zu danken, ob er es ſchon niemal recht eingeſtehen wolte; aber zu was hätte auch dieſer Sieg genützt, wenn nicht gerade Daun der Beſiegte geweſen wäre? Die preußiſche Armee war nach dieſem Treffen um die Hälfte ſchwächer als die öſterreichiſche; nebſt dem, daß ſie ihre Grenadiers, ihre beßte Infanterie verloren hatte, war ſie überhaupt ſehr kraftlos. Nachdem Daun über die Elbe zurückgegangen, zog er ſich hinter Dresden. Auſſer dem Verluſt von Glatz blieb alles auf dem alten Fuß, und Sachſen in den Händen der Preuſſen, welche es gänzlich zu Grunde richteten. Der König hatte nicht 30,000 geſunde Mann; warum kamen die Feinde nicht zurück, um ihn plötzlich zu überfallen? jeder Ueberfall gelingt leicht: ſo ſchlug Herzog Bernard von Weimar die Bayern und Oeſterreicher zwey Tage, nachdem er von ihnen war geſchlagen worden; eben

dies

keit zu erwarten. Es wäre traurig für alle Menſchenfreunde, und noch mehr für Friedrichs Verehrer, wenn er — — ſchwiege.

v. A.

dies that Prinz Heinrich im J. 1762. Daun hätte noch 55,000 Mann, und das Treffen bey Torgau hatte den Ueberwinder entkräftet. Dem ungeachtet ließ er dem König die Freyheit, Sachſen unter ſeinen Augen auszuſaugen. Er hatte ſeine Magazine in der Nähe, auch den Strohm der Elbe zu ſeinem Vortheil; allein, er wolte nach ſeiner Gewohnheit im Winter nichts unternehmen, und ließ dem König Zeit, ſich, ſo gut es die Umſtände zuließen, zu recrutiren. Dem Anſchein nach war es des Königs Vortheil eben *nicht*, ein Treffen zu liefern; er konnte Daun von *Dresden und* ſeinen Magazinen abſchneiden, weil es in ſeiner Gewalt ſtand, ſich zwiſchen Dresden und Torgau zu ſtellen, oder einige befeſtigte Brücken über die Elbe zu ſchlagen, wodurch er *ihm* alle Communication längs dieſes Fluſſes ſperrte. Daun mußte aus ſeinem Lager gehn, ohne ſich ſchlagen zu laſſen, oder würde gezwungen worden ſeyn, *ſelbſt ein Treffen zu* liefern, welches er aber nicht gerne wolte. Der König konnte auch ſogar Miene machen, als ob er Dresden anzugreifen gedächte. Kurz, es iſt unſtreitig, daß Daun ſich niemal lange in dieſem Lager hätte halten können. Man muß geſtehn, daß der König große Gefahr lief, geſchlagen zu werden, und daß er ſeine Armee aufopferte, um nichts zu gewinnen, das heißt, daß er ſich ſelbſt betrog; denn dieſe Schlacht verſchafte ihm keinen andern Vortheil, als den er ohnehin ſchon in Händen hatte, nämlich, den Daun zum Rückzug zu nöthigen; auch hätte er ohne dieſelbe vielen braven Leuten das Leben erhalten, und damals brauchte er Leute. Nachdem ſich Daun zurückgezogen, giengen die Armeen in die Winterquartiere. Friederich nahm das ſeinige in

Leipzig,

Leipzig, und ließ ein kleines Corps vor Dresden ſtehn, um die Garniſon zu beobachten; und im Erzgebirge zog er eine Kette von Truppen, von Freyberg bis an die äuſſerſte Gränze des Voigtlandes. Man kann ſich kaum vorſtellen, welch eine Strecke Landes er beſetzte; er war aber dazu gezwungen; denn er brauchte Geld und Recruten, und ſo weit er mit ſeiner Macht reichen konnte, mußte ihm das Land beydes liefern.

Der preußiſche Bericht von dieſem Treffen, welcher der wahrhaftere hätte ſeyn ſollen, mag übrigens ſagen was er will, ſo iſt doch gewiß, daß man erſt um 10 Uhr Abends wußte, daß ſich Daun zurückgezogen habe; und dies erfuhr man durch die kleinen ausgeſchickten Patrouillen. Ein Beweis davon iſt, daß unſere Leute bis dahin ganz ruhig längs dem Walde ſtehn blieben, und ſich nicht getrauten Feuer anzuzünden, ob es ſchon im November war; ſobald ſie aber vom Rückzuge des Feindes gehört hatten, breiteten ſie ſich über die Ebene aus, und machten Feuer an. Ein Lager, wie Daun's ſeines, ſcheint anfangs nicht anzugreifen zu ſeyn, weil es faſt gänzlich mit Waldung und Moräſten umgeben war; und wenn man auch mit Mühe über dieſe Schwierigkeiten weg war, und ſich formirt hatte, ſo fielen die Truppen unter dem Feuer einer zahlreichen Artillerie, die vor den Linien und auf den Anhöhen gepflanzt war. Auch ſieht man, daß der König auf eine ſonderbare aber gefährliche Art angrif. Meines Erachtens müßte man beym Angrif des in einem ſolchen Poſten ſtehenden Feindes die Zugänge wohl ausforſchen, und einen Platz ausſuchen, wo man ſo

ein hundert Canonen dicht neben einander hinſtellen könnte: dieſe werden wohl endlich eine Lücke machen, und unter ihrer Bedeckung kann ſich die Infanterie gut formiren. So vortheilhaft auch eine große Armee ſtehen mag, wird man doch an ihrer Fronte oder auf ihren Flanken immer einen Platz zu dem finden, was ich eben geſagt habe, und dann iſt ſie immer in Gefahr, geſchlagen zu werden. Dies iſt der Vortheil des Angreifenden: er kann den mindeſten ſchicklichen Erdfleck benutzen, und der Angegriffene kann ihm nichts ähnliches entgegen ſetzen, weil er ſeine Bewegungen nur nach jenen des Angreifenden richten muß, der ſich wohl in acht nehmen wird, mit Gefahr zurückgeſchlagen zu werden, an einem unzugänglichen oder gar zu feſten Platz anzugreifen, weil der Angegriffene ſelten ſeinen Poſten verläßt, um ſeinen Sieg zu benutzen, wenn er den Feind zurückgetrieben hat. In dem Treffen bey Torgau aber konnte ſich der König ſeiner Artillerie nicht bedienen, wie ich ſchon geſagt habe. Und dann, war wohl zu hoffen, daß zehn Bataillons Grenadiers, mit denen er das Treffen anfieng, im Stande wären, die Oeſterreicher zum Weichen zu bringen, welche jene ſchon von weitem kommen ſahn, und ſie niederſchoſſen, ehe ſie noch ihre Gewehre abfeuern konnten? Alles dies beweißt, daß der König ſich ſo benahm, daß er keinen Vortheil erwarten konnte. Er ſagte zwar in ſeinem Bericht, daß er die Bataille verloren hätte, wenn Daun nicht ſo verwundet worden wäre, daß er das Commando abgeben mußte. Man glaube aber nicht, daß er dies zu Dauns Ehre ſagte: es war eine Kriegsliſt; er verachtete dieſen General, und kannte die Mittel, von deſſen Langſamkeit Vortheil zu ziehn, ſo gut, daß

er

er durch dieſen Lobſpruch blos verhindern wolte, daß der Wiener Hof keinem andern General das Commando gebe, welcher thätiger geweſen wäre, und ihn nicht ſo gut hätte durchkommen laſſen. Er wußte, daß Daun durch die Siege bey Collin und Hochkirchen Ehre genug geerndtet zu haben glaubte, und daß er es nicht wagen wolte, dieſelbe zu verlieren. Auch die Schlacht bey Leuthen hatte die Oeſterreicher behutſam gemacht. Sie wolten ihrer Sache gewis ſeyn, ehe ſie etwas anfiengen. Es ſcheint auch, daß dem König ſeine Abſicht bey dieſem Lobſpruch gelungen ſey; denn Daun trat wieder auf, ſey es nun, aus dieſer oder einer andern Urſache.

Dieſes Treffen, ſo wie auch die übrigen beweiſen, daß nichts unbeſtändiger ſey als das Kriegsglück. Bey Prag war der Sieg lange auf Seiten der Oeſterreicher; zwey unſrer Huſarenregimenter zu rechter Zeit angebracht, entriſſen ihnen denſelben. Ich habe mit eigner Hand einen Hauptmann, aus Italien gebürtig, zum Gefangnen gemacht, der in ſeiner Landesſprache zu mir ſagte: Gerechter Himmel, wir verlieren die Bataille, welche ſchon gewonnen war. Bey Collin machte der König die vortreflichſte Diſpoſition; die größten Schwierigkeiten waren ſchon überſtiegen, der rechte Flügel des Feindes übern Haufen geworfen, und auf der Flucht begriffen, da Moritz und Manſtein durch ihre Hitze alles verdarben. Ich habe viele Schlachten gegen verſchiedene Feinde mitgemacht, aber nirgend habe ich jene Ordnung und jene Tapferkeit geſehen, mit der die ſechs Bataillons unſers linken Flügels, welche die Avantgarde ausmachten, den

Berg erſtiegen, und den feindlichen rechten Flügel übern Haufen warfen: jeder Grenadier verdiente einen Lorbeerkranz; es war Schade, ſo viele wackere Leute aus Mangel an Unterſtützung umkommen zu ſehn; man konnte ſie nicht ohne Verwunderung manövriren ſehn. Bey Breßlau glaubte der Herzog von Bevern das Treffen gewonnen, da Ziethen den Nadaſti zurückgetrieben hatte; als er aber auf ſeinen rechten Flügel kam, fand er ihn geſchlagen, und mußte fliehn. Bey Rosbach behandelten die Franzoſen die Preuſſen als eine Kleinigkeit, und ärgerten ſich, wie man ſagt, daß ſie ſich nicht Ehre genug machen könnten, wenn ſie eine ſolche Hand voll Leute ſchlügen; ſie wurden aber ſelbſt mehr als geſchlagen, und zwar gleichſam ſpielend. Bey Leuthen war es das nämliche aus der nämlichen Urſache. Bey Kunnersdorf hatte Friederich, wie bey Collin, die größten Schwierigkeiten überwunden, indeſſen fand er ſich doch geſchlagen, in dem Augenblick, da er Sieger zu ſeyn glaubte. Bey Zorndorf hatten die Ruſſen beynahe den ganzen Tag die Oberhand, am Ende aber waren ſie geſchlagen, wie es die Folgen des Treffens bewieſen haben. Bey Torgau, welches die letzte Schlacht war, wobey der König in eigner Perſon commandirte, wenn man den Vorfall bey Reichenbach im J. 1762 ausnimmt, glaubte er, es ſey alles verloren; man hat ihn in dem nämlichen Augenblick weinen ſehen, *) da Ziethen die Anhöhen von

*) Dieſe Anecdote des bey einem Unglück weinenden Friedrichs iſt ganz neu; der Vorfall ſelbſt bey der preußiſchen Armee ſo ſehr unbekannt, und die Thränenrolle mit dem entſchiedenen Character des Monarchen ſo auſſerordentlich im

von Siptitz beſetzte, wovon aber der König noch nichts wußte. Die Infanterie ſeines Flügels war beynahe gänzlich aufgerieben; aber ſein gutes Glück ſpielte ihm den Sieg in die Hände, und Daun's Rückzug machte ihn zum ungeſtörten Beſitzer von Sachſen.

III.

Prophezeyhungen für das Jahr 1784.

An meinen Freund E..., zu Gräz in Steyermark.

Wie? prophezeyhen ſoll ich Euch zum neuen Jahr?
Den heil'gen Dreyfuß, wie einſt Delphos Prieſterinnen
Beſteigen? Dichtern iſt die Zukunft offenbar,
Sagt Ihr, ſo gut, wie den Zigeunerinnen;
Und auf den Glauben wolt Ihr in ganzem Ernſt, daß ich
Auf eine lange Reihe Fragen
Euch ſoll beſtimmte Antwort ſagen?
Zwar dieſer Glaube, Freund, ich fühl' es, ehret mich,
Und ſchmeichelt ſehr. Doch, daß Apollo nun ſich
Von ſeinem Sonnenſitz zu mir herab wird neigen,
Die Zukunft mir in ſeinem Spiegel zeigen
Auf meinem Ruf: ſtoltz wärs gewähnt von mir.
Ich wandle ja nur noch am Fuß der Muſenhügel,
Vernehme ja das Wehn von Phöbus goldnem Flügel,

im Widerſpruch, daß das Zeugniß eines Mannes vom Range, der von Hörenſagen ſpricht, alle Zweifel deshalb nicht völlig heben dürfte.

v. A.

Nur ferne noch. Wie könnt' ich hoffen, was Ihr
So ſicher glaubt, daß ſich mir armen Wichte
Apoll enthüllen wird in ſeinem göttlichen Lichte?
Und doch beſteht ihr darauf? —
„ O Du, dem ich ſchon früh
Manch Blümchen dehmuthsvoll zum Morgenopfer pflückte,
Und der denn gnädig hin auf dieſes Opfer blickte,
Mir manches herzig Lied voll ſüßer Melodie
Gelingen ließ, Apoll, o ſend' aus deinen Höhen
Nur einen Strahl des Lichts, (ich glaub' an deine Macht,
Belohne mein Vertraun!) zerſtreu um mich die Nacht,
Und laß mich in die Zukunft ſehen!“

Nach dieſem Stoßgebet will ich, ſo ſehr mirs auch noch bangt,
Auf Euer dringend Geheiß den heilgen Dreyfuß beſteigen;
Und wird zu meinem Gebet Apollo nieder ſich neigen,
Die Zukunft mir enthüllen: auch *nicht das mindſte verſchweigen*,
Was er mir offenbart, und Ihr zu wiſſen verlangt.

Schon ſitz ich, und fühle den Dampf in meine Naſe ſteigen,
Der mir die Ankunft des Gottes verkündet;
Der Dreyfuß wankt unter mir, ich ſehe die Zukunft! .... Geſchwinde
Freund', ſäumt auch Ihr nun nicht Eu'r Ohr mir zuzuneigen.

„ Es wird, ſo ſagt der Gott, auch in dem neuen Jahr
Wie Sand am Meer ſich mehren der Abderiten Schaar;
Bis an das Ende der Welt wird ſie ihr Unweſen treiben.
Sie wird kein Erdbeben und keine Peſt aufreiben!

Wenn

Wenn alle Geſchlechte vergehn, die Race vergehet nicht.
Sie wird, glänzt überall auch heller Wahrheit Licht,
Bey allen Völkern der Erde, bey allen Nationen
Wie ſie in Nord und Weſt, in Süd und Oſten wohnen,
Blühn, wachſen und gedeihn, in Hütten und auf Thronen.
In Capuzen, Mänteln, Bareten in Panzern und überall,
In jeglichen Ständen und Würden bleibt auf dem Erdenball
Abderas Völklein verbreitet! Und bis in die letzte Poſaune
Der Erzengel ſtößt, wird auch durch abderitiſche Laune
Manche herrliche Anſtalt, die Weisheit und Tugend erfand,
Zum Heil und Frommen der Welt: Verderben werden im Land!“

„Es wird, (dem Midasſtamm der Abderiten zu Ehren!)
Die Raſerey, die Geiſter ſieht, und citirt,
Durch Cabala und Zauberſpruch kurirt,
Die durch den Stein der — Narrn Hirn, Haus und Hof verliert:
Die tolle Raſerey im neuen Jahr ſich mehren;
Und lächerliche Schwärmerey
Dir, o Vernunft zum Troz! mit neuen Jacob Böhmen
Und Paracelſen uns zu Dutzenden beſtrömen!
Schwachköpfige Freydenckerey
Sich ferner alles Glaubens ſchämen:
Sich brüſten mit Vernunft, mit Aufklärung ſich blähn;
Beſpötteln, was ſie nicht verſtehet,
Nie was beweiſen, nur verdrehn;
Auf Pfaf' und Aberglauben ſchmähn,
Und doch — wenns nun zum Sterben gehet:
Mit Zittern in die Hand geweyhte Kerzen nehmen,
Den Roſenkranz mit tauſend Aengſten drehn,
Und ſich mit Furcht und Zagen zur letzten Oelung bequemen.

Die Schwächlinge, die Glauben nicht
Vom Glauben unterſcheiden können;
Und Chriſtuslicht und Prieſterlicht
Der Wahrheit, thörigt, ein Licht nennen!“

„Fortdauern werden die Genien,
Die fade Brut, der Afterlenz und Göthen!
Die hier im Mondſchein weint, dort frech und tollhauskühn
Auf große Fürſten ſprüht, wie giftgeſchwollne Kröten
Des Meuchelmordes Dolch in Bruderherzen gräbt,
Und, wie das Galgenvieh, vom Aaſe
Erſtorbner guter Namen lebt;
Pausbackigt und mit aufgeworfner Naſe
Von deutſcher Manneskraft und deutſchem Freyheitsgeiſt
Im deutſchen Bardenhayne brüllet;
Die Einfalt alter Sitten preißt,
Mit Schimpfgeſang aus Frankreichs Stutzerſinn
Und Modetand die Ohren uns erfüllet:
Und leicht, wie Kork, kaum Flaum ums glatte Kinn,
Mehr kriecht, als geht, ſich tief vor Affen bücket,
Sich kräuſelt a la France, ſich wie ein Mädchen ſchmücket,
Nach Muſkus riecht und nach Lavendel — ſtinkt;
Und, wenn ein Damenfächer winkt,
Dreymal herum im Kreiſe ſpringet
Wie ein gelernter Hund Salop und Handſchuh bringet
Sie knieend überreicht, mit Küßen faſt verſchlinget,
Und leckt und geckt, dabey von — deutſcher Mannheit ſingt,
Und ſo — Satyren ziſcht! — um Klopſtocks Eichkranz ringt.“

„Doch dafür, ruft der Gott von ſeinem Dreyfuß herüber,
Soll ihnen wachſen im neuen Jahr

Ein

Ein recht anſehnliches, recht ſtattliches Eſelohrnpaar,
Wie Midas Ohren ſo lang, und drüber!“

„So wird, verfolgt der Gott, in dieſem neuen Jahr
Seyn jedes Eſelgeſchlecht vor allem Volke offenbar!
Im Lehren, Nähren und Wehren, im Reden, Handeln und Schweigen
Wird ſich verrathen das Ohr, das an ihrem Haupte ſich regt,
Und manches adliche Bett ein Midasfüllen zeugen:
Das ſeiner Ahnenzahl an langen Ohren trägt.“
O Apoll und ihr Muſen! was wird das Langohren geben,
Wie werden Gerichthaus und Kirch' und Tanz- und Schauſpielſaal,
Von Eſeln aller Art in unnennbarer Zahl,
Wohin das Auge nur blickt, rings um uns leben und weben!

„Auch wird der Franzmann noch mit ſeinem Narrentand
Wie in dem alten Jahr verderben Leut und Land.
Noch mancher Wind aus Paris einheimiſch Talent verwehen,
Franzöſiſche Erziehung viel gute Köpfe verdrehen.
Noch mancher Vagabund, verjagt aus Frankreichs Gränzen,
Als Licht der erſten Größe bey unſerm Adel glänzen.
Sich nähren mit deutſchem Gold und deutſcher Liebeley,
Und manches Ehmanns Stirn zieren mit ſchönem Geweih;
Noch manche ſchöne Dam' um ihre Juwelen koſen,
Und ſie, zum ſchuldigen Dank, beſchenken mit den — ...“

„Es wird Cupido noch immer die Augen feſt verbunden,
Blind in den Tag hinein mit ſeinen Pfeilen verwunden.
Noch oft ein gräflicher Geck mit gallonirtem Rock
Aus einem weiblichen Herzen, den Mann von Verdienſt verjagen;

Manch

Manch groſſes Wiegenkind mit einem Haubenſtock,
Der Gold hat, ſich vermählen; noch oft ſich Pferd und Wagen
Verkuppeln mit Wagen und Pferd'; und manches Ordensband,
Erſchlichen, nicht verdient, heyrathen Rang und Stand.“

„Blind wird Aſträa ſeyn bis an das Ende der Tage,
Vor ihrem Schwert fürchtet euch nicht!
Sie ſchätzt das Recht nur nach dem Gewicht
Des Goldes; legt ihr das in die Wage,
So habt ihr immer und ewig Recht!
Mit voller Börſe verlohr bey ihr noch keiner!
So wars, ſo bleibts, bis das Menſchengeſchlecht
Ganz untergeht; und Niemand bleibt, auch nicht einer,
Der an die Wand pißt! Was hilfts, daß hier und da
Ein weiſer, menſchlicher Fürſt der Frau Juſtitia
Das Ohr zupft? Blind, bleibt blind; und die Summe
Des Unrechts, das ſie thut, die immer gröſſre Summe
Für einen klugen Streich, begeht ſie hundert dumme.“

„Nie wird des Streits um Mein und Dein
In dieſer Welt ein Ende ſeyn! — —
Es werden die Götter der Welt nie ſatt des Mordens werden,
Oft noch mit der Furie Krieg, das Menſchengeſchlecht beſchwerden.
Noch oft wird Menſchenblut bepurpurn Meer und Land,
Die Kunſt, die Satanas durch einen Mönch erfand,
Manch Tauſend unſrer Brüder ins Reich der Todten ſchicken,
Und ein ganz Menſchengeſchlecht im erſten Keim erſticken,
Noch lange werden viel Könige Comödianten ſeyn,
Durch fernehelle Thaten blenden,
Und Sand dem Volk ins Auge ſtreun.

Indeß

Indeß die Zeitungsſchreiber und Dichter an allen Enden,
Die fürſtlichen Acteur als große Männer verſchrein,
Und jene ſich insgeheim des ſchönen Poſſenſpiels freun.“

„Groß und berühmt wird werden Mongolfiers Luftballon;
Und auch noch mancher Schöps erhalten Königspenſion.“

Hier ſchweigt der Gott, entſchwebt dem Dreyfuß und endet.
Und, mein prophetiſches Amt wär alſo glücklich vollendet.
Lebt wohl, und nehmt meinen Dank, daß das verfloßne Jahr
Von Eurer Achtung und Liebe ſo großer Beweis mir war.
Nehmt die Verſicherung von mir, daß Eure Achtung und Liebe
Mein höchſter Stolz iſt, daß oft, wenn es finſter und trübe
In meiner Seele iſt, weil Undank und Boßheit mich neckt,
Daß der Gedank, daß E—rs mich schäz' und mich liebe;
Mich wieder empor hebt und ſo aus meinem Unmuth mich weckt;
Daß ich das Menſchengeſchlecht, das ich vor finſter und trübe,
Zu haſſen begann: nun wieder umfaſſe mit Liebe.

O ſeyd ferner mein Freund, dies neue Jahr erneue
Auch unſern Freundſchaftsbund, erhalte, befeſtige ihn,
Und deutſche Redlichkeit und patriarchaliſche Treue
Müſſe von Jahr zu Jahr auch immer feſter ihn ziehn!

Lebt froh, Euch ſelbſt genug! Seyd unter dem närriſchen Volke
Des modernen Abdera der wahre Democrit,
Der, ihre Thorheit verlachend, ſich ruhig hinter der Wolke
Minervens zurück an ſeinen Schreibtiſch zieht;

Und da in Geſellſchaft von Wieland und Klopſtok Lavater,
Von Roms und Griechenlands Genien,
Und am Clavier bey Pergoleſis stabat mater.
Und Bendas, Gretrys und Gluks Melodien,
Ganz Abdera vergißt mit allen ſeinen Thoren.
So lebt auch ferner noch im Arm der Gratien,
Belauſcht von den Muſen, die Stirn bekränzt von Floren,
Umgaukelt von den Götterchen.
Der Freud' ein Leben, wie die im hohen Olymp es leben!

Und wird dies Jahr vielleicht mein Leib zur Ruhe ſich begeben,
So ſenkt mich Ketzer zu ehrlichen Leuten hinab:
Damit nicht unſtät und flüchtig mein Schatten um Mitternacht wimmere!
Doch, daß kein Grazer mir mein Todesſchläfgen verkümmre,
Stellt Doctor Luthern auf mein Grab!

Schink.

IV.

Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Ferdinand Alwarez de Toledo, Herzogen von Alba.

Unter den berühmten Feldherren des 16ten Jahrhunderts behauptet der berüchtigte Herzog von Alba immer einen ſehr vorzüglichen Rang. Er war einer der tapferſten Männer ſeines Zeitalters, und bey jeder Gelegenheit, ohne Ausnahme, zeigte er ſich jederzeit als der treueſte Unterthan ſeines Landesherrn. Die Muſe der Geſchichte würde unſtreitig ſchon

längſt

längſt ſeinen Namen in das Verzeichniß der Helden einge-tragen haben, und eine dankbare Nachwelt würde vielleicht noch bis auf den heutigen Tag ſein Andenken ſegnen, wenn er nur nicht ſo oft ſeine Lorbeern in Blut getaucht, und ſeine glänzendſten Siege durch Unmenſchlichkeit entſtellt hätte. Selbſt ſein unbegränzter Stolz und ſeine unerſättliche Habgierde würde alsdenn ſicher weniger in Betrachtung gezogen werden, und ſeinen übrigen großen Eigenſchaften weichen müſſen. Dieſer wunderbare Mann, deſſen Character das ſeltſamſte Gemiſch von Tugenden und Laſter war, wurde im Jahr 1508 geboren. Seine Familie war eine der älteſten, berühmteſten, angeſehenſten und reichſten in ganz Spanien. Von Jugend auf zum Krieger beſtimmt, that er bereits im achtzehnten Jahr ſeinen erſten Feldzug, und wohnte 1525 den 24ſten Febr. der berühmten Schlacht bey Pavia bey. Als Kayſer Karl der fünfte 1539 die bekannte Reiſe durch Frankreich nach den Niederlanden unternahm, um die aufrühriſchen Einwohner von Gent zu züchtigen, befand ſich Alba mit in ſeinem Gefolge. Brantome ſagt in ſeinen Memoiren, daß der Kayſer bey dieſer Gelegenheit einer der vornehmſten Damen des franzöſiſchen Hofes den Herzog von Alba mit folgenden Worten vorgeſtellt habe: „Hier, Madame, ſehen Sie den Herzog von Alba, den ich ſehr liebe. Er iſt aus einem edeln, tapfern Geſchlecht; freylich iſt „er noch jung, aber ich kann Sie verſichern, daß er dereinſt „ein guter Kriegsmann werden wird; auch will ich nicht „unterlaſſen ihn nach Verdienſten zu befördern. Zwar „wünſchte ich, daß er weniger Kälte und Zurückhaltung im „Umgang zeigte, aber das iſt ſchon einmal die Gemüthsart

„unſrer

„unſrer Spanier. Ihre Franzoſen ſind ſchon weit lebhafter „und zudringlicher; z. B. Peloux,*) der immer in Bewe„gung iſt und überall Zutritt verlangt. Bey alledem aber „wünſchte ich doch wohl, daß Alba etwas von dieſem Cha„racter an ſich hätte.“

Alba zeigte ſchon damals zur Genüge jenen Hang zur Grauſamkeit, der ihn in der Folge ſo fürchterlich machte und ſo vielen Haß zuzog. Strada **) hat uns nachſtehenden Zug davon aufbehalten. Der Kayſer verlangte *ſeine* Meynung über das Verfahren zu wiſſen, welches er gegen die rebelliſchen Genter zu beobachten hätte. Der Herzog antwortete: eine ſo widerſpenſtige Stadt müſſe bis auf den Grund zerſtört werden. Karl, der ungeachtet ſeines *Zorns* dennoch ſehr günſtig gegen dieſe Stadt dachte, *die ſein Geburts-*

*) Dieſer Peloux war ein geborner Franzoſe, und mit dem bekannten Herzog von Bourbon aus Frankreich gegangen. Seitdem hielt er ſich beſtändig im Gefolge des Kayſers auf, der ihm ſein ganzes Zutrauen geſchenckt hatte. Da der Krieg eben ſeine Sache nicht war, ſo begnügte er ſich den Vertrauten und Gelegenheitsmacher bey den geheimen Liebſchaften ſeines Herrn zu ſpielen, dem er ſelbſt während der Reiſe durch Frankreich manchen verliebten Zeitvertreib verſchafte. Ueberhaupt gehörte er zu der Claſſe jener ränckvollen Geſchöpfe, die die Kunſt verſtehen, ſich überall beliebt und nöthwendig zu machen. Franz der Erſte begegnete dieſem ungetreuen Unterthan aus Achtung für den Kayſer weit beſſer als er es verdiente. Mem. de Brantome.

**) Famiani Stradae de Bello Belgico Decades.

burtsort war, befahl ihm auf einen hohen Thurm zu ſteigen, von wo er ganz Gent deutlich überſehen konnte. Nach ſeiner Zuruckkunft fragte ihn der Kayſer mit einer ernſthaften Miene: „Wie viel ſpaniſche Felle wohl erforderlich ſeyn „möchten, um daraus einen Handſchuh von einer ſolchen „Größe zu machen. *)“ Alba ſahe aus dieſer Frage, daß ſeine Strenge den Kayſer beleidigt haben müße, er ſchwieg daher ſtille, ohne weiter ein Wort zu erwiedern.

Im Jahr 1542 vertheidigte Alba mit vieler Tapferkeit die von den Franzoſen belagerte Gränzfeſtung Perpignan, und nöthigte den Feind endlich, ſein Unternehmen aufzugeben, und unverrichteter Sache nach Frankreich zurückzukehren. Die Gnade ſeines Herrn gegen ihn nahm immer mehr und mehr zu. Schon war er von einer militäriſchen Ehrenſtufe zur andern geſtiegen. Der Kayſer ernannte ihn zu ſeinem Oberhaushofmeiſter, und 1546 ſtand er bereits als commandirender General der ſpaniſchen Truppen bey der kayſerlichen Armee in Deutſchland. An dem bekannten Siege bey Mühlberg hatte er nicht geringen Antheil, und zeichnete ſich durch manche tapfre That vor vielen andern aus. Man trug ſich damals mit der Sage, es habe ſich während dieſer Schlacht ein ſonderbares Zeichen am Himmel ſehen laſſen, indem die Sonne ſtill geſtanden ſeyn ſolte, um Karls Sieg deſto vollkommner zu machen. Der Kayſer ſelbſt war ſchwach

*) Ein Wortſpiel mit dem Namen Gand, welches im Franzöſiſchen auch einen Handſchuh bedeutet.

ſchwach und eitel genug zu wünſchen, daß man dieſes abgeſchmackte Mährchen glauben, und ihn für einen zweyten Joſua halten möchte. Seine Schmeichler — denn hat es wohl jemals Monarchen daran gefehlt — ſchrieben es auch in der That dreiſt in die Welt hinein, und behaupteten, ſie wären ſelbſt Augenzeugen davon geweſen. Einige Jahre nachher fragte König Heinrich II. von Frankreich den Herzog von Alba, ob dieſer Umſtand wirklich gegründet wäre? aber Alba antwortete: „Ich war an dieſem Tage „mit dem was ich auf Erden zu thun hatte ſo ſehr beſchäf„tigt, daß ich unmöglich bemerken konnte, was am Himmel „vorgieng.“ — Als Kayſer Karl nach der Schlacht Kriegsrecht über den gefangenen Churfürſten von Sachſen halten ließ, führte Alba bey demſelben den Vorſitz. Er war es, der vor allen andern auf die Hinrichtung dieſes unglücklichen Fürſten ſtimmte, und an ihm lag es gewis nicht, daß dieſes grauſame Urtheil nicht in der That vollzogen wurde.

In dem Kriege mit Frankreich und bey der Belagerung von Metz 1552 führte der Herzog von Alba das oberſte Commando der Armee nächſt dem Kayſer. Er that während derſelben Wunder der Tapferkeit; aber dieſer Ort wurde ſo brav vertheidigt, daß Karl endlich die Belagerung aufheben mußte. Im Jahr 1555 ernannte der Kayſer ihn zum General en Chef ſeiner Truppen in Piemont, und zugleich zum oberſten Statthalter in Italien. Alba nahm von dieſer Würde, die mit einer faſt unumſchränkten Gewalt verknüpft war, unverzüglich Beſitz. Aber ſeine erſten Thaten in dieſem

Feld-

Feldzuge entſprachen nicht der Erwartung des Monarchen. Sein Gegner, der tapfre Marſchall von Briſſac, verrückte alle ſeine Anſchläge und bemeiſterte ſich noch manches Orts, der bisher dem Kayſer zugehört hatte. Mit einem Worte, Alba ſah ſich endlich gezwungen, ohne daß er das Geringſte ausrichten konnte, und noch dazu mit beträchtlichem Verluſt die Winterquartiere zu beziehen.

Glücklicher war er in dem bald darauf erfolgenden Kriege gegen Pabſt Paul IV. der die franzöſiſche Parthey hielt. Alba drang in den Kirchenſtaat ein, bemächtigte ſich verſchiedener Städte, die ſich ihm größtentheils freywillig ergaben, und ſetzte dadurch den Pabſt ſo ſehr in Furcht, daß er um einen Waffenſtillſtand anhielt, den der ſpaniſche General auch bewilligte. Obgleich Paul IV. von einem franzöſiſchen Hülfscorps unterſtützt, dieſen Stillſtand bald wieder brach, und der Krieg alſo noch eine geraume Zeit fortgeſetzt wurde, ſo nöthigten ihn doch das immer weitere Vordringen der Spanier, und die Zurückziehung der Franzoſen, die ihrem Vaterlande zu Hülfe eilen mußten, bald wieder in neue Unterhandlungen zu treten. Dieſer Friede wurde 1557 zu Cavi geſchloſſen, der Herzog von Alba begab ſich, dem Inhalt der Friedenstractaten zufolge nach Rom, küßte dem Pabſt knieend die Füße, und flehte ihn um Vergebung an. Dieſer ſtolze Krieger, der vielleicht der hochmüthigſte Mann ſeines Zeitalters und von Jugend auf an den Umgang mit Fürſten gewohnt war, geſtand demohngeachtet, er ſey, indem er ſich dem Pabſt genähert, ſo ſchüchtern geworden, daß er ſtammelnd ſeine Rede angefangen, und alle Gegenwart des Geiſtes ihn verlaſſen

habe. In der That ein ſehr merkwürdiges Beyſpiel, wie weit die abergläubiſche Verehrung gieng, die man in den damaligen Zeiten noch für den Pabſt trug.

So viel Gnade auch Karl V. dem Herzog von Alba jederzeit erzeigte, ſo ſtieg doch ſein Glück erſt unter der Regierung Philipps II. bis zum höchſten Gipfel. Er wurde bald der erklärte Günſtling dieſes grauſamen Monarchen, mit deſſen blutdürſtigen Character der ſeinige ſo genau ſympathiſirte. Im Jahr 1559 mußte ſich Alba nach Paris begeben, um ſich in Philipps Namen die Prinzeßin Eliſabeth antrauen zu laſſen, und ſie nach Spanien zu führen. Als ihr Bruder König Karl IX. von Frankreich und ihre Mutter die bekannte Königin Catharina in Bayonne 1565 mit ihr zuſammen kamen, verfügte ſich Eliſabeth dahin in Begleitung des Herzogs von Alba, der in einem ſehr ſchimmernden Aufzug erſchien. In verſchiedenen Turnieren und Karoußels, die bey dieſer glänzenden Zuſammenkunft angeſtellt wurden, zeichnete er ſich durch ſeine Geſchicklichkeit für allen andern Rittern aus. Sogar der berühmte Connetabel von Montmorenci, ſo ein geübter und erfahrner Ritter er auch immer war, wagte nicht mit ihm ſich einzulaſſen, ſondern begnügte ſich blos bey dieſen Luſtbarkeiten den Kampfrichter zu machen.

Die an ihren Vorrechten, vornemlich aber durch Einführung der Inquiſition in ihrer Gewiſſensfreyheit äuſſerſt gekränkten Niederländer, hatten ſchon oft genug dem ſpaniſchen Hofe ihre Klagen vorgetragen, aber niemals Gehör

finden

finden können. Dieſer tyranniſchen Behandlung müde, griffen ſie endlich zu den Waffen. Der Herzog von Feria und der Fürſt von Eroli riethen zwar dem König zu ſanften und nachſichtsvollen Maaßregeln, aber Alba's Vorſchlag, die Rebellen mit Gewalt zu ihrer Pflicht zurückzuführen, ſtimmte zu ſehr mit der grauſamen Gemüthsart des Monarchen überein, als daß er nicht den Vorzug hätte behalten ſollen. Philipp beſchloß daher, ohne langes Bedenken ein ſtarkes auserleſenes Kriegsheer unter dem Commando des Herzogs von Alba nach den Niederlanden abzuſenden, wobey er ihn zugleich mit unumſchränkter Autorität zum Generalſtatthalter dieſer Provinzen ernannte.

Ein jeder, der nur das geringſte menſchliche Gefühl hatte, zitterte bey der Wahl eines ſo allgemein anerkannten hartherzigen Mannes, von dem man ſchon voraus überzeugt war, daß er jeden ſeiner Fußſtapfen mit Blut bezeichnen würde. Don Carlos, der Sohn des Königs war ſo ſehr dieſer Meynung, daß er, da ſich Alba bey ihm beurlauben wolte, in der erſten aufwallenden Hitze ſeinen Dolch zuckte und mit einem wüthenden Blick zu ihm ſagte: „Lieber will ich „Dir dieſen Dolch ins Herz ſtoßen, ehe ich zugebe, daß Du „hingehſt, um als ein Feind ein Land zu verheeren, daß mir „ſo lieb iſt.“ Mit dieſen Worten ſtürzte er ſich auf den beynahe aus aller Faſſung gebrachten Herzog, der nur mit genauer Noth der Wuth des aufgebrachten Prinzen entgieng.

Länger als ſechs Jahre lang*) regierte Alba die Niederlande mit eiſernem Scepter. Die unglücklichen Grafen von

*) Er kam im Auguſt 1567 zu Brüßel an, und verließ die Niederlande gegen das Ende des Jahrs 1573.

von Egmond und Horn fielen als die erſten Opfer ſeiner Wuth, und mußten ihr Leben auf dem Schavot unter dem Schwerd des Henkers endigen. Da verſchiedene Perſonen von Anſehen ihr Erſtaunen über dieſes Verfahren gegen den Herzog äuſſerten, gab er ihnen kaltblütig zur Antwort: „Ein paar Lachsköpfe ſind beſſer als viele tauſend Froſchköpfe.“ Ueberhaupt pflegte er ſich zu rühmen, daß während ſeiner niederländiſchen Regierung und auf ſeinen Befehl, mehr als achtzehntauſend Menſchen durch die Hand des Scharfrichters ihr Leben eingebüßt hätten.

Bald nach der Hinrichtung der beyden Grafen marſchirte Alba den Verbundenen entgegen, und erfocht bey Gemmingen an der Ems einen vollkommenen Sieg über ſie. Gleich nach der Schlacht aber vernahm er zu nicht geringem Mißvergnügen, daß das ſardiniſche Regiment, bereits nachdem die Feinde geſchlagen waren, aus bloßem Muthwillen ein Dorf angeſteckt hätte. Dieſes den Geſetzen der Kriegszucht ganz zuwider laufende Verbrechen brachte ihn ſo ſehr auf, daß er um dieſes Regiment einen Creiß ſchließen, und die Urheber der Feuersbrunſt auf der Stelle aufhängen ließ. Zu gleicher Zeit wurde das ganze Regiment aufgehoben, bis auf eine einzige Compagnie, die nicht ſtrafbar war. Die Officiere wurden zu Gemeine degradirt, und die Gemeinen unter andere Regimenter untergeſteckt. Nachher wurde dieſes Regiment mit Beybehaltung oben erwähnter ſchuldloſen Compagnie ganz neu wieder errichtet.

Die

Die Niederlage bey Gemmingen machte indeß den Prinzen von Oranien noch nicht muthloß, der nun ſeit dem Tode der beyden Grafen das Haupt und die vornehmſte Stütze der unterdrückten Niederländer war. Er erſchien bald darauf wieder an der Spitze einer beträchtlichen Armee. Friedrich von Toledo, der Sohn des Herzogs von Alba, der mit einem detaſchirten Corps die Bewegungen des Feindes zu beobachten Befehl hatte, ließ ſeinem Vater um Erlaubniß bitten, den Prinzen anzugreifen. Alba aber, der nie von dem Grundſatz abwich, es käme durchaus keinem andern als dem commandirenden General zu, zu beſtimmen, ob man ſchlagen müſſe oder nicht, antwortete dem abgeſchickten Officier mit einer finſtern Miene: „Sagt meinem Sohn „wieder, daß ich ihm ſein Begehren bloß aus Rückſicht auf „ſeine Jugend und Unerfahrenheit dieſesmal verzeihen will, „er mag ſich aber in Acht nehmen, mir künftig Vorſchläge „dieſer Art thun zu laſſen! denn es würde demjenigen, der „ſolche Aufträge zu übernehmen kühn genug ſeyn ſolte, un„fehlbar das Leben koſten.“ Alba hatte ſeine ſehr guten Gründe, warum er dieſesmal ein entſcheidendes Treffen vermied, und durch ſein kluges, vorſichtiges Betragen nöthigte er auch den Prinzen wirklich ſeine Armee auseinander gehen zu laſſen, ohne daß er das Geringſte von Bedeutung hätte unternehmen können.

Hierauf ſäumte Alba auch nicht lange, den größten Theil ſeiner Truppen in die Winterquartiere zu verlegen. Mit den übrigen gieng er nach Brüſſel, zog im Triumph in dieſe Stadt ein, und befahl ſeinen Sieg mit allen nur erſinnlichen

Freudensbezeigungen zu feyern. In allen niederländiſchen Städten mußte ein ſolennes Dankfeſt für das Glück ſeiner Waffen angeſtellt werden. Ueberhaupt gab er bey dieſer Gelegenheit mehr als einen Beweiß ſeines Stolzes und ſeiner Eitelkeit; unter andern ließ er auch Medaillen ſchlagen, die das Andenken ſeiner Thaten verewigen ſolten. Auf einer dieſer Münzen iſt er ſitzend auf einem Triumphwagen abgebildet. Hinter ihm ſteht die Siegesgöttin, die ihm einen Lorbeerkranz aufſetzt. In ſeiner rechten Hand hält er ein Schwert, und in der linken eine Aegide; erſteres, ſeinen Sieg bey Gemmingen anzudeuten, wo er den Feind im ofnen Felde ſchlug, und leztere, die Klugheit ſeines Betragens gegen den Prinzen von Oranien zu bezeichnen. Der Wagen wird von Eulen gezogen; Vögel, die das heidniſche Alterthum bekanntermaßen der Minerva als Göttin der Weisheit zu widmen pflegte. *)

Aber noch weit auffallender gab er ſeinen Hochmuth bey Anlegung der Citadelle von Antwerpen zu erkennen, die fünf Baſtionen hatte. Vier derſelben nannte er nach ſeinem Namen und Titel: Der Herzog; Ferdinand; Toledo; Alba; die fünfte führte den Namen des Ingenieurs, der die

*) Strada erzählt in ſeiner Geſchichte des belgiſchen Krieges folgende lächerliche Begebenheit, die ſich in dieſem Feldzuge zutrug: Der Herzog von Alba, der Frießland zum Schauplatz des Krieges machen wolte, ließ ſeine Truppen in der Provinz Overyſſel halten, um vorher genau unterſuchen zu laſſen, ob ſo ſtarke Brücken vorhanden wären, daß man ſchweres Geſchütz darüber fahren könnte. Seine

die Feſtung angelegt hatte. Als dieſe Citadelle fertig war, ließ Alba mitten auf dem Waffenplatz derſelben ſeine Bildſäule aufſtellen. Ein deutſcher Künſtler, der Jüngling hieß, und der geſchickteſte Bildgieſſer ſeiner Zeit war, hatte ſie verfertigt. Der Herzog war mit einer drohenden Miene abgebildet; den rechten Arm ſtreckte er gegen die Stadt aus, und zu ſeinen Füßen lag der Adel und das Volk, die auf ihren Knien ihn um Gnade zu bitten ſchienen. Dieſe zwey

Seine Spione aber waren noch nicht weit vorwerts gekommen, als ſie Trommeln rühren hörten, und in der Ferne vier Fahnen gewahr wurden. Eiligſt kehrten ſie nun zurück, um den Spaniern die Annäherung des Prinzen von Oranien zu melden. Auf dieſen Rapport ließ Alba ſogleich ſeine Armee ſich in Schlachtordnung ſtellen, und ſchickte dem Feinde abermals neue Kundſchafter entgegen. Kaum hatten aber dieſe Abgeſchickten eine kleine Strecke hinter ſich gelegt, als ſie vier Fahnen auf eben ſo viel Wagen erblickten, die mit grünem Geſträuche bedeckt, und von einer großen Menge Bauern umgeben waren. Dieſe guten Leuten begleiteten eine Braut, die gewiß an keinen andern als den ſüſſen Krieg der Liebe dachte, und eben ſo friedfertig wie ihre Geſellſchafter geſonnen war. Das ganze Heer lachte über den Irthum der Spione, und die Zurüſtungen zum Treffen verwandelten ſich nun in laute Freudensbezeigungen. Als die Braut vorbeyfuhr, wurden die Trommeln gerührt und eine Generalſalve aus den Musketen gegeben. Seit dieſem luſtigen Auftritt pflegten die walloniſchen Soldaten ihre dem Feind entgegen geſchickten Spionen, ſobald ſie zurückkamen, jederzeit mit der Frage zu bewillkommen: „Habt ihr die Braut nicht geſehen?“

allegoriſche Figuren hatten kleine Näpfe an den Ohren und Bettelſäcke am Halſe hängen, zum Andenken der Benennung Bettler, welche die Spanier den Mißvergnügten beygelegt hatten. Sie waren mit Schlangen, Ottern und andern Sinnbildern umgeben, die Falſchheit, Geiz und Bosheit zu bezeichnen pflegen. Alle dieſe Figuren nebſt dem Piedeſtal waren von Metall gegoſſen, wozu man ſich der bey Gemmingen erbeuteten Canonen bedient hatte. Unten las man nachſtehende prahleriſche Inſchrift:

Zum Ehrengedächtniß des Ferdinand Alwarez von Toledo, Herzogen von Alba, königlich ſpaniſchen Generalſtatthalter in Flandern; weil er den Aufruhr gedämpft, die Rebellen verjagt, die Ausübung der Gerechtigkeit befördert, und den Frieden in dieſen Provinzen wieder hergeſtellt hat.

Anſtatt aber daß dieſes Monument den Mißvergnügten hätte Ehrfurcht einflöſſen ſollen, reizte es ſie nur noch mehr zur Erbitterung. Alba's Nachfolger ließ es zwar an einem weniger in die Augen fallenden Ort ſtellen, weil er dadurch beyde Partheyen zu gewinnen ſich ſchmeichelte. Als aber die Verbundenen 1577 Antwerpen einnahmen, fielen ſie wüthend über dieſes Ehrendenkmal ihres ehemaligen Tyrannen her, und ſchlugen es in Stücken, wobey ſie in ihrem Herzen eben ſo innig vergnügt waren, als ob ein jeder ihrer Streiche dem Herzog ſelbſt getroffen hätte. Einige nahmen ſogar abgeſchlagene Stücke mit nach Hauſe, um ſolche als eine ſchätz-

ſchätzbare Beute aufzuheben; voll von dem Gedanken, ſelbſt der Nachkommenſchaft noch ein Andenken von ihrer an dieſem Todfeind ausgeübten Rache zu hinterlaſſen.

Die deſpotiſchen und barbariſchen Greuel, welche Alba während ſeiner niederländiſchen Statthalterſchaft ausübte, ſind bekannt genug, und erfordern daher eben keiner umſtändlichen Erwähnung. Eine zahlloſe Menge Unglücklicher, ohne Anſehen des Geſchlechts, Alters und Standes, wurden auf das geringfügigſte Zeugniß, bisweilen ſogar nur auf bloßen unerwieſenen Verdacht, der Raubſucht und Barbarey ihres Verfolgers aufgeopfert. Sein unmenſchlicher Plan, den Aufruhr im Blut dieſer armen Schlachtopfer zu erſticken, ſchlug ihm indeſſen doch fehl. Weit entfernt, ſich von einem ähnlichen Schickſal abſchrecken zu laſſen, wurden die Bande, welche die Mißvergnügten untereinander verknüpften, dadurch noch feſter zuſammengezogen. Alba erfocht nachher noch manchen Sieg über die Verbundenen, die ſich demohngeachtet immer wieder erholten, und ihren Feinden ſtandhaft die Spitze boten. Seine letzte That in den Niederlanden war die Einnahme von Harlem 1573, wobey abermals unzählige Grauſamkeiten ausgeübt wurden. Endlich fieng Philipp an ſelbſt einzuſehen, daß es wohl die höchſte Zeit seyn dürfte ſanftere Maaßregeln zu ergreifen. Er rief daher den Herzog, mit deſſen Gemüthsart die Ausführung dieſes neuen Plans nicht im geringſten harmonirte, wieder an ſeinen Hof zurück. Alba überlieferte alſo ſeinem Nachfolger die Regierung, und gieng mit ſeinem Sohn Friedrich, ohne weitern Verzug durch Deutſchland und Italien nach Spanien.

Unge-

Ungeachtet aller Klagen, die bisher wieder ihn eingelaufen waren, wurde er doch nach ſeiner Zurückkunft auf das Beßte aufgenommen, und vom Könige ſeiner Gnade und Vertrauens in eben dem Grade gewürdigt, wie vorher. Er verwechſelte nun das Feltlager mit dem Staatscabinet, und wurde aus Philipps thätigſten Feldherrn, einer ſeiner beſten Miniſter und Räthe. So durchlebte er verſchiedene Jahre von ſeinen Freunden geſchätzt, von Schmeichlern vergöttert, und von Feinden und Neidern heimlich gehaßt, bis ihm endlich ein unvorhergeſehener Zufall die Gnade des Königs raubte, und ſeine Verbannung vom Hofe nach ſich zog.

Garcias von Toledo, gleichfalls einer von Alba's Söhnen, hatte eine vornehme Dame unter einem Eheverſprechen entehrt, und weigerte ſich ihr Wort zu halten. Der König befahl hierauf ihn zu arretiren und nicht eher wieder in Freyheit zu ſetzen, bis er ſeine Zuſage erfüllt haben würde. Mit Hülfe ſeines Vaters, der dieſe Verbindung eben ſo ungerne ſah wie der Sohn, fand Garcias indeß doch Mittel zu entkommen; und um die Abſicht des Königs deſto gewiſſer zu vereiteln, wurde er unverzüglich mit einer ſeiner Anverwandtinnen, der Tochter des Markis von Villena vermählt. Philipp gerieth hierüber ſo ſehr in Zorn, daß er dem Herzog den Hof verbot und ihn auf das Schloß Uzeda verbannte. Nur mit der äuſſerſten Ungeduld ertrug der ehrgeitzige Alba dieſe Beſchimpfung. Doch ungeachtet der vielfältigen Bemühungen, die ſich ſeine Freunde gaben, mußte er beynahe zwey Jahre in dieſer für ihn ſo unerträglichen Lage zubringen.

Gleich

Gleich nach dem Tode des Königs Heinrich von Portugal 1580 ſuchte Philipp ſeine Anſprüche auf dieſes Königreich geltend zu machen, und wem konnte er dieſes Unternehmen, welches durch die Waffen ausgeführt werden mußte, wohl beſſer und ſicherer auftragen als dem Herzog von Alba, einem Manne, der alle zu einem großen Feldherrn erforderliche Eigenſchaften im hohen Grade beſaß. Unvermuthet und zu ſeiner größten Verwunderung erhielt der verbannte Herzog einen Beſuch von zwey Abgeordneten des Königs, die den Auftrag hatten, ihn zu fragen: Ob es ſeine Geſundheit verſtattete, das Commando der Armee zu übernehmen, die Philipp zur Eroberung des Königreichs Portugal beſtimmt hatte. Alba antwortete ohne langes Bedenken, daß er bereit ſey, ſeine wenige Geſundheit und Kräfte dem Dienſt des Königs willig und mit Freuden aufzuopfern. Zugleich machte er ſich unverzüglich zur Abreiſe fertig. Sein Vorſatz war, dem König zu Madrid ſeine Aufwartung zu machen. Aber dieſer Monarch, der niemals eine Beleidigung vergeſſen und verzeihen konnte, wolte ihn nicht vor ſich laſſen, ſondern ſchickte ihm ſeine Verhaltungsbefehle ſchriftlich zu, nebſt der Ordre, ſobald als möglich zur Armee abzugehen. So viel Feinde Alba auch immer durch ſeine Grauſamkeit ſich zugezogen hatte, ſo konnte ihm doch niemand ſeinen Beyfall verſagen, wenn man ſeine unbewegliche Treue betrachtete, die ihn antrieb, ſich in einem hohen Alter und bey ſchwachen Geſundheitsumſtänden, allen Gefahren und Mühſeligkeiten des Krieges auszuſetzen, bloß um den Nutzen ſeines Herrn zu befördern, der ſich doch auf eine ſo auffallende Weiſe unerkenntlich gegen ihn bewies.

Im Juny 1580 drang Alba bereits an der Spitze der ſpaniſchen Truppen in Portugal ein. Die mehreſten Städte öfneten ihm willig die Thore, und erkannten den König Philipp für ihren rechtmäßigen Herrn. Nun ſolte der Marſch nach Liſſabon gehen, wo Don Anton Prior von Crato, der ſich den portugieſiſchen Thron anmaßte, und ſich auch bereits zum König ausrufen laſſen, ein anſehnliches Kriegsheer zuſammengezogen hatte. Alba entſchloß ſich zu Waſſer mit der Armee nach Cascaes zu gehen, weil ſich dem Wege zu Lande verſchiedene beträchtliche Schwierigkeiten entgegen ſetzten. Bey ihrer Ankunft daſelbſt trafen ſie den Feind in einem ſehr vortheilhaften Poſten an. Demungeachtet waren die Spanier bereit dieſe Verſchanzungen auf Befehl ihres Generals anzugreifen. Aber die Portugieſen, die größtentheils aus neu angeworbenen und übel exercirten Leuten beſtanden, ergriffen die Flucht, ohne ihre Ankunft abzuwarten. Nun wurde Cascaes angegriffen und erobert, wobey Alba, wie gewöhnlich, durch neue Grauſamkeiten ſeinen Ruhm befleckte. Ein gleiches Schickſal hatten mehrere feſte Plätze. Don Anton wurde endlich auch angegriffen, geſchlagen und ſein Heer zerſtreut, worauf ſich Liſſabon und mit dieſer Hauptſtadt zugleich das ganze Königreich dem Ueberwinder ergab. Soviel Ehre auch die glückliche Ausführung dieſer Unternehmung den militäriſchen Talenten des Herzogs machte, ſo muß man doch geſtehen, daß er ſich in Portugal nicht weniger ſtolz, blutdürſtig und geldgierig, als ehemals in den Niederlanden betrug.

Alba überlebte die Eroberung von Portugal nicht lange. Er ſtarb 1582 im 74ſten Jahre ſeines Alters, und nahm

den

den Ruhm eines groſsen Feldherrn mit ſich ins Grab. Der Cardinal **Granvella** verſichert in ſeinen Memoiren, daſs man nicht von jeher ſo vortheilhaft von ihm dachte. Wahrſcheinlich war ſeine Unthätigkeit in dem italiäniſchen Feldzuge gegen die Franzoſen 1555 Schuld daran. Das ſchlechte Vertrauen welches man zu ſeinen Fähigkeiten hatte, herrſchte damals ſo allgemein, daſs ein vornehmer Spanier ihm ſogar einen Brief unter der beleidigenden Aufſchrift zuſchickte: „An den Herrn Herzog von Alba, General der Armeen des Königs in Mailand zu Friedenszeiten, und „Oberhaushofmeiſter des königlichen Hauſes zu „Kriegszeiten." Alba zog ſich dieſe verächtliche Begegnung ſo ſehr zu Herzen, daſs er aus ſeinem Schlummer glücklicher Weiſe erweckt und zu Thaten aufgemuntert wurde, die dieſen Schandfleck bald wieder auslöſchten, und ſeine kriegeriſchen Talente in einem ganz andern Licht darſtellten.

Brantome behauptet, **Alba** hätte zuerſt den Gebrauch der Muſketen bey der ſpaniſchen Armee in den Niederlanden eingeführt. Anfänglich war die Wirkung, die dieſe neue Art von Gewehr auf den Feind machte, auſſerordentlich. Alles floh, ſobald nur der Ruf erſcholl: Salgan, ſalgan, los Moſqueteros afuera afuera adelante los Moſqueteros; d. h. Heraus, Muſketiers! Vorwärts! Vorwärts! — Bald aber gewöhnte man ſich auch daran, und am Ende hatten die Niederländer eben ſo gut Feuerröhre dieſer Art wie die Spanier.

Der berühmte Abbe **Raynal** entwirft in ſeiner Hiſtoire du Stadhouderat nachſtehende Schilderung von den

V.

Der gehörnte Bachus.

Auszug aus einem wenig bekannten *) italiäniſchen Werkchen: Die Geſchichte vom Bachus, dem Oberſten der Dummköpfe, Generalaufſeher der Weinſäufer, und Maſtthiere des Olymps. Amſterdam 1651 bey Franz Ma. Boccafranca.

Apoll. Ja ja Sie müſſen reiſen, junger Herr! das Reiſen giebt Menſchenkenntniß, und läßt uns ein Wörtchen mitſprechen. Jetzt ſitzen Sie oft, wie ſtumm, wenn in Aſſembleen ein Diſcours angeſponnen wird, ſtaunen den bereiſten Mercur an, der Stundenlang ſchwazt, und eine Lüge nach der andern vorbringt. Aber ſind Sie erſt gereiſt, dann ſorgen Sie für Bewunderung und Anſtaunen nicht; Bachus iſt wiedergekommen, Bachus muß erzählen, rufen dann alle Göttinnen zuſammen, und machen Ihnen das Polſter noch einmal ſo weich, damit Sie nur recht lange ſitzen bleiben.

Bachus

*) Dies Werkchen iſt 5 Bogen ſtark, und enthält eigentlich die Mythologen vom Bachus in allerley Schwänken, auch Reimen. Ein andrer wäre längſt mit einer Ueberſetzung hervorgetreten, und wer weis, was noch geſchehen wird; ich hielt es aber für Sünde, mit dem ganzen Schwalle das Publicum zu beläſtigen.

Bachus. (dehnend) Aber das wird mich ſehr müde machen.

Apoll. Freylich, und noch mehr die Reiſe, denn Sie müßen zu Fuße reiſen. Fußreiſen ſtärken, und verwandeln das klumpigte Fett in eine anſtändige Magerkeit.

Bachus. Ach! zu Fuße! Ich werde Papa fragen.

Jupiter mußte hohen Rath pflegen ob ſeines Geliebten Ausflucht. Alle Götter, und beſonders die Göttinnen, die ſich ſchon im voraus auf die Unterhaltungen freuten, ſtimmte ein: Bachus müſſe reiſen. Man gab ihm 2 Trabanten und Wechſelbriefe mit, und ſchickte ihn mit guten Regeln und Verhaltungsbefehlen gegen den Herbſt ab. Er hatte ſich ſorgfältig Auszüge aus allen Reiſebeſchreibungen gemacht, und ſich genau ausgezeichnet, wo der beſte Wein wachſe. – Uebrigens reiſte er incognito. Allenthalben, wohin er kam, ließ er ſich zu den Merkwürdigkeiten des Orts ſchleppen, gähnte, gab ſeyn Trinkgeld, und gieng wieder weiter. In einer Stadt, welcher, wiſſen wir nicht, (der Pinſel hielt ſich kein Tagebuch und ſein Gedächtniß war auch nicht recht treu) ſah er über einem Altare ſeine Statue mit Hörnern. Warum trag ich hier Hörner? frug er ſeine beyden Begleiter. Wir wiſſens nicht. Ach das muß ich wiſſen, das wird Spaß geben! Ich biete einen hohen Preiß aus, welcher Gelehrter mir das am beßten beantworten wird, geht verbreitet: Ein Reiſender, der ſeine Kenntniſſe zu bereichern trachte, wolle wiſſen; — das Uebrige könnt ihr errathen.

In wenig Stunden pochte ein ſcharrender Muſenſohn an des Gottes Thüre. Er trat herein, ſprach viel vom Nutzen der Reiſen, prieß den dicken Wandrer ob ſeines Unternehmens und ſeiner Wißbegierde, verſicherte, daß nun nicht ferner nöthig ſey, jemanden zu holen, weil er gewiß die beßte Antwort auf die Preißfrage in der Taſche führe, zog eine Menge vollgeſchriebner Rollen hervor, und fieng an zu leſen:

Es ſchreibet der hochberühmte Poet Horatius —

Ach das wird ſehr lange dauren, wendete Bachus gähnend ein. Kurz, kurz!

Der gelehrte Antworter lobte wieder des Gottes Sparſamkeit in Anſehung der Zeit, verſicherte indeß, daß die Anhörung ſolch einer Deduction, und wenn ſie *noch ſo lange* dauere, ſo eigentlich kein Zeitverluſt zu *nennen ſey*. *Endlich* beſinnet er ſich memoriter aus dem Horaz und Giraldus zu demonſtriren, daß Bachus Hörner die Unbändigkeit anzeigten, in die der Wein die Menſchen verſetzte, und den Stolz, den man an Berauſchten gewahr würde, und ſchloß endlich damit: Ipſe pauper cornua ſumit. Bachus ſchüttelte und ſprach ihm unfreundlich zu: Ich werde Sie rufen laſſen. Vor der Thüre hörte man ein heftiges Gezanke, der Abgewieſene wolte einem andern den Zugang verhindern. Dieſer riß ſich durch, und begann im Tone des erſtern. Doch ließ er noch zwiſchen 3 Stücken die Wahl: Bachus, meynte er, trage Hörner, entweder, ſofern er eins ſey mit dem Oſiris, oder weil die Alten aus großen Hörnern tranken, oder weil er nach der indianiſchen Sitte aus ſeinen Haaren eine Art

von

von hoher Fontange getragen habe. Bachus wußte von dem allen nichts, der Vortrag war ihm zu gelehrt und zu trocken und er ließ auch dieſen gehen.

Flatternd kam ein junges Herrchen herbey, erzählte viel von ſeinen Avanturen mit Frauen und Mädchen, und erklärte endlich: Das Bildniß des Bachus ſey gehörnt, weil Bachus und ſeine Verehrer den armen Erdenſöhnen ſo viele Hörner aufſetzten. Der ehrliche Bachus freute ſich herzlich, daß man ihm ſo viel zutraue, lachte überlaut, und erkannte dem Journaliſten den Preis zu.

b.

VI.
An Haſchka.

Wenn aus ſchwacher Kehle gegen des Donners Gebrüll
Drohung ein Sterblicher krächzte, daß er ſtaunend verſtumme,
Sage mir, Freund, würdeſt du des Thoren eitel Beginnen
Nicht höhnend verlachen?

Renne den ziſchenden Blitzen an des Himmels Geſäum
Keuchend nach. Haſche die Flammen, die ſchwirrend dich höhnen,
Schmiede ſie an den thürmenden Fels mit ehernen Banden, —
Was ſäumſt du Gejagter?

Sing und ſinge Fürſten und Fürſtengehauſe,
Die Tyrannen des Erdballs, gefallne Engel von Anfang,
Schreye dich wund, jag dir ein Meſſer in jeglich Gebeine
Und glühende Dolche,

Daß dein Schmerz ſchreyen dich lehre, und jeglicher Ton
Zehnfach gedonnert durch Felſen, zehnfach zurücke dir fluche,
Daß die Welt höre. — Die Tyrannen bleiben doch Teufel, —
Und Engel die Fürſten.

h.

VII.
An die Liebe.

O holde Göttin, Tröſterin des Lebens!
Das manchen Dornpfad unſerm Auge zeigt,
Du machſt den ſteilen Dornpfad unſres Lebens,
Und unſre Laſten, unſre Sorgen leicht.

Du nährſt das Herz mit reiner Engelfreude,
Die nicht der Fürſt in ſeinem Golde kennt,
Und die mit Recht ihr köſtlicher Geſchmeide
Das Mädchen in des Jünglings Arme nennt.

Das kleinſte Hüttchen wird durch deine Milde
An tauſend tauſend ſchönen Gütern reich,
Und werther uns im ländlichen Gefilde
Das Raſenplätzchen, als — ein Königreich.

Du hebſt auf deinen ſanften Roſenſchwingen
Uns über eine dunkle Zukunft hin,
Und wirſt für die, die innig dich umſingen,
Der ſtillen Weisheit erſte Lehrerin.

Du

Du lächelſt von des Knäbchens Augenliede
Den guten Eltern Himmel in den Sinn,
Und durch dich wird der häuslich ſtille Friede
Des wahren Lebens glücklichſter Gewinn.

Durch deine Kraft wird ſelbſt der Beſte — beſſer,
Schenkſt uns zum Guten neuen Heldenmuth,
Durch dich wird jede Tugend reiner, größer,
Und herrlicher ein jedes Erdenguth!

C. F. Pockels.

VIII.

Der Spaz aus Gallien.

Eine Fabel.

Ein Spaz aus Gallien verließ dort ſeine Brüder,
Und ſetzte ſich in Deutſchland nieder.
Hier lebt' er nun im größten Ueberfluß;
Denn hundert Scheuren, hundert reiche Aecker
Verſchaften unſerm fremden Lecker
Das, was er wünſchte, zum Genuß.

So lebt er manches Jahr, und ließ ſich herrlich ſchmecken
Das deutſche Brod. Doch dankbar war er nicht dafür.
Er ſchalt den deutſchen Spaz ein dummes, plumpes Thier,
Und hörte nimmer auf den deutſchen Spaz zu necken.
Fand deſſen Sprache grob, die Sitten ſchlecht,
Den Ton des Umgangs gräulich,

Die Schönen ungalant, und ihren Witz abſcheulich, —
Kurz ihm war nichts in Deutſchland recht.

* * *

Groſsmüthig nähren wir in unſerm Vaterlande
Den Franzmann, und der Franzmann? — predigt unſre Schande.

C. F. Pockels.

IX.
Litterariſche Nachrichten, von dem berühmten Roger Bacon.

Europa im 13ten Jahrhundert war groſſentheils die Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften und der geſunden Philoſophie dem Mönch Roger Bacon ſchuldig, der kein Benedictiner war, wie Voltaire und viele andre geſchrieben haben. Wenn das Andenken dieſes Engländers nicht allen Glanz hat, den Bacon ſo reichlich verdiente, ſo iſt dieſe Ungerechtigkeit theils dem Mangel an Documenten von ſeinen auſſerordentlichen Arbeiten, theils ſeinen Irrthümern zuzuſchreiben, die noch berühmter als ſeine Entdeckungen wurden, und wodurch man ihn in die Claſſe der Alchymiſten geſetzt hat. Ueberdem auch, weil er zum Nachtheil für ſeinen Ruhm einen Philoſophen eben dieſes Namens, den unſterblichen Canzler Bacon, zum Nachfolger hatte.

Um das Genie des Roger Bacon gehörig zu beurtheilen, muß man ſich ganz ins mittlere Zeitalter verſetzen, in der

der Epoke, wo die Wiſſenſchaften anfiengen aus der Barbarey hervorzugehn, und wo beſonders die Philoſophie ganz darin verſunken war; alsdann wird man über die Geiſtesgröſſe eines Mannes erſtaunen, der faſt ohne Bücher, ohne Inſtrumente, aller Hülfsmittel zu beobachten und zu raiſonniren beraubt, ohne einen andern Führer als ſeinen eignen Verſtand, mitten unter einer allgemein herrſchenden Ignoranz, dennoch ein Licht anzündete, bey deſſen Schein ſeine Nachfolger fortwandeln konnten.

Man hat bis jetzt nur unvollkommen das Leben, die Schriften, die Erfindungen und den Character dieſes auſſerordentlichen Mannes gekannt, allein neuere Unterſuchungen haben dieſe Dunkelheit zerſtreut. Die Verfaſſer eines ſehr gelehrten engliſchen Werks, betitelt: Betrachtungen über den Zuſtand der Kenntniſſe, der Litteratur und des Geſchmacks in England ſeit der Eroberung der Normannen bis zur Regierung Eduard I. haben in Anſehung der Lebensgeſchichte des Roger Bacon ausführliche Nachrichten geliefert.

Er wurde in einem Dorf der Grafſchaft Somerſet im 13ten Jahrhundert von einer alten Familie gebohren. Man ſchickte ihn nach Oxford, das damals ſo barbariſch wie alle andre Univerſitäten in Europa war. Hier erhielt er einige Kenntniſſe von Sprachen und von der peripatetiſchen Philoſophie, worin in jenem Zeitalter die ganze Gelehrſamkeit beſtand. Glücklicherweiſe erwarb er ſich durch ſeine Fähigkeiten, durch ſeinen Fleiß und Gelehrigkeit die Gunſt der

Obern der Univerſität. Unter dieſen waren Edmund Rich, Erzbiſchof von Canterbury, Scherwood, Canzler von Lincoln, und Grotes; alle drey gelehrte Männer, die Rogers aufkeimende Talente zu ſchätzen wußten.

Die Univerſität zu Paris hatte damals ſchon einen großen Ruf, ſo daß ſie junge Leute aus ganz Europa an ſich zog, um hier ihre Studien zu endigen. Roger Bacon gieng auch dahin, erweiterte ſeine Kenntniſſe, und kam in ſeinem 26ſten Jahre als Doctor nach Oxford zurück. *Bald nachher* trat er in den Franciscanerorden, wobey er jedoch in Oxford blieb. Sein Ruhm nahm täglich zu, und mit demſelben die Zahl ſeiner Beſchützer, die ihn zu ſeinen Experimenten mit dem nöthigen Gelde verſahn. Er hatte den Muth und die Klugheit, ſich von den falſchen *abgeſchmackten* Methoden der Schule zu entfernen, *und die Philoſophie auf Facta und Erfahrungen zu gründen.*

Wenn dieſer Mönch gleich nicht den Ruhm des Canzlers Bacon hatte, eine Generalreform in den Wiſſenſchaften eingeführt zu haben, ſo kann man ihm doch nicht das Verdienſt ſtreitig machen, die Nothwendigkeit davon gefühlt, und denſelben Plan gemacht zu haben, den der Canzler Bacon hernach entwarf. In dem Zeitraum von zwanzig Jahren wandte er mehr als 2000 Pfund Sterling an, eine ungeheure Summe für die damaligen Zeiten, um Bücher zu ſammlen, Experimente zu machen, und Inſtrumente verfertigen zu laſſen. Dieſe Arbeiten aber waren ſeiner Ruhe bald ſchädlich. In einem Jahrhundert, wo ſo überaus wenig Menſchen

ſchen Begriffe von philoſophiſchen Wiſſenſchaften hatten, war es ſehr ſchwer denſelben nachzuhängen, ohne den Aberglauben zu reizen. Die Experimente Bacons ſchienen die Wirkung einer übernatürlichen Macht zu ſeyn. Man ſchrieb ſeine Kenntniſſe der Magie zu, und ſo mußte er eine heftige Verfolgung ausſtehn. Er wurde in ſeinem Cloſter eingeſperrt, und ſehr übel behandelt. Die Bekanntmachung ſeiner Schriften wurde ihm durchaus verboten, und alle Correſpondenz ſelbſt mit vertrauten Freunden und Verwandten unterſagt, ausgenommen mit dem Pabſt; desgleichen durfte er auch nicht mehr jungen Leuten wie zuvor Unterricht geben. Seine alten Beſchützer waren todt; und ſo blieb er ganz der Wuth der Mönche ausgeſetzt, die ihn bloß darum verfolgten, weil er klüger war wie ſie.

Dieſer Intoleranz ohngeachtet ſetzte Bacon ſein Studieren mit Eyfer fort. Es war nicht in der Macht ſeiner Feinde, ſeinen erlangten Ruhm zu vernichten. Er war bis nach Rom gedrungen. Der Pabſt Clemens IV. der ſo gelehrt als tugendhaft war, bewunderte die Verdienſte des engliſchen Franciſcaners, und verlangte von ihm alle ſeine Schriften zu ſehn. Bacon verbeſſerte ſie, brachte ſie in Ordnung, und übergab dieſen gelehrten Schatz ſeinem Schüler Jean von Paris, um ihn dem heiligen Vater einzuhändigen. Dieſe Sammlung, die er in einen einzigen Tractat vereinigte, und das große Werk betitelt wurde, enthält alle ſeine Kenntniſſe in den Sprachen, in der Mathematik, in der Chymie und Aſtronomie. Er bewieß darin die Nothwendigkeit Experimente zu machen, und gab von denen Nachricht, die ihn zu verſchiedenen Entdeckungen veranlaßt hätten.

So lang als Clemens IV. lebte arbeitete Bacon ruhig fort; nach dem Tode dieſes Pabſtes aber erhob ſich ein neuer Sturm wider ihn. Hieronymus von Eſculo, General der Franciſcaner, ließ den Philoſophen einſperren. Er blieb in dieſem Kloſterkerker zehn ganzer Jahre, und mußte die härteſte Pönitenz ausſtehn, wobey er mit niemand auſſerhalb den Kloſtermauern Gemeinſchaft hatte. Den Vorwand dieſer Verfolgung gaben Bacons Schriften über die Negromantie und Aſtrologie. Er litte indeſſen alles mit der größten Standhaftigkeit. Wahrſcheinlich würde dieſe Prüfung bis an ſein Lebensende gedauert haben, denn ſein alter Feind Eſculo beſtieg unter dem Namen Nicolaus IV. den römiſchen Stuhl. Dieſer Pabſt gehörte nicht zu den Unwiſſendſten; er hatte Bacon mehr aus Nachgiebigkeit gegen ſeinen Orden als aus Fanatismus verfolgt. Der gekränkte Philoſoph bemühte ſich nun ſeine Gnade zu erlangen. Er ſchrieb an ihn und eignete ihm ein Werk zu, über die Mittel den Schwachheiten des Alters zuvorzukommen, wobey der Verfaſſer ſeine Meynungen in eine affectirte Dunkelheit hüllte, aus Furcht, vom neuen den Aberglauben zu empören. Der Pabſt achtete dieſe Huldigung nicht, jedoch geſtattete er auf die Vermittelung einiger vornehmen Engländer, daß Bacon ſeine Einſamkeit verlaſſen durfte. Er gieng nach Oxford, woſelbſt er im J. 1292 ſtarb.

Es wurde eine wahrhafte Geiſtesgröſſe und höchſtſeltne Naturkräfte bey Roger Bacon erfordert, um ſich ſo über die Vorurtheile ſeines Zeitalters zu erheben, und gleichſam in dem Brennpunct eines einzigen Kopfs alle zerſtreuete Strahlen

Strahlen der wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe zu ſammeln, die ſodann mit neuen Wahrheits- und Entdeckungszweigen von ihm vermehrt wurden.

Bacon hatte ein Univerſalgenie, das heißt, er beſaß die Fähigkeit, eine Menge ſehr verſchiedener Gegenſtände zu faſſen. Er verſtand die lateiniſche, griechiſche, hebräiſche und chaldäiſche Sprache. Sein ſogenanntes großes Werk enthielt vortrefliche critiſche und grammaticaliſche Vorſchriften. Da er die römiſchen Dichter mit Leidenſchaft verehrte, ſo führt er ſie oft in ſeinen Schriften an; auch ſchrieb er Betrachtungen über den Virgil und über andre alte Claßiker, nicht allein wie ein Philologe, ſondern wie ein Mann von Geſchmack. Sein lateiniſcher Styl hat mehr Preciſion, mehr Reinigkeit und Klarheit, als dem Jahrhundert, worinn er lebte eigen war. Auch hatte er Fortſchritte in andern Wiſſenſchaften gemacht. Er ſchrieb hiſtoriſche Fragmente, und machte ſehr genaue chronologiſche Berechnungen. Mit der Geographie war er auch vertraut, ſogar ſolche Länder betreffend, die zu ſeiner Zeit am wenigſten bekannt waren, als China und die Tatarey, über welche Reiche man ſinnreiche Bemerkungen in dem großen Werke findet. In eben dieſem Werk zeigte er den großen Nutzen, die Mathematic auf die Wiſſenſchaften anzuwenden. Seine Schriften über die Geometrie werden noch geſchätzt.

Seit dem Archimedes hatte vielleicht niemand ein ſo auſſerordentliches Genie für die Mechanic. Als man ihn der Magie beſchuldigte, bewies er, daß viele Geheimniſſe die

man derſelben zuſchrieb, entweder Werke der Kunſt oder Arbeiten der Natur wären. Er erfand und vervollkommnete eine große Menge von Maſchinen. Von ihm kam die erſte Idee ein Fahrzeug ſo zu bauen, daß es von einer einzigen Perſon regiert werden konnte, und das geſchwinder als ein völlig ausgerüſtetes Schif ſegelte. Er hatte auch einen Wagen erfunden, der ohne von Thieren gezogen zu werden von ſelbſt ſchnell fortrollte; Erfindungen, die wenn ſie gleich nicht zur Vollkommenheit kamen, doch die Geiſteskräfte und Kenntniſſe des Roger Bacon beweiſen können.

Er hatte die Optik ſtudirt. Dies war ſeine Lieblingswiſſenſchaft, von der man zu ſeiner Zeit ganz und gar nichts wußte. Er beſchrieb eine Methode Brillen zu machen, verfertigte Brennſpiegel, und gab uns die erſte Anleitung zu der Camera obſcura. Es iſt ſogar glaublich, daß die wichtige Entdeckung des Teleſcops ihm nicht unbekannt war, denn man findet in ſeinen Werken einige Stellen, die ganz deutlich die Grundſätze ihrer Verfertigung angeben. In der Aſtronomie entdeckte er verſchiedene Irrthümer den Calender betreffend, und ſchlug Mittel vor ihn zu verbeſſern. Er bat Clemens IV. den alten Styl abzuändern, und ſein Plan war vollſtändiger und genauer als derjenige, der nachher vom Pabſt Gregorius XIII. ausgeführt wurde. Er wolte ſeine Berechnungen von der Geburt Chriſti, und nicht vom Niceiſchen Concilio anfangen. Der Calender, ſo wie er ihn entwarf, iſt noch vorhanden, und iſt wahrſcheinlich bey der gregorianiſchen Reform zum Grunde gelegt worden.

Er

Er war der erſte, der in England die Chymie cultivirte, auch zeigte er die Wirkungen der Beſtandtheile des Schießpulvers an; ein Umſtand, der hernach den berühmten Schwarz Gelegenheit zu der vollſtändigen Erſindung dieſes auſſerordentlichen Kriegsmittels gab. Ob man gleich dieſe Wahrheit beſtritten hat, ſo liegt ſie doch in Roger Bacons Werken vor Augen, wo man die Zuſammenſetzung dieſer ſchrecklichen Subſtanz mit ihren Wirkungen deutlich angezeigt findet.

Die Alchymiſten haben ihn immer als einen ihrer vornehmſten Häupter betrachtet, und thun es noch. Es iſt wahr, daß Roger Bacon ſich mit der Verwandlung der Metalle ſehr beſchäftigte, da aber heut zu Tage am Ende des 18ten Jahrhunderts, im Mittelpunct der Aufklärung, trotz allen den Academien, dieſe lächerlichen Arbeiten wieder hervorgeſucht, von einer Menge Marktſchreyer und Halbgelehrten betrieben, und von den vornehmſten Männern geehrt und beſchützt werden, wer wird es wagen einem Mönch des 13ten Jahrhunderts Vorurtheile zur Laſt zu legen, die die Chemie und zahlloſe Experimente noch nicht haben vernichten können? Wenigſtens erzeugten Bacons Feuerarbeiten einige nützliche Entdeckungen und Erfindungen, die man nachher benutzt hat. Es würde ſchwer ſeyn von den ſinnloſen Arbeiten der heutigen Alchymiſten ein Gleiches zu ſagen.

So war der Mönch Roger Bacon beſchaffen, von welchem Boerhave mit Ehrfurcht ſpricht, und ihn den bewundrungswürdigen Doctor nennt. Sein feuriger, hartnäcki-

ger

ger Character, der bey Unglücksfällen ſowohl als bey Schwierigkeiten unbiegſam war, erregt nicht weniger Erſtaunen, als ſeine ausgebreiteten Kenntniſſe. Unglücklicher Weiſe giengen eine Menge ſeiner Schriften verlohren, oder wurden auch von den Franciscanern verbrannt; ſo daß Leland mit Recht geſagt hat, daß es ihm leichter ſeyn würde, die ſybilliſchen Bücher, als die Titel von Roger Bacons Werken, zu ſammlen.

X.

Florio und Lucilie; oder die tugendhafte Entführung.

Eine Erzählung.

Je mehr wir uns von großen Städten entfernen, deſtomehr nähern wir uns den Scenen ſchuldloſer Glückſeligkeit, die zugleich die Frucht und Belohnung wahrer Liebe ſind; jener Liebe, die uns der Himmel einpflanzte, welche die Tugend liebreich erzog, und welche zärtlichen Herzen die Erde zum Paradieſe macht, wenn es ſonſt unter dem Monde ein Paradieß giebt. In dieſen friedlichen Wohnörtern werden, zur Schande laſterhafter Größe, die Grundſätze der Ehre für den einzigen Ruhm der Männer angeſehn, und die unſchuldigen Grundſätze tugendhafter Empfindſamkeit für die Grundlage aller liebenswürdigen Eigenſchaften des ſchönen Geſchlechts gehalten.

Un-

Unglücklicher Florio! Unglückliche Lucilie! warum mußtet ihr, erzogen an dem Buſen der Treue und Unſchuld, einer laſterhaften Welt zum Beyſpiele beſtimmt ſeyn, daß Unſchuld und Treue nicht hier, ſondern jenſeits des Grabes erſt Schutz und Belohnung erwarten darf?

Die Geſchichte dieſes unglücklichen Paars, die ſchon vielen bekannt iſt, enthält nur wenig Vorfälle, aber jeder derſelben iſt lehrreich! —

Florio war ein junger Officier in einem unſerer Regimenter, von vieler Ausbildung. Im Anfang des americaniſchen Krieges, wo man alles, aber leider vergebens aufbot, um über die aufrühreriſchen Colonien zu triumphiren, wurde er mit einiger Mannſchaft nach Wales auf Werbung geſchickt. Er nahm ſeinen Standort in einer Stadt, die nicht weit von dem Wohnorte der ſchönen Lucilie, einer Tochter eines reichen und vornehmen Mannes in der Grafſchaft ***, entfernt war. — Sie ſahen ſich zuerſt auf einem Balle; und wenn jemals eine Liebe auf den erſten Anblick von den Geſetzen der Klugheit gerechtfertigt werden konnte, ſo war dies gewiß der Fall bey Florio und Lucilien. Beyde, von der Natur für einander geſchaffen, begegneten ſich kaum mit ihren Blicken, als ſie ſich ſchon gegenſeitig und ohne daß ſie ſelbſt es wußten, liebten. Gott Amor hatte beyder Herzen mit einem ſeiner unwiderſtehliche Pfeilen getroffen.

Lucilie, die ſchon lange der Süßigkeit mütterlicher Zärtlichkeit und Liebe hatte entbehren müſſen, lebte bey ihrem Vater, der ſie zärtlich liebte. Oft nannte er ſie in Stunden

guter Laune zärtlich ſeinen Engel, ſeine Göttin. Im Grunde aber waren ſeine Guineen, Ländereyen und der Stammbaum ſeiner Ahnen, die einzigen Götzen, die er verehrte. — Geiz und Stolz! — Welche Vereinbarung von Leidenſchaften ſeyd ihr in der Bruſt eines Vaters, die in weiter nichts Glückſeligkeit fand, als in einer niedrigen und ſelbſtſüchtigen Befriedigung! —

Dieſe waren es, die der Hofnung unſerer Liebenden unüberſteigliche Hinderniſſe entgegen ſetzten. Denn Florio konnte weder auf ſeinen Stammbaum noch auf ſeine Glücksumſtände ſtolz ſeyn. Lucilien war dieſer Umſtand nicht unbekannt, aber er diente nur dazu, ihre Liebe gegen Florio zu vermehren. Sie ſahe freylich wohl ein, daß ſie nie mit ihres Vaters Beyſtimmung die Glückſeligkeit genieſſen würde, Florio ihren Gatten zu nennen.

Unterdeß war er der tägliche Geſellſchafter des alten Herrn, und ſetzte ſich ſo bey ihm in Gunſt, daß er alles von ihm erhalten haben würde, nur nicht die Hand ſeiner Tochter, wonach er allein ſtrebte. Hierdurch würde das Blut eines alten Britten verunreinigt worden ſeyn. Florio ſahe wohl ein, daß ein einziges Wort von ehelicher Verbindung ihm auch ſelbſt den Anblick ſeiner geliebten Lucilie rauben würde. — Nach Verlauf einiger Wochen wurde die Liebe unſeres Paars auf eine harte Probe geſtellt; denn Florio erhielt den Befehl, zu ſeinem Regiment zu ſtoßen, um nach America eingeſchift zu werden. America war in den Ohren Luciliens ein ſchrecklicher Ton, und für den Liebling ihrer unſchuldigen

Nei-

Neigungen unglückbringend. — Was war zu thun? — Lucilie konnte ohne ihren Florio nicht leben, und unſerm verliebten Helden war der Gedanke, ſeine theure Lucilie zurück zu laſſen, ſchrecklicher als ein tauſendfacher Tod. Bey den niedrigen und eigennützigen Vorurtheilen eines Vaters, deſſen Herz ſchon lange gegen die zärtlichen Empfindungen der Liebe verſchloſſen war, unterſuchten ſie bloß ihre Herzen und beſchloſſen den Befehlen der Liebe zu folgen. Sie wolten entfliehen, und ihre Glückſeligkeit in ſich ſelbſt finden, ſolte ſie auch das Schickſaal ans äuſſerſte Ende der Erde führen. — Am Abend vor ihrer Flucht ſchrieb Lucilie an ihren Vater einen Brief, worinn ſie ihn mit den zärtlichſten Ausdrücken kindlicher Pflicht und Ergebenheit beſchwor, ſie wegen dieſes unvermeidlichen und an ſich tadelloſen Schritts nicht zu verdammen; der ihr aus keiner andern Urſach ſchmerzhaft ſey, als daß er einen ſtrengen aber doch zärtlichen Vater wegen der Sicherheit einer geliebten Tochter beſorgt machen würde. Indeß könne er hierüber völlig beruhigt ſeyn; da ſie ſich dem Schutze eines tugendhaften Mannes anvertraut habe. Ihre eigne Tugend würde alſo wie bisher unverletzt bleiben. — Von dieſem Briefe wurde eine anonymiſche Abſchrift in die öffentlichen Blätter zu London gerückt. Er war ſo zierlich, aber geheimnißvoll abgefaßt, daß er in allen Geſellſchaften der feinen Welt ein Gegenſtand der Bewundrung, Vermuthung und des Nachforſcheins wurde. Der Vorfall worauf er anſpielte, trug ſich gegen Ende des Jahrs 1776 zu: und einige Leſer werden ſich erinnern, daß um die Zeit, eine Menge Anzeigen unter den Anfangsbuchſtaben (D. W.) in die Zeitungen eingerückt wurden, worin eine

ſchöne Flüchtlingin zur Rückkehr in die Arme eines Vaters ermahnt wurde, der über ihren Verluſt tief betrübt ſey, und der nicht in Frieden ſterben könne, ohne noch einmal ſeine geliebte Tochter geſehen zu haben. Er ſey völlig geneigt, alle ihre Wünſche zu erfüllen, und ſie unter väterlichen Seegen mit dem Manne ihres Herzens zu vereinigen. — Ach! wolte der Himmel er hätte ſich früher ſo gütig erklärt! Er wußte es ſchon lange, oder Er müßte ganz blind geweſen ſeyn, wenn er nicht eingeſehen hätte, das Florios und Luciliens Liebe eben ſo untadelhaft als unbegränzt war. Nun fühlte er nur zu ſehr, daß er durch die Hinderung ihrer Glückſeligkeit, ſeine eigne untergraben hatte.

Seine Nachrichten und manche andere Anzeigen der Art erſchienen zu ſpät. Unſere Liebenden waren ſchon glücklich in Neuyork gelandet; (wo *Hymens* Bande ihre Wünſche endlich krönten) als der unglückliche Vater erſt ſeines Fehlers gewahr wurde! — Armer Vater, dein Verluſt war unerſetzlich! Aber auch du, liebenswürdige Lucilie, warſt zum Elend und Jammer beſtimmt! — Kaum konnteſt du den Nachſtellungen des Laſters entgehen! Deine Tugend und Unſchuld konnte hier auf der Erde keinen Schutzort finden.

In allen Ländern wird die Ehre als ein vorzüglicher Characterzug eines Soldaten angeſehen; aber wenn werden wir eine richtige Beſtimmung dieſes Worts erhalten, um mit Genauigkeit angeben zu können, worin Ehre — Ehre des Militärſtandes beſtehe? Der Obriſt, unter dem Florio

ſtand,

ſtand, wurde allgemein für einen Mann von Ehre im ſtrengſten Verſtande angeſehen; und doch war es auch mehr als zu bekannt, daß Niemand in Rückſicht des Frauenzimmers mehr wider die Grundſätze der Ehre handelte. Um keinen Preis würde er je eine Mannsperſon, wenn ſie etwa ſeinen Vergnügungen nicht in den Weg trat, beleidigt haben. Aber ein Frauenzimmer, ein hülfloſes, ſchönes Frauenzimmer ſahe er ohne Gewiſſensunruhe für ſeine geſetzmäßige Beute an.

Kaum war die unſchuldige und argloſe Lucilie in America angekommen, ſo ſahe er ſie mit wollüſtigen Augen an, und beſchloß, ſie zu verführen. Niemand konnte gegen ſie artiger und gegen ihren Mann aufmerkſamer ſeyn als der Obriſt; und Florio und Lucilie, alles Verdachtes unfähig, ſahen ihn als ihren Vater an. Indeß wurde dem Obriſten Florios Gegenwart bald läſtig. Auch bemerkte Lucilie mit der den Frauenzimmern eignen Scharfſichtigkeit bald, daß ſeine beſtändigen Aufwartungen mehr zum Grunde hatten als bloſſe Freundſchaft; zumal da er jetzt in ſeinem Betragen gegen ihren Mann kalt und zurückhaltend wurde, da er ſich zuerſt gegen ihn warm, offen und edelmüthig betrug. Bis jetzt hatte er es noch nicht gewagt, ihr ſeine Neigung zu entdecken, die ihn von Tag zu Tage immer ärger folterte. Allein endlich, von der Heftigkeit ſeiner Leidenſchaft, die blos nach Befriedigung ſtrebte, übermannt, ſetzte er Vernunft und Tugend aus den Augen, und ſchämte ſich nicht, jede verführeriſche Ueberredung und jede unmännliche Liſt anzuwenden, ſie zu ſeinen ſchändlichen Abſichten zu verführen.

Lucilie betrug ſich bey dieſem Vorfalle mit ſolcher ehelichen Treue und Großmuth, welche, ſo unmodiſch ſie auch in dieſen Tagen laſterhafter Ausſchweifung und Verfeinerung ſcheinen mag, der keuſcheſten Frau des alten Roms Ehre gemacht haben würde, als es noch der Römer größter Stolz war, tugendhaft zu ſeyn. Sie ſiegte über alle hinterliſtigen Nachſtellungen des Vernichters ihrer Ruhe. Den Obriſten quälte der Gedanke, von einem Frauenzimmer zurückgeſtoßen und verachtet zu ſeyn ſo ſehr, daß er die ganze Wuth ſeines von Rache erfüllten Herzens an dem armen Florio ausließ, den er übrigens um keiner Urſache willen haßte, als weil er ihn für das einzige Hinderniß hielt, daß der Erfüllung ſeiner Wünſche im Wege ſtand. Eines Tages ſuchte dieſer unglückliche junge Mann einige Kräuter, woraus er für ſeine Lucilie, wegen ihrer kränklichen Umſtände, Arzeney bereiten wolte, und überſchritt hierbey unverſehens die der Garniſon vorgeſchriebnen Gränzen. Dies Vergehen, wenn man es ein Vergehen nennen kann, diente dem Obriſten zu einem hinlänglichen Vorwande, den Florio in Verhaft bringen zu laſſen. Er wurde wegen des Geſtanks und Feuchtigkeit des Gefängniſſes von einem heftigen Fieber befallen, wovon auch Lucilie, die keine Gewalt einen Augenblick von ihrem geliebten Gatten trennen konnte, angeſteckt wurde, und welches beyden einen baldigen Tod drohte.

Indeß ſie beyde in dieſem ſchrecklichen Kerker, von Krankheit und Leiden niedergedrückt, ſchmachteten, wurde Lucilien heimlich von dem ſchändlichen Urheber ihres Elends ein Brief zugeſchickt, worin er erklärte: „wenn ſie endlich

darein

darein willigen wolle ihren Mann zu verlaſſen, ſo ſolte ihr gleich ein ſchönes Hauß zu Befehl ſtehen, und nichts verabſäumt werden, was nur irgend zu ihrer Geneſung etwas beytragen könnte und zur Gründung ihres Glücks dienlich wäre. Sobald ſie mit vieler Mühe Feder, Dinte und Papier erhalten hatte, ſchrieb ſie ihm mit zitternder Hand folgende Antwort:

„Wiſſen Sie, unwürdiger Mann, daß wenn ich gleich „in dieſem Augenblicke auf der Folter zu ſterben verdammt „würde, (ſchmerzhafter würde jene gewiß nicht ſeyn, als die „Leiden, die ich jetzt erdulden muß) ſo würde ich doch ein „Leben mit allem Glanze der großen Welt vereint, nicht „annehmen, wenn ich, um eines ſolchen nichtswürdigen „Glücks zu genießen, gezwungen wäre, durch Aufopferung „meiner Ehre, auch die Ehre meines Mannes aufzuopfern. „Denken Sie nicht, daß die Grundſätze unbeſtechlicher Recht„ſchaffenheit und das quaalvolle Gefühl unverdienter Unter„drückung nicht in einem Buſen beyſammen ſeyn könnten — „ja in dem Buſen eines ſchwachen und freundeloſen Wei„bes! Ja, elender Verführer, in dem Meinigen ſind ſie „und ſollen ſie ſeyn, ſo lange ich athme. Die Beleidigun„gen, die Sie mir zugefügt haben, ſind um deſto ſchändlicher, „da es mir mein Herz ſagt, und Sie es auch ſelbſt wiſſen, „daß mir in meinem Betragen nicht die geringſte Unvor„ſichtigkeit zu Schulden kömmt, welche Sie zu den Gedan„ken hätte verleiten können, daß ich fähig ſey, jemals einem „Antrage Gehör zu geben, der der Unſchuld zuwider und „meinem Florio nachtheilig wäre. Hören Sie alſo auf,

„meine Leiden durch Ihre ungeſtüme Zudringlichkeit zu ver„mehren, die mir eben ſo verhaßt, als ſie in den Augen „des Himmels ſchändlich iſt. Vor allen Dingen aber be„ſchwöre ich Sie, meine Gegenwart zu meiden. So ſchwach „auch dieſe Hand iſt, und ſo unfähig mir oder meinem „Gatten Beyſtand zu leiſten, ſo würde ſie ſich doch viel„leicht, von Verzweiflung geſtärkt, gegen den ſchändlichſten „der Menſchen zur Rache erheben, wenn er es wagen ſol„te, ſelbſt im Augenblicke des Todes, ſich dem Anblicke Lu„ciliens zu nahen.“

Jedes Wort in dieſem Briefe war ein Dolchſtich in die Seele des Obriſten. Sein von Natur menſchliches Herz, das gegen die Reize der Unſchuld und jenes Gefühl, das eigentlich den Mann von Ehre und wahrer Rechtſchaffenheit characteriſirt, noch nicht ganz verſchloſſen war, wurde von Reue und Gewiſſensangſt zerriſſen. Er konnte keinen Augenblick eher ruhen, als bis er ſeinem natürlichen aber aus Leidenſchaft verleugneten Edelmuthe gemäß, an unſere tugendhafte Heldin eine ſchriftliche Erklärung geſchickt hatte, worin er ſie und ihren beleidigten Gemahl tauſendmal wegen ſeines vorigen Betragens um Verzeyhung bat. Er verſicherte ſie in den Ausdrücken der bitterſten Reue, daß er bis jetzt den Werth eines Geſchlechts, deſſen Zierde ſie ſey, nicht gekannt habe, und gegen welches er, mit Erröthen müßte er es bekennen, ſein ganzes Leben hindurch als ein Böſewicht gehandelt habe. — Mit dieſer Botſchaft ſandte er ſogleich den Befehl, Florio aus ſeinem Verhaft zu entlaſſen, und dies unglückliche Paar mit allen Hülfsmitteln und Bequem-

lich-

lichkeiten zu verſehen, die ihre Krankheit erfoderte, oder die ſich wenigſtens in der jetzigen Lage der Garniſon herbeyſchaffen ließen. Es war auch ſeine Abſicht, dem Florio ohne Aufſchub zu einer Compagnie zu verhelfen. Allein dies Vorhaben wurde leider vereitelt. Denn das Fieber, das noch immer an ihrem Leben nagte, entriß ſie 8 Tage nach dem plötzlichen Wechſel ihrer Glücksumſtände innerhalb 2 Stunden der Erde, und ließ ihren abgeſchiedenen Seelen den einzigen Troſt, daß ihre ſterblichen Hüllen einem Grabe unter Seufzern und Klagen einer großen Anzahl Zuſchauer anvertraut wurden, die jemals bey dem Begräbniß eines würdigen aber wahrhaft unglücklichen Paares zugegen geweſen waren.

C. S. Kramer.

XI.

Berichtigung eines nicht unbedeutenden Druckfehlers.

Im Octoberſtück S. 431, wo der Herausgeber ſich über proſaiſche und poetiſche Beyträge erklärt, verändern zwey fehlende Buchſtaben den ganzen Sinn. Es *heißt nämlich:* So angenehm ihm auch poetiſche Beyträge ſind, ſo werden ihm doch wegen des kleinen zu dieſer Gattung Aufſätze beſtimmten Journalraums, die proſaiſchen Beyträge willkommener ſeyn. Die poetiſchen ſind daher nichts weniger als ausgeſchloſſen; im Gegentheil halte ich ſchöne Verſe für eine Zierde dieſes und eines jeden Journals, *und bin meinen gütigen* Freunden für *dergleichen Zuſendungen* nicht wenig verbunden.

v. A.

Regi-

Regiſter
des zweyten Bandes
der neuen Litteratur und Völkerkunde.

Julius.

I. Franz Pyrard's Reiſen und Abentheuer S. 3—36
II. Epiſtel an den Herausgeber des Journals, nebſt einem Gedicht an den Schatten Friedrichs, von Madame Karſchin . . 36—41
III. Anzeige einiger Schriften über die Verbindung der Rechtsgelehrſamkeit mit den ſchönen Wiſſenſchaften, von Hrn. D. Chriſt. Heinrich Schmid zu Gießen 42—61
IV. Salgar, von Herrn Cramer . 61—71
V. Brittiſche Parlamentsdebatten, die Toleranz der Diſſenters betreffend. Eine Ueberſetzung aus dem British Mercury . 72—95
VI. Antrittslied des Geſellſchaftsnachtwächters in Dölitz. Mit einer Zuſchrift von Herrn Anton Wall 96—101
VII. Blanchard in Frankfurth, von Hrn. Affſprung 101
VIII. Weltkenntniß eines Bauers, von Herrn Affſprung 101
IX. Der Löwe und der Elephant. Eine Fabel von Herrn Schink . . 102
X. An den Wuchrer Flapp, von Herrn Schink 103
XI. Verläumdung, von Herrn Schink 103
XII. Mercantiliſch-litterariſche Merkwürdigkeit 103—106
XIII. Brittiſche Litteratur . 106—112

August.

Auguſt.

I. Der Rheinfall. Schafhauſen im Heumond 1786. Von Herrn Ratſchky . . S. 113 — 117
II. Franz Pyrard's Reiſen und Abentheuer. (Beſchluß) . . 117 — 155
III. Die Rechnung. Eine hiſtoriſche Anecdote 155 — 157
IV. Die Gebornen . . 157
V. Sie thut's nicht: eine Erzählung 158. 159
VI. Ueber Neapel. Von dem neapolitaniſchen Adel, der Geiſtlichkeit ꝛc. . 160 — 188
VII. Gedanken über Buchhandlung und Nachdruck ꝛc. 189 — 216
VIII. Friedrich der Zweyte 1777; von Herrn Schink 216
IX. Impromptu. Gräfin Sophia Frieß am Tage ihrer Confirmation 1784; von Herrn Schink 217
X. An Tina von Hohenberg als ſie ſang, 1786; von Herrn Schink . . 218
XI. An den Pfarrer Dumm während ſeiner Predigt 1776; von Herrn Schink . 218

September.

I. Schubart . . 219 — 252
II. Freye Nachahmung der 8ten und 9ten Ode des erſten Buchs des Horaz. Von Hrn. D. Cordes 253 — 255
III. Empfindungen über die Mainziſche Coadjutorwahl. Von Hrn. D. Kauſch, K. Preuß. Kreishauptmann zu Militſch . . 255 — 258
IV. Gleichnißgeſang. Von eben demſelben 258 — 260

V. Ge-

V. Geſchichte des großen Tumults in Genua und der Befreyung der Stadt im Jahr 1746 . S. 260—286
VI. Die Stimme des Volks an ſeinen König Friedrich Wilhelm den Zweyten, vorgetragen von einem Brennen, 1786 . . 286—294
VII. Albert der Waldmann. Von Hrn. L. Schubart . . 294—303
VIII. Fragment eines Schreibens von einem Engländer aus Livorno an ſeinen Freund in London. Aus dem in Hamburg herauskommenden British Mercury überſetzt. Vol. II. . 304—306
IX. Die Hunde und der Löwe. Eine Fabel von Hrn. C. F. Pockels . . 306. 307
X. Natur. An Karl Immanuel Kant. Von Hrn. Lor. Leop. Haſchka . 308. 309
XI. Welch ein Volk! Von Hrn. Lor. Leop. Haſchka 309. 310
XII. Epiſtel an Herrn Profeſſor Wehnert in Parchim. Von Hrn. Brinkmann . 310—317

October.

I. Briefe von Lorenz Sterne, aus dem in Hamburg erſchienenen Engliſch Lyceum überſetzt 319—339
II. Frohe Ausſichten der deutſchen Muſen unter Friedrich Wilhelm, ihrem Beſchützer. Eine Vorleſung in einer gelehrten Geſellſchaft. Von Hrn. C. S. Kramer . . 340—360
III. Ungedruckte Briefe des Herrn von Voltaire an

Hrn.

Hrn. von Pilavoine in Pondichery. Aus dem Franzöſiſchen überſetzt . S. 360 — 366
IV. Volkslieder, vom Herrn Gleim 366 — 369
V. Gorgon, von Herrn L. Schubart 369 — 373
VI. Simon, ein Beckerjunge. Anecdote von S.** 373. 374
VII. Geſchichte der kriegeriſchen Vorfälle in Genua im Jahr 1747 und 1748. (Beſchluß.) 375 — 397
VIII. An die Ernonnen, von Hrn. Haſchka 397. 398
IX. An Ramler. Eine Ode, von Hrn. Maioch 398. 400
X. Große Wirkung aus kleinen Urſachen, von Fräulein Gabriela von Baumberg . 400. 401
XI. An ein junges Brautpaar, von Fräulein Gabriela von Baumberg . 401
XII. Briefwechſel des Herrn Linguet bey Gelegenheit ſeiner Reiſe nach Wien im Jahr 1786 402 — 413
XIII. Das Aeſchen und der Fuchs. Eine Fabel, von Herrn C. F. Pockels . 413. 414
XIV. Nachtrag zur topo- und anthropographiſchen Beſchreibung des Königreichs Babimanien, des Landes der Uhumanen, Sperberlandes, Oſt- und Weſtgothlands, Königreichs der Hunnen und des Landes der Philoſophen . . 414 — 421
XV. Paul Pasquin über die Alten und Neuern. Aus dem Engliſchen überſetzt . 422 — 430
XVI. Nachricht . . 431. 432

November.

I. Die Schlacht bey Hochkirch, im Jahr 1758; von J. W. v. Archenholtz . 433 — 442

II. Ei-

Digitized by Google

II. Einige neue Nachrichten von dem Leben und Character des Weltumſeglers Cook, von David Samwell. Aus dem Engl. überſetzt, vom Hrn. Cramer. S. 443 — 460

III. Apollo. Skizze aus dem goldenen Alter, von Hrn. Ludwig Schubart . 460 — 462

IV. Die Freyheit. Eine Antike, von Hrn. L. Schubart 463. 464

V. Kurze Biographie des verſtorbenen preußiſchen Dichters D. A. Surkau, von Hrn. Grüner 464 — 480

VI. Genuine Nachricht von der Beendigung der zweyjährigen allgemeinen Getraidetheurung in Deutſchland und an vielen Orten erlittenen Hungersnoth durch den Reichsſchluß in Regenſpurg vom 7. Febr. 1772 . . 480 — 497

VII. Ueber die Bücherfreyheit im Oeſterreichiſchen, von Hrn. Haſchka . 497. 498

VIII. Der aufrichtige Schurke, von Hrn. Haſchka 499

IX. Etwas von Königen, Generalfeldmarſchällen und meinem Großvater, von Hrn. Doctor Cordes 500 — 506

X. Am fünf und zwanzigſten Jahrstag der Vermählungsfeyer meiner lieben Eltern, den 3ten Hornung 1787. von Fräulein Gabriela von Baumberg 506 — 508

XI. Betrachtungen und Urtheile über die neueſten politiſchen Begebenheiten . 509 — 514

XII. Der falſche Graf von Sarjedo, eine hiſtoriſche Anecdote des 17. Jahrhunderts 515 — 525

XIII. Hume, Spinoza und Mendelsſohn. Drey Manen, von B. . . 526 — 528

XIV. Das Glück der Völker. Eine Vorleſung vom Hrn. Domprediger Streithorſt in Halberſtadt 529 — 534

XV. Das engliſche Lyceum und der brittiſche Mercur, als litterariſche Unternehmung betrachtet S. 535 — 544

December.

I. An die Stadt Amſterdam. Von Hrn. Gleim 547. 548
II. Die Schlacht bey Torgau, am 3ten Nov. 1760. Von einem preußiſchen General 548 — 569
III. Prophezeyhungen für das Jahr 1784. Von Hrn. Schink . . 569 — 576
IV. Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Ferdinand Alwarez de Toledo, Herzogen von Alba 576 — 595
V. Der gehörnte Bachus, von B. 596 — 599
VI. An Haſchka . 599. 600
VII. An die Liebe, von Hrn. C. F. Pockels 600. 601
VIII. Der Spaz aus Gallien. Eine Fabel von eben demſelben . . 601. 602
IX. Litterariſche Nachrichten von dem berühmten Roger Bacon . 602 — 610
X. Florio und Lucilie; oder die tugendhafte Entführung. Eine Erzählung, von Hrn. C. F. Kramer 610 — 619
XI. Berichtigung eines nicht unbedeutenden Druckfehlers . . 620

Digitized by Google

XII.

Anhang.

No. 1.

Die beynahe allgemein eingeführte Gewohnheit, daß ſich Freund und Freundin am Neujahrstage ihre Achtung durch Wünſche beweiſen, brachte zu dem Verſuch etwas zu liefern, welches ein wenig mehr Geſchmack und Brauchbarkeit hat, als ein Pyramidenförmiger, auf Papier oder ein Stückchen Atlas gedruckter Neujahrwunſch. Einen Fächer, dächt' ich, trägt das ſchöne Geſchlecht beynahe das ganze Jahr; nichts führt der Freundin die Wünſche des Freundes ſo oft vor die Erinnerung als ein Fächer: und ſo ſucht' ich den vortreflichen, und an ſchönen Ideen unerſchöpflichen Künſtler Herrn Meil in Berlin dazu zu bewegen, die Sache auszuführen. Wirklich iſt derſelbe anjetzt damit beſchäftiget, den Hauptgegenſtand, eine ſchöne Allegorie, umgeben mit einem ſich darauf beziehenden Wunſch, und die ſchicklichen Verzierungen nach ſeiner eigenen Zeichnung, in Kupfer zu ſtechen, und wird in einigen Wochen fertig. Alsdann kann man bey mir, und in den vornehmſten Buchhandlungen erfahren, wo man an jedem Ort denſelben haben kann, und ich hoffe, daß er nicht ohne allen Beyfall aufgenommen werden ſoll.

Leipzig, den 26. Oct. 1787.

G. J. Göſchen.

No. 2.

Hiſtoria Zaringa Badenſis von Schoepflin ſehr gut konditionirt, iſt um einen äuſſerſt wohlfeilen Preis zu haben. Der Buchhändler Göſchen in Leipzig giebt davon nähere Nachricht.

No. 3.

Kaiſer Heinrich der Vierte.

Wer in der Geſchichte ſeines Vaterlandes nicht ganz Fremdling iſt — was man doch gegenwärtig mit Grunde gewiß nur einem ſehr kleinen Theile des leſenden Publikums wird vorwerfen können, da, zur Ehre unſers Zeitalters ſey es geſagt! Vaterlandsgeſchichte izt Lieblingswiſſenſchaft und Lieblingslektüre zu werden beginnet — der wird der Behauptung, „daß unter den merkwürdigſten deutſchen Männern des Mittelalters Kaiſer Heinrich der Vierte in jeder Betrachtung Einer der merkwürdigſten iſt, und daß man durch treue lebendige Darſtellung ſeines Charakters, ſeiner Handlungen und ſeiner Schickſale ein groſſes höchſt intereſſantes hiſtoriſches Gemählde aufſtellen könnte,“ ſonder alle Widerrede beyſtimmen.

Der Karakter dieſes Kaiſers ſcheint beym erſten Anblick auffallend zweydeutig und Chameleons-artig zu ſeyn. Schwäche und Stärke, Wankelmuth und Feſtigkeit, Trug und Biederherzigkeit, knechtiſche Kleinheit und adeliche Würde, Wegwerfung und Stolz, blindes Vertrauen und übertriebener Argwohn, Güte und Grauſamkeit — alle dieſe entgegen geſetzten Eigenſchaften liegen in Heinrichs Charakter, durchkreuzen ſich tauſendfältig, ringen und kämpfen um die Obergewalt, und nur eine einzige, die Ehrſucht — man könnte ſie aber bey ihm richtiger Kaiſerſtolz nennen — behauptet immer die oberſte Stelle, und dringt uns in ſeinen glücklichen Perioden unſere Bewunderung, in ſeinen unglücklichen unſer herzliches Mitleiden ab. Dies macht uns den Mann doch ſchon als bloſen Menſchen vorzüglich auszeichnend und unſerer nähern Bekanntſchaft würdig.

Die Handlungen eines Mannes von ſolch einem widerſprechenden Charakter müſſen in natürlicher Folge ebenfalls widerſprechend ausfallen. So auch bey Kaiſer Heinrich dem Vierten, der heute Grafſchaften und Herzogthümer großmüthig wegſchenkte und morgen mit allerley geiſtlichen und weltlichen Aemtern und Pfründen einen verächtlichen Handel trieb; der den Fürſten des ganzen deutſchen Reichs mit hohem Muth oft ins Angeſicht zu trozen wagte, oft aber auch wieder den armen Sünder vor ihnen ſpielte, und ſeiner Würde uneingedenk ſich bis zum Fußfall vor ihnen demüthigte;

Digitized by Google

thigte; der ſich im Unglück immer als ein Weiſer und Mann, im Glück hingegen meiſtentheils als ein Thor und Sklav benahm.

Und endlich die Mannigfaltigkeit ſeiner Schickſale und die überaus ſchnellen Uebergänge vom höchſten Glück bis zum tiefſten Elend in Heinrichs Leben! Im fünften Jahre ſeines Alters ſtirbt ſein Vater und hinterläßt ihn als ſeinen erwählten Nachfolger im Reich. Zwey der angeſehendſten Erzbiſchöfe Deutſchlands ſtreiten und ſchlagen ſich um ſeine Erziehung; beyde erreichen auf gewiſſe Zeitpunkte durch Liſt und Gewalt ihren Endzweck, beyde arbeiten aus allen Kräften, den Jüngling von treflicher Anlage zu verderben. Sein ganzes Leben iſt ein immerwährender Kampf. Diejenigen, die es am redlichſten mit ihm zu meynen ſcheinen, betrügen ihn immer aufs ſchändlichſte. Diejenigen, die er ſich durch Gunſtbezeugungen und reiche Geſchenke verbindlich zu machen ſucht, werden in der Folge ſeine gefährlichſten Feinde. Als er ſeinen Thron aufs dauerhafteſte befeſtiget zu haben, als er nach des Gegenkaiſers Rudolphs Tode am ſicherſten darauf zu ſitzen glaubt, macht ihn der Bannſtrahl, vom Vatikan aus auf ihn herabgeſchleudert, wanken; und als er dieſem Unwetter nach mancherley überſtandenem Ungemach entronnen zu ſeyn wähnt, ſtürzt ihn ſein eigner Sohn vom Throne.

Bey dieſem Reichthum intereſſanter Begebenheiten und groſſer Ereigniſſe iſt es in der That zu verwundern, daß ſich in der Menge der zu jeder Unternehmung allzeit rüſtigen Schriftſteller unſers ſchreibſeligen Zeitalters noch keiner zu Heinrichs Biographen aufgeworfen hat. Denn das vom Freyherrn von Soden herausgegebene Drama: Heinrichs Leben und Ende betitelt, enthält nur die letzten unglücklichen Szenen ſeines Lebens und die Art und Weiſe, wie es ſeinem Sohn endlich noch gelang, ihn des Throns zu berauben; und das ganz neuerlich erſt zu Mannheim erſchienene dramatiſche Produkt: Herzog Otto und Heinrich der Vierte ſchränkt ſich lediglich auf des Erſtern Bemühungen, zum Beſitz ſeines vom Kaiſer ihm abgeſprochenen und an Welfen verliehenen Herzogthums wieder zu gelangen, und auf Heinrichs Kriege mit den Sachſen ein, iſt auch überdies noch, man mag dabey auf Plan, Charakterzeichnung oder Dialog ſehen, von ziemlich mittelmäſſigem Gehalt.

Das Publikum hat das Leben Friedrichs mit der gebiſſenen Wange mit gütiger Nachſicht und faſt allgemeinen Beyfall aufgenommen. Sollte ihm wohl Heinrichs ungleich intereſſanteres Leben, ganz in der Manier Friedrichs, und wo möglich noch beſſer bearbeitet, ebenfalls willkommen ſeyn? Der Verfaſſer ſchmeichelt ſich mit der Hofnung, dieſe Anfrage mit einem gefälligen Ja beantworter zu hören, verſpricht ſich von den Gönnern Friedrichs gütige Unterſtützung, und kündiget in dieſer Hofnung und in dieſem Vertrauen das

Leben Kaiſer Heinrichs des Vierten

in Commiſſion der unterzeichneten Buchhandlung auf Pränumeration an. Zur Jubilatemeſſe 1788 erſcheinet der erſte Theil, an 30 Bogen ſtark, ganz wie Friedrich gedruckt, mit Titelkupfer und Vignette; auf welchem in der gedachten Buchhandlung, wie auch im Addreßkomtoir zu Dresden mit 1 Thlr. auf Schreibpapier und 18 Gr. auf Druckpapier pränumeriret wird, da denn der nachherige Verkaufspreis für jeden Theil nicht geringer als 1 Thlr. 8 gr. und 1 Thlr. geſtellet werden kann. Bey Ablieferung des erſten Theils wird auf den zweyten pränumeriret. Die Namen der Intereſſenten ſollen dem Werke vorgedruckt werden. Die Pränumerationsgelder bittet man poſtfrey einzuſenden. Die löbl. Poſtämter, Zeitungs- und Intelligenzkomtoirs, welche ſo gefällig ſeyn wollen, Pränumeration anzunehmen, erhalten das 9te Exemplar, die Herren Buchhändler hingegen die gewöhnliche Proviſion.

Der Pränumerationstermin ſteht bis Ende dieſes Jahres offen, nach deſſen Ablauf die Namen der Herren Pränumeranten an die unterzeichnete Buchhandlung einzuſenden ſind.

J. G. J. Breitkopfiſche Buchhandlung
zu Dresden und Leipzig.

No. 4.

Bey dem Buchhändler Hortin in Bern wird in künftiger Oſtermeſſe 1788 fertig:

Eugenie und ihre Schülerin, oder Briefe und Geſpräche zum Gebrauch junger Leute von Madame de la Fite.

Der beobachtende Müſſiggänger aus dem Engliſchen, in welcher Sprache er heißt: the Lounger.

No. 5.

No. 5.

Die allgemeine politiſche Zeitung giebt mit Anfange künftigem Jahres 1788 Profeſſor Hammerdörfer in Jena heraus. Die Bedingungen bleiben die nämlichen, aber die Zeitung erhält eine durchaus veränderte Geſtalt. Das politiſche Blatt ſelbſt wird nun ohne die kleinen oft widerſprechenden Artikel eine fortlaufende Staatengeſchichte; ins Intelligenzblatt kommen litterariſche, oekonomiſche, Handels-Fabriks- und andere dergleichen auch gerichtliche Anzeigen, die Zeile zu 4 pf. Inſeratgebühren und überdem wird, ungeachtet der Preis derſelbe bleibt noch wöchentlich ein geographiſch-ſtatiſtiſch-hiſtoriſches Wochenblatt als eine Fortſetzung von des Hr. O. C. R. Büſchings wöchentlichen Nachrichten ausgegeben. Weitläuftigere Avertiſſements ſind auf allen löblichen Poſtämtern zu haben.

No. 6.

Mit Anfange des künftigen Jahres erſcheint in der akademiſchen Buchhandlung zu Jena ein neues kritiſches Journal, unter dem Titel:

Bibliothek deutſcher Volksſchriften,

monatlich von 6 bis 8 Bogen, welches ſich, wie bereits der Titel zeigt, von allen kritiſchen Journalen unterſcheidet, und vorzüglich zur Abſicht hat, auf den Einfluß Rückſicht zu nehmen, welches die zu beurtheilenden Schriften auf das leſende Publikum haben können. Zu dieſen rechnen die Herausgeber alle diejenigen, welche Lehr- und Leſebücher des ungelehrten Publikums ausmachen, alſo Predigten, Erbauungsſchriften aller Art, alle Erziehungsſchriften, populär geſchriebene hiſtoriſche und philoſophiſche, manche mediciniſche und ökonomiſche Schriften, Romane, Schauſpiele, Gedichte, und das zahlreiche Herr der Merkure, Muſeums, Ollas u. ſ. w. Strenge Unpartheilichkeit werden ſich die Herausgeber zum erſten Geſetze machen, und eben dieſe Pflicht empfehlen ſie auch allen denen, welche ſie durch Beiträge unterſtützen ſollten, wofür ſie im voraus die heiligſte Verſchwiegenheit, den beſten Dank und die möglichſte Vergütung ihrer Arbeit verſichern.

Die Herausgeber der Bibliothek deutſcher Volksſchriften.

Digitized by Google

No. 7.

Nachricht zu einem Werke, betitelt: für Studenten, Advocaten, und Publikum.

Unſer jetziges Jahrzehend hat groſſe, vortrefliche Lehrer, hat eben ſo vortrefliche, brauchbare Schriften in allen Theilen der Künſte und Wiſſenſchaften erzeugt, und doch, — unglaublich iſts, — hört man noch täglich, vorzüglich von denen, welche die Academie verlaſſen, die Klage: „Sollte ich noch einmal auf die Univerſität gehen, ich wollte ganz anders ſtudieren.“

Alſo könnte man doch anders, man könnte beſſer ſtudieren, als man ſtudiert; es muß alſo nicht unmöglich ſeyn, anders und beſſer zu ſtudieren? Iſt es nicht unmöglich, warum handelt man nicht nach dieſem Grundſatz? Warum braucht man ſich nicht mit Anſtrengung, Unmöglichkeiten, gewiß nur ſcheinbaren, Hinderniſſen des beſten Vorſatzes ſchon früh zu begegnen? Jede Verabſäumung dieſer Anſtrengung erzeugt die übelſten Folgen; dies mag die geheime Erfahrung eines jeden beſtätigen.

Nicht ich allein war ſo weiſe dies zu beherzigen; nein ein Mann, den ich näher zu kennen wünſchte, war auch ſo weiſe, wie ich. Gerade in den Augenblick, als ich die letzte Feile an mein Werk anlegte, fand ich folgende Stelle meines unbekannten Freunds in der allgemeinen deutſchen Bibliothek Band 70. Stück. 2. Num. 6. Seite 353.

„Eigentlich ſollte, wenigſtens auf Univerſitäten der Studirende zu eignem Fleis angewieſen werden, bei dem ihm der Lehrer auf die vorerwähnte Art forthülfe. Der Recenſent hat ſich ſo ſehr oft verhalten. Allgemein wird der Gebrauch nicht werden, der Lehrer verdient ja mehr, wenn ſich der Lernende alles vorbuchſtabiren läßt.“

Ich traute meinem Geſicht kaum, als ich das, in einem öffentlilchen Blatt las, was ich darinnen am wenigſten erwartet hatte, und — fühlte mich geſtärkt in dem Vorſatz ein Werk bekannt zu machen; deſſen Neues, Ungewöhnliches, Auffallendes mir nothwendig Haß, Verfolgung, Tadel zuziehen muß; daß ich auch aller, ihm geweihten, mühvollen Stunden ungeachtet, zuverläſſig noch der Vergeſſenheit über-

übergeben haben würde, wenn nicht ein Vorgänger, wie dieſer Mann es iſt, — ihm den Weg gebahnt hätte.

Wem nun Wahrheit lieb iſt, wer feile, niedere Schmeicheley haßt, wer Philoſophie und Anlage zum Denken nicht im vierſchrötigen Coloß, nicht im menſchenſcheuen Ernſt, nicht im alternden Kleidsſchnitt allein ſucht, den fordere ich hiermit auf: meine Bemühung wenigſtens aus dem Standpunct zu beurtheilen, aus dem ich ſie beurtheile, nämlich: als Wink, als warme, thätige Aufforderung zu möglichſt vollſtändiger Bearbeitung eines Stoffs, der meine ganze Aufmerkſamkeit bis heut veſt an ſich gezogen hat.

Ich bin überzeugt, tauſende, — nah und fern, — werden mir einſt danken, daß ich meine Muſe für Sie verwendet habe.

Nun von meinem Werk kürzlich folgendes.

Alles was Sie leſen werden, meine Herren, iſt Folge eigner, zehnjähriger — Erfahrung, iſt Reſultat eignen zehnjährigen Nachdenkens; iſt alſo nicht Nachahmung, nicht dürftige Ausſchreibung, nicht Buchdiebſtahl, nicht Sammlung gelehrter Anmerkungen. Alles muß mir, alles jedem andern darauf ankommen, einen Gedanken den ich, wie Sie ſehen, nicht allein denke, näher zu prüfen, zu berichtigen, und dann, wenn er Beifall findet, ihn mehr zu entwickeln und zu verbreiten.

Freylich, und das ſagt jene Stelle der allg. d. Bibl. zuvor, verliert jeder academiſche Lehrer durch meinen Vorſchlag viel; aber zum Troſt dieſer, mir ehrwürdigen, Männer ſage ich's hiermit: „beherzigt irgend ein Fürſt meine Vorſchläge, „ſo gewinnt jeder rechtſchafne, gelehrte Mann, dabei weit „mehr als er verliert.“

Den Herrn Studenten gebe ich — mehr zu thun, als Sie bisher gehabt haben; auf allen Seiten verweiſe ich ſie zu eignem tiefen Nachdenken, und das iſt ja Beſtimmung für Sie. Aber, meine Herren, auf der andern Seite macht Ihnen Ihr unbekannter Freund die ſchwere Bahn ſo leicht, ſo angenehm, ſo gerade und eben, daß ich ſchon zuvor den Blick mir froh denke, den mir mancher in ſeiner academiſchen Stille mein Buch in der Hand, zuwinken wird. Verbinden Sie damit das vortrefliche Schönemanniſche Journal: „für „Studirende; und ſ. w.“ ſo werden Sie ganz den Nutzen haben, den ich von dieſer Lectüre für Sie erwarte.

Rechtsgelehrte werden insbeſondere ſo viel Anlaß bekommen mit mir zufrieden zu ſeyn, daß ich mit Zuverſicht behaupten darf: ſie treffe das nicht, was ich vorhin von Haß u. d. g. ſprach.

Und liebes Publikum, gelehrtes und ungelehrtes, vornehmes und geringes, lies, ich bitte Dich darum, dieſe wenigen Bogen: Sie werden dir vielleicht oft manchen guten brauchbaren Bürger mehr, manchen ſchlechten Bürger weniger geben. Sie werden dir ſagen: ſtudieren, practiciren ſei nichts leichtes, nichts verächtliches. Was es aber ſey, ſeyn müſſe, dies ſage ſelbſt dir: hier ſchließt Beſcheidenheit mir den Mund.

Nun wohlan, dies ſey dein erſter Ausflug *in die Welt*, Frucht meiner ſtillen, ungeſtörten Einſamkeit; *fürchte nichts*. Tauſende werden an dir ſich ärgern, dich belachen, dich anfeinden, mit geſchärfter Feder, dich bekriegen, und, — einige doch wohl, werden dich ſchätzen: bey dem allen ſei dein Troſt nur der: „ich bin in der Welt! —“

Einem Verleger wollte ich anfänglich dies Werk geben; aber wer ſucht dann im Buchladen ein Werk, deſſen Daſeyn niemand weis, deſſen Inhalt niemand wähnt, deſſen Schnitt ſo iſt, wie der, von dem Freund Ovid ſagt:

„Nec titulus minio, nec cedro charta notetur:
„Candida nec nigra cornua fronte gerat:

Ovid. Triſt. Lib. I. Eleg. 1.

Um nun gemeinnützig zu werden, mußte ich den Weg der Unterzeichnung wählen. Der Preis iſt gering. Von heut bis den 1. Mai 1788 iſt die Vorausbezahlung 16 gr. nach Ablauf dieſes Termins aber 1 Thlr. — —

Pränumeration nehmen folgende Buchhandlungen an: die Fiebigiſche in Berlin, die Kaiſeriſche in Erfurt, die Broſiſche in Göttingen, die Hofmanniſche in Hamburg, die Erbſteiniſche in Meiſſen, die Deinzeriſche in Bauzen, die Severiniſche in Weißenfels, die Cruſiuſſiſche in Leipzig, und das privilegirte Intelligenzcomtoir daſelbſt, in Wittenberg Herr Proclamator Weidler, in Jena die Expedition der allg. Litt. Zeitung, in Dresden das privilegirte Adreßcomtoir und Herr Sekretär Bachenſchwanz, wogegen ich mich zu 25 p. C. erbiete.

Briefe und Gelder erbitte ich unter untenſtehender Adreſſe, mit jedesmaliger Beibehaltung meines ganzen Vornamens,

namens, an mich ſelbſt; poſtfrey in Churfürſtl. Sächſ. Conventionmünze einzuſenden, ſo wie annoch: die Namen und den Character der Herrn Pränumeranten, zu meiner eignen Nachricht, gütigſt beizulegen. Dresden am 20 Oct. 1787.

Advocat Friedrich Auguſt Fritſche.
wohnhaft auf der Zahnsgaſſe in des Juwelierers Hrn. Haaſe Hauße im zweyten Stockwerk.

No. 8.

Bey Friedrich Gotthold Jacobäer in Leipzig ſind folgende neue Bücher herausgekommen:

Für Töchter edler Herkunft. Eine intereſſante Geſchichte in 3 Theilen. 8. à 2 Rthlr. 12 gr.
Eben daſſelbe auf holländiſch groß Poſtpapier à 4 Rthlr.
Heinr. Sanders Predigten für denkende Zuhörer in allen Ständen, 2. Th. Neue Auflage. 8. à 2 Rthlr.
Neue Morgen- und Abendandachten auf alle Tage im Jahre. 2 Th. Neue Auflage 8. à 2 Rthl. 12 gr.
Andachten bey der heiligen Nachtmahlfeyer für denkende Chriſten 2 Th. Neue Auflage. à 1 Rthl.
Die Paſtoralbriefe Pauli erklärt und angewandt. 8. à 6 gr.
Des Freyherrn von Günderroda ſämtliche Werke aus dem deutſchen Staats- und Privatrechte, der Geſchichte und Münzwiſſenſchaft, mit vielen Zuſätzen herausgegeben von D. Peſſelt. gr. 8. à 1 Rthlr. 8 gr.
Das Leben eines Lüderlichen. Ein moraliſch-ſatyriſch Gemälde, nach Chodowiecki und Hogarth. 2 Th. mit Kupfern. 8. à 2 Rthlr.
Littegarde von Schlottheim. Eine wahre Geſchichte zur Erbauung aus der mittlern Zeit. Zweyter und lezter Theil. 8. à 1 Rthlr.
Anti-Saint-Nicaiſe 3ter und letzter Theil. 8. à 16 gr.
Trauergeſchichten 3ter und lezter Theil à 16 gr.
Richard Paw's Skizzen aus der Heilkunde nach dem Engliſchen von D Chriſt. Friedr. Michaelis. gr. 8. à 8 gr.
Ferris über die Milch. Aus dem Engliſchen von D. Chriſt. Friedr. Michaelis. gr. 8. à 12 gr.
D. Baldingers neues Magazin für Aerzte 9ter Band. gr. 8. à 1 Rthlr. 18 gr.

D. Poſſelts wiſſenſchaftliches Magazin für Aufklärung 3ter Band. 1. 2tes Heft. gr. 8. à 16 gr.

Von dieſem Journale iſt ſeithero vierteljährig ein Heft erſchienen, da aber die Liebhaber die Fortſetzung dieſes beliebten Journals in kürzerer Zeit zu erhalten den Wunſch geäuſert haben, als iſt nunmehro die Einrichtung ſo getroffen worden, daß von dem itzigen 3ten Bande an alle 2 Monate ein Heft erſcheinen ſoll, wovon der Preis 8 gr. iſt, auch ſollen diejenigen, welche ſich bey jezt erſcheinendem 3ten Bande engagiren, die 2 erſten Bände um Einen Ducaten erhalten.

No. 9.

Der Herr Magiſter Weddigen zu Bielefeld iſt Willens, wie dem Publico ſchon aus ſeinem Weſtphäliſchen Magazin bekannt iſt, einen Codex diplomaticus Weſtphaliæ herabszugeben. Endesunterſchriebene Buchhandlung iſt entſchloſſen, dieſes Werk in Verlag zu nehmen, wenn zwiſchen jezt und Weyhnachten 1787 eine hinlängliche Anzahl von Subſcribenten bey ihr oder bey dem Hrn. Herausgeber ſich melden. Der Subſcriptionspreis auf den erſten Band, welcher über ein Alphabeth ſtark werden wird, beträgt 1 Rthlr. in Golde.

Damit das Publicum über den Werth der für den erſten Band beſtimmten Urkunden zu urtheilen in den Stand geſetzet werde, ſo machen wir denſelben hier öffentlich bekannt, und zweifeln nicht, daß dieſe Urkundenſammlung nicht nur den einländiſchen, ſondern auch auswärtigen Freunden der Geſchichte Weſtphalens nicht anders, als willkommen ſeyn werde. Hier iſt der Inhalt des erſten Theils!

1.) Privilegium ab Epiſcopo Bernardo de anno 1326 pro nobilitate Paderbornenſi.

2.) Grenzvergleich zwiſchen der Grafſchaft Ravensberg und Lippe de ao. 1491.

3.) Extract Paderborniſcher Lehenſtücke aus der Lehenempfängnus van weiland Biſchof Johann van der Hoya. ao. 1569.

4.) Rüthiſches Statut vom J. 1178 nach einer alten Handſchrift aus dem XIII. Seculo.

5.) Wahrhafte Deduction der Königlichen Preußiſchen Jurium auf und an die Stadt Dortmund.

6.)

6.) Ordinatio Comitis Trutmanni facta per Carolum Magnum. ao. 781.

7.) Erſter Verpfändungsbrief regis Romanorum Alberti der Reichshöfe Dortmund, Weſthoven, Ellmenhorſt und Brackel de ao. 1300. an Grafen Eberhard von der Mark.

8.) Sententia Imperialis inter electorem colonienſem & comitem de Marca de 1301. wegen der 4 verpfändeten Reichshöfen.

9.) Diploma Advocatiae über Dortmund und die Judenſchaft daſelbſten de 1301.

10.) Donatio Imperatoris Ludovici in favorem Theodorici Comitis de Cleve. Anno 1317.

11.) Pactum Advocatiae & protectionis zwiſchen Grafen Engelbert von der Mark und der Stadt Dortmund de 1364.

12) Pfand-Verſchreibung des Königs-Hofs Engelbert Grafen von der Mark, an die Stadt Dortmundt de Anno 1376.

13.) Pactum Advocatiae zwiſchen Adolfen Greven to Cleve und to der Mark, item Gerhard van der Cleve Broeders pro illis & illorum hæredibus mit der Stadt Dortmundt bis dat an die Stat 3000 Goltgülden wieder erlegt ſullen ſyn. de ao. 1400.

14.) Pactum Advocatiae & protectionis renovatum zwiſchen Hertzogen Johann I. und der Stadt Dortmundt de ao. 1468.

15.) Renovatio pacti advocatiae & protectionis zwiſchen Hertzogen Johann II. und der Stadt Dortmundt de ao. 1481.

16.) Vertrag und Vergleich zwiſchen Herzog Willhelm zu Cleve Gülich Berge ꝛc. und der Stadt Dortmundt de 1565.

17.) Engelberti Confirmatio Privilegiorum & quod Monaſterium S. Walburgis nulli Abbati cuiuscunque ordinis, ſed ſoli domino Colonienſi ſubjectum ſit. a. 1221.

18.) Privilegia Civitatis Craneburgenſis de 1481. ſq.

Unterſchriebene Buchhandlung wird dafür ſorgen, daß der Codex Weſtphaliæ ſo korrect wie möglich abgedruckt werde, und bittet, daß ihr die Namen der Subſcribenten bald möglichſt eingeſandt werden mögen. Lemgo den 19. September 1787. Meyerſche Buchhandlung.

No. 10.

Digitized by Google

No. 10.

Mit Vergnügen kündigen wir ein Werk an, das vor andern ſeiner Art gewiß den Vorzug verdienet, unter dem Titel: Abhandlung über die hauptſächlichſten, häufigſten, äuſſerlichen und innerlichen Krankheiten ꝛc. aus dem Franzöſiſchen überſetzt.

Herr Joh. Fr. von Herrenſchwand, D. M. auswärtiges Mitglied der königl. mediciniſchen Geſellſchaft zu Paris und der ökonomiſchen Geſellſchaft zu Bern, geheimer Rath und vormals wirklicher erſter Leibarzt Sr. Majeſtät des Königs in Pohlen und auch des Durchl. Herzogl. Sachſen-Gothaiſchen Hofes, rathgebender Arzt der Stadt Bern, ꝛc. würdigte uns, uns ſein Manuſcript zu übergeben, ſo ganz auf Erfahrungen von 50 Jahren gegründet und ſo eingerichtet iſt, daß es nicht allein angehenden Doktoren der Arzneywiſſenſchaft und wirklichen Aerzten, ſondern auch Jenen, die die Arzneykunſt eben nicht ſtufenweiſe ſtudiert, auch allen aufgeklärten Perſonen, ſo dieſe Kunſt nur aus Menſchenliebe auf dem Lande ausüben, hauptſächlich denenjenigen, die wegen weiter Entfernung einen Arzt, oder die Arzeneyen aus der Apothek gänzlich entbehren müſſen, allen nur möglich zu erwünſchenden Vortheil und Nutzen darbietet. Niemand wird die Erfahrungen und gründlichen Kenntniſſe in dieſer Wiſſenſchaft bey einem würdigen Manne und Greiſe von 73 Jahren in Zweifel ziehen, der ſeine ganze Lebenszeit mit größtem Fleiß dazu aufgeopfert, der in ſeiner Jugend die Kollegen eines Salzmanns, Boecklers, Nikolai's in Straßburg, eines Wedelius, Hambergers, Teichmeyers und Fr. Hofmanns auf Sächſiſchen Univerſitäten, eines Boerhave's, Albinus, Gaubius und s'Graveſande in Leyden benutzet, und mit Ruhm an lezterem Orte im Jahre 1737 die Würde eines D. M. erhalten. Der nachher in Flandern, London, Paris, Deutſchland, Pohlen und in der Schweiz dieſe Kunſt alſo zu ſeinem Ruhme ausgeübt, daß er ohne weitere Anempfehlungen, noch Verfaſſung mediciniſcher Werke, mehrere Berufe von Souverainen erhalten, die mit den ſchmeichelhafteſten Anträgen begleitet waren, und endlich von ſeinen Mitoberen dem ſouverainen Stand und Republik Bern bey dem Ableben ſeines Freundes, des ſeligen großen Hallers, als rathgebender Arzt von ſeinem Ruhort aus dahin berufen worden.

Die durch den Herrn von Herrenſchwand auf höchſten Befehl ausgearbeitete diplomatiſche Verfaſſung, um das medizíniſche Weſen in Pohlen einzurichten, und Aerzte und Wundärzte in Warſchau zu bilden ꝛc. hat nicht wenig zu ſeinem Ruhm beygetragen, wie aus einem Artikel des Wieneriſchen Diariums No. 25. den 26ten März im Jahr 1768. zu erſehen, ſo der berühmte ſel. Leibarzt Baron van Swieten hat einrücken laſſen.

Dieſes Werk iſt ein wahrer Innbegriff und Schlüſſel zu allen praktiſchen Kenntniſſen und Wiſſenſchaften, auch ſo hell und faßlich, daß ſich deſſen Studierte und Unſtudierte mit größtem Nutzen werden bedienen können; es verdient auch deßwegen als ein allgemein nützliches Haus- und unentbehrliches Leſebuch allen Spitälern, Regimentern, Pfarrern, Hausvätern, Herrſchaften, die auf dem Lande wohnen, oder ſich auf Reiſen begeben, anempfohlen zu werden. Es beſchreibt das Hauptſächlichſte über die Verſchiedenheit der Temperamenten und mehr als 300 Hauptkrankheiten, deren Entſtehung, Grundurſachen, ꝛc. und enthält die Heilmittel dagegen. Die Lebensordnungen ſind beſonders darinn abgehandelt, die Verſchreibungen in die Apotheken ſind in der Landesſprache und auch auf Latein eingetragen; unter denſelben ſtehen, zum Behuf der Armen, Hausmittel, und für Herrſchaften, Reiſende und Andere die von guten Apotheken entfernet ſind, Anweiſungen um ſich mit Haus- Land- Feld- und Reiſeapotheken nach Nothdurft und mit geringen Köſten für alle Krankheiten, die das Werk behandelt, beſtens verſehen zu können.

Es wird in 4to. auf Schreibpapier nebſt dem Portrait des Verfaſſers gedruckt, zwiſchen 80 und 90 Bogen enthalten, und künftige Oſtern erſcheinen. Da man aber jezt wegen den aller Orten eingeſchlichnen Nachdrücken faſt kein nüzliches Werk zum Druck übernehmen kann, ſo müſſen wir zur Sicherheit unſerer dazu verwendeten Köſten den Weg der Vorausbezahlung oder Unterzeichnung einſchlagen. Bis Ende dieſes laufenden Jahrs wird die Vorausbezahlung in allen Buchhandlungen von L. 10. 10 ſ. franzöſiſchen Geldes für das Exemplar angenommen, wie auch Unterzeichnung, doch mit dieſem Unterſchiede, daß diejenigen, ſo nur auf dieſes Werk unterzeichnen, ſolches bey Ablieferung mit L. 12. 15 ſ. bezahlen: nachher ſoll es aber L. 15 koſten.

Die

Die geſamten Herren Buchhändler werden höflichſt gebeten, dieſes allgemein nützliche Werk beſtens bekannt zu machen, und wir verſprechen dagegen in ähnlichen Fällen gleiche Dienſte zu leiſten, und für ihre Mühe, Briefporto und andere Auslagen den gewöhnlichen Pränumerations-Rabat zu geſtatten.

In obbeſtimmter Zeit und nach den eingeſandten Verzeichniſſen der Pränumeranten, Subſcribenten und eingegangenen Geldern, werden wir jeden ſeine gehörige Anzahl Exemplarien zuſenden.

Da man in Frankreich ſchon lange gewünſcht, daß ein Werk von dieſer Art ans Licht treten möge und man uns hauptſächlich dazu aufgefordert, daß wir dieſes Werk, deſſen Autor über 12 Jahre mit Ruhme in Paris practiciert hat, auch zum allgemeinen Beſten des deutſchen Publikums herausgeben ſollen, ſo haben wir um ſo weniger Anſtand gefunden, es durch einen Gelehrten in die deutſche Sprache überſetzen zu laſſen, und wird alſo die deutſche Auflage bis künftige Oſtern, die franzöſiſche aber ſchon bis Ende Jenners 1788 die Preſſe verlaſſen.

Bern den 1ſten September 1787.

Franz Seizer und Comp.

No. 11.

Die gute Aufnahme des Bildungsjournals für Frauenzimmer zur Beförderung des Guten für beyde Geſchlechter, hat die Herausgeber deſſelben ermuntert, es für das Jahr 1788 fortzuſetzen. Sie werden die gewählten Fächer als: 1.) Das praktiſche Religionsfach. 2.) Das eheliche Fach. 3.) Das oekonomiſche Fach. 4.) Das Erziehungsfach. 5.) Das Annehmlichkeitsfach. 6.) Das vermiſchte Fach mit eben der Sorgfalt und Fleiß zu bearbeiten und alles beyzutragen ſuchen, dieſes Journal immer mehr und mehr der Vollkommenheit näher zu bringen. Jeden Monat erſcheint ein Stück von 6 Bogen (wobey ein Muſikaliſches Blatt) in farbigem Umſchlag, 6 Stücke machen einen Band aus und jeder wird mit einem allegoriſchen Kupfer oder einem Portrait gezieret. Bis Ende Febr. 1788 kann man bey mir oder in allen Buchhandlungen auch Zeitungs- und Intelligenz-Comtoiren, einen halben

den Luisd'or auf den ganzen Jahrgang prännmeriren, nach dieſem Termin koſtet er 3 Rthlr. Sächſ. Geld. Denenjenigen, die auf dieſen 2ten Jahrgang vorauszahlen, und den erſten auch zu beſitzen wünſchen, will ich dieſen letztern ebenfalls noch um den Pränumerationspreiß einen halben Louisd'or überlaſſen. Auf eine hiſtoriſch = topographiſche Beſchreibung der Stadt Halle im Magdeburgiſchen kann man bey mir, auch in allen Buchhandlungen Deutſchlands, bis zum Febr. 1788 12 gr. Sächſ. Geld prännmeriren. Die Pränumeranten erhalten ihre Exemplare auf Schreibpapier, die Sammler auf 10 Exemplar das 11te frey.

Letztere Michaelmeſſe iſt bey mir herausgekommen: Des engliſchen Schiffkapitain Brockwells Reiſe, nach der neu entdeckten Inſel St. Andreas, eine Seefahrergeſchichte neuer Zeiten, 8. Zittau, 787. 7 gr. Miß Sarah Trimmers Fabeln und Geſchichten zum Unterricht für Kinder, in Abſicht auf ihre Behandlung der Thiere; aus dem Engliſchen überſetzt vom H*, 8. Ebend. 787. 14 gr. Solyman und Almena, Muſter der Wohlthätigkeit; aus dem Engl. überſetzt von H*. 8. Ebend. 787. 8 gr. Arithmetiſche Beſchäftigungen oder Magazin zum Nutzen und Vergnügen, für die Liebhaber der Rechenkunſt, herausgegeben von J. G. Goldberg. 3. B. 1. und 2. St. oder arithmetiſche Unterhaltungen zum Nutzen und Vergnügen. 1. und 2. St. 8. Ebend. 787. jedes St. 3 gr. Regententafel von Europa in Form eines Damenſpiels. Ein Weinachtsgeſchenk für artige Kinder. 8. Ebend. 8 gr. Noch eine Parodie eines Proteſtanten auf Lavaters Empfindungen in einer katholiſchen Kirche, nebſt einem Anhange. 8. 787. 1 gr.

Zittau, im November, 1787.

Johann David Schöps.

No. 12.

Bey dem Buchhändler Krieger jun. in Gießen ſind folgende Bücher fertig geworden:

Cancrin (F. L. von) Abhandlung über den Nutzen einer Bergbelehnung. 8. 4 Ggr.

Koch (D. J. Chriſt.) peinliche Halsgerichtsordnung Kaiſer Carl des Vten, vermehrte Auflage. gr 8. 14 Ggr.

Pre-

Predigten über die chriſtliche Moral, aus den Werken der beſten Schriftſteller geſammlet, 2ter Band. gr. 8. 1 Thl. 8 Ggr.

Religionsbegebenheiten (die neueſten) mit Anmerkungen pro 1787, 5. bis 9tes Stück. 8. 15 Ggr.

Tabellen, den innern Gehalt des Holzes zu beſtimmen, für Forſtbediente und Bauleute. gr. 8. 16 Ggr.

Blaue Beobachtungen über die Seekrankheiten. Aus dem Engl. gr. 8. 1 Rthl. 4 Ggr.

Daum (Henr.) von den Hornklüften der Pferde und deren Heilung. 8. 2 Ggr.

Jacobs (J. B.) praktiſcher Unterricht der Entbindungskunſt, überſezt von J. D. Buſch, mit Kupfern. gr. 8. 2 Rthl. 16 Gr.

Ledderhoſe (C. G.) kleine Schriften aus dem deutſchen Staats- und Fürſtenrecht. 2ter Band. gr. 8. 20 Ggr.

Lucina, oder Magazin der Geburtshelfer, 1ſtes Stück, herausgegeben von J. D. Buſch. 8. 6 Ggr.

Schaeffer (I. Chr.) de cataracta membranacea. c. fig. 8. 4 Ggr.

Dr. Joh. Heinr. Jung Antrittsrede in Marburg. gr. 8. 2 Ggr.

No. 13.

In der Meyerſchen Buchhandlung zu Lemgo wird unter dem Titel: Sammlung auserleſener Italieniſcher Aufſätze in Proſe und Poeſie, auf Michaelis ein Buch angekündigt, deſſen Abſicht iſt, dem jungen, nach Italieniſcher Litteratur begierigen Deutſchen, durch angenehme Unterhaltung das Erlernen dieſer Sprache zu erleichtern, und ihren Geſchmack zu verfeinern. Da aber die italieniſchen Sprachlehrer der mehrſten deutſchen Städte mit dem Unterricht in der Bücherſprache bis jetzt oft ſelbſt nicht gut fortkommen können, oder da auch wohl mancher Deutſche, blos wegen Mangel der gewöhnlichen Beſtreitungskoſten an der Erlernung dieſer Sprache verhindert wird, dem dieſe Kenntniß, wegen der jetzigen Richtung der Wiſſenſchaft, ſonſt noch beträchtliche Vortheile verſchaffen könnte: ſo verſpricht man künftige Oſtern zu dieſer Sammlung einen Commentar, und eine nur wenig Bogen ſtarke italieniſche Grammatik zu liefern, wodurch jeder im Sprachſtudio nur etwas Geübter in den

den Stand geſetzt werden ſoll, ſowohl dieſes, als nachher auch alle übrige Bücher ohne weitere groſſe Schwierigkeiten für ſich zu leſen, und ſich richtige Vorſtellung von dem eigentlichen Charakter dieſer Sprache zu machen.

J. L. Wallis.

No. 14.

Man braucht in der That weder bigot noch ſchwermüthig zu ſeyn, um die jetzigen Zeiten in Anſehung der Religion bedenklich zu finden. Für einen ſehr großen Theil der Chriſten ſcheint ſie wirklich nichts mehr, als eine gleichgültige Nebenſache zu ſeyn, mit der man nach Belieben umgehen könne.

Beſonders aber läßt uns der traurige Zuſtand, in welchem ſich unſere Jugend befindet, eine noch bedenklichere Zukunft fürchten. Nicht nur die allgemeinen Beobachtungen, ſondern auch die Zeugniſſe der Lehrer und aller rechtſchaffenen Eltern beſtätigen es, daß der allergrößte Theil der Jugend einen ganz unglaublichen Leichtſinn und ſehr große Gleichgültigkeit gegen die Religion — einen ganz übertriebenen Hang zu Ausſchweifungen und ſinnlichen Vergnügen äußere, und jeden Ernſt — jedes Nachdenken durch ausgelaſſenen Scherz verſcheuche. Wer von der Wahrheit — von der Vortreflichkeit der allerunſchätzbarſten, für die Menſchen höchſt wohlthätigen Lehren Jeſu überzeugt iſt — wer es aus Erfahrung weiß, daß der Menſch nur in der redlichen Ausübung derſelben — in dem Glauben an den göttlichen Verſöhner der Welt — einzig und allein Beruhigung ſeiner Seele — Troſt für alle Widerwärtigkeiten dieſes Lebens — wahre ewig dauernde Glückſeligkeit finden kann, wer es erkennt — und wie leicht kann man dieſes nicht bis zur möglichſten Ueberzeugung erkennen? — daß die Sünde der Leute Verderben ſey — daß jede Ausübung derſelben gewiſſe traurige Folgen ganz unvermeidlich nach ſich ziehe — wer von alledem überzeugt iſt, ſage ich, dem kann allerdings ein ſolcher Zuſtand nicht anders als beweinenswürdig ſeyn.

Und ganz vorzüglich niederſchlagend iſt die traurige Erfahrung, daß ſehr viele Erſtlinge, auch bey der gewiſſenhafteſten Treue und eifrigſten Bemühung der Schullehrer und Prediger, ſie würdig auf den erſten Genuß des heiligen

Digitized by Google

Abendmahls vorzubereiten, demohngeachtet ganz unwürdig dabey erſcheinen, und dieſe feyerliche mit ſo großem Heil verbundene Handlung mehr zu ihrem Verderben, als zu ihrem Segen unternehmen.

Ich muß es geſtehen, mir ſcheint der erſte Genuß des heiligen Abendmahls vorzüglich feyerlich und von der größten Wichtigkeit zu ſeyn. Da die meiſten Kinder leider ſogleich nach demſelben die Schule verlaſſen, ſo glaube ich, daß ſie bey und durch denſelben hauptſächlich in ihrem Glauben und Chriſtenthume recht befeſtigt und gegen die in ihren Jahren ſo häufigen Verſuchungen zum Laſter recht geſtärkt werden ſollten.

Sollte ich alſo wohl etwas Ueberflüßiges unternommen haben, wenn ich mich ſeit einiger Zeit unter dem Beyſtand Gottes beſchäftigte, für die Jugend überhaupt und beſonders für die Erſtlinge eine Lehr- und Erbauungsſchrift zu verfertigen, in welcher ganz beſonders darauf Rückſicht genommen worden iſt, der Jugend mehr Neigung zur Religion Jeſu überhaupt beyzubringen, und beſonders die Erſtlinge auf die Wichtigkeit des Abendmahls und auf eine würdige Vorbereitung auf daſſelbige recht aufmerkſam zu machen. Der Titel dieſes etwa zehn Bogen ſtarken Buchs iſt:

Lehr- und Erbauungsbuch für junge Chriſten — beſonders für Erſtlinge zu einer geſegneten Abendmahlsfeyer.

Man hat hierbey den Weg der Subſcription für den ſchicklichſten gehalten, und um es ſo gemeinnützig als möglich zu machen, ſo iſt der Preiß auf 4 ggr. erniedrigt, welchen gewiß jedermann für 10 Bogen äuſſerſt billig finden wird.

Da man nun gerne mit dieſem Lehr- und Erbauungsbuch ſchon den Katechumenen des künftigen 1788ſten Jahres nützen möchte, ſo kann der Subſcriptionsweg nicht länger bis höchſtens Lichtmeß 1788 offenſtehen, damit die Exemplare in der Faſtnachtswoche ausgegeben und verſchickt werden können. Der Inhalt dieſer Schrift iſt:

1.) Eine Betrachtung über die wahre Glückſeligkeit und die Urſachen, warum ſie von ſo wenigen Menſchen wirklich erreicht wird.

2.) Vor-

2.) Vortreflichkeit der chriſtlichen Religion, als nach deren Anleitung man nur allein wahrhaftig glücklich werden kann.
3.) Aufforderung und herzliche Ermahnung an Erſtlinge, ſich zu dieſer vortreflichen menſchenbeglückenden Religion Jeſu, ſtandhaft bis an ihr Ende zu bekennen.
4.) Würdige Vorſtellung vom heiligen Abendmahl.
5.) Rechte Vorbereitung auf daſſelbige.
6.) Anleitung zu einer heilſamen Selbſtbetrachtung für Erſtlinge.
7.) Rechte Vorſtellung von der Beichte und Nutzen derſelben.
8.) Einige Beichtformeln.
9.) Eine genaue Prüfung vor der Beichte.
10.) Kurze Betrachtung nach derſelben.
11.) Morgenandacht am Communiontage,
12.) Einige Gebete für Erſtlinge vor und nach dem Abendmahl.
13.) Etliche neue Lieder zur Erbauung am Abendmahlstage.
14.) Betrachtung der Leiden und des Todes Jeſu.
15.) Etwas für kränkliche und gebrechliche Kinder zu ihrer Beruhigung.
16.) Abendgebeth am Communiontage.
17.) Heilſame Entſchließungen zu einem tugendhaften und chriſtlichen Lebenswandel nebſt einigen klugen Lebensregeln zum Abſchied aus der Schule.
18.) Einige Gedichte über wichtige Gegenſtände zur Erbauung und zur Stärkung in der Tugend und Frömmigkeit.

Der Verfaſſer.

Dieſe von dem Herrn Verfaſſer erhaltene Ankündigung begleite ich mit der herzlichſten Bitte an die Herren Prediger und Schullehrer, die Sammlung der Subſcribenten an ihrem Orte gütigſt über ſich zu nehmen. Ich hoffe, daß ſich auch noch einige andere bereitwillige Freunde finden, die es zur Beförderung des wahren Chriſtenthums unter der Jugend, thun werden. Wer auf 6 Exemplare zugleich ſubſcribirt, bekömmt das ſiebente frey; wer aber auf 30, bekommt achte und wer

auf 50 ſubſcribirt, 12 frey. Es wird in ordinair Octav auf gutes Papier gedruckt, koſtet aber nach dem Verlauf des Subſcriptionstermins 6 ggr. Die Zahlung geſchicht ſogleich bey der Ueberſendung der Exemplare, welche ganz gewiß in der Faſtnachtswoche noch geſchehen wird. Noch bitte ich ergebenſt, die geſammelten Subſcribenten ſo bald wie möglich einzuſchicken, damit ich mich mit der Auflage darnach richten und auch die Namen der Subſcribenten dem Buch vordrucken kann. Die Verſendung werde ich auf die beſte und wohlfeilſte Weiſe zu bewerkſtelligen ſuchen. Briefe müſſen nun freilich frankirt eingeſchickt werden, da der Preiß des Buchs ſo ſchon ſehr gering iſt und ſonſt alſo die mit dem Verlag verbundenen Unkoſten in Verhältniß mit demſelben *zu ſtark ſeyn* würden. Wollte Gott, daß ſich auch einige Menſchenfreunde fänden, welche auf eine Anzahl ſubſcribirten, und ſie dann unter Waiſen und arme Kinder vertheilten! Greiz im Voigtlande den 28. October 1787.

Carl Heinrich Henning.

No. 15.

Da das Lehrbuch der chriſtlichen Religion ꝛc. welches Herr Domprediger M. Förſter in Naumburg in meinem Verlag herausgegeben, ſo vielen Beyfall gefunden, daß in Zeit von einem Jahre die ganze ſehr beträchtliche Auflage vergriffen worden, das Lehrbuch aber in manchen Gegenden ſowohl in Stadt- als Landſchulen gebraucht wird, zum Theil auch ordentlich eingeführt worden iſt; ſo bin ich dadurch veranlaßt worden, eine zweite vom Herrn Verfaſſer, nach den Vorſchlägen einiger unſerer größten Theologen, verbeſſerte Auflage (wodurch jedoch abſichtlich die erſte Ausgabe keinesweges unbrauchbar gemacht worden iſt,) mit Churfürſtl. Sächſ. Privilegio zu veranſtalten. Durch etwas engern, jedoch nicht kleinern Druck, und größer Format, iſt die Bogenzahl verringert worden, ſo daß es in Zukunft in den Buchläden ſtatt 12 gr. nur 9 gr. koſten wird. Um dieſes, ſowohl zur häuslichen Andacht für Erwachſene, als in Schulen gleich nützliche und lehrreiche Buch möglichſt zu verbreiten, biete ich es den Herren Geiſtlichen, Schullehrern und unbemittelten Leuten vom Neujahr bis Oſtermeſſe 1788 für 6 gr. an.

Auf

Auf 10 Exemplare gebe ich das 11te — auf 20, 3 Exemplare — auf 30, 5 Exemplare — auf 40, 7 Exemplare — und auf 50, 10 Exemplare für Bemühung frey; es verſteht ſich aber von ſelbſt, daß das Geld franko eingeſendet werden muß, wogegen ich ſogleich die Exemplare abſende und für Emballage nichts anrechne. Das Buch iſt bis auf einige Bogen vollendet, und wird mit Ende des Decembermonats gewiß fertig. Ich erſuche die Herren Superintendente, Prediger, Schullehrer und andre Freunde, die gern ein nützliches Buch verbreiten, von dieſer Offerte Gebrauch zu machen.

Während den Leipziger Meſſen wohne ich in Schirmers Hauſe in der Nikolaiſtraße, woſelbſt ich es jedem, der etwan von den Meßgelegenheiten und dieſem äuſſerſt niedrigen Preiß profitiren will, in Parthien gegen baare Zahlung ausliefern werde.

Weißenfels im Decemb. 1787.

Friedrich Severin.

No. 16.

Die Buchdruckerey zu Weißenfels liefert mit Anfang des künftigen Jahres eine Wochenſchrift unter dem Titel:

Wahrheit und wahrſcheinliche Dichtung,

welche eigentlich ganz für den wißbegierigen Bürger und Landmann beſtimmt iſt, und folgendes enthalten ſoll: Kleine Geſchichten; Romane; Lebensbeſchreibungen merkwürdiger Perſonen; Naturgeſchichte; Mittel und Vorſchläge zum Beſten der Menſchheit; Landeseinrichtungen und beſonders von den Landescollegien; Fragmente aus der Sächſiſchen Geſchichte; edle und unedle Handlungen; Beſtreitung ſchädlicher Vorurtheile und des Aberglaubens; intereſſante Neuig- und Merkwürdigkeiten; Gedichte; Anekdoten; Räthſel; und monatlich eine kurze Ueberſicht der merkwürdigſten politiſchen und bemerkenswerthen Begebenheiten. Am Ende des Jahrs ein Regiſter über den Jahrgang als Zugabe. Der Preis iſt äuſſerſt geringe, und koſtet das Blatt in Weißenfels, Leipzig, Naumburg, Zeitz, Freyburg, Merſeburg vierteljährlich nur 4 Ggr. Entferntere bezahlen wegen Packſpeſen und Porto vierteljährlich 5 Ggr. oder für den ganzen Jahrgang, der aus 52 Stück beſteht,

20 Ggr. oder wie ſie ſonſt aufs billigſte mit ihren Kollekteurs einig werden können. — Wer 6 Liebhaber ſammelt, erhält das 7te Exemplar frey; Hauptkollekteurs aber einen beträchtlichen Rabat. Das erſte Stück iſt bereits als eine Probe erſchienen und anſtatt eines Avertiſſements umſonſt ausgegeben worden, es enthält folgendes: 1.) Eine kleine Geſchichte aus dem ſiebenjährigen Kriege, wovon die Fortſetzung folgen ſoll. 2.) Mäßigkeit; ein moraliſches Volkslied. 3.) Naturgeſchichte des Vampirs. 4.) Der alte Kater, eine Fabel. 5.) Das edeldenkende Weib; eine rührende Geſchichte. 6.) Der Edelmann und der Bauer; ein Epigramm. 7.) Anekdote vom König von Preußen. 8.) Ein Räthſel.

Beförderer des Guten werden gebeten Beyträge einzuſchicken, doch müſſen ſolche paſſend und plan geſchrieben ſeyn, wenn ſie in dieſes Volksblatt aufgenommen werden ſollen.

No. 17.

Neuere Geſchichte der Chineſer, Japaner, Indianer, Perſer, Türken, Ruſſen und Amerikaner, 33 Theile. Als eine Fortſetzung von Rollins älteren Geſchichte, aus dem Franz. überſetzt, und mit Anmerkungen verſehen. Berlin, von 1756 bis 1779. in Oktav.

Der allgemeine Beyfall, den dieſe neuere Geſchichte gleich vom Anfang an gefunden hat, gründet ſich auf den von den erſten franzöſiſchen Verfaſſer, dem Abbé de Marſi, nach dem Muſter der Rollinſchen Geſchichte angelegten, und von ſeinen Nachfolgern beybehaltenen wohlgeordneten Plan, auf die richtige Wahl der aus den bewährteſten Quellen geſchöpften intereſſanten Nachrichten, auf den guten Erzählungston und auf die angenehm unterhaltende hiſtoriſche Schreibart, wodurch ſich das Original ſo ſehr empfohlen, und die auch, nebſt den übrigen Vorzügen des Werks, in der deutſchen Ueberſetzung, von deren Verfaſſern wir nur einen Zachariä und G. E. Leſſing nennen wollen, nichts verlohren, vielmehr durch die beygefügten Anmerkungen einen neuen Werth erhalten hat. Man muß hier keine trockene Erzählung blos hiſtoriſcher Umſtände, keine forteilende Berichte von Schlachten, Belagerungen und Revolutionen ꝛc. ſuchen. Die Verfaſſer ſetzen erſt alles, was den Urſprung

Urſprung und den Wachsthum jeder Nation betrift, auseinder. Sie zeigen hierauf die Epochen der vorzüglichſten Begebenheiten ihrer erſten Verfaſſung, die Ordnung, nach welcher ihre Beherrſcher auf einander gefolgt ſind, und machen uns mit den berühmteſten derſelben bekannt. Sie bemerken ferner die Lage, die Gröſſe, die Gränzen, das Klima jedes Reichs, die vornehmſten Städte derſelben, die gröſten Merkwürdigkeiten der Kunſt, nebſt dem, was die Natur beſonders darin hervorbringt, und endlich lernen wir das Genie eines jeden Volks, ſeine Regierungsform, Religion, Geſetze, Sitten, Gebräuche und Verkehr mit andern Völkern kennen. Nach dieſem Plan wird die Geſchichte aller der auf dem Titel genannten Nationen abgehandelt, wobey ſowohl die Mannigfaltigkeit und das Intereſſante der Materien, als auch der gefällige Vortrag, die eingeſtreuten muntern Anmerkungen und Anekdoten die Aufmerkſamkeit der Leſer nicht ermüden laſſen, die vielmehr den Verfaſſern ſowohl als den Ueberſetzern, Dank wiſſen werden, daß ſie ihnen hier, ein ſehenswürdiges Gemälde ſo vieler verſchiedenen Weltbewohner geliefert, und durch eine eben ſo nützliche als angenehme Lektüre Gelegenheit zur Erweiterung ihrer hiſtoriſchen und moraliſchen Kenntniſſe gegeben haben. Von dem ganzen Werke, welches bisher 16 Thlr. 8 Gr. gekoſtet, ſind noch einige vollſtändige Exemplare in der Voſſiſchen Buchhandlung zu Berlin, und in künftiger Michaelismeſſe zu Leipzig im Teichmanniſchen Hauſe in der Nikolaiſtraße, auch in der Juniusſchen Buchhandlung zu Leipzig, für den heruntergeſetzten Preis von 10 Thaler zu haben; auch kann die ruſſiſche, ingleichen die amerikaniſche Geſchichte, davon die erſtere aus 5, die letztere aber aus 8 Theilen beſteht, den Liebhabern, die ſich nicht das ganze Werk anſchaffen wollen, beſonders, und zwar jeder Theil für 12 Gr. abgelaſſen werden.

No. 18.

Zu einer Zeit, wo die Reforme in der Säftenpathologie das Studium eines jeden wahren Arztes werden muß, und wo die Jahrhunderte als Grundſäule unerſchütterliche Lehre von Cauſalurſachen in den Säften ſchon manchen unausweichbaren Stoß erlitten hat, wird es doch wohl jeden Arzt freuen, etwas ſyſtematiſches hierüber zum weiter

weiter verfolgenden Leitfaden zu erhalten, und dieſes von einer Feder, die unter uns Teutſchen durch kritiſchen und philoſophiſchen Scharfſinn ſchon Ruhm und Dank eingeerndtet hat. Franz Milmann, der ſchätzbare Verfaſſer von dem Werk über die Waſſerſucht, hat auch durch folgendes Werk ſich neuen Ruhm erworben:

An inquiry into the ſource from whence the ſymptoms of the ſcurvy and of putrid Fevers ariſe, and into the ſeat, which thoſe affections occupy in the animal œconomy, &c. &c. By *Francis Milmann.*

Dieſes Werk werden wir nächſtens unter dem Titel liefern:

Franz Milmann über die Natur des Scorbuts und der Faulfieber, mit Anmerkungen von A. F. A. D.

Andreäiſche Buchhandlung.

No. 19.

Nachricht für die Herren Autoren, die von ihren ſelbſt verlegten, und der Buchhandlung der Gelehrten in Commiſſion gegebenen Schriften, noch Exemplare hier haben.

Da verſchiedene Gelehrte von ihren ſelbſt verlegten Schriften noch Exemplare in der Buchhandlung der Gelehrten allhier liegen haben, und dieſes Liegen immer mehrerern Verluſt für ſie verurſachen muß, da der Debit derſelben ſo ganz gehindert wird; ſo erbiete ich mich, einem jeden, der wirklich noch Exemplare hier hat, mit Rath und That an die Hand zu gehen. Ich erſuche demnach alle insgeſamt, und einen jeden insbeſondere, ſich an mich zu wenden, und ihre Willensmeynungen über dieſe noch daſeyende Exemplare näher zu beſtimmen. Von der übrigen Beſchaffenheit des Zuſtandes der Buchhandlung der Gelehrten kann ich keine Rede und Antwort geben, und bleiben alle Anfragen darüber unbeantwortet von mir. Die Briefe erwarte ich poſtfrey, und überlaſſe es übrigens der Billigkeit eines jeden, ob ich am Ende eine Vergeltung für meine Mühe erwarten darf. Leipzig, den 1. Nov. 1787.

Ernſt Martin Gräff,
Buchhändler.

Ankündigung
einer Monatsſchrift
unter dem Titel:
Braunſchweigiſches Journal
philoſophiſchen, philologiſchen und pädagogiſchen Inhalts,

herausgegeben
von

Ernſt Chriſtian Trapp, Johann Stuve,
Konrad Heuſinger, und Joach. Heinr. Campe.

Die Zwecke, welche man durch dieſes Journal zu erreichen ſich vorgeſetzt hat, ſind folgende:

1. Wird man darin manche wichtige Angelegenheit der Menſchheit, welche innerhalb der Grenzen der practiſchen Philoſophie liegt, beſonders ſolche, über welche die Stimmen der Unterſucher und Forſcher bis jetzt getheilt geblieben ſind, von neuem zur Sprache bringen, um die öffentliche Aufmerkſamkeit und den Unterſuchungsgeiſt mehrerer Wahrheitsforſcher noch einmal darauf zu lenken. Beſonders wird man hiebei ſein Augenmerk auf ſolche Gegenſtände richten, welche die fortſchreitende Erziehung, Aufklärung und Beglückung des menſchlichen Geſchlechts betreffen; und jeder dahingehörige intereſſante Beitrag aufgeklärter und wohlwollender Menſchenfreunde wird dankbar angenommen werden.

2. Soll darin inſonderheit über diejenigen neuern pädagogiſchen Vorſchläge und Behauptungen, welche dermalen noch ſchwankend und ſtreitig ſind oder ſcheinen, freimüthig, aber ruhig debattirt und auf dieſe Weiſe verſucht werden, ob man ſolche bezweifelte Puncte nicht nach und nach auf unbezweifelte Gründe der Vernunft und der Erfahrung zurückführen könne. Man ladet daher alle, wel-

che

che in den bisherigen oder künftigen Verhandlungen d[es]
Reviſionswerks oder in andern neuern Erziehungsſchrifte[n]
ſolche ihnen problematiſch oder völlig ungegründet ſcheinen
de Jdeen und Behauptungen zu finden glauben, hiermi[t]
ein, die Gründe ihrer entgegengeſetzten Meinungen dem
Publico in dieſem Journale vorzulegen, um demjenigen,
von welchem die beſtrittene Behauptung kam, Gelegenheit
zu verſchaffen, entweder ſich von dem Ungrunde derſelben
zu überzeugen und ſeinen Jrrthum zurückzunehmen, oder
ſeine Meinung, zuſammt den Gründen derſelben in e[in]
noch helleres und befriedigenderes Licht zu ſtellen.

3. Bittet man alle, welche entweder in Erziehungs- und Schulſachen oder in Anſehung anderer der Menſchheit wichtigen Gegenſtände auf Jdeen und Meinungen gekommen ſind, welche von den bisher adoptirten abweichen, dieſelben in dieſem Journale zur öffentlichen Prüfung darzulegen, um Gründe mit Gegengründen abwägen zu laſſen. Eine Meinung ſey noch ſo paradox, rührt ſie nur von einem denkenden Kopfe her und betrift ſie zugleich eine wichtige Angelegenheit der Menſchheit: ſo verdient ſie Aufmerkſamkeit und Prüfung. Beide ſollen ihr in dieſem Journale gewährt werden.

4. Sollen alle von jetzt an neu herauskommende Erziehungs- Schul- und Kinderbücher, von welchem Gehalte ſie auch immer ſeyn mögen, angezeigt und unpartheiiſch beurtheilt werden, damit das Gute und Brauchbare dieſes Fachs deſto früher und allgemeiner genutzt, das Schlechte und Unbrauchbare hingegen deſto geſchwinder verworfen werde. Schriftſteller und Verleger, denen an einer baldigen Anzeige ihrer Werke gelegen iſt, werden erſucht, ein Exemplar derſelben einzuſenden. Auch kleinere fliegende Schriften, beſonders Schulprogrammen, ſollen, wenn ſie einen merkwürdigen Jnhalt haben und portofrei eingeſandt werden, unter dieſen Anzeigen einen ihrer Wichtigkeit angemeſſenen Platz finden.

5. Sollen Nachrichten von Schul- und Erziehungsbegebenheiten, welche der öffentlichen Aufmerkſamkeit werth ſind, in dieſem Journale bekannt gemacht werden; und man bittet daher alle Schulleute und Erzieher, welche Merkwürdigkeiten dieſer Art ins Publicum zu bringen wünſchen, ſich der ihnen hier angebotenen Gelegenheit dazu zu be-

bedienen, damit die Verbeſſerungen, welche in Anſehung der öffentlichen und häuslichen Erziehung jezt in vielen Gegenden Deutſchlands vorgenommen werden, deſto geſchwinder verbreitet und an andern Orten nachgeahmt werden mögen.

Man ſieht aus dieſer fünffachen Beſtimmung unſerer Zwecke, daß es, troz der großen Menge deutſcher Zeitſchriften, doch noch keine andere gebe, welche mit der unſrigen einerlei Gegenſtände und einerlei Abſichten hätte. Wir dürfen daher auch erwarten, daß man dieſe unſere Unternehmung nicht zu den überflüßigen zählen werde.

Es iſt aber hierbei ganz von ſelbſt klar, daß die Herausgeber eines ſolchen Journals ſich für weiter nichts verbürgen können, als dafür, daß ſie ihre ordentlichen Mitarbeiter vorſichtig wählen, und von den eingeſandten Beiträgen anderer nur diejenigen aufnehmen wollen, welche der öffentlichen Aufmerkſamkeit nicht unwerth zu ſeyn ſcheinen. Uebrigens ſteht jeder Herausgeber, ſo wie jeder ordentliche und auſſerordentliche Mitarbeiter nur für ſich und ſeine eigenen Arbeiten, und iſt keinesweges verantwortlich für das, was eines andern iſt. Es macht daher jeder, welcher Beiträge zu dieſem Journale liefern wird, ſich *eo ipſo* verbindlich, den Inhalt derſelben, falls es erfordert werden ſollte, ſelbſt zu verantworten. Ueberhaupt aber bittet man die künftigen Leſer dieſer Zeitſchrift des Zwecks derſelben eingedenk zu ſeyn, und keinem der Herausgeber etwas anzurechnen, wobei man nicht den Nahmen deſſelben finden wird: weil es ſich oft ereignen dürfte, daß die Herausgeber, welche ſich keines unbefugten Richteramtes über die Ideen ihrer Mitarbeiter anmaßen können, ſich genöthiget ſehen werden, Meinungen und Urtheile über Bücher und Sachen aufzunehmen, welche ihren eigenen vielleicht grade entgegengeſezt ſind. Man will nemlich, um es noch einmal zu ſagen, durch dieſes Journal nur den öffentlichen Unterſuchungsgeiſt reitzen und nähren, aber keinesweges ſeine eigenen Vorſtellungsarten und Privatmeinungen geltend zu machen ſuchen.

Die äuſſere Einrichtung und die Bedingungen, unter welchen die unterſchriebene Buchhandlung dieſes Journal zu liefern ſich erbietet, ſind folgende:

1.

1. Von Neujahr 1788. an erſcheint monatlich ein Heft von acht Bogen mit einem blauen Umſchlage. Vier Hefte machen einen Band aus und werden mit einem eigenen Titel verſehn. Einzeln wird jedes Heft, ſobald es erſchienen ſeyn wird, in allen bekanten Buchhandlungen und auf allen Poſtämtern für 8 Ggr. zu haben ſeyn.

2. Wer bei der unterſchriebenen Handlung auf zwölf Hefte oder drei Bände vorausbezahlt und zufrieden iſt, daß ihm, nicht jedes einzelne Stück heftweiſe, ſondern jedesmal ein ganzer Band oder vier Hefte auf einmal franco Leipzig, Berlin, Hamburg und Frankfurt am Mayn zugeſchickt werden, der bezahlt für jeden Band nur 22 ggr, alſo für den ganzen Jahrgang oder für zwölf Hefte nur 2 Thlr. 18 ggr. und erhält das zehnte Exemplar umſonſt.

3. Weil dieſe Schrift in Anſehung einiger Rubriken als ein Gegenſtück zum Reviſionswerke angeſehen werden kann, und daher den Beſitzern des letztern gewiſſermaaßen unentbehrlich iſt: ſo ſoll dieſelbe den Subſcribenten dieſes Werks, aus Erkenntlichkeit für ihre bisherige Theilnehmung, Bandweiſe zu 18 ggr., alſo der ganze Jahrgang zu 2 Thlr. 6 ggr. doch ohne weitern Abzug und unter der Bedingung überlaſſen werden, daß die Verſendung jedesmal auf dem gewöhnlichen Wege der allgemeinen Reviſion geſchehe.

4. Beſtellungen, die, gleich der Bezahlung, nicht anders als poſtfrei eingeſandt werden können, bittet man entweder bei der unterſchriebenen Handlung, oder bei andern beliebigen Buchhandlungen, oder bei dem Poſtamte eines jeden Orts vor der Mitte des Novembers zu machen. Beiträge werden entweder an einen der Herausgeber oder an die verlegende Handlung eingeſandt. Braunſchweig, den 12ten September 1787.

Die Braunſchweigiſche Schulbuchhandlung.

Digitized by Google

Digitized by Google

AP30
.N46
n.f.
v.1
pt.2
1787

Stanford University Libraries
3 6105 014 849 033

[redacted] STACK

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

Digitized by Google